

1.

N^o 1

Nº 1



1.



Benz No 1

Die Geschichten
der
Deutschen.

Zweiter Band.

Drittes und viertes Buch.

Vom Umsturze des römischen Reichs bis zum Ausgange der sächsischen Kaiser.

Von

C. A. Menzel.

Breslau, 1817.

Gedruckt und im Verlage bei Graß, Barth und Comp.

Und in Commission bei W. A. Holäufner.



1.

M2 35204



9097 491



D r i t t e s B u c h .

Vom Umsturz des abendländischen Kaiserthums bis zur Stiftung des Königreichs
Deutschland.

1.

Inhalt des dritten Buchs.

- Erstes Kapitel. Uebersicht der deutschen Völker.
- Zweites Kapitel. Die Begründung des fränkischen Reichs.
- Drittes Kapitel. Chlodowichs Söhne erobern Thüringen und Burgund.
- Viertes Kapitel. Die ostgothischen Geschichten.
- Fünftes Kapitel. Die longobardischen Geschichten.
- Sechstes Kapitel. Anfänge des Papsts und Mönchthums.
- Siebentes Kapitel. Die bairischen Geschichten.
- Achtes Kapitel. Die fränkische Verfassung.
- Neuntes Kapitel. Die Gesetze der Salier.
- Zehntes Kapitel. Die Merwinger.
- Elfstes Kapitel. Die ripuarischen, bojarischen und allemannischen Gesetze.
- Zwölftes Kapitel. Verfall der Merwinger und Wachstum der Pipiniden.
- Dreizehntes Kapitel. Verbreitung des Christenthums unter den deutschen Völkern.
- Vierzehntes Kapitel. Der heilige Bonifazius.
- Fünfzehntes Kapitel. Karl Martell und seine Söhne.
- Sechzehntes Kapitel. Pipin, König der Franken.
- Siebzehntes Kapitel. Die europäischen Verhältnisse bei Karls des Großen Thronbesteigung.
- Achtzehntes Kapitel. Karls erste Kriege wider die Sachsen.
- Neunzehntes Kapitel. Karls Krieg wider die Longobarden.
- Zwanzigstes Kapitel. Karls bairischer und avarischer Krieg.
- Ein und zwanzigstes Kapitel. Die Wiederauflehnung des abendländischen Kaiserthrons.
- Zwei und zwanzigstes Kapitel. Karls Kriege mit den Slaven und Normännern.
- Drei und zwanzigstes Kapitel. Karls Regierungsweise, Charakter und Tod.
- Vier und zwanzigstes Kapitel. Kaiser Ludwig der Fromme.
- Fünf und zwanzigstes Kapitel. Bruderkrieg der Söhne Ludwigs und Theilung des Reichs.
-

Erstes Kapitel.

Uebersicht der deutschen Völker.

Odoaker, Fürst der Turcilinger, herrschte zu Rom an der Spitze herulischer, rugischer und scyrrischer Kriegsvölker über Italien. Die Stadt, die so viele Völker bezwungen und ausgerottet hatte, diente nun germanischen Schaaren, deren Ursprung dunkel von den Küsten der Ostsee abgeleitet wird; aber Odoaker ließ Roms Verfassung, Obrigkeiten und Gesetze bestehen, und milderte die unerlässlichen Drangsale, die mit der Ansiedelung seines Kriegsvolks in ein Drittheil des römischen Grundeigenthums verbunden waren, durch Menschlichkeit gegen die Ueberwundenen und durch Strenge gegen die Sieger. Wie alle germanischen Christen war er in dem Glauben der Arianer erzogen, der den Römern ein Greuel schien; aber er ahmte dem Beispiel der verfolgungssüchtigen Kaiser nicht nach, und das Stillschweigen der Katholiken beweist, daß sie seiner Duldung und seines Schutzes genossen. Indes lag schon lang ein großer Theil Italiens öde; ehe noch durch Krieg, Hungersnoth und Pest, die Bevölkerung erschöpft worden war, hatten bereits die unermesslichen Landgüter der römischen Großen,

in welche allmählig alles Eigenthum der alten Freien zusammenfloß, den innern Wohlstand vernichtet, auf welchem die Stärke der Völker, und die Möglichkeit, erlittene Verluste zu ersetzen, beruht. In stetem Zuge waren alle großen und wohlhabenden Familien des Landes nach Rom gewandert, und durch dessen verdorbene Sitten zu Grunde gerichtet worden. Der Ackerbau verlor seinen Reiz, je mehr die freien Leute abnahmen, je theurer seit dem Aufhören der siegreichen Kriege der Sklavenankauf ward, und je mehr sich die Hauptstadt mit Getreide aus Sizilien und Afrika versorgte. So war lang vor dem Einbruch der Barbaren Rom selbst der Abgrund, der die Bevölkerung und den Wohlstand Italiens verschlang; auf dem Lande waren Sklaven, in den Städten ein dürftiger Pöbel übrig geblieben; ohne den Dazwischentritt der Barbaren möchte Italien gänzlich in sich selber verödet seyn.

Die Nordküste von Afrika ward von den seemächtigen Wandalen beherrscht, deren König, der gewaltige Giserich, ein Jahr nach des Kaiserthums Erlöschung, seinem Sohne

Hunnerich den Thron hinterließ, den er durch so viele Verbrechen besleckt hatte. Die Westküste Hispaniens gehörte den Sweben. Im übrigen Lande und über das westliche Gallien gebieten die Westgothen, deren Könige Theoderich II. und Eurich die verwirrten Zeiten der letzten Kaiser benutzt hatten, den Ueberrest der römischen Herrschaft an sich zu reißen. Da wo heut das hohe und das niedere Burgund, wo Bern, Freiburg und Wallis, wo Savoyen, Delphinat und ein Theil der Provence liegen, wohnten die Burgunder. Diese, als Attila ihren König Gunthakar erschlagen hatte, schickten zu den Westgothen, und holten von dort Gundioch, den Balten, zu ihrem Könige; dessen vier Söhne herrschten nun über die Burgunder, König Chilperich zu Genf, Godogisel zu Bisanz, Gundobald zu Lyon, Godemar zu Wienne. In Britannien kämpften die Angelsachsen mit den Eingebornen um den Besitz des Bodens. Pannonien und das östliche Donauland war unter Ostgothen, Gepiden, Longobarden, unter die zurückgebliebenen Stämme der Heruler, Rugier, Scyren, Turcilinger, und andere Völkerschaften vertheilt, die einst den Fahnen Attilas gefolgt, und durch den Tod dieses Eroberers frei geworden waren. Besonders ward das Gebiet der Rugier an der Morava durch den Namen *Rugiland* unterschieden. Diese ausgewanderten germanischen Völker waren (mit Ausnahme der brittischen Sachsen,) schon Christen, aber die nähern Umstände ihrer Bekehrung sind unbekannt. Von den Burgundern allein giebt der Kirchenschriftsteller

Socrates die dunkle Nachricht *), sie hätten sich zur Zeit der hunnischen Bedrängniß zu dem Gott der Römer gewendet, und in einer (ungenannten) Stadt Galliens von einem frommen Bischof nach siebentägigem Fasten und Unterricht die Taufe erhalten: Aber der wohlthätige Einfluß, den diese frühe Bekehrung aller in den römischen Provinzen angesiedelten Germanen auf die Verschmelzung der Sieger und der Besiegten hätte haben können, ward durch den unglücklichen Umstand vereitelt, daß der Glaube, welchem sie angingen, der arianische war. Sey es nun, daß des Uphilas Lehre auf alle mit den Gothen in Verbindung stehende Stämme gewirkt hatte, oder daß die arianische Ansicht sich dem rohen Verstande als begreiflicher empfahl: die unglückliche Religionsverschiedenheit zwischen Germanen und Römern bestand und ward zur unverstiegbaren Quelle von Eifersucht und Haß. Die kezerischen Barbaren erschienen den Römern als doppelte Feinde, und die Helden des Nordens mochten nicht wenig erstaunen, wenn die Aeußerungen der rechtgläubigen Geistlichkeit, daß sie trotz ihrer Taufe alle ohne Ausnahme zur Hölle fahren müßten, zu ihren Ohren gelangten. Aber nur die Wandalen in Afrika waren es, welche diese Herausforderungen erwiederten. Wenn Giserich und seine Nachfolger auf katholischen Kanzeln Pharaone und Holoferne gescholten wurden, so bemühten sie sich, diesen Ausdrücken durch die Tyrannei zu entsprechen, mit welcher sie ihren katholischen Unterthanen das arianische Bekenntniß aufzuzwingen versuchten. Dies die

*) Hist. eccl. VII. 30.

ausgewanderten Stämme; in Deutschland selbst aber war es damals also beschaffen.

(Die Allemannen.) An beiden Rheinufern nördlich bis an die Lahn und bis Cöln, südlich am Jura hinauf, zwischen Franken und Burgundern, wohnten im heutigen Schwaben und obern Rheinland die Allemannen, die nachmals am linken Ufer Aelfassen genannt worden sind. Auch den größten Theil von Helvezien, den nicht die Burgunder eingenommen, besaßen oder durchzogen Allemannen als Hirten. Die Grenzscheide beider Völker hat sich in der Scheidungslinie der französischen und deutschen Sprache Helveziens erhalten; denn während bei den Burgundern durch den stetigen Feldbau bürgerliches Leben und römische Weise gedieh, blieben die Allemannen bei ihrer alten Ackerverloosung, ihren Heerden und Sitten. In den Hunnenkriegen dienten deren viele in römischem Solde; auch weiß man, daß Aetius sich mit ihrer Hülfe den Fortschritten der Franken entgegen gestellt hat *). Als aber dieser Feldherr ermordet und Avitus Statthalter in Gallien war, erschienen die Allemannen wieder als Feinde. Er handelte mit ihnen um Frieden **). Auf der andern Seite durchstreiften sie das Land zwischen dem Lech und dem Inn, und längst der Donau bis tief in das heutige Ungarn. Allda werden neben und unter ihnen wiederum die lang verschollenen Sweven genannt; beide vereinigt kriegten mit den Gothen an der Donau und mit den Herulern in Italien ***). Endlich behaupteten die Sweven das Land vom Lech bis zum

Rheinthal um die Donauquelle und die ganze südliche Grenze, so weit es heute noch deutsch ist; es bleibt der Name der Sweven, der vor Zeiten so viele Völker umfaßt hat, zuletzt nur dem einzelnen Stamm, und dem Landstrich Sweven- oder Schwabenland, den derselbe bewohnt. Aber Sweven und Allemannen sind einerlei Volk, dessen westliche Kriegsstämme sich nach dem Bundesnamen (Almannen oder Germanen) nannten, während die innern, mit denen die Römer nichts zu thun hatten, die alte Benennung Sweven behielten. Daher kommen Sweven zum Vorschein, als das Volk auf der entgegen gesetzten Seite in Krieg mit den Gothen geräth: was für Verschiedenheit der Völker gehalten wird, ist oft nur Verschiedenheit alter und neuer Benennung.

(Die Bojoarier.) Die Donauländer Norikum, Bindelicien und Rhätien, seit ihrer Unterjochung durch Silius und Augusts Stiefsöhne, dann nach ihrem durch Hadrian und die Antonine beförderten Aufbau die Sitze römischer Verwaltungen, Städte und Sitten, und seit Constantin sogar zu Italien gerechnet, wurden im allmählichen Verfall des Reichs die Heerstraßen und der Tummelplatz streitbarer Völkerstämme, welche bald von Pannonien herauf, bald von Mitternacht über die Donau her gegen Italien drängten. Hier zogen Alarichs Westgothen, hier Attilas Hunnen. Als der Tritt dieser Weltstürmer verhallt war, streiften Allemannen vom Rhein plündernd bis an den Inn;

*) Constantius Presbyter apud Vales. L. IV. rer. Franc. p. 167. **) Sidon Apoll. Carm. VII. 171.

***) Jornand. 85. Greg. Tur. II. 19.

Thüringer kamen aus dem innern Deutschland auf behenden Rossen, Heruler, Rugier, Turcilinger und Scyren aus dem benachbarten Pannonien herbei, um die Ueberreste des römischen Reichthums davon zu führen, oder über die Erndten und Heerden der wehrlosen Bewohner als neue Gebieter zu schalten. Wie Inseln auf dem weiten Meer der Verödung standen noch die römischen Festen; denn die deutschen Schaaren, der Belagerungskünste unkundig, zogen vorüber, und die römischen Besatzungen und Bürger in ihnen fristeten theils durch Zufuhr, die sie je zuweilen aus Italien erhielten, theils durch Anbau der Felder unterhalb der Stadtmauern ein kärgliches Daseyn. In dieser jammervollen Zeit begab es sich, daß ein frommer Mann, vermuthlich römischen Geblüts, aus Afrika, Namens Severinus, von einer Wallfahrt aus Morgenland in das Land Norikum kam *), welches wie alle römische Provinzen schon voll christlicher Einwohner war, aber auch, da hieher die Edicte der Kaiser weniger mächtig gereicht hatten, noch viele Heiden enthielt. Die germanischen Völker, die das Land durchzogen, waren meist Christen, doch nach des Arius Bekenntniß. In diesem Lande beschloß Severin zu bleiben, um den Heiden und Irrenden das Evangelium zu predigen. Ohne eine feste Stätte zu wählen, wohnte er zuweilen in einsamen Waldgegenden, oder er zog von Ort zu Ort, barfuß, in grobes Gewand gehüllt, zu helfen, zu rathen und zu trö-

sten. Oft nahmen die bedrängten Bewohner des Landes zu seiner Vorsprache Zuflucht, denn auch die fremden Kriegsschaaren ehrten die Heiligkeit des Mannes, und gaben, wenn er sie bedräuete oder bat, das Vieh und die Gefangenen zurück, die sie von den Thoren der römischen Städte hinweggeführt hatten. Einst, als Severin in seiner Bethütte im Waldgebürg saß, pochten herulische Jünglinge, die zum Kriegsdienst nach Rom zogen, an die Thür, um seinen Segen mitzunehmen. Einer derselben war von so hoher Leibesgestalt, daß er sich nur gebückt in die Zelle drängen konnte. Diesem rief Severin im prophetischen Ton zu: Gehe hin nach Italien! Jetzt bist du in schlechtes Pelzwerk gekleidet, bald aber wirst du reiche Gaben an viele auszutheilen im Stande seyn! Dieser Jüngling war jener Odoaker, der nachmals Roms Kaiserthum über den Haufen warf. Indes konnte Severin nur hin und wieder einzelnen Jammer stillen, den Untergang der Provinz nicht verhindern. Erstürmt und zerstört fielen endlich die römischen Städte Quintana Castra (Kinzingen), Batavis (Passau), Suavia (Salzburg), unter den Händen der Alemannen und Thüringer. Als dies Fava, König der Rugier an der Morava, hörte, zog er herauf den Raub zu theilen, und nahm alle Römerstädte an der Donau bis zur Enß. Seinem Bruder Friedrich gab er das Gebiet von Favianiana, welches in der Gegend des heutigen Wiens gesucht wird. Obwohl aus Lauriacum,

*) Das Leben dieses Heiligen, von seinem Schüler Eugippius ohngefähr 30 Jahr nach Severins Tode gläubig fromm beschrieben, ist die älteste Quelle der bojoarischen Geschichte. Es steht unter andern in Velserei operibus p. 629. Norimbergae 1689.

(Lorch), wo viele Flüchtlinge sich gesammelt hatten, Severin dem Eroberer bittend entgegen ging, nahm König Tava doch auch diese Stadt, und führte die römischen Einwohner in sein Land, um die menschenarmen Gegenden zu bevölkern. Die Strafe kam nach. Einige Jahre darauf, als Sankt Severinus schon gestorben war *), begab es sich, daß Friedrich, König Tavas Sohn, seinen gleichnamigen Oheim zu Faviana ermordete. Auf dieses zog Odoaker, elf Jahre nach dem Ende des Kaisertums **), aus Italien herauf, um den Tod seines Freundes zu rächen und die alte Vormauer Italiens wieder zu gewinnen. Er schlug die Rugier, und nahm den König gefangen, der Mörder aber entrann. Als derselbe nach einiger Zeit zurückkehrte, sandte Odoaker zum zweitenmal ein Heer unter seinem Bruder Konulf gegen ihn, und ließ die rugische Macht für immer vernichten. Friedrich floh zu den Ostgothen, die verpflanzten Römer und viele Rugier wurden nach Italien geführt, auch die Gebeine des Heiligen aufgehoben und über die Berge gebracht, wo sie erst zu Monteseletro, dann in einem Schlosse Campaniens, Castellum Lucullanum genannt, bestattet worden sind.

Durch diesen Untergang des rugischen Staats ward das südliche Donauland Eigenthum herulischer, scyrrischer und turcilingischer Stämme, welche die Oberherrschaft des Königs von Italien, ihres Landsmanns, anerkannten. Allemannen und Ueberreste der Rugier, vielleicht auch Markmannen und Quaden, die sonst

weiter östlich im Norden des Flusses gewohnt hatten, und jetzt von den Longobarden gegen Südwesten gedrängt worden seyn mögen, schlossen sich an. Alle diese Stämme schmolzen zu Einem Volke zusammen, auf welches, da es nicht wohl nach Einem Stammnamen genannt werden konnte, der alte, durch die römische Provinzialbezeichnung wohl niemals ganz verdrängte Landesname Bojoarien oder Bajuvarien übertragen ward. Diesen Namen nennt nennt Jornandes zuerst in Geschichten, die in das Ende des fünften Jahrhunderts fallen ***). Das königliche Haus unter den Bojoariern war, wohl erst nach dem Ende der Herrschaft Odoakers, das Geschlecht der Agilolfen; außer demselben erscheinen in den Gesetzen des Volks noch fünf andere Familien, (die Huosi, Throzza, Sagana, Bahilingua und Kennion,) durch höheres Wehrgeld ausgezeichnet, als ein eigenthümlicher Adel, vielleicht die Fürstfamilien fünf einzelner Stämme, aus welchen das Volk erwachsen war. Also beherrschten von nun an Deutsche das Land, das in der Urzeit celtischen Stämmen, dann gegen fünf Jahrhunderte den Römern gehört hatte; die Ueberreste der bezwungenen Einwohner aber, Römer und römisch gewordene Celten, bauten als Dienstleute oder Leibeigne das Feld. Der stolze Römernname bezeichnete nun Knechte.

(Die Thüringer.) In der Mitte Deutschlands zwischen der Donau und dem Harz, dem Rhein und der Elbe, wohnte ein von den alten Geschicht- und Erdbeschreibern unge-

*) Er starb 481. **) 487. ***) Jornandes c. 55.

nanntes Volk, die Thüringer, dessen Name, wie der der Bojoarier, zuerst in den Büchern des Sibonius, Eugippius und Jornandes erscheint. Es wohnten die Thüringer, die von den meisten der Namensähnlichkeit wegen für eingewanderte gothische Thervingen gehalten werden, im Lande der alten Hermunduren, deren Nachkommen sie seyn mögen; denn der Name Duren oder Düringer, Bewohner der Berge, dauert fort, als der alte Bundesname Hermion-Duren mit dem Bunde selber erloschen war. Die Thüringer waren tüchtige Reiter; Schaaren derselben zogen unter Attilas Fahnen nach Gallien, und die Sage läßt den Attila selbst sich mit Griemhilden, der Tochter des thüringischen Königs Günther, vermählen.

(Die Sachsen.) Im Norden Deutschlands herrschten nun zwei Völkernamen, Sachsen und Friesen, in denen sich alle Bewohner der Nordküste bis nach dem fränkisch gewordenen Belgien hin verloren hatten. Länger als andere Deutsche blieben die Sachsen und Friesen ruhig bei den Sitten und dem Götterdienste ihrer Väter, während ihre ausgewanderte Jugend Britannien eroberte und jenseits des Meers ein neues Sachsenland stiftete.

(Die Franken.) An beiden Ufern des Niederrheins, von der Lahn bis zu den Ausflüssen des Rheins, der Maas und der Schelde, wohnten Völker des fränkischen Bundes, noch nicht zu Einem Volke zusammengeschmolzen. Unter den einzelnen Stämmen, welche besondere Könige hatten, werden vorzüglich die Salier im Niederland an der Düssel genannt. Die

Ripuarier oder Uferfranken, in der Nähe des Rheins, bestanden aus einzelnen altgermanischen Völkerschaften, deren alte Namen sich in den allgemeinen Franken verloren hatten.

(Die Slaven.) Fünf Hauptvölker, Franken (im Rheinland und Belgien), Allemannen (in Schwaben), Bojoarier (in Baiern), Thüringer (in Franken und Thüringen), und Sachsen (in Niedersachsen und Westphalen), besaßen den alten germanischen Boden. Jenseits der Elbe aber, wo die alten swevischen Waffenvereine bestanden hatten, ward nach der Auswanderung der Longobarden, Heruler, Rugier, Wandalen, Burgunder und Gothen das Land von dem großen Volke der Slaven besetzt, welches seit undenklichen Zeiten den Deutschen nachzuziehen, und die Länder einzunehmen pflegte, welche diese verließen. In diesen Gegenden ist alles dunkel, bis das Licht, welches nach Jahrhunderten auf diese Gegenden fällt, das ganze östliche Swevenland von slavischen Völkern besetzt zeigt. Einzelner slavischer Stämme Ansiedelung in diesen Ländern scheint uralte; aber ehe die großen germanischen Waffenvereine nicht Raum gemacht hatten, konnte die Ausbreitung nicht allgemein seyn. So wenig wir daher auch über die Zeit und Umstände derselben wissen, so ist doch das gewiß, daß erst nach dem Aufbruch dieser Waffenvereine gegen Westen die Slaven ihre stille Besitznahme des östlichen Germaniens ausgeführt haben. Während die Herrschaft der Deutschen sich über Italien, Afrika, Gallien, Spanien, und Britannien ausdehnte, ward der Boden, den die Eroberungsvölker verlassen hatten, von einem

andern Volke besetzt, und ein Slavenland aus dem östlichen Deutschland *).

Das große Volk der Slaven, von den Alten Sarmaten genannt, zerfiel wie das der Germanen, in mehrere Stämme, und jeder derselben wieder in kleinere Zweige. Solche Stämme waren die Serben oder Sorben, von den Griechen durch Versekung in Sporen verderbt; die Jazygen, in dem Lande zwischen der Donau und dem Theiß frühzeitig Theilnehmer an germanischen Geschichten, endlich die Wenden, (Beneti, Winidi,) von Jornandes in Slavinen und Anten unterschieden, zunächst hinter und unter den germanischen Wanderungsvölkern, in einer Linie, die sich vom baltischen bis zum adriatischen Meere erstreckte. Wie sich die Germanen in den östlichen Gegenden durch Wanderungen schwächten, stärkten sich diese Wenden in den verlassnen Sitzen, von deren Lage und Beschaffenheit sie verschiedene Namen erhielten. Schon von den alten Schriftstellern sind die Lugier oder Lygier im heutigen Schlessien genannt worden; späterhin schränkte sich der Name L u z i z a (Sumpfland)

auf einen kleinen Theil des Gebiets der alten Lugier ein; denn das Land von der Oder bis an die Weichsel ward seit Austrocknung der Sümpfe nicht mehr Sumpfland, sondern Pole, d. i. Blachfeld, seine wendischen Bewohner aber Polen genannt. Ferner wohnten an den Ufern der Elbe Polaben **, an der baltischen Küste Pomoren **), in Böhmen, seitdem die germanischen Stämme dasselbe verlassen, Chorowaten, d. i. Bergbewohner ****), nachmals Czechen genannt. Andere Zweige verbreiteten sich unter dem Namen Dbotriten (in Mecklenburg), Wilzen (in Brandenburg), Kassuben (in Pommern). Für alle diese Völkerschaften ist der Name Slaven gemeinsam geworden, über dessen Ableitung die Geschichtsforscher streiten, wahrscheinlich wie die Namen Teutonen, Sweven und Allemannen erst der Name einer einzelnen Völkerschaft, dann auf mehrere übertragen.

In den ältesten Sprachüberresten beider Völker haben Geschichtsforscher Spuren der Verwandtschaft zwischen Deutschen und Slaven entdeckt †); aber schon in den kurzen Andeu-

*) Schöbzer in der nordischen Geschichte u. Anton am a. D. erklären das ganze östliche Deutschland seit Anbeginn der Geschichte für slavisch. Auch im Süden der Donau bis Cosnitz hin scheinen viele uralte Namen (selbst Bindobona) slavischen Ursprungs, daher einigen die altceltische Bevölkerung dieser Gegenden eher für eine slavische gelten möchte.

***) Bon po an, und Laba, dem slavischen Namen der Elbe.

****) Mora sl. das Meer.

****) Hora der Berg. Möglich, daß der Name Czechen, den die böhmische Volksage von einem fabelhaften Heerführer Czech ableitet, der achte oder verderbte Name der alten Jazygen ist, die schon zu Bannius Zeiten im heutigen Ungarn geseßen. Warum und wohin übrigens die Markmannen ausgewandert, unter welchen Verhältnissen die Slaven das Land Böhmen in Besitz genommen, und wie es gekommen, daß demselben sein uralter Name Bojohemum zu allen Zeiten geblieben, das alles sind ungelöste und unzulösende historische Räthsel. Waren vielleicht die alten Bojer selbst Slaven? wurden sie durch die Markmannen nur unterdrückt nicht verjagt, und war das ganze Verhältniß der Einwohnerschaft ohngefähr dem heutigen ähnlich?

†) S. Schöbzers Probe russische Annalen.

tungen, die dem Tacitus bei Gelegenheit der wendischen und fennischen Völker an der Ostsee von den Sarmaten entfallen, tritt ein Unterschied zwischen beiden Stämmen hervor. Faulheit und Unreinlichkeit *), ungeordnete Ehen der Vornehmen **), weites den Körper umfließendes Gewand ***) und ein unstätes Leben auf Wagen und Rossen oder unter flüchtigen Zelten sind die eigenthümlichen Züge, an welchen dieser Schriftsteller die Sarmaten erkennen will. Weit wichtiger, aber in der Folge erst recht sichtbar ist es, daß den Slaven nebst dem germanischen Abenteuergeist auch die Einrichtung der kriegerischen Genossenschaften fehlte, welche die Grundlage der germanischen Lehnstaaten geworden sind, ein Mangel, der die ganz verschiedene Gestaltung der slavischen Staaten bedingt hat.

Die Slaven waren kein eroberndes, Kriegsstämme auswendendes Volk, sondern friedliche Ackerbauer und Viehhirten, die sich allmählig über die verheerten und verlassenen Länder ausgewanderter Völker verbreiteten. Ihre Verfassung war die der ältesten Germanen, Hausväter mit einer großen Mehrzahl von Hörigen und Knechten, ohne erbliche Fürsten und ohne ein festes alle Stämme umschlingendes Staatsband; daher neben der Unabhängigkeit der Familienhäupter die große Entwicklung der Knechtschaft. Uebrigens war es ein mildthätiges, gastfreies und fröhliches Volk, welches Tanz, Musik und Gesang liebte, und wie die

Germanen die Künste des häuslichen und ländlichen Lebens, das Weben der Leinwand, die Bereitung des Mehls und Salzes, das Schmelzen der Metalle und den Bergbau zc. verstand. Im sechsten Jahrhundert haben zwei Byzantiner, Prokop und der Kaiser Maurizius ****), Nachrichten von ihnen wiedergeschrieben, in denen jene Züge sich wiederfinden. Die Slaven und Anten, sagt Prokop, stehen unter keinem Beherrscher, sondern haben ein Volksregiment seit uralten Zeiten; daher berathschlagen sie gemeinschaftlich über das öffentliche Wohl. Sie wohnen in schlechten und zerstreuten Hütten, und ziehn oft von einem Orte zum andern. Beide Völker sind lang gewachsen und stark gebaut. Ihre Haut ist nicht sehr weiß, ihr Haar weder blond noch schwarz, sondern röthlich. Ihre Speisen sind grob und schlecht zubereitet, wie bei den Massageten, denen sie auch in beständiger Unreinlichkeit gleichen. Dieses Zeugniß bestätigt Maurizius mit mancherlei Zusatz. Sie sind tapfer, sagt er, vorzüglich in ihrem eignen Lande, und können viel Beschwerlichkeiten ertragen; leicht halten sie Hitze und Kälte, Blöthe und Mangel aus. Gegen Fremde sind sie gütig und gastfrei, gegen ihre Gefangenen mild; nach Verlauf einer gewissen Zeit stellen sie ihnen frei, ob sie sich loskaufen und nach Hause gehen, oder bei ihnen frei und als Freunde bleiben wollen. Ihre Weiber sind den Männern außerordentlich treu; einige erwürgen sich freiwillig bei dem Tode des Gatten, um ihn

*) De Germ. 46. Sordes omnium et torpor. **) Procerum connubiis mixtis in Sarmatarum morem. ibid. ***) Veste non stuitante sicut Sarmatae et Parthi. ****) Procop. Goth. III. c. 4. Mauricii Strategicon II. c. 5.

nicht zu überleben. Sie wohnen gern in Wäldern, an Flüssen, Sümpfen und Seen, an Orten, wozu man mit Mühe gelangt, und bauen ihre Häuser mit verschiedenen Ausgängen, um im Nothfall zu entkommen. Sie sechten gern in engen und eingeschlossenen Gegenden, wo sie viele Schlupswinkel und Gelegenheit zum Hinterhalt haben. Ihre Angriffe sind häufig und schnell, zur Nachtzeit oft verstellt. Sehr kunstvoll ist ihre Art, über Flüsse zu sezen. Sie nehmen lange ausgehölte Röhren in den Mund, deren Ende bis an die Oberfläche des Wassers geht, schöpfen auf diese Art Luft, und verweilen so oft lange in der Tiefe. Sieht man die Röhren aus dem Wasser hervorragen, so hält man sie für Gewächse. Diejenigen aber, denen die Sache bekannt ist, suchen die

Röhren zu verstopfen oder hinweg zu reißen. Jeder slavische Krieger hat zwei Wurfspeeße; einige haben auch starke, aber schwer bewegliche Schilde. Sie bedienen sich hölzerner Bogen und kleiner stark vergifteter Pfeile. Sie leiden keinen Beherrscher, hassen sich unter einander, und sechten weder in Reihen noch Gliedern noch in ganzen Schaaren vereinigt; auch nicht auf freien und offenen Feldern.“

Dieses der Völkerverstamm, der noch jetzt einen großen Theil der Erde beherrscht, der über Rußland, Polen, Böhmen verbreitet ist, und dem die Hälfte des heutigen Deutschlands, das Land bis an die Elbe und viele Striche bis an die Saale, erst nach mehrhundertjährigen Kämpfen entrisen worden.

Zweites Kapitel.

Die Begründung des fränkischen Reichs *).

Die getrennten Stämme der Deutschen wurden zuerst in Ein Reich vereinigt durch den Namen der Franken. Von dieser Völkerverstamm Einwanderung aus östlichen Ländern, ihrer Ankunft am Rhein, ihrer Verbindung mit den dasigen altgermanischen Stämmen, ihren Kriegen mit den Römern, ihrem Uebergange nach Belgien und Batavien, und ihrer theilweisen Verpflanzung in das nördliche Gallien, ist oben gehandelt ¹⁾; es ist die Absicht, nunmehr die

Ausbreitung ihrer Herrschaft über das ganze Land Gallien und einen großen Theil Deutschlands zu erzählen.

Durch die Siege Constantins und Julians war der Zusammenhang zwischen den in Belgien und Batavien ansässigen Saliern und den rheinischen Frankenvölkern unterbrochen worden. Vielleicht wären die letztern ganz in Frieden geblieben, wenn nicht von Zeit zu Zeit neue fränkische Wanderungshorden aus dem Osten

*) 420 — 511. ¹⁾ Buch II. Kapitel 14.

über den Rhein gezogen wären, und durch Befehdungen des römischen Gebiets, in Gemeinschaft mit kriegslustigen Gefolgschaften, die Rache der Römer gereicht hätten. So gingen zur Zeit, als der Anmaßer Maximus gegen Theodosius bei Aquileja stand, drei fränkische Heerführer, Genobaudes, Sunno und Markomir über den Rhein, bedroheten Eöln, kehrten aber mit vieler Beute beladen zurück, als die römischen Befehlshaber in Trier gegen sie aufbrachen. Indeß muß die Absicht dieser Franken auf Gallien gerichtet gewesen seyn, da ein Theil ihrer Mannschaft auf dem Wege dahin, im Carbonarischen Walde, erschlagen ward. Der römische Befehlshaber Quintinus ging darauf bei Neuß über den Rhein, um Rache an den Flußbewohnern zu üben, ward aber von denselben in einen sumpfigen Wald gelockt, und verlor in einem nächtlichen Treffen den größten Theil seines Heers. Einige Jahre darauf, als der Franke Arbogast für den jungen Kaiser Valentinian II. in Gallien regierte, erneuerten Markomir und Sunno ihre Raubzüge. Arbogast ging zur Vergeltung über den Rhein, und verheerte das Gebiet der Bructer und Chamaver, ohne andern Widerstand zu finden, als daß einige Ansibarier und Schatten sich auf den jenseitigen Hügeln zeigten; nachmals erneuerte der Anmaßer Eugenius die alten Verträge mit den Allemannen und Franken²⁾. Gleiches that einige Jahre nachher Stiliko im Namen des Honorius bei seiner Reise durchs Rheinland,

die seinem Dichter Gelegenheit gegeben hat, uns mehrere dieser Völker zu nennen³⁾. So lange die Römer die großen und festen Rheinstädte mit zahlreichem Kriegsvolk besetzt hielten, mußten einzelne Einfälle bedeutungslos bleiben, und an eine Eroberung Galliens war nicht zu denken; auch scheinen die ansässigen Rheinvölker selbst friedliche Gesinnungen gehabt zu haben, da sie ihren Kriegsfürsten Markomir, als er mit den Römern neue Handel anfang, auslieferten, und den Sunno, der das Unglück seines Bruders rächen wollte, erschlugen. Als aber Stiliko, durch die in Italien selbst eindringenden Barbarenheere gezwungen, die römischen Besatzungen vom Rhein hinweg ziehen, und diese Grenze dem Schutze der Bundesgenossen überlassen mußte, wurde dieselbe bei dem großen Sturm der Alanen, Sreven und Wandalen, der im Jahre 406 gegen Gallien losbrach, dieser wilden Eroberer Beute. Die fränkischen Rheinbewohner leisteten zwar den Alanen und Wandalen Widerstand, wurden aber geschlagen⁴⁾ und Gallien der Tummelplatz der nach Spanien ziehenden Schaaren. Damals kamen die Zeiten, von denen vor länger als dreihundert Jahren der römische Feldherr Cerealis den Galliern weiffagte, als sie im Verein mit den Batavern die römische Herrschaft zu zerbrechen strebten: „Beim Fall unsrer Macht wird euer Land der Schauplatz des Kriegs aller Völker werden, denn seit alter Zeit treibt dieselbe Ursache, Habgier und Wanderungslust, die

2) Sulpitius Alexander apud Gregor. Tar. II. 9. Die Beschreibung der Wabtschlacht gleicht den alten Geschichten bei Tacitus und Dio.

3) Claudian de IV. consul. Hon. Es sind Sicambri, Basternae, Bructeri, Cimbri et Cherusci, die letztern an der Elbe.

4) Siehe oben S. 288.

nordöstlichen Völker gegen Westen. Für euch, nicht für uns bewachen wir die Rheingrenze gegen die wilden Germanier, die es so oft versucht haben, ihre Sümpfe und Eüdden mit eurem fruchtbaren Boden zu vertauschen. Wenn vereinst der stolze Bau achthundertjähriger Anstrengungen zusammen stürzt, so werdet ihr alle unter seinen Trümmern begraben werden.“

In der allgemeinen Verwirrung dieser Einbrüche achteten auch die Uferfranken ihr Bündniß mit dem zerfallenden Reiche gelöst, und bemächtigten sich des jenseitigen Rheinlandes, nach dessen Besitz sie so lange gestrebt hatten. Schon Markomir und Sunno hatten den mit Stiliko geschlossenen Frieden gebrochen; jetzt, da Stiliko todt und der Kaiser Honorius ohne Helfer war, begannen die Franken ihr altes Spiel von Neuem, und wählten zum Gegenstande ihrer Angriffe besonders die Hauptstadt Galliens, das große und wohlbesetzte Trier, welches sie mit Recht für das vorzüglichste Bollwerk der römischen Macht ansahen. Dreimal ward diese Stadt von ihnen angegriffen und gemißhandelt, das viertemal (ums Jahr 413) fast in einen Steinhaufen verwandelt. Aus den Straßpredigten des Zeitgenossen und Augenzeugen Salvian lernen wir das Elend der Provinzbewohner, wie die Verderbniß der Reichen und römischen Staatsbeamten kennen, welche durch die Franken zu Grunde gerichtet wurden ⁵⁾. Mitten in dem Greuel der Verwüstung, erzählt er, sahe ich die Sitten der Einwohner von Trier verderbter als ihre Habe; denn wiewohl sie schon ausgeplündert und fast

entblößt waren, besaßen sie doch noch mehr Vermögen als Zucht. Es schmerzt, das zu erzählen, was ich gesehen habe; Greise in Ehrenämtern, bejahrte Christen, Fröhnten beim herandrohenden Untergange der Stadt noch dem Trunk und der Leppigkeit; die Ersten der Stadt lagen ihrer Würde, ihres Alters, ihres Standes, ihres Namens vergessend, an den Tafeln der Schwelgerei, und brüllten im trunkenen Muth nach bacchantischer Weise. Kaum machte die Erstürmung der Stadt diesen Schändlichkeiten ein Ende. Als nun die Stadt eingenommen und beinahe in einen Schutthaufen verwandelt war, als neue Gattungen des Elends auf die Bewohner hereinbrachen, die bei der Erstürmung dem Tode entgangen waren, als Einige langsamen Todes an ihren Wunden, andere an den Verletzungen, die sie in der allgemeinen Feuersbrunst erhalten hatten, starben, als einige vor Hunger verschmachteteten, andere vor Kälte erstarrten, als auf den Straßen nackte und verstümmelte Leichname beiderlei Geschlechts von den Hunden herumgeschleppt wurden, der Leichengeruch der Gestorbenen die Pest der Lebendigen, und Tod vom Tode ausgehaucht ward, da — wer möchte den Wahnsinn begreifen? — da verlangten die wenigen Vornehmen, welche die Zerstörung überlebt hatten, von den Kaisern Circensische Spiele!“ ic. — In ähnlichen Ausdrücken redet derselbe Salvian von dem Greuel der Verwüstung in Mainz und in Eßln. Aber neben den Klagen dieses sittenpredigenden Bischofs von Massilien sind wir hier von aller Geschichte verlassen, und unvermögend, die

⁵⁾ Salvian de gubernat. Dei Libe. VI.

rednerischen Schilderungen zu berichtigen oder zu ergänzen. So viel ist klar, daß die Franken sich damals noch nicht in Trier behaupteten, weil der Adel sonst von den Kaisern (Honorius und Theodosius II.) nicht hätte Circensische Spiele begehren können, und daß die Verwüstung der Rheinstädte keine völlige Zerstörung war. Zwar hat sich Trier nie zu seinem vorigen Glanze wieder erhoben; aber alle diese Ortschaften dauerten fort, und Eöln erscheint bald als Wohnsitz eines fränkischen Fürsten.

Diese Franken, die sich dergestalt des Niederrheins bemächtigten, waren die alten Bewohner des Landes, und nahmen sich wieder, was die Römer seit Cäsars Zeiten ungeredter Weise an sich gebracht hatten. Aber ihre wanderungs- und beutelustigen Kriegsschaaren begnügten sich mit friedlichen Besitzungen nicht, sondern drangen immer weiter gen Westen, und unterwarfen sich römische Gebiete und Städte. Von den Königen, die sie führten, kennen wir *) die Namen Pharamund, mit welchem gewöhnlich die Reihe der fränkischen Könige begonnen wird, Chlodio, der seine Herrschaft bis an die Ufer der Somme ausdehnte und Kammerich eroberte, Mervey, von welchem das Königsgeschlecht, welches nach ihm über die Franken herrschte, das Mervingische genannt worden ist, endlich dessen Sohn Childerich. Aetius, der in diesen traurigen Zeiten die gallische Provinz zu vertheidigen hatte, scheint den Franken, wie den Burgundern in Obergermanien, trotz einiger glücklichen Gefechte, die er ihnen lieferte, die

eingenommenen Landstriche vertragmäßig überlassen zu haben. Beide Ufer der Waal wurden nun von Sigambren bewohnt, und ein gleichzeitiger Schriftsteller beklagt es, daß der Pomp der römischen Sprache auf Belgiens Fluren nicht mehr gehört werde **).

Das Mervingische Königsgeschlecht unterschied sich von den übrigen Franken durch langes, über die Schultern herabfallendes Haar; langhaarige Könige, (*reges criniti*), ist der immer wiederkehrende Beiname der Mervinger, und Abschneidung dieser Haare wird in der Folge oft als Mittel gebraucht, die Fürstenthone des Throns unfähig zu machen. Diese Könige waren indeß nur Häupter einzelner Stämme; denn sobald die Nachrichten des ordentlichen Geschichtschreibers der Franken, Gregors von Tours, nur etwas ausführlicher werden, finden wir zu Eöln, zu Cammerich und an andern Orten andere Könige der Franken. Nach der Einrichtung der altgermanischen Volksstaaten waren die Könige Vorsteher der Gau- und Volksgemeinden, Vorsitzer bei den Gerichten und Anführer des Heerbanns; aber bei den Franken scheint die Macht des Kriegsstaats frühzeitig den alten Volksstaat erdrückt zu haben; wenigstens treten ihre Könige nicht als priesterliche Volkskönige, sondern als Anführer beutelustiger Kriegsschaaren auf. Unbekümmert um die Eroberungs- und Beutezüge der letztern lebten die freien Männer im Gau, und bedurften ihrer Könige wenig. Die Geschichten aber sind dunkel und einseitig, weil

*) Aus den Zeitbüchern des Prosper und Zdatius.

***) Sidon, Apoll. in Epist. libr. IV. 17. ad Arbogastem. Quocirca sermonis pompa romani si qua uspiam adhuc est, belgicis olim sive romanis oris abolita.

eines Theils das einförmige Landleben der Hausväter keinen Stoff darbot, andern Theils in der Heldensage, aus welcher die spätern Erzähler schöpften, nur einzelne Abenteuer gepriesen und ausgeschmückt waren.

Während die Herrschaft der Franken also auf Belgien beschränkt blieb, war das südliche Gallien an die Burgunder, das westliche an die Gothen gekommen; an der nordwestlichen Seeküste war Armorika frei; den Ueberrest, die Gebiete von Paris, Soissons, Rheims, Troyes, Beauvais und Amiens behauptete, auch nach dem Untergange des römischen Reichs in Italien, der Patrizier Regidius als unabhängiger Fürst, vielleicht mit vorgeblicher Treupflicht gegen den Kaiser in Constantinopel. Ein großer Theil seiner Unterthanen bestand aus romanischen Franken, die ehemals von den Kaisern Probus, Maximian und Constanzius nach dem zweiten Belgien verpflanzt worden waren. Die Städte standen in römischer Pracht, die christliche Kirche war fest gegründet, und von Erzbischöfen und Bischöfen regiert fast nach den heutigen Sprengeln; aber unerträglich schien den Einwohnern je länger je mehr der Druck der römischen Auflagen und die Gewalt derer, welche sie hoben. Zu so scheußlichem Despotismus war die römische Verfassung entartet, daß die Magistrate der Städte nur mit Gewaltmitteln besetzt werden konnten, und die Bürger in Kriegsdienst, ja sogar in Leibeigenschaft traten, um dem Amte städtischer Obrigkeiten zu entgehen, daß Verbrecher zur

Curie verdammt wurden, und unehelich Gebohrne durch freiwilligen Eintritt in ehemalige Ehrenstellen die Rechte der ehelichen Geburt erhielten. Nur in der Dunkelheit gab es noch Sicherheit gegen die Ungerechtigkeit der Statthalter und die Last der Auflagen; die Magistratspersonen hingegen mußten, wenn die Städte die Steuern nicht aufbringen konnten, dieselben mit ihrem Vermögen decken, mußten die Grundstücke übernehmen, welche von ihren Eigenthümern der unerschwinglichen Steuer wegen verlassen wurden *). Nicht der Untergang, nur die so lange Fortdauer einer Staatsmaschine kann befremden, die so ganz darauf angelegt war, allen Geist und alles Leben der Völker zu tödten. War es doch, nach dem Zeugniß des Zeitgenossen Salvian, an vielen Orten einstimmiges Gebet des Volks, daß die Barbaren kommen und dem römischen Wesen ein Ende machen möchten **).

Indeß schien die Herrschaft des römischen Fürsten durch die Franken selbst befestigt zu werden. Denn als Merveys Sohn, König Childerich, nach größerer Gewalt strebte, denn ihm zukam, und aus wollüstigem Hange viele Weiber verführte, traten seine Franken zusammen, verjagten ihn, und ließen sich durch den Regidius richten, der ihr Vertrauen gewonnen hatte. Wiomad aber, Childerichs treuer Diener, zerbrach ein Geldstück, und gab seinem fliehenden Gebieter die Hälfte; wenn er ihm die andre Hälfte zuschickte, werde ihm sichere

*) Die Belege hierzu im Codex Theodos. L. 66. 108. de decurionibus.

***) Salvian V. 8. Itaque unum illic Romanorum omnium votum est, ne unquam eos necesse sit in jus transire Romanorum. Una et consentiens illic Romanae plebis oratio ut liceat iis vivere cum barbaris!

Rückkehr bereitet seyn. Also zog Childerich zu Basinus, dem Könige der Thüringer, der ihn gastfrei aufnahm, und blieb bei ihm und seiner Gemahlin Basina acht Jahre. Nach dieser Zeit erhielt er die Hälfte des Geldstücks: Wiodomad hatte sich bei dem römischen Fürsten eingeschmeichelt, und ihm unter dem Scheine der Freundschaft zu allerlei Gewaltthätigkeiten Anschläge ertheilt, um seine Herrschaft verhaßt zu machen und zugleich Childerichs Feinde aus dem Wege zu räumen. Als nun der König zurückkam, ward er mit Freuden empfangen, und Regidius vom fränkischen Gebiete vertrieben. Sobald dies Basina, die Königin der Thüringer, vernahm, verließ sie ihren Gemahl und folgte dem Buhlen, dem sie freimüthig bekannte, sie würde, wenn sie einen weisern, stärkern und schönern Mann, als er sei, gekannt hätte, demselben sogar über das Meer nachgegangen seyn. Die Frucht dieser Ehe war ein Sohn, der das Reich der Franken über den größten Theil Galliens auszudehnen bestimmt war ¹⁾.

König Childerich starb ²⁾, und ward zu Dornick, seiner Hauptstadt, begraben ³⁾. Ihm folgte sein Sohn Chlodowich ³⁾ in der Herrschaft über die salischen Stämme der Franken.

In diesem Jüngling war der Geist eines Eroberers, wilde Kraft des Barbaren mit der List überfeinerter Staatskunst gepaart, gleich geschickt, die rohe Kriegeschaar mit der Streitart zu bändigen, wie der Nebenbuhler und Nachbar Eifersucht und Zwietracht zu ihrem Verderben zu nutzen.

Im zwanzigsten Jahr seines Alters ^{**)} verbündete sich Chlodowich mit seinen Vettern Ragnachar von Kammerich, und Gararich, einem andern fränkischen Könige, zum Zuge gegen Soissons, wo der römische Feldherr Syagrius, auch nach dem Untergange des abendländischen Kaiserthums, die von seinem Vater Regidius geerbte Herrschaft über das römische Gallien behauptete, welches damals noch die heutigen Landschaften Normandie, Isle de France, Champagne und Lothringen in sich begriff. In diesen Gegenden wohnten viele, ehemals von den Kaisern verpflanzte Franken, denen ihr Landsmann ein besserer Gebieter als der Römer geschienen haben mag. Anderweite Veranlassung zum Kriege lag in der langen Feindschaft, die zwischen den Vätern beider Fürsten statt gefunden hatte. Chlodowich sandte seinem Gegner eine Ausforderung zur Schlacht, wie zu

¹⁾ Die ganze Erzählung beim Gregor von Tours steht einer Helbendichtung sehr ähnlich. Fredegar, der aus derselben Quelle geschöpft zu haben scheint, setzt noch hinzu: Basina, die in Sauber- und Scherkränzen wohl erfahren gewesen, habe in der Brautnacht ihren Gemahl zu dreimalen aufstehen und in den Hof schauen lassen, wo er denn als Vorüber von der Gemüthsart seiner Nachfolger das erstemal Löwen, Leoparden und Einhörner, das zweitemal Bären und Wölfe, das drittemal Hunde und Raben erblickt habe.

²⁾ 482. ³⁾ Weinage zwölf Jahrhunderte nach seinem Tode (1653) ist daselbst sein Grab gefunden worden; es enthielt ein sechstehalb Fuß langes Gerippe, zwei Hirnschädel, zwei Gefäße mit Gold- und Silbermünzen, zwei Siegelringe, auf deren einem sein Name, ein langes Schwert und andre Kleinode, alles, wie es germanischen Helden in ihr Grab gelegt zu werden pflegte. Weitläufig beschrieben und abgebildet in Chiffletii Anastasis Childerici regis.

³⁾ Der Name Chlodowich, den K. Theoderichs Briefe Luduic, und die heutigen Franken Clovis nennen, ist von dem deutschen Ludwig nur durch die alte Form unterschieden. ^{**)} 486.

einem Zweikampf, und Syagrius stellte sich auf einem Felde in der Gegend von Soissons. Als nun Chlodowich die Schlacht begonnen hatte, merkte er, daß Cararich stille hielt, um den Ausgang zu erwarten und dem Sieger beizufallen. Da stürzte er mit solcher Hitze auf den Feind, daß die Seinigen nicht Zeit hatten, sich zu entsetzen, und Cararich selbst zum Siege mit fortgerissen ward. Der römische Feldherr floh überwunden zu Marich, dem minderjährigen Könige der Westgothen, nach Toulouse, wohin ihm bald Gesandten des Siegers folgten, die seine Auslieferung verlangten und von den fürchtensamen Gothen erhielten; er ward im Gefängniß enthauptet. Alle belgischen Städte unterwarfen sich den Franken, deren Gebiet sich in Kurzem bis an die Loire erstreckte. So ward der Ueberrest der von Julius Cäsar in Gallien gestifteten römischen Herrschaft geendigt durch ein germanisches Volk, fünfhundert und vierzig Jahre, nachdem Heerverst aus Gallien verjagt worden war. Die Einwohner behielten ihre Güter, ihre Geseze und ihre bisherige Weise; denn die kriegslustigen Gefellen des Siegers waren nicht nach Landbesitz und den damit verknüpften Geschäften, sondern nach beweglicher Beute lüßern; nur die unmittelbaren Besitzungen des römischen Fürsten nahm sich der König. Die Bundesgenossen wurden, nachdem sie ihren Antheil an der Kriegsbeute erhalten, entlassen; das eigne Gefolge des Königs reichte hin, das Land zu behaupten.

Es geschah aber nach dem Siege bei Soissons, daß viele Kirchen Galliens von den herumstreifenden Franken geplündert und ihrer Schätze beraubt wurden. Da schickte Remigius,

Bischof von Rheims, Boten an den jungen König, und ließ ihn angehen, der Kirche zu Rheims mindestens eins der geraubten Gefäße, welches er bezeichnete, wieder zu verschaffen. Chlodowich bezeugte sich willig. Als nun alle gewonnene Beute zur Verloosung auf einen Haufen gelegt war, sprach er zu seinen Kriegern: „Ich bitte Euch, tapfere Mitkämpfer, mir dieses Gefäß über mein Loos zukommen zu lassen.“ Man willigte ein, unter Aeußerungen, welche das Verhältniß des Kriegsvolks zu ihrem Führer in großer Abhängigkeit darstellten. „Alles, was wir sehen, ruhmvoller König, ist dein; wir selbst sind deiner Herrschaft unterworfen; thue was dir gefällt, denn Niemand kann deiner Macht widerstehen!“ Also redeten die Verständigen, sagt der fränkische Geschichtschreiber; einer aber, ein unbesonnener und eigennütziger Mensch, stieß seine Streitart an das Gefäß und rief mit lauter Stimme: Nichts über dein Loos! Auf diese Beschimpfung erwiederte der König kein Wort, denn das Recht war auf Seite des Schreiers; doch verschafte er der Kirche die Urne. Im folgenden Jahre aber, als er bei der Musterung zum Feldzuge an seinen Beleidiger kam, ergriff er die Gelegenheit der Rache. Laut schalt er ihn wegen vernachlässigter Waffen, riß ihm die Franziska aus der Hand, und spaltete ihm, wie er sich zum Aufheben bückte, mit den Worten den Kopf: „Dies für die Urne bei Soissons!“ Ueber diese That, sagt Gregor, erschracken die Franken sehr, und fortan führte er sie in lauter Schlachten und Siege.

Im zehnten Jahr seiner Regierung erweiterte Chlodowich sein Reich durch Bezwingung

der Langer im heutigen Lüttich ⁴⁾). Aber auch in diesem Glücke erkannte er die Gefahr seiner Lage zwischen den drei mächtigen Völkern, Alemannen, Burgundern und Westgothen, von denen sein Gebiet eingeschlossen war. Darum sandte er zu Gundobald, dem König der Burgunder nach Lyon, und ließ ihn bitten, ihm Chlotilden, seines Bruders Chilperich Tochter, zur Gemahlin zu geben. Gundobald, der ihren Vater erschlagen und ihre Mutter in die Rhone gestürzt hatte, fürchtete sich, der Frankenkönig möchte das Erbgut fordern, und ermahnte die Nichte, keinen Götzendiener zu heirathen. Aurelian aber, den Chlodowich geschickt hatte, kam verkleidet in ihre Wohnung, erinnerte sie an ihre Eltern, rühmte den Heldensinn des Freiers, und machte ihr Hoffnung, das Werkzeug seiner Bekehrung zu werden. Darauf nahm sie einen Ring, und den goldnen Schilling und Pfennig zum Ehepfand, setzte sich, ungehindert von dem Dheim, der sich sie zurückzubehalten scheute, auf einen bedeckten Wagen, und fuhr, von vier Ochsen gezogen, in das Reich der Franken.

Zu Soissons ward die Vermählung vollzogen. Aber die Mühe, welche sich die Königin gab, ihren Gemahl zum Christen zu machen, blieb eitel; er konnte nicht willfahren, so lange seine Franken nicht mit ihm die väterlichen Götter verließen. Doch gestattete er, daß der

Sohn, den sie ihm gebahr, christlich mit dem Namen Ingomar getauft ward. Als das Kind bald starb, maß Chlodowich anfänglich der Taufe die Schuld bei, er erlaubte indes, daß nachmals auch der zweite Sohn getauft ward. Auch dieser fiel in eine gefährliche Krankheit, ward aber von Gott dem Gebete der Mutter geschenkt.

Während dieser Geschichten bereitete Chlodowich Krieg gegen die Alemannen am Oberrhein, die gefährlichsten seiner Nachbarn, weil die Sitten und Religion der Väter die alte Tapferkeit erhalten hatten. Grenzhändel mit den Uferfranken gaben Veranlassung zu diesem Kriege, in welchem Chlodowich als Beschützer oder Bundesgenosse seines Veters Siegbert zu Köln, die Waffen ergriff. Die Schlacht geschah bei Jülpich ⁵⁾, so ohnweit des Rheins, bei Bonn zwischen der Mosel und Maas, am Ursprung der Roer liegt. Mit gleicher Tapferkeit stritten beide Völker; viele Franken lagen erschlagen, Siegbert verwundet, die Alemannen nahen dem Sieg. Da rief Chlodowich zum Gotte seines Weibes: „Hilf mir Jesus Christus, den sie Gottes Sohn nennen, denn meine Götter verlassen mich! Wenn du mir beistehst in dieser Noth, will ich an dich glauben!“ Alsobald wandte sich die Schlacht; der Alemannen Heerführer fiel, sein Volk floh. Diese Stunde entschied für die Oberherrschaft der Franken und das Bekenntniß der christlichen Lehre.

⁴⁾ 492. Nach andern der Thüringer. Aber wahrscheinlich nur Aehnlichkeit der Namen Thuringia und Thuringia hat den Gregor von Tours und seine Abschreiber das deutsche Königreich Thuringia mit dem belgischen Gebiet verwechseln lassen, und einen thüringischen Krieg in Chlodowichs Geschichte gebracht, der er fremd ist.

⁵⁾ 496.

(Die Fortsetzung dieses Kapitels folgt im nächsten Heft.)

Die Begründung des fränkischen Reichs.

(Fortsetzung des zweiten Kapitels.)

Chlodowich zog als Sieger am Rhein hinauf und unterwarf die Gauen der Allemannen. Viele flohen in das Gebürge Rhâziens, das heut Graubünden heißt, andere flehten um Schutz bei Theoderich, dem Könige der Ostgothen, welcher damals, nach Odoakers Sturze, Italien und die Alpenländer beherrschte. Dieser weise Fürst, bedenklich über die wachsende Macht der Franken, schrieb an Chlodowich, dessen Schwester Audofleda sein Weib war, und bat ihn, die Allemannen zu schonen, und sich mit dem Ruhm, sie besiegt zu haben, zu begnügen ⁵⁾. Damals ward das schöne Land am Mayn, wo die Allemannen eine Zeitlang am berühmtesten gewesen waren, Landeigenthum des fränkischen Königs, und weil die alten Bewohner entflohen waren, mit neuen Ansiedlern besetzt; es erhielt den Namen Ostfranken; auch die Allemannen im Elsaß und Helvezien erkannten fränkische Herrschaft; die südlichen blieben unter den Ostgothen, welche Herzoge von Rhâzien setzten, und einen Theil der freitbaren Mannschaft in Sold nahmen.

Als Chlodowich von dem Siege bei Zülpich zurückkam, drangen Chlotilde und Bischof Remigius heftig in ihn, sein Gelübde zu erfüllen. Er aber behauptete, vorher die Gemüther seiner Franken erforschen zu müssen, ob sie mit ihm die Taufe empfangen wollten: denn Fürst und Volk könnten nicht zweierlei Göttern dienen. Die Versammlung aber rief einmüthig: „sie wolle die sterblichen Götter verlassen und

dem unsterblichen Gotte folgen, den Remigius predige, und der die Franken wunderbar siegen gemacht.“ Auf dieses ward für Chlodowich und seine Franken an Ostern (nach andern an Weihnachten) zu Rheims in der Kirche des h. Martins das Bad der Taufe bereitet. Alle Straßen der Stadt waren mit bunten Teppichen behangen, der Bischof aber führte mit einer großen Begleitung, unter Vortragung des Kreuzes und dem Absingen der Litaney, den König in die mit weißen Gewändern geschmückte, erleuchtete und von Weihrauch duftende Kirche. Da fragte der König ganz treuherzig: „Mein Vater, ist dies das Reich Christi, welches ihr mir versprochen habt?“ Remigius antwortete: „Nein, sondern nur der Weg, der in dasselbe führt.“ Als nun das Taufbecken mit Wasser gefüllt, der Balsam ausgegossen war, und wohlriechende Wachskerzen flammten, daß alle Anwesende Paradiesesluft zu athmen glaubten, trat der König zuerst an den Bischof heran, und verlangte getauft zu werden. Dieser aber sprach: „Beuge nun, sanfter Sigambrer, deinen Hals, bete an, was du sonst verbrannt, und verbrenne, was du sonst angebetest hast!“ Darauf bekannte der König den allmächtigen Gott, ward auf seinen dreieinigen Namen getauft, mit dem heiligen Oele gesalbt, und mit dem Zeichen des Kreuzes Christi gesegnet. Dergleichen ward seine Schwester Albofleda getauft, und eine andere Schwester Lanthildis, die vorher arianisch geglaubt hatte, und nun die ewige

⁵⁾ Cassiodor. Var. II. 41.

Gotttheit des Sohnes bekannte, mit dem heiligen Oele gesalbt. Chlodowichs Seele war einer frommen Inbrunst empfänglich: als er den Priester aus dem Evangelienbuche die Leidensgeschichte Christi vorlesen hörte, rief er voll edlen Unwillens aus: „D wäre ich mit meinen Franken zugegen gewesen, die Schmach wäre nicht ungerochen geblieben *)!“

An dem merkwürdigen Tage, an welchem der König der Franken auf den Namen des dreieinigen Gottes getauft ward, verdiente er, da alle übrigen germanische Könige in die arianische Ketzerei verstrickt waren, und auch Kaiser Anastasius Irrthümer hegte, allein den Namen eines rechtgläubigen Königs. Darum ward seine Bekehrung schon von seinen Zeitgenossen mit der Bekehrung Constantins verglichen, und bei der gläubigen Nachwelt lange Zeit durch ein Wunder verherrlicht. Als Remigius, erzählt der Erzbischof Hinkmar im Leben dieses Heiligen, den König zu salben sich anschickte, fehlte es an heiligem Salböl, denn der Geistliche, welcher es herbei trug, konnte die Masse des Volks nicht durchdringen. Da wandte jener Augen und Hände gen Himmel und betete heimlich mit Thränen. Und siehe, eine Taube weißer als Schnee brachte in ihrem Schnabel eine mit geweihtem Oel angefüllte Flasche, aus welcher sich ein lieblicher Geruch über alle Anwesenden verbreitete. Auf diesen Bericht eines vier Jahrhunderte später lebenden Mannes stützte sich der Glaube an das Oelfläschgen zu Rheims, aus welchem bis auf die Zeiten der Umwälzung bei der Selbung der französischen

Könige ein wenig Oel ausgegossen ward; aber der ältere und glaubwürdigere Gregorius von Tours schweigt. Die Begebenheit war indess wichtig genug, um die Erfindung eines Wunders zu verdienen. Von dem Augenblick seiner Taufe an hatte Chlodowich mit der Ergebenheit der Bischöfe auch das Zutrauen seiner römisch-gallischen Unterthanen gewonnen, von diesem Augenblicke an ward er bei allen seinen Handlungen, auch den verruchteften, als der Mann nach dem Herzen Gottes gepriesen. Aber das viele Unchristliche, was Chlodowich wie Constantin, nach seiner Bekehrung verübte, beweist nichts gegen die Aufrichtigkeit, mit welcher er, auch ohne Rücksicht auf Staatsgründe, gehandelt hatte. Warum hätte er nicht ebenso gut, als vor und nach ihm so viele glauben können, daß er auch mit unchristlichen Gesinnungen und Thaten ein Christ sey?

Die Zahl der Franken, die sich mit Chlodowich taufen ließen, betrug nach Gregor von Tours dreitausend, nach Fredegar sechstausend. Die übrigen fügten sich im Verlauf der Zeit nach dem Beispiel der Fürsten und ihrer Brüder, und nach dem allgemeinen Glauben der Landesbewohner, so daß binnen einem Jahrhundert das ganze Frankenreich in Gallien ein christlicher Staat ward. Es geschah aber diese Veränderung darum so leicht und ohne allen Widerstand von Seiten der heidnischen Priester, weil die Gefolgschaft der alten Religion eben so sehr als der alten Staatsverfassung, die beide auf das genaueste zusammenhingen, entfremdet worden war. Nur bei dem Heerbann galten Priester

*) Gregor übergeht diesen Charakterzug, den Fredegar und Aimoin aufbewahrt haben.

und Gottesrecht, die Kriegsgesellen blickten auf ihren Fürsten. Daher mögen auch die einzelnen Franken, die bis in die Mitte des sechsten Jahrhunderts den alten Göttern noch nicht entsagt hatten *), freie Hausväter gewesen seyn; doch ist überhaupt zu bemerken, daß über den Zustand der alten Volksreligion bei den Franken zur Zeit ihrer Bekehrung in den vorhandenen Quellen alle Nachrichten fehlen.

Die nächste Folge dieses Uebertritts zur christlichen Kirche war die Verbindung, in welche die freien Städte von Armorika mit dem Frankenkönige traten **). Wie im altceltischen Gallien die Druiden die Entschlüsse des Volks bestimmt hatten, so im römisch gewordenen die Bischöfe und Aebte. Darauf zog Chlodowich wider Gundobald, den burgundischen König zu Lyon, von dessen Bruder Godegisel, dem Könige zu Bisanz gereizt: seine zwei andern Brüder hatte Gundobald erschlagen. Unter dem Schein der Freundschaft war Godegisel mit Gundobald; als es aber an der Duche ohnweit Dijon zur Schlacht kam, ging er zu den Franken über. Gundobald, der geschlagen entfloh, ward in Avignon hart belagert. Da stellte ihm sein Rath Aredius, ein Römer, vor, sich in die Zeit zu schicken, und ihn als einen Ueberläufer zu Chlodowich gehen zu lassen. Diesem sagte er, es sey besser für die Franken, daß zwei Könige in Burgund herrschten denn einer, und ersprießlicher, Tribut zu nehmen als das Land zu verwüsten. Auf dieses schloß Chlodowich, den die Belagerung ermüdete, mit Gundobald

Frieden, empfing das Versprechen der Steuer und der Hülfe mit Kriegsmannen, und überließ beide Brüder ihrem Haß, nachdem er ausgemacht hatte, Godegisel sollte außer Bisanz noch Genf und Vienne ruhig besitzen. Aber kurze Zeit nachher, als Chlodowich fern war, waffnete sich Gundobald zur Rache gegen Godegisel, und belagerte ihn zu Vienne. Dieser vertrieb der Hungersnoth wegen viel gering geachtetes Volk, darunter auch einen Mann, der an den Wasserleitungen gearbeitet hatte. Voll Unwillens ging derselbe zu Gundobald, und zeigte ihm, wie er durch einen Kanal sein Heer in die Stadt führen möchte. Der Anschlag gelang. Godegisel ward sammt dem arianischen Bischof in einer Kirche erschlagen, die Franken, die sich bei ihm befanden, in einem Thurme gefangen, und dem Westgothen Alarich, mit dem sich Gundobald gegen Chlodowich verbündet hatte, zugesendet, seine Burgundischen Ráthe aber getödtet. Also rächte sich Gundobald an seinem Bruder.

Nach diesem wandte sich Chlodowich gegen Alarich, den König der Westgothen, die den Burgundern geholfen hatten, und mit den Franken an der Loire feindselig grenzten. Erst kam es durch Vermittelung König Theoderichs von Italien zu einer Unterredung zwischen beiden Königen; auf einer kleinen Insel der Loire, ohnweit Amboise, besprachen sich Alarich und Chlodowich, aßen und tranken mit einander, und schieden anscheinend als Freunde. Bald aber, als viele katholische Einwohner unter des

*) Epistola Childeberti Regis de anno 554 apud Baluz. Tom. I. p. 6.

***) Procop. de bell. Gothic. I. 12.

arianischen Marichs Herrschaft laut ihre Vorliebe für die Franken bekannten, und ein Bischof darüber verjagt ward, sprach Chlodowich in der Versammlung seiner Fürsten und Krieger: „ich sehe mit Schmerz, wie diese Arianer den schönsten Theil Galliens besitzen. Laßt uns ausziehen und mit Gottes Hülfe diese Länder gewinnen!“ Alle Franken lobten diesen Vortrag, und sogleich ward der Zug gegen Poitiers, wo sich Marich aufhielt, beschlossen. Um die gallischen Unterthanen der Gothen noch mehr zu gewinnen, ward die strengste Kriegszucht befohlen; keiner sollte auf dem Zuge durch das Land etwas anders als Gras und Wasser sich zueignen. Einen Krieger, der im Gebiet von Tours einem Landmann Heu genommen hatte, stieß Chlodowich mit der Lanze nieder; denn, sprach er, wo bliebe unsere Hoffnung des Siegs, wenn der h. Martin beleidigt würde? Zu derselben Zeit schickte er Boten mit Geschenken für die Kirche dieses Heiligen, daselbst ein günstiges Vorzeichen zu suchen. Als dieselben nun in die Kirche traten, wurden grade die Worte aus dem achtzehnten Psalm abgesungen: Du giebst meine Feinde in die Flucht, daß ich meine Hasser verstore! Als bald kehrten sie um, und verkündigten es dem Könige, welcher bald darauf noch andere Proben von der Huld des Himmels erfuhr. Der Fluß Vienne, hinter Tours auf dem Wege nach Poitiers, war so angeschwollen, daß das Heer nicht übergehen konnte; da erschien ein Hirsch von wunderbarer Größe, lief durch den Fluß und zeigte eine sichere Fuhr. Ueber der Hauptkirche von Poitiers sahe Chlodowich ein feuriges Lustzeichen aufsteigen, wel-

ches ihm den Weg zum Siege über die Keger zu weisen schien. Die kriegerischen Franken waren voll heiligen Eifers, die Gothen, durch langen Frieden erschlaft, im Rath unschlüssig und irre. König Theoderich hatte geschrieben, nicht alles auß Spiel zu setzen, und der ersten Siegeshitze des Feindes auszuweichen, aber der weise Rath ward verachtet, und zehntausend Schritte von Poitiers kam es zur Schlacht *). Marich und Chlodowich rannten auf einander, der König der Westgothen fiel durchbohrt, Chlodowich ward durch seinen Panzer und sein gutes Pferd von den Speeren zweier Gothen gerettet, welche wüthend auf ihn einstürzten, den Tod ihres Fürsten zu rächen. Darauf floh das westgothische Heer. Die Franken nahmen ganz Aquitanien ein, die Städte Angoulesme, Bordeaux, Toulouse öffneten ihnen die Thore; in der letztern fanden sie die königlichen Schätze. Die Macht der Westgothen, bis an die Pyrenäen zurück gedrängt, war über das erlittene Unglück noch durch Partheiungen getrennt; während Marichs ältester, aber unehelich gebohrner Sohn Giselich von einem Theile des Volks als König erkannt ward, erhob die andere den jüngern, Amalrich, in den spanischen Provinzen. Zu derselben Zeit wollte sich auch Gundobald, der Burgunder, an dem Raube der Westgothen bereichern, und belagerte einige ihrer Städte an der Rhone.

Im folgenden Jahre **) schickte der König von Italien seinen Verwandten, den Westgothen, Hülfe gegen die Franken und Burgunder. Arles ward entsetzt, Giselich verjagt, und Amalrich, der Sohn von Theoderichs Tochter, auf

*) 507. **) 508.

dem Throne behauptet. Als sein Vormund herrschte der König von Italien, der Krieg erstarb, und jeder Theil behielt, was er erobert hatte. Das Reich der Westgothen in Gallien war nun auf das heutige Languedoc und die südlichen Gegenden Aquitaniens bis an die Pyrenäen eingeschränkt; das Land von den Sevennen und der Garonne bis an die Loire ward fränkisch, die Provenze behielten die Ostgothen.

Daß aus dieser Zwietracht der germanischen Könige dem ostgothischen Herrscher Italiens ein bedeutender Gegner erwuchs, war dem Hofe zu Constantinopel, der sich noch immer als rechtmäßiger Gebieter aller ehemals römischen Länder betrachtete, sehr willkommen. Als daher Chlodowich von seinem glücklichen Feldzuge nach Tours zurückkehrte, brachten ihm Abgesandte des Kaisers Anastasius die Ehrenzeichen des Patriciats und Consulats. Indem das griechische Rom diese Titel, die lang schon ihre ehemalige Bedeutung verloren hatten, den deutschen Königen ertheilte, erneuerte er das Andenken der altrömischen Herrschaft; die Könige, welche dieselben annahmen, erschienen nun ihren römischen Unterthanen als rechtmäßige vom Kaiser beliebene Herren, ihrem deutschen Volke aber mit der veränderten Tracht allmählig auch in höherer Würde. An diesem Tage, sagt Gregor, ward Chlodowich in der Domkirche mit dem Purpurmantel und der Krone geschmückt; darauf stieg er zu Pferde, ritt durch die Stadt, streute mit freigebiger Hand Gold und Silber unter das Volk, und ward seitdem als Consul und Augustus betrachtet.

Hiermit endigten Chlodowichs auswärtige Kriege, welche ihm das ganze nördliche Gallien

vom Rhein bis nahe an die Pyrenäen verschafft hatten. Jetzt aber gedachte er auch die übrigen Franken, die sich noch zu besondern Fürsten hielten, unter seiner Herrschaft zu vereinigen. Zu diesem Zweck beschloß er, seine Vettern, die andern Mervinger, mit List zu vertilgen, weil ihm seine Franken zum Krieg gegen ihre Brüder nicht beigefallen haben würden. Zuerst wandte er seine Blicke auf Siegbert von Eöln, der mit ihm gegen die Allemannen bei Zülpich gestritten, und ihm noch seinen Sohn Chloderich gegen die Westgothen mit Hülfsvolk zugesandt hatte. Bald nach dem westgothischen Zuge, als Siegberts Sohn noch zu Paris war, wo nun Chlodowich Hof hielt, sprach dieser zu ihm: „Siehe, dein Vater ist alt und hinkend; wenn er stirbt, möchte dir mit unserer Freundschaft sein Königreich werden.“ Dadurch ward der Sohn so entzündet, daß er seinen Vater auf der Jagd, als dieser in einem Zelte schlief, ermorden ließ. Um sich des Reichs ganz zu versichern, schickte er nun an Chlodowich und lud ihn ein, sich durch abgeordnete Leute von den vorgefundenen Schätzen auszuwählen, was ihm beliebe. Dieser läßt ihm antworten, er möge alles behalten, aber seinen Gesandten die Kostbarkeiten zeigen. Als nun Chlodowich einen Kasten um den andern öffnet, bitten ihm die Gesandten, bei dem einem, worin die Goldmünzen liegen, tiefer zu greifen, weil noch etwas auf dem Grunde verborgen seyn könne; aber indem er sich bückt, zerschmettert ihm einer der Franken mit der Streitart den Schädel. Als bald eilt Chlodowich herbei, ruft das Volk zusammen, und offenbart ihm, wie dieser Chloderich aus eignem Antriebe den Vater getödtet,

und jetzt von einem Unbekannten, doch ohne sein Zuthun, gestraft worden: denn das Blut eines Verwandten würde er nicht vergossen haben. Da indeß die Sache einmal geschehen sey, so schlage er ihnen vor, sich unter seine Obhut zu begeben. Diese Rede gefällt den Franken; sie klatschen und rufen Beifall, setzen ihn auf ein Schild und erheben ihn zu ihrem Könige. So gewann Chlodowich Siegberts Reich, das sich vom Rhein bis an die Grenzen Thüringens erstreckte, sammt allen Schätzen.

Hierauf besann sich Chlodowich, daß ihm sein Vetter Cararich in der Schlacht gegen Syagrius einen Beweis zweideutiger Freundschaft gegeben; darum fing er ihn und seinen Sohn, ließ ihnen das lange Königshaar abschneiden und den Vater zum Priester, den Sohn zum Diakonus machen. Als nun bei der Haarschur jener sein Schicksal beweinte, sprach der Jüngling: „Dies Laub wird von grünem Holze geschnitten, und desto stärker hervortreiben! Möchte der, welcher solches befiehlt, eben so schnell umkommen, als es gewachsen seyn wird!“ Als dies dem Chlodowich hinterbracht ward, befahl er, beide zu tödten.

Nun war noch der alte Ragnachar in Cammerich übrig, ein schwelgerischer Fürst, der sich durch einen Günstling, Namens Farro, sehr verhaßt gemacht hatte. Die Franken erzählten mit Unwillen, wenn ihrem Könige eine Steuer oder ein Geschenk gebracht werde, pflege er zu sagen: Das ist genug für mich und Farro! Chlodowich bestach mehrere der Leute dieses Fürsten durch übergoldete Armbänder und Wehrgehente, die er für goldene ausgab, daß sie ihren Herrn verrathen sollten. Als nun Mag-

nachar hörte, daß Chlodowich mit einem Heer heranziehe, berichteten ihm die, welche er auf Kundschaft ausgesandt hatte, er käme als sein und Farros Freund. Dergestalt ward Ragnachar überrascht und gefangen. „Warum, sprach Chlodowich, als Ragnachar in Fesseln vorbeführt ward, warum beschimpfst du unser Geschlecht durch deine Bande? Besser wäre es dir gewesen zu sterben!“ Bei diesen Worten hob er die Streitart auf, und spaltete ihm den Kopf. Hierauf wandte er sich zu des Getödteten Bruder, und sagte: „Hättest du deinem Bruder geholfen, wäre er nicht gefesselt worden!“ Mit diesen Worten erschlug er auch diesen. Zu den Verräthern aber, die sich über das falsche Gold beschwerten, sprach er: „Wer seinen Herrn mit Vorbedacht zum Tode bringt, empfängt billig unächtes Gold zum Lohne. Achtet euch damit bezahlt, daß ihr euer Leben nicht unter Martern endigen dürft.“ Einen dritten Bruder desselben Hauses, Namens Nigomer, den Chlodowich in seine Gewalt bekam, ließ er zu Sens und mit ihm alle übrigen Glieder dieser Familie tödten, um sich keinen Nebenbuhler und den Franken keinen Gegenstand anderer Wahl übrig zu lassen. Einst klagte er mitten in der Versammlung des Volks: „Wehe mir, daß ich als Fremdling unter Ausländern zu leben gezwungen bin, und keinen Aunverwandten habe, auf dessen Unterstützung im Unglück ich rechnen könnte.“ Dies sagte er aber, fügt Gregor ganz unschuldig hinzu, nicht aus Leid über der Seinigen Tod, sondern um einen Versuch zu machen, ob sich nicht irgend einer verrathen würde, den er zu tödten vergessen hätte! Dies war der Mann, von dem der

fromme Bischof alles Ernstes versichert, Gott habe darum täglich seine Feinde unter seine Hand gegeben und sein Reich gemehrt, weil er mit rechtem Gemüthe vor ihm gewandelt, und gethan habe, was seinen Augen wohl gefallen.

Chlodowich genoss die Früchte dieser Thaten nicht lange; er starb bald darauf in der Blüthe des Alters *); von den fünf und vierzig Jahren seines Lebens hatte er dreißig geherrscht. Seine

Handlungen zeigen genugsam, wie er für den Zweck der Machtvergrößerung das Schlimmste für recht hielt, aber die Augenblicke seiner Mittel mit Scharfblick ersah und mit Kühnmuth ergriff. So ward das Reich der Franken über Gallien und den Theil Deutschlands gegründet, der sich über beide Rheinufer von Batavien bis in Helvezien, und von den Ardennen bis an die Grenzen Thüringens erstreckt.

Drittes Kapitel.

Chlodowich's Söhne erobern Thüringen und Burgund **).

Der fränkische Eroberer hinterließ sein Reich vier Söhnen, welche es theilten. Der älteste, Theoderich, mit einer heidnischen Mutter gezeugt, galt nach der Ansicht der christlichen Bischöfe für einen unehelichen Sohn, ohne daß darum die Franken ihm geringeres Recht als seinen Brüdern, Chlotildens Söhnen, zuerkannten. Er erhielt die östlichen Landstriche Galliens mit dem Gebiete der ripuarischen Franken und Allemannen an beiden Ufern des Rheins bis nahe an die Mündung. Dieser Theil des Reichs, welcher von seiner östlichen Lage allmählig den Namen *Austrasien* (Oesterreich) bekam, übertraf an Größe die übrigen, war aber derjenige, welcher seinem Beherrscher die wenigsten Einkünfte versprach; denn die Deutschen am Rhein, die den größten Theil der Einwohner ausmachten, gaben nur freiwillige Ge-

schenke, und nur von den westlichen Strichen, die zum Gebiet des Syagrius gehört hatten, (etwa der heutigen Champagne) ließen sich Auflagen erheben. Außerdem besaß Theoderich für sich die heutige Provinz Auvergne, die er noch bei Lebzeiten seines Vaters von den Gothen erobert und nicht mit in die Theilung gegeben hatte. Die Hauptstädte Austrasiens waren Metz und Rheims.

Der zweite Bruder, Chlodomer, erhielt die den Gothen abgenommenen Länder zwischen der Loire und Garonne, aber ohne Auvergne; seinen Wohnsitz nahm er zu Orleans.

Dem dritten Bruder, Childebert, fiel fast das ganze Gebiet des Syagrius zu, das heißt, alles Land zwischen dem Ocean und der Loire. Doch war die Herrschaft über die heutige Bretagne unsicher und schwankend. Paris

*) 511. **) 521 — 534.

war die Hauptstadt dieses Antheils, welcher Neustrien (Westreich) genannt ward, wiewohl zuweilen im Gegensatz des immer wachsenden Aufrasiens alle drei westlichen Antheile unter dem Namen Neustrien zusammen gefaßt werden.

Der letzte Antheil, der von der nördlichen Seine und Isle de France an die Pikardie und die Niederlande bis an die Maas in sich begriff, fiel auf Chlotar. Soissons ward dessen Hauptstadt.

Ohngeachtet dieser Theilung sollten alle vier Brüder gemeinschaftlich herrschen, und das Reich fortwährend ein Ganzes ausmachen. Aber diese Bestimmung wurde von den einzelnen Königen, die nur ihre besondern Vortheile ins Auge faßten, wenig geachtet. Bald ward Aufrasien durch Theoderichs Eroberungen überwiegend, und wie es ohnehin schon große Striche von Deutschland umfaßte, so noch weiter gegen Osten ausgedehnt.

In der Mitte Deutschlands, von den Ufern der Donau durch die Oberpfalz und Ostfranken bis an den Harz, herrschten die drei Söhne des Basinuz, Baderich, Hermanfried und Berthar über das Volk der Thüringer, wie Chlodowichs Söhne über das Volk der Franken vom Rhein bis an die Garonne. Als nun Hermanfried sich vermählen wollte, warf er seine Augen auf den glänzenden Hof König Theoderichs von Italien, vielleicht um gegen die Macht der Franken eine Stütze zu finden. Dieser Fürst, der seine eigne Tochter schon an Alarich den Westgothen vermählt hatte, sandte seiner

Schwester Tochter Amalberga, an den König der Thüringer; das Geschenk, womit dieser nach germanischer Sitte die Braut von ihrem Vormund erkaufte, bestand in Thüringischen Rossen, deren Vortreflichkeit Theoderich in seinem Schreiben an Hermanfried rühmt ¹⁾.

Aber diese Vermählung hatte für das Reich der Thüringer sehr unglückliche Folgen. Amalberga, die mit den stolzen Gesinnungen ihres Hauses nach Thüringen kam, fand den Antheil, den ihr Gemahl von dem Lande besaß, zu klein. Als er sich nun einst zur Tafel setzen wollte, veranstaltete sie, daß dieselbe nur halb gedeckt war; „denn, sagte sie, ein halber König muß auch nur an einem halben Tische essen.“ Darauf beschloß Hermanfried, seine beiden Brüder aus dem Wege zu räumen. Dies gelang mit Berthar; gegen Baderich aber mußte er die Hilfe des aufrasischen Königs Theoderich suchen. Mit diesem, dem er die Hälfte der Eroberung versprochen, zog er gegen den Bruder, überwand und tödtete ihn, hielt aber nachher seinem Bundesgenossen nicht Wort, sondern ließ ihn mit leeren Händen nach Hause ziehen *).

Auf diese Beleidigung beschloß Theoderich, sich an dem Könige der Thüringer zu rächen; doch that er es nicht eher, als bis der König von Italien gestorben und dessen Reich uneins geworden war **). Da er aber allein sich zu schwach fühlte, verband er sich erst mit seinem Bruder Chlotar von Soissons, und berief dann eine Versammlung seiner Franken. Diesen stellte er vor, wie schon vor Alters (unter

¹⁾ Cassiod. IV. 1.

^{*}) Also Gregor von Tours. Etwas anders erzählt Wittekind die Veranlassung des Kriegs. Leibniti Script. rer. Br. I. p. 72. ^{**)} 531.

Attila) die Thüringer ihren Vätern den Frieden gebrochen, und nach Ermordung der erhaltenen Geiseln einen Einfall in das Land der Franken gemacht hätten; wie hier von ihnen die Knaben mit den Zeugungstheilen an Bäume gehängt, die Mädchen von Pferden aus einangerissen, viele andere auf die Fahrgleise gestreckt und von drüberhin fahrenden Lastwagen zermalmt worden wären. Hierzu gedachte er auch der ihm wiederfahrnen Schmach. Darüber wurden die Franken so ergrimmt auf ihre Feinde, daß sie einmüthig Krieg beschloffen und sich sogleich in Marsch setzten. Sie fanden die Thüringer in guter Bereitschaft. An dem Orte, wo sie den Angriff der Franken erwarten wollten, hatten sie tiefe, mit Rasen überkleidete Wolfsgruben angelegt, in welche beim Beginn des Gefechts die ersten der fränkischen Reiter hinabstürzten. Die folgenden aber erkannten und vermieden die Gefahr, und fochten so tapfer, daß endlich die Thüringer bis an die Unstrut zurückwichen. Hier hielten sie Stand in der Gegend von Ronneburg oder Rumburg, und schlugen mit den Franken eine dreitägige Schlacht. Wiederum flohen in dieser die Thüringer. Das Bett der Unstrut, das an manchen Stellen viele Untiefen hat, füllte sich mit ihren Leichen, und die Franken gingen wie auf einer Brücke hinüber.

Hermanfried warf sich in eine Burg an der Unstrut, welche der Chronist Wittekind Scheidingen nennt. Theoderich aber rathschlugte mit den vornehmsten Befehlshabern seines Heers, ob er die Feinde weiter verfolgen, oder nach Hause ziehen sollte? Als er sich nun für die erstere Meinung entschieden hatte, sandte

er zu den benachbarten Sachsen, weil er wußte, daß diese den Thüringern feind waren, und ließ ihnen sagen, er wolle ihnen den dritten Theil des Landes ihrer Feinde einräumen, wenn sie ihm das Ganze, und besonders die Burg, worin sich der König verschlossen, erobern hülfsen. Alsobald zogen den Franken neuntausend Sachsen zu Hülfe, Männer groß an Körper und Muth, deren Aufzug mit langem, bis an den Hest des Degens herabfallenden Haar, mit hohen Lanzen, kleinen Schilden und großen Schlachtmessern (Saren) den Franken verwunderlich dünkte. Da nun Hermanfried sahe, daß seinem Schloß heftig zugesetzt ward, sandte er den Fring, seinen vertrauten Rath, mit allen Schätzen an den fränkischen König. Nun ward der letztere bewogen, sich mit den Thüringern zu vergleichen; die lästigen Bundesgenossen sollten leer ausgehen. Ein Raubvogel aber, der einem Thüringer auf der Reiherbaike entfloh, ward Ursache, daß die Sachsen das Geheimniß erfuhren; denn um ihn wieder zu erhalten, erbot sich jener gegen den Sachsen, der ihn gefangen hatte, etwas zu offenbaren, was seinem ganzen Volke sehr wichtig sey. Also erfuhren die Sachsen, wie sie hintergangen werden sollten. Darauf erstürmten sie um Mitternacht die Burg, und machten durch diese Verzweiflungsthat dem thüringschen Reiche ein Ende. König Theoderich, der das Geschehene gut heißen mußte, gab ihnen nebst der eroberten Festung den nördlichen Theil des Landes, und behielt die südlichen und westlichen Striche für sich; die Burg Scheidingen, die vielleicht erst bei dieser Gelegenheit ihren Namen bekommen hat, ward die Grenze zwischen Franken und Sach-

fen. Die letztern aber überließen einen Theil des erhaltenen Landes an der Elbe, (das heutige östliche Meissen) slavischen Kolonisten, die sich nachmals bis an die Saale verbreiteten *). Dennoch machten sich wahrscheinlich die Sachsen selbst für die erhaltene Abtretung zu den jährlichen Tributen an den fränkischen König anheischig, über deren Bezahlung in der Folge die langwierigen Händel zwischen Franken und Sachsen entstanden. Der Untergang der Thüringer sollte nach zwei Jahrhunderten an den Sachsen gerochen werden.

Hermanfried, der nebst seiner Gemahlin, seinen Kindern und einigen Dienern noch zur rechten Zeit aus seinem Schlosse entronnen war, wurde von Theoderich unter feierlichen Versprechungen der Sicherheit nach Zülpich geladen. Als nun eines Tages beide Fürsten mit einander auf der Stadtmauer standen und sich besprachen, stieß Jemand den Hermanfried plötzlich hinab, daß er starb. Einige seiner Kinder wurden auf Befehl Theoderichs erdrosselt; die übrigen nahm Amalberga mit sich nach Italien; ihr Sohn Amalfried diente in der Folge dem griechischen Kaiser als Feldherr, und fand im Morgenlande den Tod; zwei Töchter wurden an longobardische Könige vermählt. Dieses war der Untergang des thüringischen Reichs, wie ihn Hermanfried durch die Uebelthat an seinen Brüdern verschuldet hatte.

Während diesen Geschichten waren Chlodowichs drei übrige Söhne nicht müßig, sondern benutzten die Gelegenheit, die sich ihnen nach

des alten Königs Gundobald Tode **) darbot, Burgund zu unterwerfen.

Gundobalds Sohn, König Siegmund, hatte von Ostgotha, seiner Gemahlin, die König Theoderichs von Italien Tochter war, einen Sohn Siegereich, und eine Tochter Svavegotha, die des Königs von Aufrasiens Weib ward. Nachdem die Königin gestorben, heirathete Siegmund eine Person von ihrem Gefolge. Diese warf Haß auf den Prinzen, weil derselbe einst gelacht hatte, als er sie in den Kleidern seiner Mutter sich brüsten und unbehülflich einhergehen gesehen. Seitdem beredete sie den König, sein Sohn stelle ihm nach Thron und Leben, und bewirkte, daß er denselben, als er schlief, umbringen ließ ***). Da ward des Ermordeten Großvater, König Theoderich von Italien, sehr zornig, und schickte ein Heer wider Burgund, dessen König Siegmund, nun voll Reue und Furcht, nach St. Moritz in Valais entfloh. Auf diese Nachricht erwachte in der alten fränkischen Königin Chlotilde der Gedanke, den Tod ihres Vaters Chilperich an dem Hause ihres Oheims Gundobald, seines Mörder, zu rächen: die Macht des Königs von Italien, der nun wider Burgund war, hatte bisher sie im Zaum gehalten. Auf Chlotildens Betrieb schlossen nun drei fränkische Könige, (den König von Aufrasiens begütigte Svavegotha sein Weib,) mit dem Könige von Italien einen Vertrag, Burgund zu theilen, worauf von der einen Seite die Ostgothen, von der andern die Franken das Land überzogen. König Siegmund, der sich im Kloster St. Moritz

*) Adam Brem. Hiscor. eccl. I. c. 4. **) 516. ***) 522.

unter die Mönche verbarg, ward durch Verrath entdeckt und nach Orleans gebracht; hier ließ König Chlodemir ihn, sein Weib und seine beiden Söhne enthaupten, und die Leichen in einen Sodbrunnen werfen. Aber noch acht Jahre behauptete Godemar, Siegmunds Bruder, die Trümmer des Reichs. Als die Ostgothen, denen er ihre Eroberungen zu lassen versprach, ihm Frieden gegeben, tödtete er in einer Schlacht König Chlodomir, der seinen Bruder zu enthaupten befohlen. Darauf vereinigten sich die übrigen Könige der Franken wider ihn, erschlugen ihn in einer Schlacht, und endigten dieses Reich durch Eroberung der Stadt Lutun *),

nachdem dasselbe seit dem Uebergang der Burgunder über den Rhein hundert und acht und zwanzig Jahre bestanden hatte. Den Vertrag machten die Burgunder mit ihren Ueberwindern: „die Könige der Franken sollten auch Könige von Burgundien seyn; die Burgunder im Krieg ihnen folgen, doch in allem ihre Rechte, Ordnung und Güter behalten.“ Seitdem waren ihre Könige vom Stamme Chlodowichs. Ein Herzog verwaltete das niedere Burgund, wie ein Patrizius das Gebürge und die Landschaften, die heut Savoyen, Hochburgund, Wallis, Genf, Bern, Freiburg und Solothurn heißen.

Viertes Kapitel.

Die ostgothischen Geschichten **).

Während die Burgunder, die Thüringer und die Hälfte der Allemannen den Franken gehorchten, die Sachsen, bis auf dürftige und meist ungewisse Geschenke, noch frei waren, die Bojoarier aber von ihren Agilolfingern beherrscht wurden ¹⁾, gehörten die Swev-Allemannen in beiden Rhazien, die Alpenprovinz Norikum und ein Theil von Pannonien, unter ostgothische Herrschaft gen Rom oder Ravenna. Mit dieser war es also beschlossen.

Als das Reich des Attila in Pannonien mit dem Tode des Völkerbezwinners zerfiel, wurden

die Ostgothen, die unter ihren drei Königen aus dem Amalerstamm, Walamir, Widemir und Theodemir, bisher mit den Hunnen gezogen waren, wiederum zu einem selbständigen Volke. Bald ließen sie den byzantinischen Römern ihre Nachbarschaft durch Einfälle in Illyrien empfinden, bis Kaiser Leo durch Jahrgelder von ihnen Frieden erkaufte. Zur Verbürgung der Treue sandte Theodemir seinen achtjährigen Sohn Theoderich nach Constantinopel, wo sein Körper zu allen Kriegsbungen gebildet, und sein Geist durch den Unterricht der geschick-

*) 534 n. Chr. — **) 455 — 554.

¹⁾ Cassiod. IV. 2. Der König der Heruler, an den dieser Brief gerichtet ist, mag wohl ein Fürst der Bojoarier seyn, unter deren Stämmen die Heruler einen vorzüglichen Bestandtheil ausmachten.

testen Lehrer erweitert ward. Die edle Frucht der Erziehung, welche der gothische Prinz genoß, liegt in seiner nachmaligen Regierung über Italien zu Tage; dennoch blieb er so unerfahren in den Anfangsgründen der Wissenschaften, daß man eine mechanische Vorrichtung erfinden mußte, um dem Könige von Italien die Unterzeichnung seines Namens möglich zu machen. Nach zehn Jahren, in welchen die Ostgothen mit den Rugiern, Scyren und Sweben viele Kriege geführt hatten, kehrte der Jüngling heim, und indem er Singidunum, das heutige Belgrad, den Sarmaten entriß, zeigte er durch diese erste Waffenthat, daß er die vaterländische Tapferkeit in griechischer Erziehung nicht verlernt habe. Damals räumte Kaiser Zeno den Ostgothen, deren er sich gegen seine Mitbewerber bedienen wollte, große Landstriche an der Niederdonau, an den Grenzen Thraziens ein. Theoderich, welcher um diese Zeit seinem Vater Theodemir auf dem Königsstuhl der Amaler folgte, (seine Oheime Widemir und Walamir waren todt,) ward von dem hilfsbedürftigen Zeno mit Ehrenstellen und Belohnungen überhäuft; denn seit das Haus des Theodosius ausgestorben war, stützten sich die meist durch Hof- und Pallastränke erhobenen Kaiser, die weder ihrem Volke noch Heere trauen durften, auf auswärtige Freunde. So hatte Zeno durch Theoderichs Beistand den Thron, den er an einen Anmaßer schon verloren gehabt, wieder eingenommen, und freigebig ertheilte er seinem Netter den Namen Sohn, Patrizier und Consul, eine Rittersäule, den Befehl über die Hausstruppen, Silber und Gold in großen Sum-

men, und das Versprechen einer reichen und angesehenen Gemahlin. Indesß wurden nach der Zeit die Mißhandlungen, welche die Gothen sich gegen die kaiserlichen Unterthanen erlaubten, und die großen Kosten, welche ihre Besoldung erforderte, Veranlassung, daß man sich von Seiten des Hofes ihrer zu entledigen wünschte. Als daher der ostgothische König auf das Abentheuer versiel, Rom von der Herrschaft des Odoaker zu befreien, ward sein Anerbieten, die Gothen nach Italien zu führen, bereitwillig angenommen. Aber die Formen dieser Bewilligung wurden wahrscheinlich so zweideutig abgefaßt, daß es ungewiß blieb, ob der Eroberer Italiens als Statthalter oder als Bundesgenosse des byzantinischen Kaisers dort herrschen sollte.

Durch Pannonien, welches seit dem Verfall der römischen Macht von vielen Barbarenstämmen durchwandert ward, zog das Volk der Ostgothen mit Weibern und Kindern und aller Habe, wie acht und achtzig Jahre vorher die Westgothen unter Alarich, über die julischen Alpen nach Italien *). Die soldatischen Herren dieses Landes waren im Genuß eines zwölfsjährigen Friedens erschlaft; Odoaker, in drei Schlachten bei Aquileja, Verona und Pavia geschlagen, floh nach Ravenna, während sein Kriegsvolk dem Sieger beifiel. Diesen empfing Roms Senat und Volk als einen Befreier; nach langer Einschließung öffnete ihm auch Odoaker die Thore von Ravenna **). Der Bischof dieser Stadt hatte einen Friedensvertrag unterhandelt, vermöge dessen beide Könige gemeinschaftlich über Italien herrschen sollten. Aber nach wenigen Tagen ward Odoaker mitten unter

*) 488. **) 493.

der Freude eines Gastmahls getödtet; in derselben Stunde fiel der größte Theil seiner Kriegskleute, die dem Sieger zugejauchzt hatten; denn dieser wußte, daß sie ihn lieber verderben würden. Der Gothe urtheilte, daß man großen Dingen sich entweder nicht unterziehen, oder sich über kleinliche Bedenklichkeiten hinwegsehen müsse; wie alle Alten hielt er es für unerläßlich, denjenigen, dem er die Herrschaft geraubt hatte, zu tödten, weil über das Größte Vergessenheit unmöglich sey.

Dieses gothische Reich erstreckte sich über ganz Italien und Sizilien; jenseits der Alpen wurden nach und nach die Länder Dalmazien und Pannonien, durch kluge Benutzung der westgothischen Handel mit den Franken auch der kleinste, aber älteste und anmuthigste Theil der gallischen Provinz an die alte Herrin der Völker geknüpft, auch die Fürsten der Bojoarier in Norikum und in Rhazien abhängig gemacht. Der Beherrscher Italiens gebot über mehr Land, als Rom, da es mit Carthago um die Herrschaft der Welt gestritten. Von allen übrigen barbarischen Staaten unterschied sich dieser durch die Milde wie durch die höhere Staatskunst seines Königs. Die Gothen nahmen das Drittheil der römischen Ländereien, das schon ihre Vorgänger sich zugeeignet hatten, als Kriegssold, und lebten durch ganz Italien zerstreut, nach ihren volksthümlichen Gesetzen und Weisen; eben so aber auch die Römer, denn wiewohl Theoderich den Titel eines Kaisers nicht annahm, so bestand doch unter dem gothischen Könige die ganze von Constantin hinterlassne Verfassung mit den alten Staatsämtern, Würden und Gesetzen. Durch ein seltsames

Spiel des Schicksals wurden nun die beiden römischen Consuln, deren Vorgänger so oft barbarischen Königen mit stolzer Verachtung begegnet waren, der eine zu Rom von einem gothischen Fürsten, der andere zu Constantino- pel von einem barbarischen Kaiser ernannt. Da die Gothen, dem Waffendienst und Landleben ergeben, in wissenschaftlicher Bildung Fremdlinge blieben, und den Ansichten Theoderichs gemäß bleiben sollten, weil er dafür hielt, diese Bildung schwäche den Kriegsmuth, und wer als Knabe die Ruthe gefürchtet, werde als Mann vor dem Schwerdte erzittern, so konnte die bürgerliche Verwaltung nur römischen Händen anvertraut werden. Wie das Volk Italiens seine Tracht und Sprache, Gesetze und Sitten, seine persönliche Freiheit und zwei Drittheile seines Landeigenthums behielt, so dauerten die Namen und Geschäfte der prätorischen Präfecte von Rom, der Quästoren, der Magister Offiziorum und anderer Staatsbeamten fort, so blieb die untere Gerechtigkeitspflege und das Staatseinkommen sieben Consularen, drei Correctoren und fünf Präsidenten anvertraut, und die fünfzehn Regionen Italiens wurden nach den Grundsätzen und selbst nach den Formen der römischen Rechtsgelahrtheit regiert. In den gothischen Pallästen zu Ravenna und Verona erblickte man das Bild des theodosischen Hofes, auf welches zwei Minister, Cassiodor und Boethius, den letzten Glanz des erlöschenden geistigen Feuers zurückgeworfen haben. Eine Sammlung von Staatschriften, die der erstere im Namen seines Herrn aufgesetzt hat, ist noch als eine schätzbare, wenn auch meist nur dunkle Urkunde, über die Verhältnisse eines Zeitraums vorhanden,

dessen Geschichte aus dürftigen Bruchstücken zusammen gelesen werden muß, da das eigentliche Geschichtswerk, welches Cassiodor aufgesetzt hatte, verloren gegangen ist. Ein großer Zug im Character Theoderichs ist es, daß er, der das treulose Kriegsvolk seines Vorgängers niederkauen ließ, den Liberius, welcher der unglücklichen Sache desselben bis zum letzten Augenblick treu geblieben war, zur prätorischen Präfektur, einer der ersten Stellen, beförderte.

Aber der Gothe behauptete nicht bloß in Italiens innerer und bürgerlicher Verwaltung römische Weise; er faßte auch die große, von den alten Römern zur Weltoberung verunstaltete Ansicht wieder auf, die europäische Menschheit in staatsrechtliche Verbindung zu bringen. Das Gebäude dieses völkerrechtlichen Vereins sollte nicht auf Waffengewalt, sondern auf geistige Ueberlegenheit gegründet, und durch die Ehrfurcht, welche Italien und sein Beherrscher einflößten, aufrecht erhalten werden. Europa bis an die Grenzen Sarmaziens war an germanische Völker vertheilt; auch auf dem lang verzehrten Throne der Weltbeherrscherin saß ein Germane, der den deutschen Königsnamen dem römischen Kaisertitel vorzog, der die Streitigkeiten der Nationen vermittelte, und von ihren Fürstenhäusern Verwandter und Vater begrüßt ward; denn die Könige der Franken, Burgunder, Westgothen, Wandalen und Thüringer waren, gewiß nicht ohne Mitwirkung der Staatskunst, seine Sidame und Schwäger geworden. In seinen Briefen redete er zu diesen Königen im Ton eines Vaters, ertheilte ihnen wohlge-

meinte, verständige Rathschläge, und sandte ihnen Geschenke, deren die minder gebildeten bedurften, und Tonkünstler, die ihren Gesang mit der Cithar begleiteten. Die Sprache seiner Briefe und die Titel, die er den Fürsten gab, zeigen, daß er als König von Italien und Beherrscher der ewigen Roma, sich auch als den Herrn und König der Könige ansah. „Ihr alle, schreibt er *), empfangt von mir die Pfänder großer Gunst. Es gehört mir zu, Euch königliche Jünglinge durch die Macht der Vernunft zu bezähmen.“ Indem er dem König der Burgunder Sonnen- und Wasseruhren übersendet, ermahnt er ihn und die Seinen, uun auch ihre Zeit gut einzutheilen, und ihren wilden Sitten zu entsagen. Sie hingegen nahen sich ihm voll von Achtung durch ihre Abgeordneten, welche die Pracht seiner Hofhaltung bewunderten, und die Erzeugnisse ihres Landes vor seinem Throne niederlegten; so brachten die Aestier Bernstein von den Küsten der Däsee, so die Thüringer Kasse. Nur Chlodowich, König der Franken, war weniger geneigt, ihn also zu ehren, und verschmähte die Vorstellungen, die Theoderich zu Gunsten der besiegten Westgothen an ihn erließ. Dafür erprobte der Franke, als es nun zum Kriege kam, gegen die Ostgothen das Glück seiner frühern Unternehmungen nicht, denn der Ausgang war, daß das südliche Gallien wieder an Italien fiel. Also ward die Grundlage des Reiches immer stärker befestigt, und vielleicht wären auf dem alten Sitze der Weltherrschaft deutsches und römisches Leben zu einem herrlichen Ganzen verschmolzen, hätte der Italiener Thorheit, die

*) Cass. III. 2.

nun ins dreizehnte Jahrhundert gestraft wird, die Gunst des Schicksals nicht von sich gewiesen.

Theoderich, der nach dem Beispiel der letzten Kaiser Ravenna zu seinem eigentlichen Wohnsitz gewählt hatte, sich aber abwechselnd zu Verona aufhielt, (daher die Heldenlieder des Mittelalters ihn unter dem Namen Dietrich von Bern besingen,) besuchte im siebenten Jahr *) seiner friedlichen Regierung die alte Hauptstadt der Welt, und verweilte in ihr sechs Monate, um das Band zwischen sich und seinen Unterthanen fester zu knüpfen. Der römische Bischof Symmachus, begleitet von seiner Geistlichkeit, der Senat und das Volk kamen in feierlichem Aufzuge vor die Thore der Stadt, den zweiten Trajan und Valentinian zu begrüßen. Der gothische König begab sich zuerst in die Kirche des Vatikans, um gleich einem rechtgläubigen, katholischen Christen, an dem Grabmale der Apostel seine Andacht zu verrichten; darauf hielt er seinen triumphirenden Einzug in die Stadt, bestieg das Capitol, trat in die Versammlung des Senats, und hielt, von den Senatoren und hohen Reichsbeamten umgeben, in römischer Sprache, zum römischen Volk eine Rede, worin er die Zusicherung gab, daß er die alten Gesetze aufrecht halten, die jährlichen Getreidespenden fortsetzen und die Mauern Roms wiederherstellen wolle. Durch mehrere Verordnungen sicherte er die Denkmäler der alten Baukunst gegen den zerstörenden Eigennutz der Bürger, wies auch beträchtliche Geldsummen zu ihrer Erneuerung an. Aber nicht bloß das alternde Rom schien sich zu verjüngen, auch die beiden Wohnstädte des Königs, so wie

Pavia, Spoleto, Neapel und die übrigen italienischen Städte wurden durch Kirchen, Wasserleitungen, Bäder, Säulengänge und Palläste verschönert. Wichtiger noch als dieser in die Augen fallende Schimmer war für den denkenden Beobachter das Wiederaufblühen des Ackerbaus und Handels im Schatten des Friedens und der öffentlichen Sicherheit. Trotz der fehlerhaften Landwirthschaft, die einmal eingeführt war und nicht so leicht abgestellt werden konnte, füllten die verödeten Landschaften sich wieder mit Menschen; denn Italien genoß einer vierzigjährigen Ruhe, wie kein anderes Land, und viele tausend Landbauer, welche die Burgunder während des Kriegs zwischen den Gothen und Odoaker als Sklaven hinweggeführt hatten, mußten auf Verwendung des gothischen Beherrschers zurückgegeben werden. So mächtig erhob sich Italien aus seinem Verfall, daß Privatpersonen es für ein einträgliches Unternehmen halten konnten, die pontinischen Sümpfe auszutrocknen, und daß dasselbe Land, welches zu den Zeiten der Kaiser gänzlich von auswärtiger Getreidezufuhr abhängig gewesen war, jetzt selbst nach Gallien ausführen konnte.

Aber Theoderich hatte in den Augen der Italiener die zwei unauslöschlichen Flecken, ein Fremder und ein Arianer zu seyn. Das Nationalgefühl, welches sich eben unter dieser milden Herrschaft zu größerer Stärke als anderwärts entwickelte, nahm die unglückliche Richtung, sich der kaiserlichen Zeiten mit Stolz zu erinnern, und sich aus der Schande, unter einem Könige frei und glücklich zu seyn, in die Ehre hinüber zu sehnen, unter einem Fürsten barba-

*) 500.

rischer Herkunft, der sich in einer griechisch redenden Stadt Thraziens römischer Kaiser nannte, verächtlichen Knechtesdienst zu üben. In dem Gefühl, welches den Eingebornen eines Landes eine eingedrungene, durch Sprache und Sitte verschiedene Regierung verhaßt macht, liegt etwas so Achtungswerthes und edlen Gemüthern Unveräußerliches, daß es ungerecht scheinen dürfte, die Männer Italiens zu tadeln, welche es schmerzlich empfanden, Unterthanen der Gothen zu seyn. Auf der andern Seite aber wird dieses Gefühl als unbesonnener Hochmuth und thörichte Eitelkeit erscheinen müssen, wenn man bedenkt, daß die Regierung Italiens seit Jahrhunderten Eigenthum fremder und solbatischer Willkühr gewesen war, daß es der Nation zur Erlangung und Behauptung der Selbständigkeit gänzlich an Kraft gebracht, und Italien daher immer keine andre Aussicht hatte, als die schreckliche, eine Provinz des griechischen Kaiserthums, und von griechischen Statthaltern geplündert und schlecht regiert zu werden.

Indeß wurde diese den Gothen ungünstige Stimmung ohne Zweifel durch die römische Geistlichkeit vermehrt, welche die Herrschaft der Arianer als ein schimpfliches und katholischer Christen unwürdiges Joch darzustellen bemüht war. Zwar ehrte Theoderich den römischen Stuhl, dessen Inhaber unter seiner Regierung sich den Namen Papst vorzugsweise beizulegen anfangen, und bediente sich ihrer wie anderer katholischen Bischöfe in öffentlichen Geschäften, besonders bei Unterhandlungen mit fremden Höfen; zwar beschützte, beschenkte und besuchte er die katholischen Kirchen, und zeigte sich überhaupt von dem Gedanken der Verfolgung

so fern, daß sogar Mitglieder seiner eignen Familie ungehindert seinen Glauben verließen, ohne seine Gunst zu verlieren. Aber diese Nachsicht erschien den eifrigen Anhängern der nizäischen Glaubensformel vielleicht nur als sträfliche Gleichgültigkeit, und erreichte wenigstens den Zweck nicht, ihm die Zuneigung zu erwerben, die ein katholischer Fürst erhalten haben würde. Indeß fehlte es dem Mißvergnügen der Katholiken an einem Stützpunkte, so lange in Constantinopel Kaiser Anastasius, selbst der Kezerei schuldig und vom Papste verdammt, auf dem Thron saß; als aber dessen Nachfolger Justin, ein rechtgläubiger Katholik, Strafgesetze gegen die Arianer erließ, wurden die Römer zugleich von politischer und religiöser Begeisterung für einen Hof entflammt, an welchem Verschnittene, Weiber, Bischöfe, Mönche und Leibwächter in schändlicher Verruchtheit mit schwachen Fürsten ihr Spiel trieben. Theoderich, gleichsam das Haupt der arianischen Parthei, hielt es für Forderung der Ehre, sich seiner unterdrückten Glaubensgenossen anzunehmen, und sandte den Papst Johannes mit mehreren Bischöfen und Senatoren nach Constantinopel, um durch die Vermittelung eines solchen Bevollmächtigten die Herausgabe der arianischen Kirchen zu erhalten. Also mußte der Papst die Sache derer vertheidigen, die er verdammt. Er that dies aber so läßig, und erfüllte trotz der großen Ehrenbezeugungen, die er vom Kaiser empfing, die Absicht seiner Sendung so wenig, daß ihn Theoderich nach seiner Rückkunft ins Gefängniß werfen ließ, in welchem er starb. Vielleicht floß diese Behandlung aus demselben Verdachte, welcher damals die Seele des Könige

erfüllte; denn nahe am Ende seiner ruhmvollen Laufbahn ward der große Theoderich durch die Entdeckung verstimmt, von einem Volke gehaßt zu seyn, welches er durch Wohlthaten gewonnen zu haben glaubte. Mehrere vornehme Römer, unter ihnen auch jener Boethius, von dem Theoderich einst an den König der Burgunder geschrieben: „kein Volk solle sich mit den Ostgothen vergleichen, die solche Männer besäßen,“ — wurden beschuldigt, Theilnehmer einer Verschwörung zu seyn, welche die Waffen der Griechen nach Italien locken und die Herrschaft der Gothen stürzen wolle. Sie büßten mit dem Leben, und die Römer wurden nunmehr sämmtlich entwaffnet. Die Folgezeit that dar, wie gegründet Theoderichs Verdacht gewesen war; aber seine nothwendige Strenge galt in den Augen der Italiener für Tyrannei und Verfolgung der Kirche.

Grade unter diesen bedenklichen Umständen fühlte König Theoderich die Annäherung des Todes *). Da empfahl er den Gothen seine Tochter Amalafwintha, die Wittwe Eutharichs, eines amalischen Prinzen, und deren zehnjährigen Sohn Athalarich, der sein Nachfolger seyn sollte; allen aber Ordnung, Eintracht, Liebe des römischen Senats und Volks, und Freundschaft mit dem Kaiser. Die Stütze, an deren Aufrichtung er sein Lebenlang gearbeitet, war zermürbt, seit Verbrechen den staatsklugen Plan, die germanischen Staaten durch Vermählungen zu verknüpfen, gestört und zu entgegen gesetztem Ausgang gewendet hatten. Dies, und die Besorgniß über die den Gothen ungewohnte Frauenherrschaft mochte ihn zu der Ermahnung bestim-

men, mit der überlegenen Macht Constantinpels Frieden zu halten; denn Amalafwintha sollte bis zur Volljährigkeit ihres Sohns Regentin und Vormünderin seyn.

Wie sehr auch die Bildung und Kenntnisse dieser Fürstin gerühmt werden, so war sie doch der gefährlichen Stellung des Reichs, der Wildheit der Gothen und der neuerungsfüchtigen Unzufriedenheit der Römer nicht gewachsen. Bald entstand Unfriede zwischen ihr und ihrem Sohn. Dem Jüngling, den die Mutter in vielen Wissenschaften unterrichten ließ, riethe Lieblinge, sich der strengen Zucht zu entziehen, und es gelang ihm mit Hülfe einiger Großen. Zu dem Ende sandte sie die Häupter ihrer Gegenparthei als Statthalter in die Provinzen, wo sie durch Meuchelmord aus dem Wege geräumt wurden, während im Hafen Schiffe bereit lagen, auf denen sie im Fall des Mißlingens mit ihren Schätzen nach Constantinopel entflohen wäre. Die mit dieser schwarzen That verknüpfte Unterhandlung, die ihr den Zufluchtsort gesichert hatte, offenbarte dem byzantinischen Hofe das ganze Geheimniß der Schwäche des gothischen Reichs, und versprach seinen lang genährten Planen zur Wiederbezwingung Italiens das beste Gedeihen. Denn welches auch der Auftrag gewesen seyn mochte, den vor vierzig Jahren König Theoderich von Kaiser Zeno in Hinsicht auf die Besignahme der Halbinsel erhalten hatte, so sahe man doch in Constantinopel die gothische Herrschaft im Stillen als eine barbarische Anmaßung an, besonders seit man nach den reichen Einkünften des aufblühenden Landes lüstern geworden war.

*) 526.

Kaiser Anastasius hatte die Gothen sogar öffentlich bekriegt, und zuletzt nur im Gefühl seines Unvermögens den König Theoderich als seines Gleichen erkannt.

Eben in dieser Zeit der gothischen Berwürfnis unter Weiber- und Knabenherrschaft regierte in Constantinopel Kaiser Justinian mit vielem Glanz und Erfolge, weil er, (wie in neuern Zeiten Ludwig XIV.) die Kunst, große Männer herauszufinden und auf den rechten Fleck zu stellen, mit Glück ausübte. Mit eben der Geschicklichkeit benutzte er die innern Zerrüttungen der germanischen Staaten zu ihrem Verderben. So ließ er das Wandalenreich in Afrika, wo von einem Anmaßer, Namens Gelimner, der rechtmäßige König Hilderich vom Thron gestürzt worden war, unter dem Vorwande angreifen, den Thronräuber zu bestrafen, und zugleich die unterdrückten Katholiken von dem arianischen Joch zu befreien. Belisar, ein großer Mann, in welchem der Kriegsgeist der alten Römer aufgelebt zu seyn schien, ward mit Schiffs- und Heeresmacht nach Afrika gesendet, und Amalafwintha war thöricht genug, das Unternehmen durch Aufnahme der römischen Flotte in Sizilien zu fördern; denn der wandalische und gothische Hof waren heftig verfeindet, seit Amalfrede, Theoderichs an König Thrasimund vermählte Schwester, nach dem Tode ihres Gatten wegen gestifteter Unruhen ins Gefängnis geworfen und getödtet worden war. Durch diesen Familienzwist erbittert sahen die Gothen ruhig zu, wie der hundertjährige Thron Giserichs umgestürzt, und der König der Wandalen zu Constantinopel im Triumphe aufgeführt

ward, und bedachten nicht, daß bald über sie ähnliches Schicksal kommen würde.

Im achtzehnten Jahr seines Alters starb König Athalarich an den Folgen der Ausschweifungen, zu welchen ihn seine unklugen Lieb-linge verleitet hatten. Um sich auf dem Thron zu behaupten, nahm Amalafwintha ihren Vetter Theodat zum Gemahl und zum Reichsgenossen an, vielleicht aus keinem andern Grunde, als weil sie glaubte, daß dieser wegen niedriger Denkungsart und Feigheit bei den Gothen und Römern gleich verachtete Fürst ihrem selbstherrscherschen Willen nicht gefährlich werden würde. Aber sie täuschte sich. Theodat, von der unzufriedenen Gegenparthei der Königin ermuntert, ließ bald nach seiner Erhebung seine Wohlthäterin ins Gefängnis werfen und erdroffeln.

Der Kaiser hatte nach Eroberung Afrikas an die Gothen die Forderung gemacht, ihm das Vorgebürge Lilybäum in Sizilien abzutreten, weil König Theoderich dasselbe seiner Schwester bei ihrer Vermählung an den König Thrasimund zur Mitgift gegeben, und folglich an Afrika gebracht habe. Amalafwintha hatte sich geweigert, diesem Verlangen Genüge zu leisten; aber ihre greuelvolle Ermordung gewährte bald einen andern und schicklichern Vorwand.

Auf die Nachricht davon eilte der Kaiser, die Rache für das ihm befreundete und schutzverwandte Haus Theoderichs zu übernehmen, und den Bezwinger Afrikas nach Italien zu schicken. Belisar landete mit einem meist aus armenischen, isaurischen, bulgarischen und andern barbarischen Lohntruppen bestehenden römischen Heere, zuerst in Sizilien, dessen Bewohner sich

sogleich für die Herrschaft des Kaisers erklärten; die gothische Besatzung in Palermo, die allein Widerstand leistete, wurde zur Uebergabe gezwungen, indem Belisar seine Schiffe in die innerste Bucht des Hafens führte, ihre Boote durch Seile und Rollen an den großen Mast hinaufwinden, und von diesem hohen Standpunkte aus die Mauern durch Bogenschüssen beschießen ließ. Darauf, als er nach Italien übergegangen, und der Gothe Ebermorth (Ebermuth, Theodats Eidam,) der den Eingang des Landes bewachen sollte, bei Rhegium zu ihm getreten war, öffnete ihm fast alle Städte die Thore. Die Befehlshaber waren Feige oder Verräther, die gothische Kraft frühzeitig verfallen. Neapel ward mit List, vermittelst einer Wasserleitung, genommen, durch welche die Belagerer den Weg in die Stadt fanden. Da stießen die Gothen voll Unwillen den feigen Theodats, der nichts zur Rettung des Reichs versucht hatte, vom Thron, ermordeten ihn, und erhoben den Vitiges, einen tüchtigen Kriegsmann. Dieser aber, anstatt Rom zu vertheidigen, eilte nach Ravenna, um sich daselbst durch seine Vermählung mit Amalafwinthens Tochter ein stärkeres Anrecht auf den Thron zu sichern, als er durch die Volkswahl erhalten zu haben glaubte: so fest hielten die deutschen Völker am Hause ihrer Fürsten. Erst dann begann er ernstlichen Kampf, gewann einige der verlorenen Städte, und belagerte endlich das vom Belisar eingenommene und stark befestigte Rom. Zugleich bewarb er sich um den Beistand der Franken. Schon zu Anfange des Kriegs hatte Justinian an die Könige derselben eine Gesandtschaft geschickt, und sie aufgefordert, ihm gegen die

feindlichen Gothen, die eine ihnen verwandte Fürstin ermordet hätten, beizustehen, auch, um sie noch mehr zu gewinnen, ihnen alle dem römischen Reich zustehenden Rechte auf Gallien abgetreten. Aber die Franken zeigten sich bereitwilliger zum Versprechen als zum Halten, und richteten bald darauf mit den Gothen selbst ein Bündniß auf, vermöge dessen sie nebst einer Summe von funfzigtausend Goldstücken alle gothischen Besitzungen im Norden der Alpen, die gallische Provinz, beide Rhazien und die Berggegenden von Venezien erhielten. So kamen auch diejenigen Allemannen, die sich zu Chlodowichs Zeiten den Ostgothen unterworfen hatten, unter die Franken; Theodebert, König von Aufrasien, dem sie zufielen, setzte zwei Brüder, Buzelin und Leuthar, zu Herzogen über das allemannische Land, und gab ihnen Macht, in seinem Namen zur Heeresfolge aufzurufen und mit dem Heerbann auszuziehen.

Aber auch den Gothen leisteten die Franken die ausbedungene Hülfe nicht, indem sie ihr Bündniß mit dem Kaiser vorschützten. Erst als Vitiges die Belagerung von Rom aufgehoben hatte, und der Abfall Mailands und der Städte Liguriens der gothischen Sache gänzlichen Untergang drohte, schickte Theodebert zehntausend Burgunder über die Alpen, und nahm den Schein an, als ob dieselben ohne sein Zuthun den Gothen zu Hülfe zögen. Diese vereinigten sich mit dem Kriegsvolk, welches Vitiges zur Bestrafung Mailands abgeschickt hatte, und die treulose Stadt wurde nach hartnäckigem Widerstande durch Hunger bezwungen. Die römische Besatzung zog aus, und die unglücklichen Einwohner wurden der Rache der Sieger Preis

gegeben, welche alle Mannspersonen (Prokop nennt die unglaubliche Zahl von dreimal hunderttausend) tödteten, die Weiber und Schätze davon führten, und die Mauern dem Erdboden gleich machten.

Aufgemuntert durch diesen Erfolg und durch die große von den Burgundern gemachte Kriegsbeute unternahm König Theodebert im folgenden Frühling ^{*)}, mit hunderttausend Franken einen Zug nach Italien; indem er sich gleich feindseelig gegen Gothen und Römer bezeugte, schien er das Land für sich erobern zu wollen. Aber Mangel und Seuchen vertilgten einen großen Theil des Heers, der Ueberrest wandte sich nach Hause. Vitiges, dem alle Hoffnungen fehl schlugen, der zu den Longobarden und sogar zu den Persern geschickt hatte, um dem Kaiser Krieg von einer andern Seite zu erregen, ward in Ravenna belagert. In dieser Noth sandte er Friedensboten nach Constantinopel. Justinian willigte ein, daß Italien im Norden des Po gothisch bliebe, wenn ihm die Hälfte des königlichen Schatzes ausgeliefert würde, und die in Partheien zerrissnen Gothen waren froh, um diesen Preis den Staat zu erhalten. Aber Belisar verwarf mit kühnem Ungehorsam gegen den Befehl seines Herrn den Friedensvertrag, weil er, vermuthlich schon im Einverständniß mit einigen gothischen Kriegshäuptern, überzeugt war, Ravenna und mit ihm das ganze Königreich werde fallen. Bestürzt über die Weigerung des römischen Feldherrn ergriffen jetzt alle gothischen Großen, bei denen Selbstsucht und Eigennuß die Stimme der Ehre überbante, den niederträchtigen Ausweg, ihren un-

glücklichen König zu verlassen und dem Belisar ihre Waffen, ihre Schätze und ihre Hauptstadt anzubieten, wenn er zugleich dem Ansehen des Kaisers entsagen und die gothische Königskrone von Italien als ein Geschenk von ihrer Hand annehmen wollte. Belisar stellte sich geneigt; die Thore Ravennas wurden dem vermeinten Könige Italiens geöffnet, der ohne einen Feind anzutreffen, im Triumph durch die Straßen der unbezwinglichen Festung seinen Einzug hielt. Die Römer erstaunten über ihr Glück, so stämmige und hochgewachsene Jünglinge und Männer wehrlos vor sich stehen zu sehen; die gothischen Weiber aber spieen ihren Söhnen und Gatten ins Angesicht, und machten ihnen die bittersten Vorwürfe, jener verächtlichen Anzahl von Pygmäen des Südens ihre Herrschaft und Freiheit verkauft zu haben. „Als ich damals, sagt der Augenzeuge Prokopius, die Römer in Ravenna einrücken sahe, kam mir der Gedanke an, daß die größten Dinge nicht durch Muth, nicht durch Menge, nicht durch Geisteskraft entschieden werden, sondern daß eine Gottheit die Gemüther nach ihren Bestimmungen lenkt: denn hier sahe ich die an Zahl und Stärke weit überlegenen Gothen, ohne daß ein Gefecht vorhergegangen oder etwas da gewesen wäre, was sie hätte erschrecken können, von wenigern das Joch empfangen und die Schande der Knechtschaft nicht achten.“ Ehe aber die Gothen von ihrer Ueberraschung zurückkommen und die Erfüllung ihrer zweifelhaften Hoffnungen fordern konnten, besetzte sich Belisar in Ravenna, und erhob sich über alle Gefahren ihrer Neue. Vitiges wurde als Gefan-

^{*)} 539.

gener in seinem Pallaste bewacht, der Kern der gothischen Jugend zum Dienst des Kaisers ausgehoben, das übrige Volk in die südlichen Provinzen geführt, und die entvölkerte Stadt italienischen Kolonisten eingeräumt. Die Gothen, die in Verona und Pavia noch unter den Waffen standen, erklärten sich bereit, den römischen Feldherrn als ihren König anzuerkennen, wurden aber bald durch seine Weigerung, den Huldigungseid anders als im Namen Justinians anzunehmen, aus ihrem Traume gerissen.

Inzwischen ward Belisar von der Eifersucht seines Herrn abgerufen, ehe es ihm möglich war, die gothische Macht in ihrem letzten Zufluchtsorte aufzusuchen. Als Vitiges mit seiner Gemahlin in Constantinopel angekommen und mit Landgütern in Asien abgefunden war, als Justinian die Schätze Theoderichs im kaiserlichen Pallast niedergelegt, und die Hauptstadt sich am Anschau der gothischen Gefangenen ergötzt hatte, aus denen nun des Kaisers Leibwache gebildet werden sollte, schien der Krieg geendigt. Aber eben darum, weil man es so voreilig glaubte, war er's noch nicht. Ildobald, und nach ihm der Rugier Erarich, behaupteten sich mit einer Handvoll Gothen in Oberitalien, indem es die neue Regierung über dem eifrigen Bemühen, so schnell als möglich Geld zu erheben, vernachlässigte, sie aufreiben zu lassen. Als diese nach einander gestürzt worden waren, zeigte endlich König Totilas sich würdig, des großen Theoderichs Nachfolger zu seyn. Mit einer anfangs weit geringern Macht schlug er die uneinigen kaiserlichen Kriegsbefehlshaber zu mehreren malen, drang Rom vorbei, nach Unteritalien, eroberte viele Städte,

und brach ihre Mauern, um sich nicht durch Besatzungen zu schwächen, hielt aber sonst strenge Zucht: ein Gothe, der in Neapel Schändung verübt, ward am Leben gestraft, und sein Vermögen der Beleidigten gegeben. Schrecklich haufeten die kaiserlichen Völker, geworbene Barbarenschaaren; die Bewohner Italiens hatten Ursache zu wünschen, daß Justinian die Gothen in Ruh gelassen haben möchte. Totila aber wandte seine Augen auf Rom, und sandte durch entlassne Kriegsgefangene Briefe an den Senat, die nach einer stürmischen Nacht auch das Volk an mehreren Plätzen der Stadt angeschlagen fand. „Vergleicht, o Römer, heißt es darin, die Wohlthaten Theoderichs und Amalasinthens mit dem Glück, das euch von den griechischen Statthaltern, Geldeinnehmern und Kriegskleuten gebracht worden ist, deren Uebermuth jetzt Gott durch unsere Hand gestraft hat. Ergreift die Gelegenheit, eure Schuld abzuwaschen, und gebt uns Anlaß, eurer zu schonen! Sollen wir dies, so müßt ihr den Ausgang nicht abwarten wollen, sondern euch zu uns wenden, da uns eure Reue noch von Nutzen seyn kann.“ Aber die verweichlichte Hauptstadt war nur des Siegers Gefes zu empfangen bereit, und überdies eilte der kaiserliche Befehlshaber Johannes, alle Umtriebe durch strenge Maaßregeln zu hemmen. Endlich schickte der Kaiser den Helfer Belisar; er fand das Heer ohne Sold und ohne Zucht, die meisten Städte verloren, die Gothen, im Besiz überlegener Macht und sogar einer Flotte, mit den Anstalten beschäftigt, Rom zu belagern und auszuhungern. Vergeblich versuchte er, diese Belagerung zu hindern, umsonst wagte er, als sie begonnen war, den

Entsah; nach acht Monaten *) fiel die Stadt in Totilas Hände. Der lange Krieg und die hartnäckige Verblendung der Römer hatte die Leidenschaft des Siegers geweckt; in einer heftigen Strafrede warf er den Senatoren ihre Meineidigkeit, Narrheit und Undankbarkeit vor, verstattete den Gothen die Plünderung und befahl, ein Drittheil der Mauern niederzureißen. Da es unmöglich war, die feindselig gesinnte Stadt genügend besetzt zu halten, und der Fall sehr bald eintrat, daß das gothische Heer von ihren Mauern sich entfernen mußte, um Unteritalien zu behaupten, ward dem Totila gerathen, diesen Sitz der Empörung von Grund aus zu zerstören, und an Rom die alte vormals versäumte Rache des Menschengeschlechts zu nehmen. Als Belisar dies erfuhr, schrieb er an den gothischen König; „Wenn du zu siegen gedenkst, so vernichte nicht deine Hauptstadt; wenn du besiegt werden solltest, spare dir den Ruhm bei der Nachwelt, Rom erhalten zu haben!“ Totila ließ sich bewegen, und begnügte sich zu seiner Sicherheit, die Masse der Einwohner aus der Stadt zu treiben, und die vornehmsten Senatoren als Gefangene mit sich nach Campanien zu führen. Rom stand vierzig Tage lang ohne Menschen als eine erschreckliche Einöde; nur einige zurückgebliebene Haushiere hüteten die Stätte, nach der einst so viele Völker fürchtend geblickt hatten.

Es gelang dem Belisar, den leeren Raum der ewigen Stadt zu besetzen, und die verschreckten Bewohner wieder zu sammeln, während Totila in Calabrien die Verstärkung schlug, welche Johannes herbeigeführt hatte. Noch

immer galt der Name Rom für ein Reich. Totila eilte herbei, aber Belisar hatte die Mauern so schnell wieder hergestellt, und der gothische König sah nach drei blutigen und unglücklichen Stürmen mit seinem Kriegsglück das Vertrauen und die Ergebenheit der Seinigen wanken. Er hätte, sprachen die Tadler, Rom entweder zerstören oder vertheidigen sollen.

Aber auch Belisar konnte mit den geringen Streitkräften, die ihm zu Gebote standen, nur noch wenig für die Behauptung Italiens thun: denn Justinian vergaß in theologischen Streitigkeiten die Wiederherstellung des abendländischen Reichs. Ueberdrüssig des langwierigen Kriegs, in welchem sein früher erworbener Lorbeer verwelkt war, beehrte Belisar endlich abgerufen zu werden, und wurde es; als er aus Italien schied, gehörte außer Rom und dem unbezwinglichen Ravenna der größte Theil Italiens wiederum den Gothen, denen bald nach seiner Abreise auch Rom durch seine isaurische Besatzung verrathen ward. Hierauf erneuerte Totila, der sich nun für den Herrn Italiens hielt, die milde Verwaltung König Theoderichs, führte Senat und Volk in Roms Mauern zurück, spendete Lebensmittel mit freigebiger Hand, und gab im Gewande des Friedens die Ritterspiele des Circus. Nach und nach unterwarf er auch Rhegium und Tarent, Sizilien, Corsika und Sardinien von Neuem dem gothischen Scepter; seine Flotte bedrohte Griechenlands Küsten; aber die griechische Herrschaft in den Seestädten blieb eine gefährliche Wunde des erneuerten Reichs.

*) 546.

Umsonst wiederholte Totila sein Verlangen nach Frieden, umsonst pries er dem Kaiser die Eintracht ihrer Vorgänger, und erbot sich, die Kriegsmacht der Gothen zu seinem Dienst zu stellen. Justinian blieb unerbittlich. Darum konnte es Totila nicht hindern, daß der austrasische König Theodebert mit den allemannischen Herzogen Buzelin und Leuthar zum zweitenmal nach Italien zog, und viele Städte und Landschaften Liguriens und Beneziens, wo König Theoderich Allemannen angesiedelt hatte, verheerte. Um sich von dieser Seite Ruhe zu schaffen, vertrug sich Totila mit Theodebert, und versprach ihm seine Eroberungen zu lassen, wenn er sich nicht weiter ausbreiten wolle. So erweiterten die austrasischen Franken in diesen Zeiten der gothischen Bedrängniß ihre Herrschaft längst der Kette der Alpen. König Theodebert aber starb, ehe er die größern Plane den Kaiser Justinian in Constantinopel zu überziehen, ausführen konnte, und hinterließ seinem Sohne Theodebald das austrasische Reich *) 3).

Im zehnten Jahr Totilas, Königs der Gothen, schickte Justinian den Narses, seinen Kammerling, als Prokonsul nach Italien. Dieser Verschnittene, der, gleich Belisarn, ein Held wie einer der Alten war, zog mit Schaaren der Longobarden, Heruler und anderer germanischer Kriegsvölker Pannoniens, die jetzt den Kern des römischen Heers ausmachten, längst der adriatischen Seeküste hinab, ohne sich

weder um die Franken, welche das Venezianische inne-hatten, noch um den gothischen Befehlshaber Tejas, welcher den Posten von Verona vertheidigte, zu kümmern. Nachdem er die Ueberreste des römischen Heers an sich gezogen, drang er mit großer Schnelligkeit auf den Mittelpunkt der gothischen Macht; ohnweit Rom, zwischen Taginâ und den Gräbern der Gallier, kam es zur Schlacht, die das Schicksal Italiens entscheiden sollte. Nach einem langen und blutigen Gefechte floh die gothische Reiterei, durch die Entfernung ihres verwundeten Königs erschreckt, und warf sich auf ihr eigenes Fußvolk. Sechstausend Gothen lagen erschlagen, König Totila selbst hauchte einige Meilen vom Schlachtfelde seinen Helengeist aus. Sein mit Edelsteinen besetzter Hut und sein blutiger Rock wurden durch einen Siegesboten nach Constantinopel geschickt, und auf dem großen Gerichtssaal zu des Kaisers Füßen gelegt. Doch war weder mit dieser Schlacht noch durch die Eroberung Roms, die ihr folgte, der Krieg geendigt. Die Tapfersten der Nation zogen sich über den Po, und erhoben den Tejas zum Nachfolger und Rächer ihres gefallenen Helden. Dieser nahm die in Pavia vorgefundenen Schätze und sandte an die Franken, ihre Hülfe zu erkaufen. Da er aber erfuhr, daß Narses Cumâ belagern ließ, wo Totila den größern Theil der gothischen Kleinode aufbewahrt hatte, eilte er auf den kürzesten aber fast unzugänglichen Wegen

*) 548. 3) Die stolzen Titel des Kaisers sollen ihn (nach Agathias) beleidigt haben. Justinian, der dem Lager unbekannt nur an der Spitze einer Synode zu sitzen verstand, (aber auch seine Vorgänger und Nachfolger) nannte sich: Imperator Caesar, Flavius, Justinianus, Alemannicus, Gothicus, Francicus, Germanicus, Anticus, Alanicus, Vandalicus, Africanus, Pius, Felix, Inclytus, Victor ac Triumphator, semper Augustus.

nach Unteritalien, die Feste zu entsetzen. Am Fuße des Vesuvus stand das gothische und römische Heer einander gegenüber, nur durch den kleinen Fluß Drako getrennt; die Gothen zogen ihren Proviant von der Flotte. Möglicherweise erklärte sich der Befehlshaber derselben für den Kaiser, und nun mußte Tejas, um nicht zu verhungern, gegen den überlegenen Feind eine Schlacht wagen. Die Reiterei beider Theile stieg ab und kämpfte zu Fuß, Tejas, mit einigen der tapfersten an der Spitze, in der linken Hand den Schild haltend, in der rechten die Lanze. Da machten sich die Herzhaftesten des griechischen Heers wider ihn auf, weil sie dafür hielten, daß die Gothen wenig Widerstand mehr thun würden, wenn erst ihr König gefallen wäre. Dieser aber stand unerschüttert, ließ sich, wenn sein Schild von Geschossen durchbohrt war, von seinem Schildträger ein anderes reichen, und kämpfte also, bis der Tag sich neigte, und um ihn große Haufen Erschlagener lagen. Als er nun wiederum von seinem Wafenträger ein frisches Schild nahm, ward er von einem richtig geworfenen Speere getroffen und augenblicklich getödtet. Die Kaiserlichen hieben dem Leichnam den Kopf ab, steckten ihn auf eine Stange und trugen ihn im Angesicht beider Heere herum. Dennoch verloren die Gothen den Muth nicht. Sie fochten bis in die finstere Nacht, und griffen den Morgen darauf die Feinde von Neuem an. Als aber auch dies mißlang, schickten sie einige aus ihrer Mitte an den römischen Feldherren und ließen ihm sagen: „Wir sehen, daß der Himmel wider uns streitet, und sind geneigt, die Waffen niederzulegen; aber des Kaisers Knechte wollen

wir nicht werden. Wir bitten, daß die Römer uns ungehindert mit unserer Habe aus Italien ziehen lassen, damit wir irgendwo anders nach unserer Weise leben mögen.“ Da man es im kaiserlichen Hauptquartier für unrathsam hielt, so tapfere Leute zur Verzweiflung zu treiben, ward ihre Bitte mit dem Zusatz gewährt, daß sie nimmer wider das römische Reich die Waffen tragen sollten. Dieses geschah im Jahr unsers Herrn 553, sechzig Jahre, nachdem Theoderich in Ravenna den Odoaker getödtet hatte.

Während dieser Unterhandlung entkam eine Schaar von tausend Gothen aus dem Lager, erreichte Pavia, und munterte hier alle ihre in der Gegend des Poßflusses wohnenden Landsleute auf, an ihrem Glück nicht zu verzweifeln, sondern der nahenden Hülfe der Franken zu harren. In der That sandte noch in demselben Jahre Theodebald die beiden allemannischen Herzoge, Leuthar und Buzelin, mit sechzigtausend Mann Franken und Allemannen über die Alpen, und ganz Italien bis zur sizilischen Meerenge hinab ward von neuem der Schauplatz eines barbarischen Raubzugs, der sich bald in zwei große Abtheilungen schied. Die Franken, von Buzelin geführt, plünderten auf dem rechten Flügel Campanien, Lukanien und Bruttium; die Allemannen unter Leuthar auf dem linken Apulien und Calabrien. Jene schonten wenigstens die Kirchen, diese, die noch Heiden waren, achteten die reichen Wohnstätten der christlichen Heiligen für Niederlagen des Raubs. Leuthar wollte wieder zurückziehen, um seine Schätze jenseits der Alpen in Sicherheit zu bringen; aber jetzt erfuhr das Heer die Folgen der Unmäßigkeit in ungewohnten

Speisen und Getränken, die meisten, selbst der Anführer, kamen durch Krankheiten um.

Buzelin aber lagerte bei Capua mit dreißigtausend Mann, und harrte der Rückkehr seines Bruders, der ihm frisches Volk zuführen sollte; von dessen Untergang wußte er nichts, sondern er hoffte, mit seiner Hülfe das Königreich Italien für sich zu gewinnen. Da zog Marses von Rom herab wider ihn und brachte ihn bei Casilinum zur Entscheidungsschlacht. Die allemannischen Wahrsagerinnen erklärten den Tag für unglücklich, aber Buzelin sprach: „Wir müssen entweder Italien erobern oder bleiben!“ In einen großen Keil zusammengedrängt und mit gräßlichem Kriegsgeschrei drangen die Frank-Allemannen auf die Griechen, deren schwachen Mittelpunkt sie durchbrachen, während Marses sie durch seine Reiterflügel allmählig auf den Seiten und im Rücken umringen ließ. Das deutsche Heer bestand aus Fußvolk, und hatte weit geringere Rüstung, als die der Cimbern beschrieben wird. Der Kopf ohne Helm mit flatterndem Haar, Brust und Schultern ohne Panzer, fast die einzige Kleidung weite leinene Hosen. Ein Schwert hing um die Lenden, an der linken Seite das Schild; in der rechten Hand drohte die scharfe Streitart mit dem gefährlichen Wiederhaken, jene furchtbare Franziska, wovon einige meinen, daß sie den Franken den Namen gegeben habe. Als nun die Franken und Allemannen weit vorgeedrungen waren, standen ihnen plötzlich die Heruler, und

im Rücken erhoben sich die Reiter des Marses. Auf diesem Schlachtfelde, an den Gewässern des Vulturnus, fiel Buzelin sammt seinem ganzen Heer; nur fünf Allemannen entrannten. Marses hielt in Rom seinen triumphirenden Einzug, die letzten gothischen Besatzungen in Conza, Verona und Brixen ergaben sich, und die Franken mußten ihre in Venezien gemachten Eroberungen räumen.

Seitdem sank Italien, welches die milde Herrschaft der Gothen als ein Joch angesehen hatte, als Provinz von Constantinopel in schmähliche Knechtschaft. Rom ward zweite Stadt; denn der Statthalter des Kaisers, oder Exarch, der die Duces über die Landschaften sandte, saß in Ravenna; auch der letzte Schatte ehemaliger Herrlichkeit, der Ehrenname des Consulats, der unter den gothischen Königen fortgedauert hatte, verschwand. Finanzkünste vollendeten, was der neunzehnjährige Verheerungskrieg verschont hatte. Theoderichs und Totilas zürnende Schatten würden durch den Anblick des Elends befriedigt worden seyn, welches auf die Italiener gewälzt ward. Das aber war der Strafen härteste, daß sie durch diese erneuerte Provinzialverbindung mit Constantinopel gehindert wurden, ein selbständiges Volk zu werden, wie sich in Spanien, Gallien und Britannien durch Vermischung und Verschmelzung der germanischen Eroberer mit den Einwohnern, welche sie vorfanden, gebildet hat.

Fünftes Kapitel.

Die Longobardischen Geschichten.

Von den vielen Stämmen der Gothen, die einst alles Land längst der Donau vom heutigen Oesterreich bis an das schwarze Meer im Besitz gehabt hatten, waren nur noch die Gepiden im alten Dazien übrig. In frühern Jahrhunderten hatten sie längst der Weichsel gewohnt, nachmals gegen die Burgunder und gegen die Gothen gestritten, waren Attilas Fahnen gefolgt, nach dem Tode dieses Eroberers frei geworden, und bis an die Donau, in die Gegend Pannoniens gezogen, wo die Save sich mit dem Hauptstrom vermischt. Am Ende des fünften Jahrhunderts, einige Zeit nachher, als die Gothen Italien eingenommen hatten, näherten sich den Gepiden von zwei Seiten gefährliche Feinde; aus den nördlichen Gegenden Daziens zogen die Awaren, ein aus hunnischen Stämmen gebildetes Volk, welches selbst in seinem Rücken von tartarischen Völkerwanderungen gedrängt ward; im westlichen Pannonien aber, im heutigen Oesterreich und Ober-Ungarn, breiteten sich die Longobarden immer gewaltiger aus, bis sie endlich feindselig den Gepiden begegneten.

Longobarden, (also von ihren Waffen genannt,) ein swevisches Volk, saßen in den alten germanischen Zeiten an den Ufern der Elbe in der Altmark und dem Fürstenthum Lüneburg, wo sie wider den Liberius stritten, gehorchten darauf eine Zeitlang dem Marbod, fielen aber

von ihm ab und traten zu dem Bunde der Cherusker, mit denen sie gemeinschaftlich die Markmannen besiegten. Nachher, als die Cherusker durch innre Uneinigkeiten litten, erhoben sich die Longobarden auf ihren Trümmern und wurden im zweiten Jahrhundert der christlichen Rechnung ein gewaltiges Volk, dessen Herrschaft oder Bundeshauptmannschaft sich, wie aus Ptolemäus ersichtlich ist, bis an den Rhein erstreckt haben mag. Wie diese Herrlichkeit zerfiel, und durch welche Begebenheiten das Volk aus seinen alten Wohnsitzen aufgetrieben ward, wissen wir nicht. Niemand gedenkt ihres Namens, bis am Ende des fünften Jahrhunderts Longobarden auf einmal an der Nordseite der Donau erscheinen, mit den Rugiern, Scyrrern und Herulern kämpfen, und, nachdem die Ostgothen nach Italien gezogen, wie es scheint, in friedlicher Uebereinkunft mit Theoderich das von ihm verlassne Pannonien einnehmen. Desto feindseliger ward bald ihre Stellung gegen die Gepiden, und die Nachbarschaft Veranlassung heftiger Kriege. Aus diesen Kriegen besitzen wir ein treues Gemälde germanischer Sitten¹⁾. Als Turisind über die Gepiden, Audoin, der Lithinge, über die Longobarden herrschte, kam es zwischen den Herren beider Völker zu einer heftigen Schlacht, in welcher Alboin, der Longobarde, und Turismod, der Gepide, die Söhne der Könige, zum Kampf gegen einander ritten.

¹⁾ Paulus Diae. I. 24.

Der Gepide fiel von der Lanze Alboins durchbohrt, und die Longobarden kehrten als Sieger nach Hause. Da verlangten sie von dem Könige, daß der sieghafte Jüngling der Ehre des väterlichen Tisches gewürdigt werde. Audoin aber antwortete, daß er dies nicht thun könne, ohne die alten Sitten des Volks zu verlegen; denn ihr wisset wohl, sprach er, daß bei uns kein Königssohn mit seinem Vater essen darf, wenn er nicht vorher von einem fremden Könige seine Waffen empfangen hat. Auf dieses wählte Alboin vierzig Gefährten, und zog mit ihnen zu Turisend, den Könige der Gepiden, gegen welchen er vorher gekriegt hatte. Dieser nahm den Mörder seines Sohns den Gesetzen der Gastfreundschaft gemäß auf, und bewirthete ihn mit einem köstlichen Mahl. Als nun Alboin auf dem Plage saß, wo sonst Turismod gefessen hatte, gedachte der unglückliche Vater des erschlagenen Sohns, und vermochte in seinem Schmerze die Worte nicht zurückzuhalten: Wie werth ist mir jene Stelle, wie betrübend aber der, welcher darauf sitzt! Dadurch wurde sein anderer Sohn, Kunimund, ermuntert, die Longobarden weiter zu beleidigen. Mit den weißen Binden, die ihr um eure Waden tragt, sprach er, gleicht ihr den weißfüßigen Stuten unsrer Triften. Füge noch eine andere Aehnlichkeit hinzu, erwiederte ein Longobarde; du hast gefühlt, wie stark sie hinten ausschlagen! Geh auf die Ebene von Asfeld und suche die Gebeine deines Bruders, die dort unter den Gebeinen der Rosse zerstreut liegen! Da sprangen die Gepiden von ihren Sigen, die Beleidigung zu rächen, und die Longobarden legten ihre Hände an die Schwerdter; der König aber trat in die Mitte, und be-

drohete die Seinen, wenn sie die Fremden in seinem Hause tödteten; denn ein solcher Sieg gefalle der Gottheit übel. So wurde der Lärm gestillt und das Mahl mit fröhlichem Sinne gehalten. Darauf nahm der König die Waffen seines Sohns, gab sie dem Alboin, und schickte ihn in Frieden in sein Land zurück.

Als nun nach dem Tode ihrer Väter Alboin und Kunimund Könige wurden, wollte der letztere die alte Schmach rächen, und brach den zwischen beiden Völkern bestehenden Frieden. Darüber verband sich Alboin mit den Awaren, welche nordostwärts hinter den Gepiden wohnten. Da nun Kunimund gegen die Longobarden ausgerückt war, erhielt er Botschaft, die Awaren wären ihm von hinten ins Land gefallen. Er aber gedachte, erst den unverföhnlichen Feind seines Volkes zu schlagen, und sich dann der Awaren leicht zu erwehren. Allein das Glück war wider ihn, und in einer Vertilgungsschlacht erlag die Macht der Gepiden. Kunimund selbst fiel von Alboins Hand; aus seinem Hirnschädel ward eine Trinkschaale gefertigt, des Siegers Haß zu sättigen und bei festlichen Mahlen den Kriegsmuth der Gäste zu entflammen. Unermesslich war die gewonnene Beute, denn lange Zeit hatten die Gepiden römische Provinzen geplündert. Sie ward mit den Awaren getheilt, den letztern auch alles eroberte Land überlassen. Also verging das Volk der Gepiden; die den Awaren zufielen wurden Knechte, die übrigen schmolzen mit den Longobarden zusammen. Unter den Gefangenen befand sich Rosamunde, Kunimunds Tochter; diese vermählte sich König Alboin, nicht ahnend, daß sie an ihm ihres Hauses Untergang

rächen werde. Sein Ruhm erscholl weit über alle Völker; noch Jahrhunderte nachher ward in den Heldenliedern der Bojoarier, Sachsen und anderer Deutschen, seine Tapferkeit, sein Kriegsglück und seine Freigebigkeit gepriesen. Die Römer aber, ihrer alten Staatskunst getreu, freuten sich, daß ein Barbarenvolk das andere vernichtet habe, fanden aber bald Ursache, den Untergang der Gepiden zu bedauern.

Von den Gestaden der Donau wandte der Bezwinger der Gepiden seine Augen auf die reichen Ufer des Po und der Tiber. Fünfzehn Jahre vorher hatten Longobarden, als Bundesgenossen des Marse's, Italien der griechischen Herrschaft unterwerfen helfen, und die Gebürge, Flüsse und Heerstraßen des schönen Landes kennen gelernt; jetzt wurden sie durch denselben Marse's eingeladen, die von ihnen ausgerichtete Herrschaft des Kaisers umzustürzen. Dies vershielt sich also. Die Bewohner Italiens, die das gothische Joch so unerträglich gefunden hatten, fanden bald Ursache, ihre Thorheit zu bereuen. Die Landesverwaltung der kaiserlichen Erarchen war überall willkürlich und drückend; Marse's, der Erarch von Italien, besleckte den Ruhm seiner kriegerischen Tugenden durch das persönliche Laster des Geitzes. Da sandten die Römer an den Kaiser Justin und dessen Gemahlin Sophie, (Kaiser Justinian lebte nicht mehr) und ließen ihm sagen: „Es war uns besser, den Gothen als den Griechen zu dienen; denn Marse's, der Eunuch, hält uns wie Sklaven, und der Kaiser hört uns nicht. Darum befreie uns von seiner Hand, oder wir übergeben uns und die Stadt Rom an die Barbaren.“ Als-

bald ward ein neuer Erarch, Longinus, ernannt, und der Eroberer Italiens abgerufen. Die Kaiserin Sophie, die für ihren schwachen Gemahl regierte, soll sich der beleidigenden Ausdrücke bedient haben: „der Verschnittene möge nur nach Hause kommen, um im Frauenhause wie sonst den Weibern ihre Gespinste zu vertheilen.“ Darauf habe Marse's geantwortet: „er wolle ihr ein Gewerbe aufschlagen, welches sie ihre Lebtag nicht abnehmen werde.“ Anstatt als Sklav und Schlachtopfer am Thor des Pallastes zu harren, zog er sich nach Neapel zurück, und lud nun die Longobarden ein, die Undankbarkeit des Fürsten und des Volks zu strafen. „Sie möchten nur, ließ er ihnen sagen, die armseeligen Fluren Pannoniens verlassen, und das gesegnete Italien einzunehmen kommen.“ Zugleich sandte er vielerlei Arten von Obst und andern Erzeugnissen, die das Land hervorbringt, um die Gemüther des Volks zur Unternehmung zu locken.

Auf dieses versammelte sich alles Volk der Longobarden nebst vielen Gepiden, Bojariern und Sarmaten, unter Alboins Fahnen; von den Sachsen, der Longobarden alten Bundesgenossen, nahmen zwanzigtausend Krieger, mit Weib und Kind, die Einladung an, mit nach Italien zu ziehen. Ihr Land, heut Ungarn und Oesterreich bis an die Ens, überließen die Longobarden ihren Bundesgenossen, den Avaren, unter der Bedingung, dasselbe wieder zu erhalten, wenn ihnen Italiens Eroberung fehl schlug. So zogen sie mit Weib und Kind und aller beweglichen Habe aus, nachdem sie zwei und vierzig Jahre in Pannonien gewohnt hatten *).

*) 568.

Von der Höhe eines Alpengipfels, der nachmals der Königsberg hieß, erblickte Alboin zuerst voll Bewunderung Italiens fruchtbare Gefilde, die noch nach einem Jahrtausend von seinem Volke genannt werden sollten. Auf seinem fernern Zuge fand er nirgends Widerstand; nachdem er zu Forum Julium, im heutigen Friaul, seinen Neffen Gisulph zurück gelassen hatte, die Alpenpässe zu bewachen, kam ihm Felix, der Bischof von Trevisis an der Piave, entgegen, und erlangte von ihm die Zusicherung, daß aller Besizthum der Kirche unangetastet bleiben sollte. Allmählig öffneten Vicenza, Verona und Mailand ihre Thore; Honoratus, der Erzbischof, floh mit seinen Priestern vor dem Ariarner nach Genua. Der Erarch Longinus verschloß sich in Ravenna; Narses, der nach Rom zurück gekehrt war, starb, ehe er den Fehler seiner Uebereilung gut machen konnte.

Die einzige Stadt, die sich Alboins Fortschritten widersezte, war das von den Gothen besetzte Pavia. Drei Jahre stand das Lager der Longobarden vor diesen Mauern, während außer Rom und Ravenna ganz Italien bis nach Toskana schon die longobardische Herrschaft erkannte. Pest und Hungersnoth hatten unter des Narses unglücklicher Verwaltung die Einwohner Liguriens und Venetiens vertilgt, und Gepiden, Bulgaren, Sarmaten, Pannonier, Schwaben und Noriker, die mit und nach den Longobarden gekommen waren, fanden hinlänglichen Raum sich anzusiedeln. Endlich nach drei Jahren und einigen Monden, als Alboin im Zorn gelobt hatte, alles Volk in Pavia mit dem Schwerdt zu tödten, mußte sich die Stadt, durch Hunger bezwungen, seiner Ungnade über-

geben. Indem er zum Thore St. Johannis einritt, fiel sein Pferd, und weder Sporn noch Peitsche konnten es zum Aufstehen bringen. Da trat einer von den Longobarden heran und sprach: „Gedenke o König, an dein hartes Gelübde! Nimm es zurück, bevor du in die Stadt reitest; denn das Volk in derselben ist christlich!“ Alboin aber ging in sich, und verhiess allen Einwohnern Gnade, und das Pferd stand auf, und trug ihn ohne Weigerung in Theoderichs Pallast. Dasselbst kam das Volk zusammen, um nach langem Elend frohe Zusicherung zu empfangen. Seitdem ward Pavia des lombardischen Königreichs Hauptstadt.

Als Alboin drei Jahre und sechs Monate in Italien geherrscht hatte, fiel er durch den Trug seines Weibes. In einem Pallast ohnweit Verona bewirthete er seine Siegesgefährten. Nachdem er nun viele Becher Weins ausgetrunken hatte, forderte er Kunimunds Schädel, die kostbarste Zier seines Tisches. Diese Siegeschaale ward von ihm, dann im Kreise von seinen Genossen geleert; endlich, im Rausche, befahl er, sie der Königin zu bringen, damit sie an ihrem Vater sich lege. Rosamunde gehorchte; aber indem ihre Lippen die Schaaale berührten, that ihr Herz den Schwur, sich und ihr Haus zu rächen. Wider ihren Willen mit dem Mörder ihres Vaters und dem Vertilger ihres Volkes vermählt, hatte sie sich nie durch eheliche Treupflicht gebunden geachtet; jetzt rathschlagte sie mit ihrem Buhler, Helmichis, Alboins Schildträger, wie sie den verhassten Gatten erwürgen möchte. Helmichis aber scheute Alboins gewaltigen Arm, und rieth ihr, einen kühnen und starken Krieger, Namens

Perebeus, zur Ausführung des Mordplans zu bringen. Als sich dieser weigerte, die Hand an seinen König zu legen, bediente sich Rosamunde folgendes Mittels, ihn zum Gehorsam zu zwingen. Sie legte sich in das Bett ihrer Kammerfrau, mit welcher, wie sie wußte, Perebeus die Nacht zuzubringen gewohnt war, und ließ ihm, nachdem er unwissend mit der Gemahlin seines Königs der Liebe gepflegt, die Wahl, ob er den Alboin tödten, oder selbst von seinem Schwerdt umkommen wolle. In dieser Gefahr entschloß sich Perebeus, das Verbrechen zu begehen. Eines Nachmittags, als Alboin schlummerte, befestigte die Königin das Schwerdt, welches über seinem Lager hing, daß es weder herunter genommen noch ausgezogen werden konnte, und führte dann den Mörder in das Gemach. Bei seinem Eintritt erwachte der König, und griff, wie er seine Absicht augenblicklich errieth, nach dem Schwerdt; aber dies versagte den Dienst, und mit einem kleinen Stuhl mußte der Ueberwinder der Gepiden und der Bezwinger Italiens in seinem letzten und entscheidendsten Kampf sein Leben vertheidigen. Er fiel wie ein Wehrloser; sein Leichnam ward unter der Treppe des Pallastes begraben, wo die dankbare Nachkommenschaft der Longobarden lange Zeit das Andenken ihres Staatsbegründers verehrte.

Rosamunde versuchte es, für ihren Liebhaber den Thron zu behaupten; aber die Longobarden ertrugen die verbrecherische Herrschaft nicht, und nach wenigen Tagen mußte das blutbefleckte Paar auf einem griechischen Schiffe nach Ravenna entweichen. Abswinthen, Al-

boins Tochter, und den longobardischen Schatznahmen sie mit sich. Als in der Grarch Longinus die Schätze sahe, und wie Rosamunde schönen Angesichts war, machte er ihr den Antrag, ihn zum Gemahl zu nehmen, und den Helmichis, der sich jetzt also nenne, aus dem Wege zu schaffen. Jene, zu Schandthaten alsbald bereitwillig, freute sich, daß sie über die Ravennaten herrschen sollte, und reichete ihrem Gemahl, als derselbe aus dem Bade kam, statt eines Labetrunks einen Giftbecher. Helmichis aber hatte denselben noch nicht geleert, als er fühlte, daß er seinen Tod getrunken habe; da setzte er ihr das Schwerdt auf die Brust, zwang sie, den Ueberrest zu verschlingen, und erblaßte in wenig Minuten, mit dem Troste, daß die Sünderin den Lohn ihrer Bosheit nicht genießen werde. Alboins und Rosamundens Tochter wurde sammt den Schätzen nach Constantinopel geschickt, Alboins Mörder, der starke Perebeus, der sie begleitete, als Ueberwinder eines Löwen vom Hofe und Volke bewundert, und, damit er diese Stärke nicht zum Schaden der Kaiser anwende, beider Augen beraubt.

Nach Alboins Tode zogen die sächsischen Krieger in ihr Land zurück, die Longobarden aber besetzten den erledigten Thron mit einem aus ihrer Mitte, Namens Kleph, den nach achtzehn Monaten einer seiner Hausbedienten erschlug *). In der Minderjährigkeit seines Sohns Autharich führten sechs und dreißig Herzoge zehn Jahre hindurch die Regierung; drei derselben, der zu Friaul, zu Spoleto und zu Benevent, behaupteten nachmals fast unabhängige Macht. Immer größer ward Italiens

*) 575.

Glend; der Erarch zu Ravenna suchte sich gegen die wachsende Macht der Longobarden durch Hilfe der Franken, die von Anfang der Longobarden Feinde waren, zu retten. Diese kamen zu dreienmalen mit Heeresmacht über die Alpen; aber Autharich, den die Großen in dieser Gefahr aus der langen Vormundschaft entließen, schlug die Franken in einer großen Schlacht und behauptete Italiens Herrschaft. Am äußersten Ende von Calabrien stand am Seeufer von Rhegium eine Säule; diese berührte er mit seinem Speer, und rief dieses alte Markzeichen als Grenze seines Königreichs aus.

Indeß ward die fränkische Einmischung Ursache, daß die Herrschaft der Longobarden trotz ihrer Ausdehnung doch nicht alle Theile von Italien umfaßte: neben ihr erhielt sich das Erarchat von Ravenna beinahe zweihundert Jahre; die großen Landstriche der heutigen Romagna, die Sümpfe und Thäler von Ferrara und Comacchio, fünf Seestädte von Rimini bis Ancona, und fünf andere Städte zwischen der adriatischen Küste und dem Appennin gehorchten den griechischen Statthaltern, die Justinians Nachfolger mit unumschränkter Gewalt nach Italien sandten. Drei untergeordnete Provinzen, Rom, Venedig und Neapel, hatten Herzoge, die von dem Erarchen gesetzt wurden; auch die Inseln, Sardinien, Corsika und Sizilien, hingen dem Reiche noch an, und Calabrien selbst

ward ohngeachtet Autharichs kühner Grenzbezeichnung von Neuem den Griechen gehorsam. Alles übrige, das Venezianische, Tyrol, Mailand, Piemont, die Küste von Genua, Mantua, Parma und Modena, Toskana und ein Theil des Kirchenstaats, war lombardisch. Gegen Morgen, Mitternacht und Abend grenzte das Reich mit den Awaren, den Bojoariern, und den austraisischen und burgundischen Franken; gegen Süden lag durch das Gebiet von Rom, von dem Hauptstaat getrennt, das longobardische Fürstenthum Benevent, welches meist das heutige Königreich Neapel umfaßte.

Also war der größte Theil Italiens zum zweitenmal einem deutschen Volke unterworfen. Biewohl die Gunst des Schicksals für immer verscherzt war, und das zerrißne Italien nie mehr wurde, was es unter den mächtigern Gothen gewesen war, so verschwanden doch nach einigen Geschlechtsfolgen auch unter den Longobarden die Spuren der Verheerung. Das Volk liebte die Viehzucht, baute aber auch mit Fleiße den Acker. Selbst der König nährte sich vom Ertrage der Güter, zog auf den Meiereien umher, und lebte in der Einfalt eines Hausvaters mit der Würde eines Heerführers. Das Land war in Gaue vertheilt, welche Arimannien genannt wurden; denn alle freien Männer hießen Arimannen, oder (nach verschiedener Aussprache und Schreibart) Herimannen, Haremannen, Germanen *) Da dieser Name bloß den

*) Die Belege aus den Urkunden s. Savignys Geschichte des römischen Rechts 1ster Th. S. 161 u. f. Die Entscheidung, ob der Name Germanen von Ehre, oder von Heer, oder von Wehr herkömmt, dürfte nach alle diesem ganz unmöglich seyn, da alle drei Ableitungen gleich viel für sich haben. Für die Ableitung von Ehrenmännern spricht, daß dieselbe Klasse der Freien, die bei den Longobarden Arimannen genannt wird, bei den Franken unter der Benennung Rāchinburgi oder hōni homines verstanden zu werden scheint.

Lombarden zukam, hieß das freie Eigenthum eines Mannes ebenfalls eine *Arimannie* im Gegensatz gegen römisches Besizthum, und in der Folge, als eine stehende Heerbannsteuer aufkam, wurde auch diese mit dem Namen *Arimannie* belegt. Ueber die *Arimannien* waren *Zehnter* (*Decani*) über diese *Sculdais* oder *Sculdascii*; die höhere Obrigkeit wird in den Gesetzen im allgemeinen *Richter*, bald *Dux*, bald *Comes* genannt. Zwei Herzoge, die von Benevent und Spoleto, die nur in loser Verbindung mit dem Königsreiche standen, gehörten nicht wie die übrigen in die Verfassung. Ueber alle war der König. Dieser ward von der Nation oder von den Großen gewählt. Mehrmals gelangten Kühne und listige Männer durch Zusagen, Mahlzeiten, Geschenke, andere, weil Heldenmuth und gerechtes Gericht sie auszeichnete, zur höchsten Gewalt.

Die Gesetze trug, nach dem Rathe der Großen, der König der Gemeinde aller freien Lombarden vor. Etwa achtzig Jahre nach Ita-

liens Eroberung *) ließ König Rotharis das Gewohnheitsrecht seines Volks in lateinischer Sprache niederschreiben, und zu einem Gesetzbuche sammeln. Wie in den andern liegen die alten Einrichtungen, Währgeld, Löfung der Verbrechen durch Geld, Schätzung der Glieder, gerichtlicher Zweikampf *ic.* zum Grunde.

Der Glaube der Lombarden war, wie der aller frühzeitig bekehrten germanischen Völker, der arianische; König Autharich ward durch seine Gemahlin Theodelinde, des Baiernkönigs Garibald Tochter, katholisch zu glauben bereitet; nach ihm von andern auch andere Könige, bis gegen Ende des siebenten Jahrhunderts allgemach alle Lombarden zur allgemeinen Kirche sich wandten. Doch ward durch diesen Uebertritt der Haß der Römer gegen die Eroberer Italiens wenig gemindert. Das tief gesunkene Rom verabscheute die Lombarden als die Urheber seines Elends, dessen es weit gerechter den Kaiser, den Erarchen oder die eigne Bethörung angeklagt hätte.

Sechstes Kapitel.

Anfänge des Papst- und Mönchthums.

Die ehemalige Königin der Völker saß, ihrer Herrlichkeit beraubt, unter Trümmern; sie, die so oft Heerschaaren ausgesendet und Siegesboten empfangen hatte, mußte jetzt wehrlos die Annäherung der über Italien herrschenden Barbaren gewärtigen. Wahrscheinlich wäre sie in

diesen Zeiten der Verödung ganz untergegangen, wie Babylon und Karthago von der Erde verschwunden sind; aber verlassen von ihren Legionen und Kaisern fand sie eine Schutzwehr in den Gräbern der Apostel, und an ihren christlichen Bischöfen Vorsprecher und Vertheidiger gegen

*) 643.

Feinde, die ihrer Waffen gespottet haben würden. Rom, einst trunken vom Blute der Heiligen und Märtyrer, ward um ihrer Asche und Gebeine willen verschont; und wie wenn der Zauber der Weltbeherrschung nicht hätte gelöst werden können, empfing es zugleich in dieser Verschonung ein Zeugniß, daß sein zweites und größeres Reich, das seiner Kirche, den Anfang genommen habe. Diese Kirche zählte unter ihren Blutzengen die Fürsten der Apostel; auf ihrem bischöflichen Stuhle hatte, wie eine sehr alte Sage erzählte, Petrus selbst bis zum Empfang der Märtyrerkrone gesessen, Petrus, den Christus mit Uebergabe der Schlüssel des Himmels für den Grundpfeiler seines Reichs erklärt hatte. Der Nachfolger dieses ersten der Apostel, durch des großen Constantins Freigebigkeit mit ansehnlichen Kirchengütern bereichert, genoss daher schon frühzeitig vor gelehrtern und mächtigern Bischöfen Ehre und Vorzug auf Kirchenversammlungen; die Bischöfe in Italien und auf den Inseln erkannten ihn für ihren Erzbischof, ohne daß er durch Annahme dieses Titels andere sich gleich gesetzt hätte: am liebsten nannte er sich mit dem einfachen, damals allen Bischöfen gehörigen Vaternamen. (Papa.) Den meisten Gewinn aber für den früh angelegten Plan, das Haupt der gesammten christlichen Kirche und aller ihr gehorsamen Völker zu werden, zog er von der Erbschaft des alterthümlichen Roms. Alle Sagen von Petrus Bischof-

und Märtyrerthum wären an einem andern Orte nicht von gleicher Wirkung gewesen; der Bischof Roms ward fast ohne Willen emporgehoben von dem unaustilgbaren Stolze des römischen Volks, von den großen Erinnerungen, die an Roms Namen hafteten, von der althergebrachten Ehrfurcht, mit welcher die Nationen auf die ehemalige Herrscherin blickten, von der Ueberlegenheit in Kunst, Wissenschaft und Rede, welche Rom über das ganze römisch fallende Abendland besaß, von der Pracht des Gottesdienstes, die das römische Christenthum angelegt hatte, als es aus Gräbern und Katakomben in Tempel und Gerichtssäle (Basiliken) einzog, endlich von der Gewohnheit des römischen Volks, das Oberpriesterthum mit der höchsten obrigkeitlichen Würde verbunden zu sehen. Zwar gab es einen gefährlichen Nebenbuhler der römischen Größe und neuen geistlichen Welt Herrschaft, den Patriarchen zu Constantinopel, welcher selbst die Oberstelle in der christlichen Kirche beehrte; aber grade die Nähe des Kaisers, auf welche er seine Ansprüche begründete, verletzten ihn oft in eine schimpfliche Abhängigkeit sogar in Glaubenssachen, während der Bischof zu Rom, wo die Macht der fernern und selbst bedrängten Kaiser je länger je weniger geachtet ward, mit dem Ansehen eines Fürsten auch in weltlichen Dingen gebot. So hat Constantin mehr als durch alle seine Schenkungen*), durch Verpflanzung des Hofes nach dem

*) Diese Schenkungen Constantins haben in der Folge zu der Erbdichtung Anlaß gegeben, dieser Kaiser habe der römischen Kirche große Landschaften, Tuscien, Spoleto, Benevent, Corsica etc., mit völliger weltlicher Herrschaft übergeben; eine Erbdichtung, von welcher Papst Hadrian gegen Karl den Großen Gebrauch machte, welche aber längst von den Schriftstellern der römischen Kirche selbst theils widerlegt, theils aufgegeben worden ist. Wenn indeß Constantin der Kirche auch keine weltliche Herrschaft verliehen hat, so

Morgenlande die Macht des römischen Bischofs begründet. Nie, selbst von den alten Römern nicht, ist das vorgesteckte Ziel der Herrschaft mit größerer Klugheit und Festigkeit verfolgt worden, als von Roms christlichen Priestern. Wo oft der Hochmuth sein Spiel verloren hätte, gewann es die Demuth: als der Patriarch Johann von Constantinopel sich den Namen eines ökumenischen Bischofs beilegte, nannte sich Gregor I. einen Knecht der Knechte Gottes. Ohngeachtet sie aber den Gegner in Constantinopel nie aus den Augen verloren, wandten sie doch ihre eigentliche Staatskunst auf die abendländische römisch-germanische Welt, weniger wohl aus weiser Beschränkung, als weil sie einsehen, daß sie mit ihren Mitteln des stolzen Hofes, der feinen Griechen und der schwärmerischen Asiaten nicht Meister zu werden vermöchten. So ist, zu unserm Glück, der im Morgenlande herrschende Geist der Spitzfindigkeit, Grübelelei, Schwärmerei und tollern Wortstreitigkeit, auf dessen Anstrengungen endlich völlige Erstarrung und Kraftlosigkeit eintreten mußte, durch sie von Europa abgewehrt worden. Anstatt den einfältigen Sinn der Europäer mit Fragen über doppelte und einfache Natur, oder doppelten und einfachen Willen in Thorheit und Wuth zu verkehren, suchten die römischen Bischöfe, indem sie sich zu Häuptern der Kirche, und die feststehenden Glaubenslehren über allen Zweifel erhoben, die Härte der eingebrochenen Barbarei durch die Gewalt der Tradition und des Kirchenrechts zu bezwingen,

und die Gemüther der Völker durch den Zauber der Gebräuche an den geheimnißvollen Glauben zu fesseln, den vor der Hand nur ihre Zungen bekannten. Aus diesem Gesichtspunkte ist die große Bereicherung des alten Rituals der abendländischen Kirche besonders durch Papst Gregor I., den die dankbare Nachwelt den Großen genannt hat, zu betrachten. Die Form des Gottesdienstes, die Feier der Feste, die Abstufungen der Priester, die Anordnung der Gebete und Religionsaufzüge, die Mannigfaltigkeit der priesterlichen Kleider, der wunderbar tönende Kirchengesang, Altäre, Kelche, Lichter, Kreuzfahnen, Bilder und Glocken waren Waffen, durch welche die Welt den rohen Eroberern wieder entrisen werden sollte, und vor denen sich in der That diejenigen, die sonst kein Schwert scheuten, gebeugt haben. Wie schwer die kirchlichen Gesetze gelasset haben mögen, sie haben doch am Ende den Zweck erreicht, den schweren Scepter in einen sanften Hirtenstab, das barbarische Herkommen heidnischer Nationen mehr und mehr in ein milderes Christenrecht zu verwandeln. Also geschah es, daß während Rom sich mühselig des Untergangs erwehrte, sein Bischof, wie der Senat der Vorzeit, auf ferne Eroberungen bedacht war; aber die Heere, welche ausgesandt wurden, waren waffenlose Boten mit dem Evangelium des Friedens. Doch haben sie für die Menschheit größere Thaten als der Claudier Kriegsheere gethan. Damals ist die Insel Britannien von vierzig Mönchen unter Augustin, welche Gregor zur Bekehrung der

sind doch darum seine Schenkungen von Gütern und Gefällen unter abhängiger Gerichtsbarkeit schwerlich erdichtet, wenn gleich auch von diesen keine ächte Urkunde mehr vorhanden ist.

rohen Sachsen ausgeschickt hatte, der christlichen Kirche, freilich auch der väterlichen und vormundschaftlichen Aufsicht des römischen Stuhls, von dem die Bekehrung ausgegangen war, unterworfen, nachmals der größte Theil Deutschlands, die nordischen Reiche, Polen und Ungarn durch römische Gesandtschaften und Anstalten zu christlichen Staaten geworden *).

Zu derselben Zeit, wo sich der römische Bischof zum Geistesbildner und Vorsteher des unmündigen Europas aufwarf, ward das aus dem Morgenlande stammende, seiner Bestimmung nach dem Leben wie dem Wissen entgegenstrebende Mönchthum, im Abendlande zu einer wohlthätigen Anstalt, durch welche grade Leben und Wissen in Arbeit und Studium gedieh. Mit dem Mönchthum war es also beschaffen.

Die Grundidee des Christenthums, das Leben sey die Vorbereitung zu höherer Bestimmung, Sterben aber der Anfang des wahrhaftigen Seyns, war seit Constantins Zeiten bei zunehmendem Glück der Kirche sowohl von den weltlichen Gliedern, als von vielen geistlichen Lehrern und Vorstehern derselben immer mehr vergessen worden. Während äußerer Gottesdienst den großen Haufen über die sittlichen Vergehungen beruhigte, an welche noch das

Gewissen erinnerte, wurden die Bischöfe und Erzbischöfe, beschäftigt durch Erwerbung äußerer Größe und Macht die Dauer der Kirche zu begründen und ihren Glanz zu erhöhen, zugleich immer nachsichtiger gegen ihre eigne Leidenchaften, immer begieriger nach persönlichen Genüssen, immer weltlicher in Sinnesart und That. Aber eben diese Sittenverderbnis weckte eine mächtige Gegenkraft auf. Je mehr von der einen Seite die Sittenlehre des Christenthums verkannt wurde, desto lebendiger ergriff die Grundlehre derselben von der Wichtigkeit des Irdischen im Verhältniß zum Ueberirdischen und Göttlichen einige schwärmerische Gemüther, welche in dem zwischen Sinnlichkeit und Vernunft, zwischen Welt und Gott schwankenden Zustande der Menschheit nur den Zwiespalt, nicht die höhere Vermittelung durch Glauben und Liebe erkannten. Statt das himmlische Daseyn als Mittel für einen höhern Zweck zu erfassen, glaubten sie diesen Zweck sicherer zu erreichen, wenn sie gleichsam lebendig aus dem Leben herausträten, und in gänzlicher Erlöschung des Körpers den unmittelbaren Weg zum höhern und göttlichen Seyn sich öffneten. In dieser Absicht entsagten sie den Geschäften und den Freuden der Welt, verschworen den Genuß des Weins, des Fleisches, der Ehe, unterdrückten gewaltsam die naturgemäßeften Nei-

*) Daß Europa nicht von den wilden asiatischen Völkern, von Hunnen, Saracenen, Tartaren, Türken, Mogolen, verschlungen worden, ist mit andern auch des römischen Stuhls Werk. Wenn alle christlichen Kaiser-Könige, Fürsten- Grafen- und Ritterstämme ihre Verdienste vorzeigen sollten, durch welche sie ehemals zur Herrschaft über die Völker gelangten, so darf der dreimal gekrönte große Lama in Rom, auf den Schultern untrügerischer Priester getragen, sie alle mit dem heiligen Kreuz segnen und sagen: „ohne mich wäret ihr nicht, was ihr seid, geworden!“ Auch das gerettete Alterthum ist sein Werk, und Rom ist es werth, daß es ein stiller Tempel dieser geretteten Schätze bleibe.

gungen, und wählten, -den Blick auf die jenseitige Herrlichkeit gerichtet, diesseits ein Leben voll Schmerz und Entsamkeit. Einige dieser begeisterten Frommen flohen allein in wüste Gegenden, und brachten ihr Leben in beständiger Einsamkeit zu, andere traten in ordentliche Gemeinden zusammen, um gemeinschaftlich zu beten und zu dulden. Bald erlangten sie die Ehrfurcht der Welt, die sie verachteten, und der lauteste Beifall wurde an die göttliche Philosophie verschwendet, die ohne Hilfe der Wissenschaften die mühsamen Tugenden der griechischen Weisheitsschulen übertraf; denn alle Mönche waren anfangs Verächter der Gelehrsamkeit, und setzten einen ihrer Vorzüge darin, ohne dieselbe weiser, frömmere und vollkommener als andere Menschen zu seyn.

Die ersten Mönchsgesellschaften waren in Aegypten zusammen getreten. Von da brachte Athanasius, der berühmte Vertheidiger der rechtgläubigen Lehre von der Gottheit des Sohns, zuerst Mönche nach Rom. Der sonderbare und wilde Anblick dieser Aegypter erregte anfangs Abscheu und Verachtung, nachher Beifall und Nacheiferung. Senatoren, und besonders vornehme Frauen, verwandelten ihre Palläste und Villen in Ordenshäuser, und die eingeschränkte Anstalt von sechs vestalischen Jungfrauen wurde durch die häufigen Klöster verdunkelt, die auf den Trümmern alter Tempel und mitten auf dem römischen Forum angelegt wurden. Das allgemeine Elend der Welt vor und nach dem Falle des römischen Reichs war ganz dazu geeignet, die Zahl derer zu vermehren, die, wie den Reizungen, zugleich den Drangsalen des Lebens

entflohen; denn viele, welche die Welt mit dem Kloster vertauschten, gewannen bei diesem Tausche mehr als sie verloren; sie entgingen dem Druck der Auflagen, den Mühen der Knechtschaft und den Gefahren des Kriegsdienstes. Aber auch die Glücklichen suchten dem Getümmel der Völkerzüge, Staatsveränderungen, Kriege und Verwüstungen zu entfliehen. So geschah es, daß die Klöster, anfänglich die Wohnplätze finsterner Schwärmer oder armseliger Flüchtlinge aus der Hefe des Volks, allgemach die Zufluchtsörter vieler edlen und gebildeten Menschen, und die Sammelplätze der Wissenschaften wurden. Besonders war dies der Fall mit denen, welche die Ordensregel des heiligen Benedikts von Nursia, eines frommen Mannes aus Valerien, (dem heutigen Spoleto) angenommen hatten. Dieser gemäßigte Orden, dessen Hauptniederlassung das zu Montecassino in Campanien (ums Jahr 530) von Benedikt gestiftete Kloster war, verstattete seinen Mitgliedern bessere, wenigstens hinreichende Nahrung und Kleidung, machte ihnen aber auch das Lesen der heiligen Schrift, so wie Hand- und Feldarbeit zur unerlässlichen Pflicht. Nur das sind wahre Mönche, sagt die Regel, die sich von der Arbeit ihrer Hände nähren, wie unsere Väter und die Apostel; auch ist der Müßiggang für die Seele schädlich. An das Lesen der h. Schrift schloß das Abschreiben derselben, an dieses das Abschreiben anderer Werke sich an, welches Benedikt zwar nicht geboten, aber auch nicht verboten hatte. Die Handarbeit übte und erhielt viele nützliche Fertigkeiten und Künste, besonders die des Zeichnens und Malens; der Feldbau aber, den die Benediktiner trieben,

hat viele der Gegenden, deren Besitz ihren Nachkommen beneidet und endlich entrisen ward, erst urbar gemacht. So groß ward der Eifer für die Geschäfte und die Vortheile desselben, daß viele Klostervorsteher den ursprünglichen Zweck ihrer Anstalten ganz aus den Augen verloren, und bloß auf Erweiterung des Landgebiets und der Landwirthschaft bedacht waren, ein Mißbrauch, der, wie oft, für die Menschheit von den wohlthätigsten Folgen gewesen ist.

Siebentes Kapitel.

Die bairischen Geschichten.

Zur Zeit, als König Alboin Italien eroberte, wurden die Bojoarier von Garibald dem Agilolfinger beherrscht, welcher der erste der bojoarischen Fürsten ist, dessen Name aufbewahrt worden. An diesen Garibald, den der Geschichtschreiber der Longobarden einen König, der fränkische aber nur einen Herzog nennt, vermählte König Chlotar von Austraßen, dem er gedient hatte, Waldraben, die Wittve seines Neffen Theodebald, die er selbst wegen des Widerspruchs seiner Geistlichkeit nicht als Gattin behalten durfte. Sie war die Tochter eines Longobardenfürsten Wacko, und wurden durch diese Vermählung freundschaftliche Verhältnisse zwischen Bojoariern und Longobarden angeknüpft. Von den Töchtern, welche Garibald mit der Longobardin gezeugt hatte, gab er die eine dem longobardischen Herzog Erwin von Trident, der das Land am Fuße der Alpen beherrschte; eine andere, Theodelinden, verlobte er an den König Childebert von Austraßen; doch ward die Vermählung erst durch des Bräutigams Unmündigkeit, dann durch den Wankelmuth seiner Mutter Brunehilde verzögert.

Nun begab es sich, daß zu Autharich, dem Könige der Longobarden, der Ruf von Theodelindens Schönheit erscholl. Autharich hatte vorher um eine fränkische Fürstentochter geworben, aber nicht nur war ihm die bereits gegebene Zusage gebrochen, sondern auch von den Franken heimtückischer Krieg gegen ihn angefangen worden. Als er nun den fränkischen Angriff siegreich abgewehrt hatte, wandte er sich an den König der Bojoarier, und begehrte dessen Tochter zum Weibe. Garibald verweigerte sie nicht. Autharich aber, der von den rückkehrenden Abgeordneten die Schönheit Theodelindens rühmen hörte, entbrannte, sie zu sehen, und zog selbst mit den feierlichen Brautwerbern über das Gebürge nach Bojoarien. Nachdem nun der älteste der Abgeordneten seinen Gruß und seine Werbung angebracht hatte, trat der Bräutigam unerkannt an Garibald heran und sprach: „Der König Autharich, unser Herr, hat mich abgeschickt, Eure Tochter, die seine Braut und unsere Gebieterin werden soll, zu schauen, damit ich ihm ihre Schönheit würdig zu preisen vermöge.“ Da ließ der König seine

Tochter hereintreten. Autharich betrachtete schweigend die Jungfrau, und fuhr fort: „Mit Recht wünschen wir, daß Eure Tochter unsere Königin werde! Erlaubt uns jetzt, einen Becher Wein von ihrer Hand zu empfangen, wie sie uns denselben künftig oft beim festlichen Mahle darreichen wird.“ Der König winkte und Theodelinde brachte erst dem Ältesten, dann ihrem ungekannten Bräutigam den gefüllten Becher. Bei der Zurückgabe berührte er ihre Hand bedeutungsvoll mit dem Finger, mit der Rechten aber fuhr er ihr schnell, ohne daß es jemand gewahr ward, über das erröthende Angesicht. Diesen Vorfall erzählte die Jungfrau nachher ihrer Hofmeisterin. „Schweig still, sagte diese, es ist der König, dein Bräutigam; kein anderer würde es gewagt haben, dich zu berühren.“ Dieses Wort gefiel der Fürstentochter, denn Autharich war ein blühender Jüngling, hohen Wuchses, blondgelockten Hauptes und schönen Angesichts. Die Gesandtschaft aber zog von dannen, ohne daß Autharich sich näher erklärte. Als sie nun an die Grenze Italiens kamen, wo die Bojoarier, die mit ihnen gezogen waren, zurückkehren wollten, richtete sich Autharich auf seinem Rosse hoch empor, und schwang eine Streitart mit einem gewaltigen Schlage in einen Baum, daß sie tief hinein fuhr. Solch einen Hieb pflegt der König der Longobarden zu führen! sprach er, und die Bojoarier erkannten, wen sie begleitet hatten.

Sobald der fränkische König Childebert diese Verlobung erfuhr, ward er sehr zornig wider die Bojoarier, daß sie sich so eng mit seinen Feinden verbinden wollten, und überzog sie mit

einem Kriegsheer. Auf das erste Getümmel schickte Garibald seine Tochter mit ihrem Bruder Gundobald zu ihrem Bräutigam. Dieser kam ihr mit großem Gefolge entgegen, und feierte seine Vermählung auf dem Gardisfelde bei Verona. Während des Festes zog ein Gewitter auf, und der Blitz schlug im königlichen Gehöfte ein Gebälk herunter. Darüber befragte Agilulf, Herzog von Turin, einen seiner Diener, der die Zukunft zu deuten verstand, und vernahm, daß die Königin in kurzem sein Weib werden würde. Er bedrohte ihn mit dem Tode, wenn er nicht schwiege, behielt aber die Weissagung in seinem Herzen.

Zwei Jahre darauf *) machte sich König Childebert mit einem großen Heere gegen Autharich auf, um mit Hilfe des Erarchen die Herrschaft der Longobarden zu stürzen. In drei großen Haufen unter drei Hauptanführern zogen die Franken; der eine ging über den Gotthard, und kam in der Gegend des Lago Maggiore zum Vorschein; die beiden andern drangen durch Rhätien oder Graubünden, und trennten sich erst im Mailändischen. Die Longobarden vermieden eine offene Feldschlacht, und harrten in ihren festen Plätzen, bis nach drei Monaten Mangel und Seuchen, Folgen der Unmäßigkeit, die Franken zum Rückzuge nöthigten. Noch in demselben Jahre starb König Autharich zu Pavia. Seine Gemahlin war bei den Longobarden so beliebt, daß sie dieselbe bat, ihre Königin zu bleiben, und sich einen aus ihrer Mitte zum Gatten zu erwählen. Theodelindens Wahl fiel auf Agilulf, den Herzog von Turin, den sie als einen tüchtigen

*) 590.

Mann kannte. Als sie dies beschloffen, beschied sie ihn zu sich und ging ihm bis Baumellum entgegen. Nach der ersten Begrüßung ließ sie einen Becher mit Wein füllen, und trank ihn dem Herzoge zu. Dieser küßte ihr ehrfurchtsvoll die Hand, sie aber sprach erröthend und lächelnd: „nicht die Hand sondern den Mund!“ Also offenbarte sie ihm den Entschluß, ihn zu ihrem Gatten und zum Könige der Longobarden zu erheben; jedoch ward Agiluf erst im folgenden Jahr auf einer Versammlung zu Mailand von dem Volke anerkannt. Beide herrschten friedsam und glücklich; besonders förderte Theodelinde, die eine katholische Christin war, und ihren Sohn katholisch taufen ließ, den Frieden mit der Kirche. Zu Monza ohnweit Mailand, baute sie einen Pallast, und ließ ihn durch Gemälde verzieren, welche die Thaten der Longobarden vorstellten. In der von ihr daselbst erbauten Kirche Johannis des Täufers sind nachmals mehrere deutsche Kaiser als Könige der Longobarden mit der sogenannten eisernen Krone gekrönt worden. Diese Krone, die Papst Gregor I. von dem Kaiser Tiberius II. bei einer Gesandtschaft in Constantinopel erhalten, und nachmals Theodelinden aus Dankbarkeit für ihres Gemahls Bekehrung geschenkt hatte, ist von Gold ohne Zinken, der Sage nach, auf Befehl der Kaiserin Helena, Constantins Mutter, gefertigt, und hat inwendig einen eisernen angeblich aus einem Nagel vom Kreuze des

Erlösers geschmiedeten Ring. Eine andere, ganz goldene Krone, welche inwendig König Agilulfs Namen trug, ist in unsern Tagen von den Franken entwendet, nach Paris gebracht und daselbst verloren worden; eine dritte, noch zu Monza aufbewahrte goldne Krone, ist von Theolinden geweiht, als sie nach ihres Gemahls Tode den kostbaren Hauptschmuck verschmähete*).

Nicht so glücklich wie die Longobarden behauptete sich König Garibald gegen die fränkische Uebermacht. Zwar verschweigt der longobardische Geschichtschreiber, die einzige Quelle dieser Nachrichten, ob er Gewalt der Gewalt entgegen setzte, wie er starb, und ob sein zweiter Sohn Grimoald ihm in der Regierung folgte; aber er berichtet, wie sechs Jahre nach dem ersten Zuge der Franken gegen Baiern**) Tassilo von dem Könige Childebert zum Herzoge der Bojoarier gesetzt ward. Daraus ergibt sich, daß dieses Volk seine Unabhängigkeit an die Franken verloren hatte; es ertheilt jener Geschichtschreiber seitdem den bairischen Fürsten und dem Tassilo selbst nicht mehr den Königs- sondern den Herzogstitel, zum Zeugniß, daß er sie nicht weiter für selbständige Herrscher erkennt. Doch mag die fränkische Oberherrschaft sehr unbedeutend gewesen seyn, da in den Kriegen, welche die bojoarischen Herzoge gegen die Awaren und die unter deren Schutze in Norikum vordringenden Slaven führten, keiner fränkischen Hülfe Erwähnung geschieht.

*) Beschreibungen und Abbildungen dieser Kronen finden sich im ersten Bande der Muratorischen *Scriptores Rer. Ital.*, in Pallhausens *K. Garibald*, in dem *Journal Curiositäten* IV. B. 2tes St. **) 595.

Achstes Kapitel.

Die fränkische Verfassung.

Von der Garonne bis an die Elbe reichte die Herrschaft der fränkischen Könige; die Mervinger geboten über ganz Gallien, mit Ausnahme einiger westlichen Striche, über alle Stämme der Franken im Nieder- und Rheinland, über Burgund, Alemannien und Thüringen, zuletzt über Bojoarien; die Sachsen gaben Geschenke. Hinter der Elbe lagen, unerreicht von fränkischen Waffen, die Länder der Slaven.

Dieses gewaltige Reich, welches nach dem Tode des Stifiers durch Familientheilung auseinander ging, aber durch den erblosen Tod der abgetheilten Beherrscher wieder zusammenkam, war dem Ursprunge des Königshauses und dem herrschenden Stamme nach deutsch, schied sich aber bald nach Sitte, Verfassung und Volksthum in zwei große sich widerstrebende Hälften, die westliche, (Neustrien) in welcher das romanische, und die östliche, (Austrasien) in welcher das germanische Wesen vorherrschend blieb. Als Grenze bildete sich allmählig dieselbe Linie von den Vogesen bis zum brittischen Ocean, die schon beim Anfange der Geschichte Gallier und Germanier getrennt hatte; doch erstreckte sich Austrasien anfangs etwas weiter, und begriff nebst Lothringen noch einen Theil der Champagne bis Rheims. Neben diesen beiden Hauptmassen rang Burgundien lange Jahrhunderte nach Selbständigkeit, aber nur ein Theil hat dieselbe behauptet, das übrige

hat dem Zuge der Sprach- und Sittenverwandschaft nachgeben müssen, und hängt nun wohl für immer an dem romanischen Westreich.

Bevor aber die beiden, durch Natur- und Völkergrenzen geschiedenen Hauptmassen in besondere Staaten zerfielen, erwuchs aus drei verschiedenen Elementen die innre Verfassung, deren Grundzüge beiden Völkern gemeinschaftlich blieben. Der deutsche wie der französische Staat, müssen beide als selbständig gewordene Zweige des alten fränkischen Reichs angesehen werden, und auf diesen gemeinschaftlichen Anfangspunkt muß beider Geschichte zurückkehren, wenn die Gestalt der nachfolgenden Jahrhunderte begriffen werden soll.

Unter den östlichen Franken wie unter den übrigen deutschen Völkern bestand, wie die in dieses Jahrhundert fallende Gesefsammlung der Salier und die spätern Sammlungen der Ripuarier, Alemannen und Bojoarier mehrfach bezeugen, noch immer die uralte deutsche Verfassung. Die fränkischen Hausväter saßen daheim auf ihren Erbgütern (Aldon) an beiden Ufern der Maas und des Niederrheins, gleich den freien Wehren des alten Germaniens; die zerstreut liegenden Höfe waren lauter kleine monarchische Staaten, mit vielen theils freien, theils unfreien Hintersassen, aus denen die Heermanschaft und der Hofstaat des Landherrn bestand. An diese Hintersassen war ein Theil des Bodens entweder gegen Dienste, oder gegen

Abgaben vertheilt; ein andrer Theil, das Sal- land oder die Hofäcker, welche die Grundbesitzer sich selbst vorbehalten hatten, und durch ihre Leibeigenen bearbeiten ließen, wurde bei dem Tode des Hausvaters unter die Kinder vertheilt; doch hatten altherkömmlich die Söhne oder deren Söhne den Vorzug vor den Töchtern, und erhielten mit Ausschluß derselben das Salgut; waren aber keine Söhne oder Enkel vorhanden, so kam auch an die Töchter die Erbschaft. Dies das Gesetz vom salischen, richtiger Sal-Lande, welches in spätern Jahrhunderten eine in demselben nicht begründete Anwendung auf die Erbfolge des französischen Throns erhalten hat *). Da bei der wilden Lebensart und den beständigen Kriegen die Söhne oft vor dem Vater und unverheirathet starben, so waren die Fälle begüterter Erbtöchter und mütterlicher Erbschaften nicht selten. Im Ganzen ward die Zahl der freien Hausväter geringer, als der rechtlich ausgesprochene Grundsatz der Theilung erwarten lassen sollte; der Reiz, den für die Jugend bei der Langeweile des Landlebens der Krieg im Herrendienst hatte, und die theils durch Eitelkeit und übermäßigen Hausstand, theils durch die hohen Strafgeelder bei kleinen Vergeltungen beförderte Verarmung der mindern Gutsbesitzer, die dann ihre Grundstücke an Größere verkaufen oder überlassen mußten, mochten die Hauptursachen seyn, daß das Grundeigenthum allmählig in wenigen Händen vereint

ward. Dieselbe Erscheinung hat sich in allen Staaten eingestellt, die eines erwerbenden und beweglichen Mittelstandes entbehren. Vergeblich suchten die Gesetzgeber des Alterthums dem Uebel durch eine Menge harter Verordnungen zu steuern; durch dasselbe wurden Griechenlands und Roms freie Verfassungen zerstört, und langsamer Tod auch der altgermanischen Freiheit bereitet. Noch bestanden die Rechte des Volks, aber der Genuß gehörte wenigen und mächtigen Landherrschaften, in welche das alte Volk der Freien zusammen geschmolzen war. Statt des entfernten Königs führte nun in den Gau-gerichten entweder sein Pfalzgraf oder ein Graf den Vorsitz, den jener (bei den Völkerschaften, welche Herzoge hatten, der Herzog) in der Volksgemeinde ernannte **). Kriegszüge machten sie mit, wenn ihnen der Vorschlag des Königs gefiel; aber dieser Fall mochte so selten seyn, und der Einfluß des Königs auf die Versammlung war nach alter Weise überhaupt so gering, daß Volksversammlung und Heerbann bald in Vergessenheit kamen. Wenig kümmerte sich der König um die selbständigen Landherrschaften, die ihm weder zu Abgaben noch zu Diensten verpflichtet waren, wenig die Landherrschaften um den König, der mit seinen Leuten seine Kriege führte und seine Zwecke verfolgte.

Denn während das Volk in Landherrschaften verging, und die altgermanische Gleichheit zur selbständigen Herrlichkeit vereinzelter Hausfür-

*) Das Gesetz steht bekanntlich in der salischen Sammlung Titul. LXII. de alodis. Außer unzähligen Beispielen zeugt für die Erbfolge der Töchter in Ermangelung der Söhne die Stelle im ripuarischen Gesetzbuch: Sed cum virilis sexus extiterit femina non succedat. Folglich galt der Ausschluß der Töchter nur für den Fall, daß Söhne vorhanden waren.

***) A duce per Conventionem populi iudex constitutus. Lex Alem. tit. 14.

sten erstarrte, bildete sich auf dem Privateigenthum des Königs und dem Hofrecht seines Gefolges die zweite von dem alten Volksstaate ganz unabhängige Lehnverfassung fort, deren Endzweck in Dienstleistungen, wie der Endzweck jener in Erhaltung der Freiheit bestand. Gleich den übrigen Hausvätern waren auch die Könige Landherrscher; ihr an sich schon größeres Erbgut ward vermehrt durch die Ländereien der von ihnen bezwungenen und getödteten römischen, fränkischen, allemannischen und thüringischen Fürsten; denn die Könige allein nahmen das Gut ihrer unmittelbaren Gegner, das Eigenthum der übrigen Einwohner blieb, und das Gefolge, mit beweglicher Beute bezahlt, lagerte in Gallien wie ein stehendes Heer. Dieses Gefolge aber bestand nicht wie die Heermannen der übrigen Landherrscher aus den Hinterlassen der Güter, sondern aus frei zusammengetretenen, edlen und angesehenen Kriegsgesellen, die nimmer Landbauern geworden wären, sondern selbst Landherren werden wollten. Als nun der Gegenstand des Raubes immer weniger wurden, friedliche Jahre den stetigen Kriegszustand unterbrachen, und es nöthig ward, durch Landbesitz den Kriegsgenossen Unterhalt und Lohn zu verschaffen, konnte dies nur dadurch geschehen, daß ihnen Stücke von den königlichen Ländereien mit den darauf befindlichen Hinterlassen und Leibeignen in derselben Art zugetheilt wurden, wie die Könige selbst sie besaßen hatten. Diese Grundstücke, Feode im Gegensatz gegen Alobe, hießen Lehne, (in der lateinischen Kanzleisprache Benefizien) und waren nicht erblich,

sondern an die fortdauernde Gunst des Verleiherers, und an die fortgesetzten Dienste der Beliehenen geknüpft *); für die letztern entstanden, außer dem allgemeinen das gesammte Gefolge umfassenden Namen Leudes und Ministeriales, die Hauptbenennungen Antrustionen (Angetraute), Vassen (Weste) und Vasallen (entweder Gefellen oder von Vassen verkleinert.) Sie waren verpflichtet, bei jeder Anforderung des Königs, der ihnen Gebieter und Ältester (Dominus und Senior) war, für ihn das Leben zu wagen, auf bloßen Befehl sofort gleich gerüstet im Krieg zu erscheinen, ohne erst lange zu forschen, ob derselbe gerecht oder ungerecht, ob von der Nation gebilligt oder gemißbilligt sey. Diese Verpflichtung war abhängig vom Lehngut; wer ein solches nicht hatte, war berechtigt, sich nach Gutbefinden einen andern Gebieter zu wählen, und ein Franke, dessen Stammgut in Neufrien lag, konnte daher ohne Widerrede ein Dienstmann des Königs von Aufrassen seyn. Obgleich nun auf der andern Seite auch dem König offne Hand bleiben sollte, die Gabe des Fiskus zurückzunehmen, so war doch, der Natur der Sache gemäß, solche Zurücknahme mit Schwierigkeiten verbunden, und konnte nicht leicht ganz nach Willkür und Laune bewerkstelligt werden; oft wurden des Vorwands wegen Verbrechen erfunden. Je fester nun die Leudes im Besiz ihrer Lehngüter wurden, desto mehr verschwand der ursprüngliche Character der dienstbaren Abhängigkeit, desto mehr gewöhnten sie sich, freie Grundbesitzer zu seyn, desto eifriger strebten sie, ihr Lehen in

*) Zuweilen kam der Fall vor, daß der König einem Getreuen ein Gut als erbliches Eigenthum schenkte; dann war es kein Lehn, sondern Alobe. Marcull. I. form. 17.

volles und erbliches Eigenthum zu verwandeln. Erniedrigend schien ihnen der unbedingte Gehorsam, und wie einst das Volk der Freien bekehrten auch sie Theilnehmer der Rathschläge über öffentliche Dinge zu seyn. So gestaltete sich allmählig die Hofverfassung nach dem Muster der alten Landesverfassung, wiewohl die Könige da wo sie konnten, noch oft nach der Willkühr des alten Hofrechts verfahren; der Kriegstaat wurde ein Reich, die Leute wurden ein Volk, und ihre Versammlung trat an die Stelle der allgemeinen Frankensammlung; erst mußte der König sich mit seinen Getreuen unter dem Voritz der Wohlgebohrnen (*meliores natu*) und der Optimaten berathen haben, ehe er ihre Hülfe in Anspruch zu nehmen vermochte. Ein Bürger dieses Kriegstaats galt dreimal mehr als ein Bürger des Volksstaats; das Wehrgeld des Leudes (*in truste dominica*) ist sechshundert, das des freien Franken nur zweihundert Schillinge. Zu solcher Würde und Macht gelangten indeß nur die freien mit Lehngütern versorgten Leudes; eine große Anzahl ärmerer Kriegersleute, zum Theil knechtischer Herkunft, und erst durch Freilassung des Waffendienstes gewürdigt, und die verschiedenen Hintersassen auf den unmittelbaren Gütern des Königs (*Coloni*), waren zwar auch königliche Leute (*homines regii*), bildeten aber eine eigne untergeordnete Klasse, auf welche die Reichsministerialen eben so tief als auf die Ministerialen der übrigen Landherrschaften herabsahen. Die letztern hießen nicht Leudes, sondern *Viti*.

An der Spitze der Kriegersleute oder des königlichen Hauses stand der Hausmeyer (*Major Domus*), nicht als Hofbeamter sondern als

Anführer des Heers zunächst nach dem Könige. Wie in der alten grundherrlichen Verfassung ein Birtshafter oder Meyer das Gesinde zu Hause und im Felde befehligt hatte, so in diesem größern und veredelten Hausstande des Königs der Hausmeyer das gesammte Gefolge. Auf dieses waren ursprünglich seine Geschäfte beschränkt; nimmer ward er zur Anführung des Heerbanns der freien Männer gebraucht, und stand, so lange diese vorgalten, hinter den Staatsbeamten zurück. Als aber das Gefolge sich statt des Volkes zum Staate erhob, die Kriege nur durch die Leute geführt wurden, und der Heerbann einschloß, ward aus dem Hausmeyer ein mächtiger Reichsmeyer, der den übrigen Staatsbeamten eben so weit, als das Gefolge dem Volke zuvorstand. Wurden doch nunmehr die hohen Staatsbeamten, die Patrizier, die Herzoge, die Grafen entweder selbst aus der Klasse der Leute genommen, oder durch Bethheilung mit Lehngütern in dieselbe versetzt, folglich dem Hausmeyer untergeordnet.

Es waren aber die Patrizier Oberstatthalter mit sehr ausgebreiteter Vollmacht über große und unsichere Provinzen; die gewöhnlichen Statthalter waren Herzoge, an deren Stelle oft Grafen; die Statthalter in den Grenzprovinzen hießen Markgrafen. Unter diesen dreierlei Oberbefehlshabern standen eine Menge von Grafen, die nebst ihren Unterbeamten, den Vicegrafen (*Vicarien*), Centgrafen (*Centenarien*) und Thyngrafen (*Dekanen*) als Vorsteher kleinerer Bezirke und einzelner Städte, besonders mit der Verwaltung des Gerichtswesens beauftragt waren. Diese Aemter wurden nach römischer Weise anfänglich nur auf gewisse Zeit

überlassen, aber bald wurde es gewöhnlich, daß die Inhaber sie lebenslänglich behielten, und nur in Folge eines Vergehens abgesetzt wurden. Die Herzoge der Bojoarier und nachmals die der Allemannen aber waren von den übrigen fränkischen Herzogen ganz verschieden, und standen mit dem Frankenreich nur in abhängiger Verbindung, wie die von Spoleto und Benevent mit den Longobarden, daher das Verhältniß dieser Bundesfürsten der eigentlichen Landesverfassung ganz fremd ist.

In Jahren des Friedens lebten die meisten Reichsministerialien auf den ihnen zugetheilten fiskalischen Gütern, und bewirthschafteten dieselben mit Hülfe verschiedener Hintersassen und erkaufter Leibeignen. Sie erschienen auf des Königs Gebot, und übernahmen sogar seine persönliche Bedienung, wenn er in ihre Provinz kam; denn die fränkischen, wie nachmals die deutschen Könige, zogen beständig mit ihrem Gefolge durch das Reich, und hielten sich abwechselnd auf denjenigen ihrer Landgüter auf, welche mit Pfalzen (palatii) oder geräumigen Wohngebäuden versehen waren, und davon Hauptvillen (villae capitaneae) hießen. Indes waren einige dieser Pfalzen zum gewöhnlichen Hoflager der königlichen Familie bestimmt, unter den Austrasiern Metz, unter den Karolingern Aachen. Nun blieb ein Theil der Dienstmänner stets entweder um die Person oder um die Familie des Königs, und bildete sich allmählig theils zu einer Leibwache, theils zu einer Hofdienerschaft aus, bei welcher die Verfassung des römischen Kaiserhofs zum vorzüglichsten Muster genommen ward; die gewöhnlichen Hofbedienten waren der Kämmerer, der Seneschall oder

Haushofmeister, der Marschall, der Falkenmeister, der Kellermeister, der Oberschenk, die Kammerherrn, der Oberthürhüter, der Quartiermeister; der Pfalzgraf, welcher dem Pallaste oder der Hauptpfalz vorstand, wo der König sich längere Zeit aufzuhalten pflegte, war zugleich vortragender Rath und in Abwesenheit des Königs Hofrichter in der Provinz; der Referendarius war geheimer Hofschreiber, und mit Ausfertigung der Verordnungen und Urkunden beauftragt. Alle waren Männer von bedeutendem Rang, Vertraute des Königs und oft Befehlshaber des Heers; aber weder für die Hof- noch für die Staatsbeamten findet sich ein besonderes Wehrgeld; denn wie in den Zeiten der Freiheit die Wehren, so waren in diesem Kriegsstaate auch die Leudes sich gleich.

Wenn aber die königliche Macht in Beziehung auf das Volk der Franken von Anfang gering war, und in Beziehung auf den Kriegsstaat der Leudes in kurzer Zeit eingeschränkt ward, so war sie im Verhältniß zu den Einwohnern Galliens an die Stelle der römischen Kaisermacht getreten, und in dieser Hinsicht mit unumschränkter Gewaltfülle ausgestattet. Die römisch-gallischen Unterthanen gehorchten und zahlten den Frankenkönigen wie den Nachfolgern Augusts, und die vortrefflich eingerichtete Staatsmaschine, in welcher nun, da gewiß die unerschwinglichsten Lasten gemindert worden waren, durch Hülfe der Staatsbedienten alles von selbst ging, mußte Fürsten gefallen, die in ihrer Landesweise auf steten Widerspruch und unaufhörliche Hemmnisse des eignen Willens zu stoßen gewohnt waren. Daher das unverkennbare, freilich oft nur dunkel hervortretende

Streben der Könige, diesem einseitigen Verhältnis die Oberhand zu verschaffen, und die immer wiederkehrende Erscheinung, daß das deutsche Austraßen gegen das romanische Neustrien vertauscht wird; denn nur jenes war der eigentliche Wohnsitz der Franken, die sich in diesem theils romanisirt hatten, theils unter der größern Zahl der alten Bewohner verloren.

Aber ohngeachtet dieser Vorliebe für die römische Staatsform ward das Lehnwesen sehr bald auch auf die romanischen Einwohner Neustriens ausgedehnt. Die Könige, durch bereitwilligern Gehorsam gewonnen, erhoben sehr häufig Männer romanischer Herkunft zu Hof- und Staatsämtern, deren Verwaltung geschicktere Hände und mehr Kenntnisse erforderte, als der kriegerische Franke besaß. Durch die Einrichtung, Dienste mit Land zu bezahlen, wurden diese Beamten Lehnteute des Königs. Aber nicht bloß zu Referendarien, zu Pfalzgrafen, zu Grafen, sondern auch zu den Kriegswürden der Herzoge und Hausmeyer, stiegen Römer und Provinzialen empor *). Denn die Einwohner Galliens, von den Königen zum Kriegsdienst gebraucht und sogar häufiger als die freien Franken aufgeboten, weil sie nicht das Recht der Berathschlagung und Weigerung hatten, wurden von Neuem ein kriegerisches Geschlecht, und wenn ihre Tapfern mit Lehngütern belohnt wurden, so traten sie dadurch von selbst in die Klasse der Leudes, und fanden nun den Weg zu den höchsten Reichswürden offen. Dennoch dünkte der Franke sich besser: sein Gesetz be-

stimmt für den Leudes der römischen Herkunft nur 300 Schillinge, die Hälfte des Wehrgeldes, durch welches der fränkische Leudes verbürgt war, und eben so nur 100 statt 200 Schillinge für den römischen Grundherrn. Diese Geringschätzung von Seiten der übrigen Franken bildete mitten im Lehnstaat selbst zwei Partheien, und hatte zur natürlichen Folge, daß die romanische sich an den König als an ihren natürlichen Beschützer angeschlossen. Die Städtebewohner Galliens aber (*Romani tributarii*), welche ganz nach ihrer Weise fortlebten und die hergebrachten Abgaben zahlten, schienen den Franken so verächtlich, daß im salischen Gesetz ihr Wehrgeld nicht höher als das eines aus dem Stalle gestohlenen Ferkels, 45 Schillinge, bestimmt ward. Wohl finden sich zeitig genug Beispiele, daß auch Franken in den Städten sich ansiedelten und Bürger wurden **); aber der Einfluß dieser zerstreuten Franken blieb gering, und prägte nur wenige Spuren in Sprache und Volksthum. Wenn auch, wie die unten aus Gregor angeführte Stelle bezeugt, die *Seniores* oder Magistratspersonen mancher Orte aus Franken bestanden, so waren doch die Grafen, oder die von den Königen bestellten Vorsteher der Städte, meist Römer, oft Menschen von niedriger und knechtischer Herkunft, die sich durch Kenntnisse, besonders des theodosianischen in Gallien geltenden Rechts, empfahlen, oder ihre Freilassung und Waffensfähigkeit bewirkt, dann aber durch Hofränke weiter gebracht hatten. Beispiele solcher Emporkömmlinge finden

*) So Protadius, Claudius und Florentinianus.

***) Gregor IX. 12. *Wilulf, civis Fictavus. IV. 16. Civis Arvernus Ascovindus, vir magnificus. VIII. 31. Omnes Rothomagenses cives, et praesertim seniores illius loci Franci.*

sich mehrere beim Gregor *); das salische Gesetz bestimmt für sie ein eigenes Wehrgeld: wenn der Graf von reiner Freiheit mit sechshundert Schillingen verbürgt war, so galt der Graf, der nach Geburt kein Freier, sondern ein Königs-knecht (*puer regius*) war, nur die Hälfte.

Unter diesen drei Elementen des werdenden Staats, stand die christliche Kirche Galliens als fertiger Bau und Vereinigungspunkt der verschiedenen Völker und Stände. Dem Einfluß der Bischöfe verdankte Chlodowich zum Theil seine Fortschritte gegen die arianischen Westgothen, entschieden aber die Leichtigkeit, mit welcher er sich in Gallien befestigte. Belohnungen und Schenkungen waren billige Gegenvergeltung; aber Unterthanen blieben die Bischöfe wie alle übrigen Gallier, und die Güter der Kirche dem allgemeinen Tribut unterworfen. Jene nun, die Bischöfe, reihte das Beispiel der Franken, die ohne Abgaben zu zahlen, im Besiß ihrer Erb- oder Lehngüter lebten, daß sie deren Vorrecht gleichfalls zu besitzen trachteten, und es gelang ihnen seit den Zeiten König Theoderichs, unter mancherlei Wechsel dasselbe zu erwerben. Die Kirchen waren Freistätten, wo freilich oft der Verbrecher, öfter aber der unschuldig Verfolgte einen Rettungsort suchte. Für diese Zeiten der Noth, wo nichts galt als das Recht des Stärkern, wo Gesetze zum Theil noch nicht für den Franken vorhanden waren, oder doch nur von dem Mindermächtigen gefürchtet wurden, wo der Sklave nirgends Schutz fand gegen den Uebermuth seines Gebieters, und selbst der ansehnliche Hofmann zuweilen auf einige Zeit eine Zuflucht suchen mußte,

um nicht durch die Streiche einer mächtigen Gegenpartei zu fallen, sind Freistätten nicht nach dem Maassstabe geordneter Staaten und milderer Sitten zu beurtheilen. Durch dieses aber stieg bei den Franken das Ansehen und die Gunst der Kirchen, und es mehrten sich ihre Güter und Schätze; denn die Geretteten waren meist dankbar, und viele glaubten, es sey gut, sich für mögliche Fälle sichere Aufnahme vorzubereiten. Auch war schon längst die Lehre empfohlen, daß man durch Freigebigkeit an Kirchen und Arme manch begangenes Böse wieder gut machen könne. Durch den Besiß königlicher Lehngüter, die bald den größten Theil der Stiftsgüter ausmachten, traten aber die Bischöfe in die Reihe der königlichen Leute, und wurden wie diese, den alten Kirchenverordnungen entgegen, zum Waffendienste verpflichtet. Solchen leisteten nicht nur Bischöfe fränkischer, sondern wie ihre Namen bezeugen, auch Bischöfe römischer Herkunft; mit dem Harnisch angethan, zogen sie an der Spitze ihrer Leute dem Feinde entgegen **). Durch dieses wurde ihre geistliche Achtung weniger geschwächt, als im Ganzen ihr Ansehen durch den weltlichen Einfluß vermehrt. Bald standen sie nicht nur neben, sondern über den Großen, und wurden selbst von den Königen zu Schiedsrichtern in wichtigen Streitigkeiten gewählt. Zwar bestimmen die salischen Gesetze weder für sie noch für die übrigen Geistlichen ein Wehrgeld; aber in den übrigen Gesetzbüchern beträgt dasselbe 900 Schillinge, also mehr als das jedes andern Großen; es steht nur unter dem des erblichen bairischen Herzogs, der mit 960 verbürgt war. Schon wagten sie gegen die Könige

*) Gregor IV. 47. V. 49. **) Gregor IV. 43.

den Bann; während die Optimaten, wenn sie als Feinde in des Königs Hände fielen, noch oft als Dienstreute behandelt und ohne lange Untersuchung todt geschlagen wurden nach der Willkühr des Hofrechts, konnte über einen Bischof, selbst wenn er ein Todesverbrechen begangen hatte, nur eine Versammlung von Bischöfen richten. Diese erkannten nicht leicht auf höhere Strafe als auf Verlust der Priesterwürde und auf Landesverweisung, selbst gegen den nicht, der des beabsichtigten Verraths gegen den König und das Land an die Feinde überwiesen war. In diesen Verwickelungen setzten natürlich viele Bischöfe ihre geistliche Bestimmung gänzlich bei Seite, und versanken, wie in weltliche Geschäfte so in weltliche Laster; das Volk aber, im einfältigen Wahrheitsgefühl, ließ sich durch die Schlechtigkeit Einzelner nicht irren gegen den Stand, und verehrte diejenigen, die sich durch unsträfliches Leben, Enthaltbarkeit, Fasten, Beten, Almosengeben und Beschützung der Schwachen gegen den Druck der Mächtigen auszeichneten, desto stärker; daher die Menge derer, welche nach ihrem Tode für Heilige gehalten wurden.

Die Wahl eines Bischofs sollte nach Vorschrift der alten Synoden von den Bürgern und der Geistlichkeit jeder Stadt geschehen, der König die Wahl bestätigen oder verwerfen, und der Metropolitan die Ordination und Einsetzung haben. Als aber seit der Stiftung und Erweiterung des Frankenstaats die Bischöfe und Aebte ihre Schranken verließen, und durch Erwerbung fiskalischer Ländereien zu den Königen in das Verhältniß der Ministerialität und Vasallenschaft traten, kehrten sich die Könige an die

alten Vorschriften nicht weiter, und ernannten als Oberlehns Herrn der Stiftsgüter zum Bischof, wenn sie wollten; oft einen ihrer Hofleute, der mit einem male aus dem weltlichen Stande auf die höchste geistliche Stufe trat (wie es auch in Constantinopel geschah); oft einen, den die Bürger wünschten, zuweilen den, welcher die Stelle erkaufte. Während aber die Bischöfe von den Königen bloß als Besitzer fiskalischer Güter behandelt wurden, wollten die Gemeinden und Geistlichen die alte kirchliche von der neuern Lehnverfassung nicht ganz verdrängen lassen, und setzten dem Ernennungsrechte des Königs häufig ihr Wahlrecht entgegen. Jede der Partheien hatte Recht, je nachdem der Bischof als Kirchenhaupt, oder als königlicher Vasall betrachtet ward. Zuweilen gaben die Könige in einzelnen Fällen nach, doch ohne ihr Recht sich jemals ganz zu vergeben, und die Angelegenheit blieb Gegenstand des Streits für mehrere Jahrhunderte.

Im Wesentlichen erhielt sich die Kirche in derselben Verfassung, die von den Römern eingerichtet nun schon seit zwei Jahrhunderten im Abendlande bestand; die neuen Herren des Landes traten als neue Mitglieder ein, und fügten sich bereitwillig in die vorgefundenen Formen. Daß es in der Kirche nach Gottes eigener Anordnung eine herrschende und eine gehorchende Klasse, einen Klerus und einen Layenstand gebe, daß der letztere von dem erstern regiert werde, und dieser als kirchliche Obrigkeit Gehorsam zu fordern habe, fand bei den Franken um so weniger Anstoß, als ihnen von ihrer väterlichen Religion her Priesterherrschaft nicht neu war. Darum traten sie ohne Bedenken in das abhän-

gige Layenverhältniß, welches man ihnen bei ihrem Eintritt in die christliche Kirche anwies, und ließen es sich gern gefallen, daß die christlichen Priester dieselben besonderen Vorrechte über sie, wie über die alten Einwohner ausübten.

Mangelhaft war die Erkenntniß der ächten Lehre des Christenthums, den Gemüthern der Lehrer durch die unglücklichen theologischen Zänkereien des vierten Jahrhunderts eine schiefe Richtung gegeben, selbst der innerste Kern der Religion durch den Glauben angetastet, daß gottesdienstliche Handlungen und Gebräuche Verdienste erwerben und Verbrechen versöhnen könnten. Aber der nächste Zweck der Kirche war auch vor der Hand kein anderer als der, durch ihre äußern Einrichtungen, durch ihre Befehle und Zucht wohlthätig auf die Menschen zu wirken, und den Anfang der sittlichen Bildung grade in dem Stufengange einzuleiten, in welchem sie allein gelingen konnte; wie hätte das Christenthum in seiner unentstellten Reinigkeit von dem rohen und ungeschlachten fränkischen Kriegsvolk aufgefaßt werden mögen! Hingegen ward durch die glänzende Form des neuen Gottesdienstes die Einbildungskraft zu heiligen und göttlichen Dingen gezogen; durch die Gewalt einer Kirche, die mehr Befehle als Lehren, mehr zu thun als zu denken gab, wurden die groben Ausbrüche der Leidenschaften gezügelt; durch die, der Mißdeutung allerdings sehr fähige Lehre, daß Sündungen zum Heile der Seelen begangene Sünden versöhnen, unzählige Knechte oder Leib-

eigne in den letzten Willenserklärungen ihrer Herrn in Freiheit gesetzt, und große Strecken ungebauten Landes an fleißige Arbeiter (denn solche waren damals die abendländischen Mönche) ausgethan. Wenn indeß der wohlthätige Einfluß, welchen das Christenthum, selbst das äußere, selbst das verderbte überall gehabt hat, in der Geschichte des Frankenreichs weniger bemerkt wird, und sich unter einer Unzahl von Verbrechen verliert, wie die Geschichte keines andern germanischen Volkes sie aufzuweisen hat, so scheint allerdings eine volksthümliche Anlage zur Grausamkeit, Treulosigkeit, Plünderungsgier, Arglist und sonstiger Berruchtheit zum Grunde zu liegen, die, von den römischen Schriftstellern schon an den ersten Franken bemerkt, sich nachmals in den Greueln der merovingischen Herrschaft, in den Bartholomäusnächten, in den Blutszenen der Revolution und in der Raserei der Eroberungskriege auf immer gleiche Weise kund gethan hat. Ohne das Christenthum möchten die wilden Elemente sich nimmer gesänftigt, der Frankenstaat nimmer die Haltung gewonnen haben, die er späterhin wirklich besaß; wie denn auch die in der letzten Umwälzung bewirkte Verteilung des religiösen und kirchlichen Lebens die innerliche Erödftung des Staats und Volks hervorgebracht hat, die anfänglich durch den Taumel berauschter Leidenschaftlichkeit verdeckt und häufig sogar für ein kräftiges Leben gehalten, endlich in Duldung, in Billigung und Liebe der scheuslichsten Tyrannei und aller Frevel geoffenbaret worden ist.

Neuntes Kapitel.

Die Gesetze der Salier.

Das uralte Herkommen und Gewohnheitsrecht der Franken ist niedergelegt in dem Gesetzbuche der Salier, welches zu einer Zeit, wo das Volk noch nicht unter einem Könige vereint war, lang vor Eroberung Galliens, gesammelt und in lateinischer Sprache niedergeschrieben worden ist. Die Wahl dieser Sprache erklärt sich aus der unter den Deutschen ziemlich allgemein verbreiteten Kenntniß derselben, und aus der Unfähigkeit, die eigne zu schreiben; für solche Richter, welche die lateinischen Ausdrücke nicht genugsam verstanden, wurden nach und nach deutsche Erklärungen beigefügt, die unter dem Namen mahlbergischer Glossen, (weil man sich ihrer auf dem Mahlberge oder der Gerichtsstätte zu bedienen pflegte,) nach Ulphilas Bibel als das älteste, wiewohl sehr verunstaltete Denkmal deutscher Sprache dastehen.

Also beginnt die im sechsten Jahrhundert beigefügte Vorrede zu den Gesetzen der Salier, ein bedeutungsvolles Zeugniß, wie die Franken schon in uralten Zeiten sich selber geschätzt:

„Als der Franken ruhmwürdiges Volk, welches von Gott gegründet worden, und tapfer im Krieg, fest im Friedensbündniß, tief im Rath, edel und stark an Leib, ausgezeichnet durch Weiße und Schönheit, kühn, schnell und muthig, neulich zum katholischen Glauben bekehrt, und von aller Kezerei frei ist, noch in der Barbarei war, suchte es, durch den Geist Gottes getrieben, den Schlüssel der Weisheit, und

sehnte sich, seiner angebohrnen Sinnesart gemäß, nach Gerechtigkeit und Frömmigkeit. Damals haben die Vornehmsten (proceres) dieses Volks, welche desselben Richter waren, das salische Gesetz gegeben. Es sind aber dazu aus mehreren erlesen worden vier Männer, Namens Wisogast, Bodogast, Salogast und Windogast, aus den Landschaften, die da heißen Bodogheve, Salogheve und Windogheve. Diese kamen zu dreien Malen (per tres mallos) zusammen, und nachdem sie den Grund aller Streitsachen sorgfältig besprochen, und alles einzeln erwogen hatten, erkannten sie das folgende für Recht. Als nun unter Gottes Huld Chlodowich, der langhärige, schöne und ruhmvolle erste König der Franken, die katholische Taufe erhalten hatte, wurde alles, was in diesem Vertrage weniger gut geachtet ward, durch die erhabenen Könige Chlodowich, Childebert und Chlotar deutlicher gesetzt, und dieser Beschluß besorgt. Christus, der die Franken liebt, lebe; er bewache ihr Reich, er erfülle ihre Regenten mit dem Licht seiner Gnade, er beschütze ihr Heer, befestige ihren Glauben, gewähre ihnen Freude und Glück des Friedens, und geleite die Tage ihrer Beherrscher. Denn dieses Volk ist es, welches durch seine Stärke das harte Joch der Römer kämpfend von seinem Nacken geworfen, und nach Annahme der Taufe die Körper der heiligen Märtyrer (welche die Römer mit Feuer verbrannt, oder mit Eisen

C c c

getödtet oder verstümmelt, oder den wilden Thieren vorgeworfen haben,) prächtig mit Gold und kostbaren Edelsteinen geschmückt hat.“

Aus den verschiedenen Zeiten, in welchen an diesen Gesetzen gebessert worden, erklärt sich die Unordnung der Zusammenstellung und die wunderliche Mischung von Gesetzen, die sich theils auf die alte Volks-, theils auf die Lehnsverfassung, theils auf die romanischen Einwohner Neustriens beziehen. Der Mangel aller kirchlichen Bestimmungen beweist, daß das salische Gesetz zu einer Zeit gegeben ward, wo entweder das Volk der Franken noch nicht bekehrt, oder die christliche Kirche noch nicht zu großem Einfluß auf die rohen Gemüther gelangt war. Man kann überhaupt mit Grund annehmen, daß alle germanischen Gesetzbücher nichts als Auszüge des eigentlichen Volksrechts sind, und die wichtigsten Dinge oft unberührt lassen; demohngeachtet sind sie von großer Wichtigkeit, weil in ihnen die Ideen der uralten, und in den wesentlichen Grundsätzen bei allen germanischen Stämmen übereinstimmenden Verfassung niedergelegt sind. Es ist aber der in den salischen wie in den spätern Gesetzen vorherrschende Grundsatz derselbe, der bereits in der ältesten, von Tacitus geschilderten Gerichtsverfassung der Germanen vorgefunden wird, Würdigung der Verbrechen nicht nach dem Gesichtspunkte des verletzten Rechts, sondern nach der Größe des gestifteten Schadens, und Lösung durch Ersatz. Festsetzung einer Taxe für die Personen nach Abstufung ihres Ranges, für die Glieder nach dem Grade ihrer Brauchbarkeit, für die Wunden nach ihrer

Größe, für die Gegenstände nach ihrem Werth, war daher das wesentliche Erforderniß, um willkürliche Entscheidungen von Seiten des Richters zu hemmen. Jene Abschätzung der Personen aber ist für die Geschichte von Bedeutung, weil sie uns die Einsicht in das Verhältniß der Stände gewährt. Für den König, den obersten Richter, dem zuletzt die Vollziehung der Rechtsprüche zukommt, und in dessen Strafe die Ungehorsamen, so das Recht weigern, verfallen *), ist kein Wehrgeld bestimmt, wahrscheinlich darum, weil seine Person den übrigen nicht gleich gesetzt, sondern als geheiligt angesehen, die Verletzung derselben daher als ein Staatsverbrechen mit dem Tode bestraft werden sollte. Desto bestimmter sind die übrigen Stände geschätzt. Das Wehrgeld des freien Franken oder jegliches andern, der nach salischem Gesetz lebt, beträgt 200 Schillinge **); das des Leudes (in truste dominica) das dreifache oder 600 Schillinge; ist der Leudes aber ein Römer, nur 300; der römische Eigenthümer, der gleich dem freien Franken im Gau ein eigenes Gut hat, ist wie der Litus halb so hoch als der freie Franke, oder mit 100 Schillingen verbürgt; der tributpflichtige römische Stadtbewohner mit 45 Schillingen; der Leibeigene mit 35 Schillingen. Ueber das Wehrgeld des Leudes geht kein anderes eines Staatsbeamten hinaus; es gab keinen höhern Werth als den eines Leudes, und selbst der Graf, der höchste Volksbeamte, stand nicht höher als der gewöhnliche Dienstmann. Für diese Hauptsätze aber gelten eine Menge von Neben-

*) Titul. LIX. de despectionibus. **) Solidos.

bestimmungen. Wer den Getödteten in einen Brunnen oder ins Wasser wirft, zahlt 600; wenn der Mann aber nicht todt ist und noch entkümmt, 100 Schillinge. Wer auf der Heerstraße einen Mann findet ohne Hände und ohne Füße, solcher Gestalt von seinem Feinde verstümmelt, und ihn tödtet, zahlt 100 Schillinge. Wenn bei einem Gastmahl, wo vier oder fünf Männer beisammen sind, einer getödtet wird, so müssen die übrigen entweder den, der es gethan hat, ausliefern, oder alle zusammen den schuldigen Ersatz leisten. Wer in Gesellschaft mehrerer (collecto contubernio) einen freien Mann in seinem Hause überfällt und erschlägt, zahlt 600 Schillinge; hat der Körper drei oder mehr Wunden, so erlegen die drei schuldigsten der Gefellen jeder das obige Strafgeld voll; drei andre jeder 90 Schillinge; noch drei andre jeder 45 Schillinge.

Da alle Gesetze mit Rücksicht auf vorgekommene Fälle gemacht sind, so müssen sie als eben so viele Belege für die Sittengeschichte der Franken angesehen werden. Für diesen Zweck sind die zahlreichen Bestimmungen über den Diebstahl, über Verwundungen, über Brandstiftungen, über Weiber-, Straßen- und Todtenraub, über Giftmischung, Schimpfreden u., sehr brauchbar; der rohe Zustand der Franken mag aus diesem Gesichtspunkte leicht als ein Stand großer Verderbtheit erscheinen, dem wenige Laster der Verfeinerung fremd waren.

Den höchsten Werth unter seinen Gütern hatte für den Franken sein Vieh; die sehr genauen Bestimmungen über die verschiedenen Ar-

ten und Unterarten der Schweine, Rinder, Schaaf, Ziegen, Hunde, Vögel und Bienen, machen im Gesetzbuche den Anfang und nehmen die ersten neun Titel ein; der Pferdediebstahl hat seine besondere Stelle. Gegen Beeinträchtigung der Schweinezucht sind nicht weniger als neunzehn Gesetze gegeben: wer ein saugendes Ferkel vom ersten oder zweiten Wurf stiehlt, bezahlt außer Wiederstattung und Kosten 3 Schillinge; für ein dergleichen vom dritten Wurf, 15; für ein dergleichen aus einem verschlossenen Stalle, 45. Ueberhaupt wird durch die Sicherheit des Orts und die Größe der Heerde, zu welcher die gestohlenen Stücke gehören, das Strafgeld erhöht. Ein vom Baume gestohlener Habicht *) kostet 3 Schillinge; von der Stange, 15; wird er aus einem verschlossenen Orte **) genommen, 45 Schillinge; dagegen beträgt das Wehrgeld der Leibeignen nur 35 Schillinge. Ähnliche Sätze finden sich gegen Beschädigung der Obstbäume, Weinstöcke und der Getreidefelder, besonders gegen fremde Leibeigene und Hausthiere, für welche der Besitzer einstehen muß. Ein Diebstahl vermittelt Einbruch kostet außer dem Ersatz, 45 Schillinge; ein Einbruch, wobei das Stehlen mißlingt, 30 Schillinge. Drei Männer, die eine freie Jungfrau aus ihrem Hause entführen, zahlen 30; diejenigen, die über drei sind, jeder 5, vermuthlich, weil sie nur als Helfer angesehen wurden; sind sie mit Pfeilen bewaffnet, zahlt jeder 3; der Entführer selbst 62 Sch. Wer eine Braut, die zu ihrem Manne zieht, unter Wegs anfällt und entehrt, zahlt 200 Sch., eben so viel,

*) Rahtbergische Stoffe Ortfocla b. i. Krvogel.

**) Weiano pandete b. i. ein gebundener Weiße.

wer ein Eheweib bei Lebzeiten ihres Mannes heirathet. Für einen Schlag, bei welchem Blut auf die Erde fällt, 15; für einen dergleichen am Kopfe, bei welchem Knochen hervorgehen, 30; für einen dergleichen, bei welchem das Gehirn sichtbar wird und drei Knochen drüber, 45 Sch.; für einen Schlag in die Rippen oder in den Bauch, bei dem die Wunde bis an die Eingeweide geht und das Blut hinter einander läuft, 62 Sch. außer der Heilung; für drei unblutige Schläge mit einem Stocke, 9 Sch., fließt aber Blut, 45; für drei Faustschläge 9 Sch. Wer einem andern einen Kräutertrank giebt, daß er stirbt, zahlt 200 Sch.; kömmt der Vergiftete davon, 62; wenn ein Weib einer andern es anthut, daß sie keine Kinder bekommt, zahlt sie 62 Sch. Wenn ein freier Mann einem freien Weibe den Finger oder die Hand verlegt, zahlt er 15, für den Arm 30, für den Arm über dem Ellenbogen 35 Sch.; wer einem Weibe die Brust abhaut, 45 Sch. Wer einen unbärtigen Knaben unter zwölf Jahren erschlägt, zahlt 600 Sch.; wer einen edlen Knaben (*puerum crinitum*) ohne Willen und Wissen der Eltern scheeren läßt, (um ihn zum Geistlichen oder Mönche zu machen) zahlt 62, für ein Mädchen 45 Sch.; wer eine schwangere Frau schlägt, daß sie stirbt, zahlt 700 Sch.; wer ein Kind im Leibe der Mutter tödtet, zahlt 200 Sch.; für eine freie Frau, die keine Kinder mehr haben kann, werden 200, für eine freie Frau, welche angefan-

gen hat Kinder zu haben, 600, für ein freies Mädchen 200 Sch. bezahlt.

Der Freie, der mit einer fremden Magd buhlt, zahlt 15 S.; wenn es eine Königs- magd ist, 30 S.; der Franke, der eine fremde Magd öffentlich heirathet, geräth mit ihr in die Knechtschaft.

Folgendes ist die Tare der Glieder:

Wer dem andern am Fuße oder an der Hand verstümmelt, doch so, daß die Hand hangen bleibt, zahlt 62, wer ihm die Hand ganz abschlägt, 100 Schillinge. Für den Daumen der Hand oder des Fußes, 45, bleibt derselbe aber hangen, 30. Für den zweiten Finger, womit geschossen wird, 25; für drei Finger mit einem Schläge, 45 Sch.; für den Mittelfinger 15, desgleichen für den kleinen Finger. Für den Fuß, wenn er verstümmelt hangen bleibt, 45 Sch., wenn er abgeschlagen ist, 72; für ein Auge, 72; für die Nase, 45; für ein Ohr, 15; für die Zunge, so daß der Verletzte nicht reden kann, 100; für einen ausgeschlagenen Zahn, 15; für Verstümmelung der Zeugungstheile, 100; für gänzliche Entmannung, 200 Schillinge.

Dieses ist die Tare der Scheltworte. Wer den andern einen Hundsfott nennt, zahlt 15 Sch. *). Wer den andern einen Betrüger, das Weib aber, welches die andere eine Hure schilt, zahlt 15 Schillinge. Wer den andern ein Fuchselin **) schimpft, zahlt 3; wer den andern einen Hasen schilt, 6; wer einem andern vor-

*) Die Wahlberg'sche Glossen erklärt das Tertswort *cinitus* (*cinaedus* Hurenknecht) durch *Quinsvot*, Hundsfott. Das letztere dürfte also weder von den Hunnen noch von den Hunnen, (*hunnus fuit*) sondern von dem altdeutschen *quin*, *quein* und *quen* Weib (engl. *queen*, *quean*, gr. *γυνή*) und *vot* (*vulva*) abzuleiten seyn.

**) Und einen *concaecatam*, ein Ausdrück, dem wahrscheinlich nur ein sehr schmutziger deutscher entsprechen würde.

wirft, daß er mit Zurücklassung seines Schildes geflohen sey, desgleichen, wer den andern einen Angeber schilt, und es nicht beweisen kann, zahlt 15 Schillinge.

Das Gericht ward gehalten nach alter Weise an der Mahlstätte, welche ein umzäumter Platz war mit einem in der Mitte aufgerichteten Zeichen. Wer zur Mahlstätte gefordert (mannitus oder admallatus) ward, und nicht erschien, zahlte, wenn er keine Säumnis (Summis) erweisen konnte, 15; wer einen andern vorgefordert hatte und selbst nicht kam, zahlte eben so viel. Die Vorladung geschah dadurch, daß der Kläger mit seinen Zeugen an das Haus der Angeklagten heranging, und ihm, oder seiner Frau, oder einem Mitgliede seines Hauses, die Mahnung bekannt machte; war der Angeklagte im Herrendienst abwesend beschäftigt, so konnte er nicht gemahnt werden; wohl aber, wenn er nur in eignen Angelegenheiten innerhalb des Gaus beschäftigt war.

Nach dem altdeutschen Gerichtsgrundsatz, daß jeder freie Mann nur von der Gemeinde gerichtet werden könne, entschieden in Sachen der Freien unter dem Voritze der Grafen, dem sein Schild nicht fehlen durfte, die Rachenburgen (Rachimburgi, boni homines). „Wenn die Nachbürger auf dem Mahlberge zu Gericht sitzen, und eine Sache zwischen zweien verhandeln, soll der, welcher Recht fordert, sagen: Sprecht uns salisches Recht. Wenn sie es ihm dann nicht sprechen wollen, sagt er wiederum: Ich halte auch (Vos tangano) daß ihr mir das salische Recht sprecht. Zum drittenmal soll er also zweimal thun. Wenn sie es auch dann nicht sprechen wollen, soll er sagen: Ich halte

euch, bis ihr mir salisches Recht sprecht! Dann sind sieben von den Nachbürgern an dem Tage, welchen er ansetzt, ein jeder 9 Schillinge zu erlegen schuldig. Wenn sie auch dann weder Recht sprechen, noch bezahlen, noch Sicherheit geben wollen, soll er ihnen einen andern Tag setzen, und jeder von ihnen ist 15 Schillinge zu erlegen schuldig. Wenn aber die Nachbürger nicht nach dem salischen Gesetz gesprochen haben, sollen sie dem, gegen den sie gesprochen, 15 Schillinge zahlen. Wenn aber der, gegen den sie gesprochen haben, ihnen widerspricht und es nicht behaupten kann, daß sie unrecht gerichtet, soll er einem jeden der sieben Nachbürger 15 Schillinge bezahlen.“ Ganz Widerspenstige wurden zuletzt vor dem König geladen, und versielen, wenn dies dreimal vergeblich geschehen war, mit aller ihrer Habe dem Fiskus.

Jeder mußte vor Gericht seine Sache selbst führen. Demjenigen, der wegen Blödsinn, Krankheit oder andern Ursachen, nicht erscheinen konnte, wurde es durch eine ausdrückliche königliche Erlaubnis nachgelassen, und an seine Stelle ein anderer bestimmt.

Zur Erkundung der Wahrheit baute man zunächst auf Zeugen. Weigerte sich ein Zeuge zu kommen, so mußte er auf eben die Art wie der Angeklagte, von dem Kläger vorgeladen werden; erschien er nicht, oder weigerte er sich, daß was er gesehen hatte zu bezeugen, so verfiel er in eine Strafe von 15 Schillingen.

Konnte die Wahrheit durch Zeugen nicht ausgemittelt werden, so nahm man zum Gottesgericht Zuflucht. Die einzige Art desselben, die in den salischen Gesetzen vorkommt, ist die Probe des siedenden Wassers. Der Verklagte

fuhr mit der Hand in ein Becken voll siedenden Wassers; darauf ward die Hand in einen Sack gesteckt, der vom Richter versiegelt und nach drei Tagen geöffnet ward; war die Hand unbeschädigt, so erkannte man den Verklagten als unschuldig. In der Folge nahmen die Franken von den Burgundern den Zweikampf als Gottesprobe an *). Vom Eide schweigt das salische Gesetz, aber viele Beispiele aus der Geschichte zeugen, daß er sehr häufig geleistet und häufig gebrochen ward. Um ihn zu verstärken, schwor man häufig auf Reliquien; oder man ließ seinen eignen Schwur durch mitgebrachte Eidhelfer bekräftigen, welche in die Seele des Schwörenden hineinschworen, daß dessen Versicherung wahr sey. Auf solche Weise bekräftigte die Königin Fredegunde die ächte Geburt ihres Sohnes Chlotar II. Für falsches Zeugniß war ein Strafgeld von 15 Schillingen gesetzt.

Die unverhältnismäßige Höhe des Wehrgeldes für ganz kleine Vergehungen mußte nach und nach die meisten Familien zu Bettlern machen, und allmählig alles Eigenthum in die Hände weniger Besitzer bringen. Bei der Seltenheit des Geldes waren die Gegenstände, die statt desselben genommen wurden, zu einem so niedrigen Werthe angeschlagen (ein Ochse zu 2, ein Hengst zu 6, eine Stute zu 3, eine Kuh

zu 1 Schilling **), daß ein bemittelter Mann seine ganze Heerde Vieh verlieren konnte, wenn er z. B. einer Frau einen unsanften Stoß gegeben hatte, wovon der Schade sich nachweisen ließ. Wer nicht bezahlen konnte, ward Sklave; wenn schon nach des Tacitus Angabe einen solchen Zahlungsunfähigen die nächsten Anverwandten vertraten, so findet sich im salischen Gesetz eine besondere Abtretungsweise aller Besitzungen, durch welche der nächste Verwandte zur Uebernahme der Verpflichtung bewogen werden sollte. Der Schuldige ließ durch zwölf Eidleister schwören, daß er weder über noch unter der Erde etwas besitze, versammelte dann die ganze Familie in seinem Hause, nahm eine Handvoll Erde aus den vier Winkeln, stellte sich unter die Thür, und warf, was er gefaßt hatte, rücklings dem Verwandten, der sich zur Uebernahme verstand, ins Gesicht, sprang dann halb entkleidet über die Hecke seiner Umzäunung, und wurde dadurch frei aber güterlos. Diese alte Gewohnheit hieß *Chrenehrude*, *Keine heraus* ***). Wollte oder konnte keiner der Anverwandten sich zur Uebernahme verstehen, so blieb dem Verlezer des Gesetzes nichts übrig, als in Unterhandlungen über sein Leben zu treten, das heißt, sich als Leibeigener hinzugeben. So verloren alljährig sehr viele Personen die Freiheit.

*) Der Mangel des Zweikampfs in den salischen Gesetzen ist ein Beweis mehr, daß die Franken nicht Nachkommen der Cherusker waren. Diese hatten den gerichtlichen Zweikampf, wie die bekannte Stelle im *Vellejus* deutlich bezeugt. **) *Leg. Ripuar. Titel II.*

***) Eine ähnliche Gewohnheit gilt noch heute in England. Zu *Grimsby* in *Yorkshire* kam neuerdings der Fall vor, daß eine Frau ihren zweiten Mann aller vom ersten herrührenden, Schulden dadurch befreiete, daß sie nackt zum Fenster ihres Wohnhauses heraussprang. *S. Morgenblatt 1816. N. 5. S. 20.*

Zehntes Kapitel.

Die Mervinger.

Ehe noch das fränkische Reich seine ganze nachherige Ausdehnung erlangt hatte, begann schon der Kampf der Könige mit den Leudes für die Behauptung der ursprünglichen Heerführergewalt, deren Bedeutung die letztern nicht mehr wie sonst anzuerkennen gedachten. Wie nun die Könige in diesem Kampfe unter Mitwirkung eben so vieler Fehler als Unfälle unterlagen, und die Leudes in Aufrastien zur selbständigen Macht wurden, wie die Mervinger, um dem Joche derselben zu entgehen, sich ganz nach dem romanischen Neustrien wandten, die Aufrastier aber, um ihren Sieg nicht einzubüßen oder gar unter die Herrschaft eines romanischen Hofes zu fallen, den Mervingern gegenüber ein germanisches Fürstenhaus erhoben, ist der Inhalt dieser Geschichten.

Schon König Chlotar I. von Soissons, Chlodowichs jüngster Sohn, der alle seine Brüder und deren Nachkommen überlebte, und das unter dieselben getheilt gewesene Reich wieder vereinigte (558), erfuhr die Furchtbarkeit der Leudes neben der eigenen Schwäche. Als er nach seines Neffen Theodebalds Tode in dem ererbten Aufrastien herumreiste, ward ihm berichtet, daß die Sachsen den schuldigen Tribut nicht ferner bezahlen wollten. Er beschloß, sie zu zwingen, begegnete aber an der Grenze einer Gesandtschaft, welche um Frieden bat, und das Schuldige abzutragen versprach. Der König gab den Bittenden Gehör, aber die beutelustigen

Leudes bestanden auf der Fortsetzung des Feldzugs. Vergebens stellte ihnen Chlotar das Unrecht dieses Kriegs vor, vergebens drohte er zurückzubleiben, wenn sie auf dem Zuge beharren würden: wüthend drangen sie in sein Zelt, überhäufsten ihn mit Scheltworten und bedrohten ihn mit dem Tode, wenn er seine Weigerung fortsetzte. So mußte sich Chlotar dem Willen seiner Franken fügen, und sie gegen die Sachsen in die Schlacht führen. Die Sachsen aber ermanneten sich, und brachten ihren Feinden eine so große Niederlage bei, daß diese froh waren, durch Verwendung ihres Königs Frieden zu erhalten, und nach Hause ziehen zu dürfen.

Chlotar I. starb nach funfzigjähriger Regierung (561); seine vier Söhne theilten von Neuem das Reich, wie beim Tode des Hausvaters das Galland unter die Söhne getheilt ward. K. Charibert nahm seinen Wohnsitz zu Paris, Guntram zu Orleans, Chilperich zu Soissons, Siegbert abwechselnd zu Rheims oder zu Metz; der letzte beherrschte die aufrastischen Länder, die damals anfangen, durch verheerende Einfälle der in Pannonien herrschenden Awaren zu leiden. Zweimal tritt König Siegbert gegen dieses barbarische Volk; im ersten Feldzuge war er glücklich, aber einige Jahre später ward er von der überlegenen Macht der Awaren eingeschlossen, und rettete sich nur durch Geschenke, mit denen er ihren Chagan gewann;

seine Franken trösteten sich damit, daß ihre Gegner durch Zauberkünste gesiegt hätten.

Mehr indeß als durch auswärtige Feinde ward das Haus Chlodowichs durch innere Zwietracht, Sittenverderbniß und vielfache Frevel gefährdet. „Die Mervinger, sagt der Geschichtschreiber der Schweiz, waren wie die Atriden und Minyer, zu gleicher Berühmtheit fehlten nicht tragische Verbrechen sondern gelehrte Dichter und eine wohlklingende Sprache.“ Indes scheint für Beurtheilung dieser Begebenheiten auch der richtige geschichtliche Standpunkt bisher außer Acht gelassen worden zu seyn. Ohne Berücksichtigung des Gegensatzes zwischen dem germanischen Aufrasiern und dem romanischen Neustrien, ohne Berücksichtigung des Kampfes zwischen Königs- und Vasallenmacht müssen allerdings die Geschichten der Mervinger als eine höchst widerliche Anhäufung sinnloser Frevel erscheinen, die in unsern Tagen der gemüthvolle und berebte Verfechter der Deutschheit *) aus der deutschen Geschichte in die französische hinüberzuweisen gewünscht hat. Dieser Wunsch kann aber nicht gewährt werden, ohne den ersten Act des gewaltigen Kampfes der deutschen und der romanischen Dinge zu übergehen, der, seitdem die altrömische Welt den germanischen Menschen erlegen, bis auf unsere Zeiten den wesentlichen Inhalt der deutschen Geschichte ausgemacht hat. Wie zur Zeit Herrmanns darüber gestritten ward, ob die Germanen römische Provinzialen werden, oder ein selbständiges Volk bleiben sollten, so ist zuerst in den Zeiten der Mervinger von den Aufrasiern die Ueberge-

walt und der Eindrang der romanischen, aus gallischen, römischen und germanischen Bestandtheilen zusammen geschmolzenen Weise, zu der ihre Könige sich neigten, abgewehrt, und deutsches Volksthum, freilich nicht mit Bewußtseyn des wahrhaftigen Zwecks, den der leitende Weltgeist erreicht haben wollte, gerettet worden.

Wie die neufranzösische Macht, seit sie vor zwei Jahrhunderten innere Festigkeit erlangt hat, unablässig beschäftigt gewesen ist, Friedensbruch, Hinterlist und Raub an den Deutschen zu üben, diese hingegen die meisten Frevel geduldig erlitten, und zuletzt selber im vollständigen Siege der alten Sündenschuld und ihrer Rache vergessen haben, so öffnet sich vorbedeutend unter Chlodowichs Enkeln das Verhältniß zwischen Neustrien und Aufrasiern von jener Seite mit Verrath und hinterlistigem Anfall, von dieser mit friedliebender Großmuth und nachlässiger Vergeudung des Siegs. Die Ursache lag eben so sehr in dem verschiedenen Character der brüderlichen Könige, als in der größern Abhängigkeit des Aufrasierns von dem Willen der Großen, während der Neustrier mehr nach eigenem Gelüste verfuhr.

Als König Siegbert das erstemal wider die Awaren im Felde lag, fiel ihm König Chilperich von Soissons in sein Land, und eroberte Rheims nebst den dazu gehörigen Städten. Der siegreich Zurückkehrende gewann indeß nicht nur das Verlorne wieder, sondern eroberte auch des Angreifers eigne Hauptstadt Soissons und nahm seinen Sohn Theodebert, der sie vertheidigen sollte, gefangen. Dennoch

*) Arndt in den Ansichten der teutschen Geschichte.

fanb ſich Siegbert zu einem Frieden bereit, durch welchem dem Chilperich das Land wiederhergeſtellt und der Königsſohn mit Geſchenken entlaſſen ward; nur mußte er ſchwören, nicht mehr feindlich gegen den Rheim zu handeln.

Darauf ſtirbt Charibert, der zu Paris über die nördlichen Gegenden Galliens geherrscht hatte. Da Siegbert zum zweitenmal gegen die Awaren, Guntram aber gegen die Longobarden beſchäftigt iſt, bemächtigt ſich Chilperich des geſammten Neufriens, ohne das gleiche Recht ſeiner Brüder zu beachten. Damit noch nicht zufrieden, unternimmt er Einfälle in die ſüdlichen Provinzen Poitou und Tours, welche ſeit König Theodeberts Zeiten zum auſtraſſiſchen Antheil gehört hatten, und durch den letztern Vertrag von Neuem an Siegbert gefallen waren. Da verbündet ſich der letztere mit ſeinem Bruder Guntram von Orleans, der auch über Burgundien herrſchte, und der burgundiſche Patrizier Mummolus befreit die überfallenen Städte. Bald aber, als Guntram mit Siegbert zerfallen, bricht Chilperichs Sohn Theodebert, der eidlichen Zuſage gegen den Rheim vergeſſend, von Neuem mit Feuer und Schwerdt in Siegberts Gebiet ein. Jetzt entſchließt ſich Siegbert zu einem Volkskrieg, und es gelingt ihm, die deutſchen Völker jenseit des Rheins gegen den friedensstörenden Bruder in die Waffen zu bringen. Zur Abwendung dieſer Gefahr verbündet ſich Chilperich mit Guntram, und ſucht den Auſtraſſiern den Uebergang über die Seine zu wehren. Aber Siegbert wendet ſich zuerſt gegen den Burgunder, und droht, mit dem ganzen Heere auf ihn zu fallen, wenn er ihm nicht in ſeinem Gebiete den Uebergang ver-

ſtatte. Erſchreckt ſchließt Guntram Friede und Bündniß mit Siegbert, Chilperich aber zieht ſich ſchleunig zurück, und bittet, als der Auſtraſſier ihm auf dem Fuße folgt und die Beſtimmung des Schlachtfeldes verlangt, demüthig um Friede. Siegbert bewilligt ihn gegen Rückgabe der ihm entriſſnen Landſchaften; aber die Flecken und Dörfer um Paris, deren Schonung Chilperich flehend nachgeſucht hatte, kann er trotz ſeines guten Willens gegen die Wuth ſeiner Auſtraſſier nicht retten; die Häuser werden ausgeplündert und angezündet, viele Einwohner als Sklaven hinweggeführt, und die Abmahnungen des Königs mit lautem Murren vernommen. Er muß perſönlich unter die Seinigen treten, und ſie durch gütige Worte zum Rückzuge bewegen; erſt im Vaterlande darf er es wagen, einige derjenigen, die ſich am heftigſten an ihm vergangen, ſteinigen zu laſſen.

Raum ſind die Ostvölker über den Rhein zurück, ſo erneuert Chilperich die Verbindung mit Guntram und den Krieg gegen Siegbert; mordend und ſiegend nähert er ſich den Mauern von Rheims. Aber die Ostvölker kommen von Neuem, Guntram wird wie das erſtemal nieder gehalten, Chilperich flieht, ohne eine Schlacht zu wagen, nach Dornick, ſein Sohn Theodebert wird in einem Treffen erſchlagen, und Siegbert zieht als Sieger in Paris ein. Auch hier iſt er ſchon wieder für einen nachgiebigen Frieden geſtimmt, aber die Seinigen hindern den Abſchluß, und eine Geſandſchaft der Franken, die einſt den Charibert als Gebieter erkannt hatten, bringt ihm das Anerbieten, ihr König zu werden. Siegbert ſtimmt ein, und wird, während Chilperich in Dornick eingekerkert ſeinem

Untergange entgegenzieht, bei der Villa Bitto-
riakum (Bitry) auf einem Schilde zum König
erhoben. Aber Chilperichs Gattin, Fredegunde,
hat einen Rathschlag eronnen, und im Ge-
dränge der Feierlichkeit wird Siegbert von zwei
rüstigen Knappen mit vergifteten Messern er-
stochen.

Diese Fredegunde, von niedriger Herkunft
und zuerst ihres Gemahls Beischläferin, war ein
Weib voll unerschöpflicher List und gewaltiger
Bosheit. Immer hatte sie darnach gestrebt, Kö-
nigin zu werden; da aber Chilverich schon eine
Gemahlin, Namens Audoveva, besaß, machte
sie ihn dadurch ledig, daß sie dieselbe überre-
dete, ihr eigenes Kind wegen dringender Todes-
gefahr aus der Taufe zu heben; andere Zeugen
hatte Fredegunde listig entfernt. Dann ward
auf ihr Anstiften behauptet, zwischen Mann
und Frau sey durch diesen Act eine geistliche
Verwandschaft entstanden, welche die Fortse-
zung der Ehe nicht länger verstatte. Aus die-
sem Grunde ward Audoveva verstoßen, ohne
daß jedoch Fredegunde damals zu ihrem Zwecke
gelangte; denn da Siegbert, wie er tapfere und
edelgesinnter als seine Brüder war, auch ihrer
niedrigen Liebshäften sich enthalten und eine des
Throns würdige Gattin gewählt hatte, so faßte
plötzlich auch Chilperich den Entschluß, sich mit
einer Fürstentochter zu vermählen. Siegberts
Gattin war Brunhilde, des westgothischen Kö-
nigs Athanagild Tochter, nach Gregors Beschrei-
bung eine herrliche Jungfrau, schön von Ange-
sicht, züchtig, keusch und hold von Sitten und
wohlkundig der Rede. Durch dieses Beispiel
bestochen, ward Chilperich um Brunhildens äl-
tere Schwester Galeswintha, und erhielt sie,

nachdem er geschworen, daß er sie nimmer ver-
stoßen und neben ihr keine Beischläferin halten
wolle. Dennoch begann nach Vollziehung der
Ehe Fredegunde ihr voriges Spiel. Da be-
gehrte die Königin zu den Ihrigen zurückge-
schickt zu werden, und erbot sich sogar, ihren
Brautshaw im Stiche zu lassen; aber Frede-
gunde hielt es für kürzer, sie in Betten zu er-
stickten.

Durch diese Missethat ward der Zwist der
Könige zum blutigen Familienhaffe gesteigert;
denn Fredegunde, nun endlich Chilperichs Ge-
mahlin, sah in Siegbert und Brunhilden mit
Recht ihre persönlichen und unversöhnlichen
Feinde. Daher beschloß und vollführte sie Sieg-
berts Untergang. Brunhilde, die ihr ewige
Rache für den Tod ihrer Schwester geschworen
hatte, ward, nun durch ihre Veranstellung
auch des Gatten beraubt, in Paris, wohin sie
demselben sammt ihren Kindern und Schätzen
gefolgt war, von dem herbeilenden Chilperich
überrascht und gefangen. Doch rettete Gundo-
bald, ein treuer Herzog, ihren fünfjährigen
Sohn Childebert und brachte ihn nach Metz, wo
ihn die Austrasier, die zufrieden waren, unter
einem minderjährigen Könige selber zu herr-
schen, ohne Anstand als König erkannten. Zwar
setzten sie anfangs den Krieg gegen die Neustrier
fort und belagerten Soissons, wo Fredegunde
vor ihrer Ankunft entfloh; nachher aber erlitten
sie von Chilperich eine Niederlage, und ver-
hielten seitdem sich ruhig.

Unterdes begab es sich, daß Brunhilde, die
zu Rouen in mäßiger Haft saß, durch ihre
Schönheit die Liebe Merveys gewann, der Chil-
perichs zweiter Sohn und gegen seine böse Stiefs-

mutter sehr feindlich gesinnt war. Dieser bot sich ihr zum Gemahl an, und Brunhilde, deren Seele von Rache um Siegbert dürstete, willigte ein. Als der Vater diese Verbindung erfuhr, ward er sehr zornig, und verließ auf Anrathen Fredegundens seinen Sohn in ein Kloster, Brunhilde aber entrann zu ihrem Sohne nach Mex. Einige Zeit darauf gelang auch dem Mervey Flucht; er kam nach Aufrasien zu seiner Gemahlin. Aber die Großen, die jetzt keinen Krieg wollten, verweigerten ihm Schutz und zwangen ihn zur Rückkehr. Als er nun im Lande herumirrte, ließ ihn Fredegunde ermorden; ohne Gewinn, da bald nachher eine Krankheit ihre eignen Kinder, für welche sie diese That begangen hatte, dahin raffte. Ueber dieses Unglück gerieth sie in wüthigen Schmerz, und in der Meinung, ihres Gemahls einzig übriger Sohn habe dasselbe durch Zauberkünste bewerkstelligt, brachte sie diesen nebst seiner Mutter Audoveva zum schmäblichen Tode. Chilperich aber, der also seiner Kinder beraubt worden war, fiel auf der Jagd durch den Doldh eines Leudes, Namens Falco, welchen, zur Rache für Siegbert, Brunhilde gegen ihn ausgesandt hatte (584). Da sie aber Fredegunden verderben wollte, ward von ihrem Anhang verbreitet, diese selbst habe den Mörder bestellt, um der Strafe des entdeckten Ehebruchs zu entgehen: denn berüchtigt waren die Sitten der Königin, und Chilperich selbst hatte gezeifelt, ob der Sohn, den sie noch nach dem Tode ihrer ersten Kinder geboren hatte, rechtmäßig erzeugt sey.

Indeß verfehlte die Anschuldigung ihren Zweck. Zwar bemächtigte sich nach Chilperichs Tode der burgundische Guntram des Gebiets

von Paris, und beschränkte Chilperichs Erbe auf den ursprünglichen Antheil von Soissons; aber in diesem herrschte Fredegunde noch dreizehn Jahre lang im Namen ihres Sohns Chlotar II, und behauptete ihre Macht durch klug geübte Verbrechen und Gewaltthaten gegen das Aufstreben der Großen.

In Aufrasien aber herrschte Brunhilde, die sich mit der Rückkehr aus ihrem Gefängniß großer Gewalt über ihren Sohn Childebert anmaßt hatte. Das Ziel, welches sie unablässig verfolgte, war Niederdrückung der Großen, denen sie den Untergang ihres zweiten Gemahls und die Vereitelung ihrer Rachepläne gegen Neustrien Schuld gab. Mit Hülfe vieler eignen Vasallen erkämpfte sie nach Childeberts erlangter Volljährigkeit über ihre Feinde einen vollständigen Sieg, und überantwortete die Häupter dem Tode. In ihrer Verwaltung folgte sie den Grundsätzen der Willkühr, durch welche sie Fredegunden mächtig erblickte; sie zog viele Lehngüter ein und erhob Abgaben nach römischer Weise; endlich ward auch, da König Guntram starb und Childebert ihn beerbte, die Macht von Aufrasien durch Burgundien, Orleans und Paris verstärkt. Als sich nun Brunhilde an der gewissen Hoffnung ergöhte, ihre Feindin durch dieses Uebergewicht nächstens zu überwältigen, starb Childebert plötzlich (596), und das Reich ward durch Theilung zwischen zwei unmündigen Söhnen, Theodebert und Theoderich, von Neuem geschwächt. Diesen Augenblick benutzte Fredegunde, ließ Paris überfallen und erobern, schlug das aufrasisch-burgundische Heer, welches gegen sie kam, und starb im Genuße des Siegs (597).

Zu derselben Zeit kam der Haß der austrasischen Großen gegen Brunhilden zum Ausbruch; sie floh von Worms nach Burgund zu ihrem jüngern Enkel, und brütete neue Rache gegen die Aufrastier und deren König, ihren älteren Enkel, der ihren Gegnern beige stimmt und den Stolz oder die Laune seiner Mutter durch Verbindung mit einer Leibeigenen beleidigt hatte. Aber auch in Burgund befanden sich viele austrasische Großen, die dem jungen Könige in sein ererbtes Reich gefolgt waren. Zu deren Unterdrückung erhob sie den Protadius, einen Römer, welcher Patrizius des Furalands war, zum Amt eines Hausmeyers. Dieser tapfere Mann ward beschuldigt, mit der nunmehr sechzigjährigen Königin in Buhlschaft zu leben. Da nun unter dem minderjährigen Könige bei ihm alle Macht war, konnte er diejenigen der Leudes, denen die Königin feind war, leichtlich erniedrigen und ihrer Güter berauben. Endlich bewog Brunhilde ihren Enkel Theoderich von Burgund, durch das Vorgeben, der König von Aufrastien sey nicht seines Vaters Childebert, sondern eines Gärtners Sohn, daß er ein Aufgebot gegen seinen Bruder erließ. Als nun der burgundische Adel im Felde lag, erkannte er seine Macht, und Welf, der Patrizius von Burgund, erklärte laut: „der wahre Feind der Burgunder sey nicht der König von Aufrastien, sondern ihr eigener Hausmeyer; es sey besser, Ein Mann sterbe, als daß das ganze Heer umkomme!“ Auf dieses ward das Zelt des Hausmeyers, der mit seinem Arzte im Bret spielte, umringt; der König aber, der den Aufstand vernahm, schickte den Herzog Unzelin von Allemannien ab, ihn zu stillen und den Leudes zu

gebieten, daß sie von Protadius abließen. Anstatt diesen Auftrag zu erfüllen, spricht Unzelin: „der König befehlt euch, den Hausmeyer zu tödten!“ Also wird Protadius erschlagen, und der König, dessen eiguem Zelte der Aufstand sich nähert, als er dieser That Bewilligung weigert, durch Drohungen und Scheltworte zum Frieden mit seinem Bruder gezwungen.

Für diesen Frevel an dem geliebten Protadius nahm Brunhilde, als sie ihr Ansehen wieder befestigt und abermals einen Hausmeyer römischer Herkunft, Namens Claudius, eingeseßt hatte, grausame Rache; den Patrizier Welf ließ sie umbringen, dem Herzog Unzelin aber einen Fuß abhauen und alle seine Güter einziehen. Mehr noch freute sie sich, daß endlich doch zwischen den Burgundern und Aufrastiern Krieg ward; der König der letztern verlangte nehmlich den unstreitig zu seinem Antheil gehörigen Elsaß, welchen Theoderich nur durch eine besondere und ungerechte Vergünstigung seines Vaters erhalten hatte. In zwei schrecklichen Schlachten bei Loul und bei Zülpich siegen die Burgunder. Reihenweise stehen die Leichen der Erschlagenen, König Theodebert selbst wird gefangen und nebst seinen Söhnen getödtet; den Kleinsten ergreift auf Brunhildens Befehl ein Krieger bei den Hüften und schleudert ihn mit dem Kopf gegen einen Felsen. Also wird Brunhildens Rache an den Aufrastiern, die den Untergang ihres zweiten Gatten verschuldet, und an dem Hause ihres ältern Enkels, der sie nach Burgund vertrieben hatte, gesättigt; Aufrastien und Burgund aber unter dem Scepter des jüngern, der sie aufgenommen, vereinigt.

In diesem Glück gedachte die Königin, die Zeit sey gekommen, wo sie auch die dritte und älteste Rache, die am Hause Fredegundens für den Mord der Schwester und beider Gatten nehmen könnte; denn der vereinigten Macht Burgunds und Aufrasiens hätte Chlotar von Neustrien nicht widerstanden. Aber Theoderich, der schon gegen ihn ausgezogen ist, wird unerwartet durch die Ruhr hinweg gerafft, und Chlotar, der noch eben in Gefahr gestanden, sein Neustrien zu verlieren, gewinnt plötzlich die Aussicht, das ganze Reich zu besitzen. Zwar erklärte Brunhilde alsbald den ältesten von den vier unehelichen Söhnen ihres Enkels (eine anständige Vermählung hatte sie stets aus Macheifersucht gehindert) zum König der Franken; aber der Adel von Burgund und Aufrasien, der sie bitterlich haßte, ergriff die Gelegenheit, ihr die vielfach erlittene Unbill zu vergelten, und lud den König von Neustrien als Schiedsrichter ins Land; an der Spitze dieser Parthei stand Arnulph, Bischof von Metz, und sein Vetter Pipin. Auf die Nachricht von Chlotars Einrücken ließ ihm Brunhilde entbieten, das Reich der Söhne Theoderichs schleunigst zu räumen; er aber antwortete: „es müsse eine allgemeine Versammlung aller Franken berufen werden, um über die Sachen des gemeinsamen Reichs zu berathschlagen; nach deren Ausspruch wolle er sich fügen.“ Da merkte die Königin, daß sie mit leeren Worten hingehalten werde, und sandte den König nebst dem Burgundischen Hausmeyer Warnar und dem Aufrasier Alboin über den Rhein, um die Ostvölker herbei zu holen. Nach diesem aber ward ihr wahr oder unwahr berichtet, daß Warnar mit ihren Feinden

einverstanden sey und das Heer zum Chlotar überführen wolle. In dieser Bedrängniß sandte sie an Alboin, dem sie vertraute, einen Brief, worin sie ihm Warnars Bestrafung befahl. Der Empfänger zerriß das Blatt, aber ein Knecht Warnars fand die Stücke, klebte sie auf eine Wachstafel und brachte sie vor seinen Herrn. Dieser erwog seine Gefahr, und beschloß nun, die Herrschaft an Chlotar zu bringen. In dieser Absicht hielt er die Ostvölker vom Vorrücken ab, kehrte um, stellte sich unwissend und treu, und rieth der Königin, Worms zu verlassen und mit ihm nach Burgundien zu gehen, wo sie treuere Leudes als in Aufrasien finden werde. Heimlich aber gewann er die Burgunder, die Weltlichen sowohl als die Bischöfe, daß er Boten an Chlotar senden und ihm gegen Zusicherung aller Vorrechte die Uebergabe versprechen durfte. Als nun der junge König Siegbert mit dem Hausmeyer und dem Heer, seinen vermeintlichen Getreuen, in der catalaunischen Champagne am Fluße Aisne auf den Neustrier stieß, und die Schlacht gehalten werden sollte, ging der Hausmeyer nebst den meisten Leudes zum Feinde über. Langsamen Marsches, damit alle Verräther unter seinen Fahnen sich sammeln könnten, zog Chlotar gegen die Saone; König Siegbert wurde mit zweien seiner Brüder eingeholt, der vierte Bruder entfloß, ohne daß je wieder von ihm gehört ward. Warnar aber und sein Anhang bestanden darauf, daß vor allen Brunhilde aufgesucht werde. In dem Schlosse zu Orbe, am Eingange eines Passes durch den Jura, ward in ihrer unglücklichsten Stunde die achtzigjährige Königin bei ihrer Enkeltochter ergriffen, und vor den Sohn ihrer unversöhnlichen

Feindin gebracht. Dieser ließ zuerst ihre beiden Urenkel, K. Siegbert und Chrobus, vor ihren Augen erwürgen; den dritten schonte er, weil er ihn aus der Taufe gehoben. Dann versammelte er um sie das Heer aller drei Völker, und erlaubte dem Haß ihrer Feinde, drei Tage lang alle Arten von Hohn und Qual an der unglücklichen Fürstin zu üben. Zuletzt, nachdem sie auf einem Kameel durch das ganze Lager geführt worden, warf er ihr mit heftigen Schmähworten alles Böse vor, das sie begangen hatte oder begangen haben sollte, rechnete aus, wie zehn Könige der Franken, sogar ihre Gemahle Siegbert und Mervey, durch ihre Schuld ums Leben gekommen, und forderte endlich die versammelten Krieger auf, ihre Todesart zu bestimmen. Auf deren Geschrei ward das Weib mit dem Haar, einer Hand und einem Fuße an den Schweif eines wilden Rosses gebunden, dieses aber gespornt und gepeitscht, daß sich der Körper in Stücke verlor. Solch ein gräßliches Opfer brachte K. Chlotar, der den Schatten seiner Mutter zu befriedigen wähnte, dem Haße der Großen gegen die, welche ohne sie hatten regieren wollen (615).

Durch diese Greuelthat ward der Uebergang zu andrer Verfassung bezeichnet; seit derselben gerieth die Macht je länger je mehr an die Großen. Chlotar II, der nun König über das ganze Frankenreich ward, mußte thun, was seine Helfer verlangten, und zuerst dem Warnar schwören, ihn sein Lebenlang als Hausmeyer über Burgund zu lassen. Da aber auch die Aufrastier sich vorsahen, und um nicht Un-

terthanen von Neustrien zu werden, ihren eigenen Hausmeyer verlangten, ward ihnen einer, Namens Rado, gesetzt. Darauf berief der König alle Bischöfe und weltlichen Großen des Reichs nach Paris zu einer Versammlung; die Beschlüsse derselben, welche uns noch vorliegen*), bezeugen, wie bei dieser Gelegenheit die Bischöfe nach Aufhebung des königlichen Ernennungsrechts und der weltlichen Einmischung in geistliche Dinge, die einzelnen Reichtheile nach Unabhängigkeit von Neustrien, und die Leudes nach Befestigung ihrer erworbenen Güter und Vorrechte rangen. Die Bischöfe erreichten indeß ihre Absicht nicht ganz; zwar wird festgesetzt, daß sie von der Geistlichkeit und vom Volke gewählt, vom König bestätigt und vom Erzbischof geweiht werden sollen; aber der Zusatz: „wenn der König sie nach eigenem Willen ernennt, soll er auf Verdienst und Gelehrsamkeit sehen,“ öffnet dem angefochtenen Ernennungsrechte von Neuem den Zugang. In Ansehung der weltlichen Gerichtsbarkeit wird festgesetzt, daß in bürgerlichen Sachen über Geistliche nach den Gesetzen, doch nicht ohne Zuziehung ihres Gleichen, in peinlichen Fällen nach den Kirchengesetzen mit Zuziehung des Bischofs gerichtet werden soll. Weit vollständiger setzten die Weltlichen ihre Absichten durch. In keinem Lande sollen Richter und Amtleute als aus demselben Lande angesetzt werden. Die Leudes sollen alle ihre Rechte und Güter bestätigt, die etwa verlornen aber wieder erstattet erhalten. Die neu eingeführten Abgaben sollen abgeschafft, und an gleichen Orten, von

*) Apud Baluzium I, Edictum Chlotarii. p. 22.

gleichen Sachen wie unter den alten Königen gezolet werden. An diesem Tage (16 October 615) ward im Frankenreiche die Gewalt der Kriegersleute gesetzlich begründet. Diese aber war ihrem Wesen nach größer und das Königthum erdrückender als die alte Macht der Freien; denn das Volk war nur zu gewissen Zeiten versammelt worden, den Leudes aber, auf welche nun seine Rechte übergegangen waren, stand täglich der Weg zum Könige offen. Doch erhielten die Letztern sich aufrecht, so lange sie, wie Chlotar that, die rohen Gemüther persönlich zu schrecken und allenfalls mit eigener Hand drein zu schlagen verstanden.

Nach einigen Jahren (622), als die stolzen Aufrasier erwägen mochten, daß sie der verachteten Neustrier Unterthanen geworden, mußte ihnen Chlotar seinen kaum erwachsenen Sohn Dagobert (Degenwerth) zum Könige setzen. Jene zwei Männer, die als Chlotars erste Anhänger gegen Brunhilden aufgetreten waren, sind nun bei Dagobert, Pipin von Landen als Hausmeyer von Aufrasien, und Bischof Arnulph von Metz. Diese sind die Stammväter des karolingischen Hauses; denn Arnulphs Sohn Ansegisel heirathete Pipins Tochter, und zeugte mit ihr den Pipin von Heristall, den Großvater des Pipins, der sich zum Könige machte. Vermuthlich geschah es auf den Rath dieser Staatsmänner, daß Dagobert nach einiger Zeit die Landstriche im Westen der Vogesen und der Ardennen (das heutige Lothringen und Theile der Champagne,) welche der Vater bei Neustrien behalten hatte, als zu Aufrasien gehörrig zurückforderte *). Als der Vater die

Herausgabe verweigerte, wurden zwölf Franken, unter ihnen Arnulph von Metz, zu Schiedsrichtern erwählt; diese sprachen das Land dem Könige von Aufrasien zu. Dagegen blieben die südlichen Striche an der Loire, das von Theodebert an Aufrasien gebrachte Auvergne, nunmehr für immer bei Neustrien. Zwischen Vater und Sohn bestand aber Friede und Bündniß; als einige Zeit darauf der Herzog Berthold von Sachsen den Tribut an Dagobert weigerte und Krieg begann, zog K. Chlotar den Aufrasiern zu Hülfe, und überwand die Sachsen in einer harten Schlacht an der Weser.

Im fünf und vierzigsten Jahr seiner Regierung, welches dasselbe Jahr seines Lebens war, starb K. Chlotar II, und sein Sohn Dagobert vereinigte wiederum Aufrasien mit Neustrien und Burgund. Jedes der drei Reiche sollte nach der Verordnung Chlotars seinen eignen Hausmeyer haben; doch hatten die burgundischen Herrn nach Barnars Tode dem Könige erklärt, sie wollten unmittelbar unter ihm selbst stehen: denn jener hatte sie hart gehalten. K. Dagobert herrschte von Aufrasien aus durch Pipin und Arnulph in Ruhe und Macht; das Frankenreich gedieh gegen vorige Zeiten. Vor dem Gericht des Königs, heißt es, galt kein Ansehen der Person; mit gleicher Wage wog er Bornehmen wie Niedrigen Recht. Doch müssen sich die mächtigen Leudes zu erscheinen oft gezwungen haben, weil der König ernstlich gebietet: „wen der Graf nicht zwingen kann, den zwingt der Herzog, und suche Gott mehr zu gefallen als den Menschen.“

*) Aimou. IV. 12.

Fünftes Kapitel.

Die ripuarischen, bojarischen und allemannischen Gesetze *).

Unter König Dagobert wurden die uralten herkömmlichen Gesetze der drei großen zu Austrasien gehörigen Völkerschaften, der Ripuarier, Bojoarier und Allemannen, deren Sammlung und Verbesserung schon frühere Könige begonnen hatten, nach dem frühern Beispiel der Salier mit Weglassung derer, welche wider die Religion geschienen, niedergeschrieben. Diese drei Völkerschaften hatten jede ihren eigenen Herzog, die Thüringer aber, welche damals ohne eigenen Herzog unmittelbar unter dem fränkischen Könige standen, hatten eben darum wohl kein eigenes Gesetz. Daher mag das Gesetzbuch, welches unter der nicht ganz erklärbaren Aufschrift: *Incipit lex Angliorum et Verinorum, hoc est Thuringorum*, vorhanden ist, in etwas spätern Zeiten entstanden seyn.

Viele Bestimmungen in diesen Gesetzen unterscheiden sich merklich von denen des salischen. Im ripuarischen Gesetz findet sich die Probe des Zweikampfs, die im salischen fehlt. In dem letztern geschieht der Kirche keine Erwähnung, weil zur Zeit der Abfassung des Gesetzes das Volk noch nicht christlich war; überdies mag die Geislichkeit bei den der eignen Religion längst entfremdeten Franken auch nach ihrer Befehung lange Zeit verachtet gewesen seyn. Bei den Ripuariern giebt es für den Geislichen ein Wehrgeld; doch erscheint noch in diesem die geringe Achtung der Kirche, denn es ist dasselbe

gleich dem Wehrgelde des Königsknechts nur halb so hoch als das für den Freien, während der Leudes (*in truste dominica*) mit dem dreifachen des Freien verbürgt ist.

Dagegen beginnen die Gesetze der Bojoarier und Allemannen mit den sorgfältigsten Bestimmungen kirchlicher Dinge, zum redenden Zeugniß, daß die Völker des innern Deutschlands nicht wie die entarteten Franken der religiösen Weise der Väter vergessen, sondern die alte Ehre des heidnischen Priestertums auch auf das christliche übergetragen hatten. In der Volksversammlung, in welcher diese Gesetze beschlossen oder genehmigt worden waren, mögen wohl, wie bei den alten Germanen die Priester, so die Bischöfe den Vorsitz geführt haben. Jeder Mann (heißt es im Bojoarischen Gesetz) soll berechtigt seyn, sein Gut, nachdem er mit seinen Söhnen getheilt, zum Erlös seiner Seele durch einen Schenkungsbrief an die Kirche zu bringen, ohne die Schenkung jemals wiederrufen zu können. Jede Beeinträchtigung der Kirche soll ersetzt, und mit drei Unzen Goldes gebüßt, auch um gleiche Summe von dem weltlichen Richter gestraft werden. Ein Kirchendiebstahl wird mit neunfachem Wehrgeld für jedes Stück (*niun geldis*) gebüßt. Untere Kirchenbedienten, als Subdiaconen, Lectoren, Erzorcisten, Acoluthen, Pförtner sind mit dem doppelten Wehrgelde ihrer Verwandten verbürgt;

*) Abgedruckt im Bindenbroch, Valuze und andere.

für das Leben eines Diaconus werden 200, für das eines Presbyters 300 Sch. erlegt. Wer den Bischof tödtet, kommt nothwendig um Vermögen und Freiheit; denn es wird ein bleierner, dem Körper der Getödteten angepaßter Rock verfertigt, und so viel derselbe wiegt, so viel Gold muß der Mörder erlegen; statt dieser Summe, die, wie sich von selbst versteht, nicht aufgebracht werden konnte, versielen dann Haus und Hof, Vieh und alle Leibeigenen des Thäters; reichte alles nicht hin, so wurde er, seine Gattin und seine Kinder der Kirche leibeigen. Wer Sonntags die Ochsen einspannt und damit fährt, verliert den Handochsen, (bovem dextrum); wer Gras oder Getreide haut, wird ein oder zweimal vermahnt, bekömmt beim drittenmal fünfzig Schläge, verliert beim viertenmal den dritten Theil seines Vermögens, und beim fünftenmal die Freiheit. Ein Leibeigener erhält beim erstenmal Schläge, und verliert, wenn er sich nicht bessert, die Hand.

Erst nach den Bestimmungen über die Bischöfe und die Geistlichkeit, kommen die Gesetze über den Herzog. Der fränkische König betrachtet sich als den wahren Herrn des Landes, bestätigt den Herzog, setzt ihn ab, wenn derselbe frech, widerspenstig, leichtsinnig, stolz, übermüthig ist und seinen Befehlen Gehorsam versagt, bietet das Volk zum Heerbann auf, und hat seine eignen Vasallen, folglich auch seine eignen Güter im Lande *). Nach dem mit den ältern fränkischen Fürsten errichteten Vertrage hat das Volk der Bojoarier das Recht, sich den Herzog zu wählen; doch ist die Wahl

an die Agilolfingische Familie gebunden und trifft gewöhnlich den Sohn. Die Macht des Herzogs ist indeß trotz seiner Abhängigkeit groß; seine Person ist nicht nur durch ein hohes Wehrgeld (von 960 Schillingen) gedeckt, sondern er hat auch das Recht, die Todesstrafe über den zu verhängen, welcher Mordpläne gegen ihn gemacht, Feinde in das Land gebracht, oder Auswärtigen eine Stadt zu überliefern getrachtet hat. Alles, was gegen den Herzog begangen wird, muß sechsmal höher als ein Vergehen gegen andere Personen gebüßt werden. Die übrigen Mitglieder der Agilolfingischen Familie standen in vierfach größerer Ehre. Außer den Agilolfingern sind die fünf andern bereits oben genannten Familien, Throzza, Huosi, Sagana, Hahilingua und Kennion, mit höhern Wehrgeld, und zwar dem doppelten des Freien verbürgt, welches letztere 160 Schillinge beträgt. Es findet sich außerdem nicht wie bei den Saliern und Ripuariern für Leudes oder Antrustionen ein höheres Wehrgeld; weder bei den Bojoariern noch bei den Allemannen hatte die Lehnsvorfassung so gewaltig wie bei jenen um sich gegriffen, wiewohl Vassen des Königs und des Herzogs genannt werden.

Auch die Allemannischen Gesetze heben an mit Bestimmungen über kirchliche Dinge, so daß auch hier bei der Ausfertigung Bischöfe den Vorsitz geführt haben mögen. Jedermann soll, ohne daß seine Erben Einspruch thun dürfen, berechtigt seyn, seine Habe entweder unbedingt oder unter Vorbehalt des lebenslänglichen Genusses an die Kirche zu schenken. Verfolgte,

*) Titul. II. 15. Sive regis vassi sive ducia.

sewohl Freie als Unfreie, die in eine Kirche sich retten, sollen daselbst Sicherheit finden, entlaufene Knechte dieser Art sollen dem Pfarrer abgefordert und können von diesem gegen die Zusage, daß ihnen nichts zu Leide geschehen werde, ausgeliefert werden; will er dies nicht, so muß er Sorge tragen, daß ihm der Flüchtling nicht entwischt, und in diesem Falle ihn ersen. Wird ein Freier innerhalb der Kirche getödtet, so bezahlt der Mörder außer dem Wehrgeld an die Verwandten, 60 Schillinge an die Kirche und eben so viel an den Fiskus. Wer Sachen stiehlt, die Jemand der Kirche anvertraut hat, leistet neunfachen Ersatz und zahlt der Kirche 36 Schillinge. Wer einen Leibeigenen der Kirche tödtet, bezahlt ihn wie einen Königsknecht mit 45 Sch.; wer ihn raubt und außer Landes verkauft, dreifach. Wer bewaffnet in den Hof des Bischofs oder des Pfarrers tritt, zahlt 18 Sch.; wer eben so bis in das Haus desselben geht, 36 Sch. Wer einen Bischof oder Pfarrer schimpft oder schlägt oder prügelt oder verlegt, zahlt dem Könige oder dem Herzoge oder an die Kirche dreifaches Wehrgeld wie für den Herzog; für einen Diakonus oder einen Mönch zweifaches, für einen Kirchenbedienten, der auf der Altarstufe lieset, oder das Graduale und Halleluja vor dem Bischof absingt, ein Drittel über das gewöhnliche Wehrgeld. Wer Sonntags die Kirche nicht besucht, verliert die Freiheit. *)

Darauf folgen die Gesetze über den Herzog. Wie bei den Bojoariern war auch bei den Allemannen das Herzogthum erblich. So lange der Herzog seines Dienstes mächtig ist, das heißt, das Heer führen, das Pferd besteigen

und des Königs Nutzen schaffen kann, soll der Sohn sich nicht vermessen, ihm die Regierung aus der Hand zu reißen; wenn ihn der Vater in die Gewalt bekommt, soll er ihn des Landes verweisen, er aber sein Erbe verlieren. Wer auf dem Hofe des Herzogs einen Menschen tödtet, soll ihn mit dreifachem Wehrgelde ersen, darum, daß er das Gebot des Herzogs übertreten hat; denn es soll ein jeder Frieden haben, wenn er zu seinem Herrn kommt oder von ihm geht, und wer ihn verlegt, soll alles dreifach ersen. Wer den Abgesandten des Herzogs innerhalb der Provinz tödtet, soll ihn dreifach ersen; will er die That leugnen, so soll er 24 auserlesene Eidhelfer stellen. Wer auf dem Hofe des Herzogs etwas stiehlt, soll es zweifach seinem Eigenthümer ersen, und 60 Schillinge für den gebrochenen Frieden. Wer des Herzogs Befehl und Siegel nicht gehorcht, der soll 12 Sch. schuldig seyn; wer dem Befehl des Grafen nicht gehorcht, 6 Sch.; wer dem Befehl des Centgrafen nicht gehorcht, 3 Sch.

In jeder Gente soll nach der alten Gewohnheit vor dem Grafen oder seinen Abgeordneten, und vor dem Centgrafen, Versammlung gehalten werden, von Woche zu Woche oder von sieben zu sieben Nacht, wenn wenig Friede im Lande ist; wenn aber mehr Friede ist, von vierzehn zu vierzehn Nacht. Jedermann wird verpflichtet, sich an der Mahlstatt zu stellen; ein Vasall des Herzogs oder des Grafen soll sich nicht weigern, dem Armen zu Recht zu stehen, und was an einem Tage nicht ausgemacht werden kann, am andern vorgenommen werden, „damit das Vaterland ohne Gottes Zorn ver-

*) Tit. 52.

theidigt werde, und die Ruheförder, welche bisher nur Raub geübt haben, dies zu thun nicht weiter Macht besitzen."

Die Grafen werden von dem Herzoge bestellt mit Uebereinkunft des Volks, und sollen weder Lügner, noch Meineidige, noch Geschenknehmer seyn, sondern die Streitsachen richten ohne Ansehen der Person in Gottesfurcht.

Für die allgemeine Sicherheit ist auch im alemannischen Gesetz durch keine Todesstrafe, aber durch große Erhöhung des Wehrgeldes gesorgt, so daß die Bezahlung in den meisten Fällen unmöglich, und Knechtschaft das gewöhnliche Loos der Verbrecher seyn mußte; auch bezeugen mehrere Verordnungen den Fortschritt, den die Leibeigenschaft zum wirklichen Sklavenhandel gemacht hatte. Wer einen Freien tödtet (mortando macht), soll 9 Wehrgelde für ihn bezahlen, für ein Weib 18 Wehrgelde. Vater- oder Brudermord wird mit Verlust des ganzen Vermögens und mit Kirchenbuße bezahlt. Wenn ein Schwein oder Pferd oder Hund einen Menschen tödtet, soll der Besizer das ganze Wehrgeld bezahlen; für einen Leibeigenen das halbe. Wenn der Eigenthümer des Hundes das Wehrgeld nicht bezahlen will, so sollen alle seine Thüren verschlossen werden, und er soll nur durch eine Thüre aus und eingehen, und acht Fuß über dieser Thür soll der Hund an den Füßen aufgehängt werden, bis er ganz verfault und verfault herunterfällt und seine Gebeine daselbst liegen.

Wer einen Freien in seinem Gau verkauft, der soll ihn in die vorige Freiheit setzen und 12 Schillinge bezahlen; wenn es ein Weib ist, 24 Sch. Wer aber einen Freien außer dem Gau

verkauft, der soll ihn zurückbringen, und 40 Sch. zahlen. Wer dem andern sein Weib nimmt, soll sie wiedergeben und 80 Schillinge zum Ersatz. Gibt er sie nicht wieder, so soll er 400 Schillinge erlegen. Wenn der Räuber Söhne oder Töchter mit diesem Weibe erzeugt hat, und ein Sohn ist gestorben, ehe er den Ersatz gegeben hat, so soll er dem vorigen Manne diesen Sohn mit seinem Wehrgelde bezahlen; wenn aber die Kinder das Leben behalten, so gehören sie nicht dem, der sie erzeugt hat, sondern sie gehen mit der Mutter unter die Munde des ersten Mannes zurück. Wer die Braut eines andern raubt, soll sie wiedergeben und mit 200 Schillingen ersetzen; will er sie nicht wiedergeben, so soll er 400 Schillinge entrichten, auch wenn sie bei ihm gestorben wäre. Wenn eine freie Jungfrau auf dem Wege zwischen zwei Dörfern geht, und es begegnet ihr einer und entblößt ihr mit Gewalt den Kopf, so zahlt er 6 Schillinge; eben so viel, wenn er ihr den Rock bis zur Kniekehle aufhebt; doppelt so viel, wenn er sie weiter entblößt; wenn er sie wieder ihren Willen beschläft, zahlt er 40 Schillinge; ist es aber ein Eheweib, das doppelte.

Die Sätze für beschädigte Glieder sind geringer als bei den salischen Franken, vermuthlich, weil der Werth des Geldes höher war. Das Wehrgeld der Leibeigenen ist nach der Zahl der Gegenstände bestimmt, über welche sie gesetzt sind. Wenn ein Schweinehirt getödtet wird, der 40 Stück in der Heerde hat und einen abgerichteten Hund, ein Horn und einen jungen Hund, so soll er mit 40 Schillingen ersetzt werden; desgleichen ein Schäfer, der 80 Stück Schafe hat. Ein Seneschall, (Gesinde-

auffeher) dessen Herr 12 Dienstboten im Hause hat, soll mit 40 Sch. ersetzt werden, desgleichen ein Marschall, der über 12 Pferde gesetzt ist. Wie die Hirtenschaft, so waren auch die Handwerke Leibeigenen überlassen: ein Gold- oder ein Waffenschmidt, der öffentlich erprobt war, sollte wie ein Hirt oder ein Gefindeaufseher mit 40 Sch. ersetzt werden, desgleichen ein Becker oder Koch (coquus) der einen Gesellen hat. Auch wurden bereits Wassermühlen gebaut: denn (heißt es Tit. 83) wer ein Mühlenwerk oder Wehr (clausuram) in einem Wasser errichtet, soll es thun, daß es Niemanden schadet.

Das Landeigenthum war nun auch bei den Allemannen nach Weise der Sassen besetzt, und der ehemalige Wechsel des Bodens beseitigt. Die Grundherren wohnten in verschlossenen Höfen (curtis), auf denen sich das Haus (Sala) mit der Stube (Staba) der Scheuer (Scuria) den Kellern und Ställen befand. Die Rechte des Landeigenthums wurden auch auf die Todten ausgedehnt. Wer einen seiner Todten in fremden Boden begräbt, der muß 12 Schillinge zahlen oder mit 12 Zeugen beschwören, daß er es nicht zum Schaden gethan habe. Wer einen auswärtigen Edlen oder eine Edle ohne Erlaubniß in den Boden eines andern begräbt, soll 40 Schillinge schuldig seyn; wenn es aber ein Leibeigner ist, 12.

Mit den Erbschaften ward es also gehalten. Beim Tode des Vaters theilten die Söhne das Gut in gleiche Theile; bevor dies geschehen, durfte keiner etwas veräußern. In Ermangelung der Söhne erbten die Töchter. Heirathete von zwei Schwestern die eine einen Freien, die

andere einen Königs- oder Kirchenbauer, so bekam jene das Grundstück allein, die übrige Habe wurde getheilt. Hinterließ der Mann weder Söhne noch Töchter, so blieb die Frau im Besiz, bis sie sich wieder verhehlchte. Im letztern Falle fiel das Grundstück an die Verwandten, sie aber nahm alles Eingebrachte mit sich. Die gesetzmäßige Mitgift betrug 40 Schillinge in Geld oder Geldeswerth. Weigerte sich der nächste Verwandte, dieselbe herauszugeben, so mußte die Wittve ihren Beweis durch fünf Eidhelfer oder durch Stellung eines Zweikämpfers führen; erst dann, wenn der Erfolg für sie war, wurde die Mitgift ihr volles Eigenthum und fiel bei ihrem Tode nicht auf die Verwandten des ersten Mannes, sondern auf den zweiten Mann und die mit ihr erzeugten Kinder desselben. Dieses alte Gesetz stammte aus der von Tacitus bemerkten alten Einrichtung her, daß Wittwen nicht wieder heirathen durften; das Gesetz scheint gegeben worden zu seyn, um dieselbe aufrecht zu erhalten. Eine Wittve mit Kindern verlor sogar bei ihrer Wiederverheirathung die eigne Mitgift, die an die Kinder erster Ehe fiel. Wenn sie aber sprach: Mein Mann hat mir eine Morgengabe (Morgangeba) gegeben, so durfte sie 12 Schillinge an Geld oder Geldeswerth nehmen; dann mußte sie die Hand auf die Brust legen und schwören. Diesen Eid nannten die Allemannen Nächst-Eid (nastahit).

Dies sind die Gesetze der Bojoarier und Allemannen, theils uraltes Herkommen, theils Beschlüsse der unter ihren Fürsten versammelten Volksgemeinde, die von dem Könige der Franken bestätigt wurden. Es ist aber der Gebrauch

dieser und der übrigen germanischen Gesetze für denjenigen von der höchsten Wichtigkeit, welcher den damaligen Standpunkt des Ackerbaus, der Viehzucht, der Handwerke, und die altgermanischen Benennungen vieler Gegenstände kennen zu lernen wünscht. Wenn dieselben für diesen Zweck gründlich von andern benutzt worden sind *), so können wir nur bei dem verweilen, was für die Gesamtgeschichte des Volks von Bedeutung erscheint. Die landwirthschaftlichen Verhältnisse ruhten fortwährend auf der uralten germanischen Grundlage, deren Züge oben nach Tacitus gezeichnet worden sind. Vertheilung eines Theils der herrschaftlichen Aecker an freie und unfreie Hintersassen gegen Zinsen und Dienste, und Bearbeitung des übrigen Feldes (des Sallandes) durch leibeigene Knechte. Für Wachstum des Anbaus zeugt die Wichtigkeit, die in den germanischen Gesetzen den Grenzen und Grenzbezeichnungen durch Erdhaufen, Quadrate und Mahlbäume beigelegt wird, und die großen Strafen, die auf Verrückung oder Zerstörung der Grenzzeichen gesetzt sind; nach dem Gesetz der Burgunder verlor der Freie für den verrückten Grenzstein die Hand, der Knecht das Leben. Statt der Raine, welche in alten Zeiten die Feldmarken schieben, sah Julian nun zwischen zwei Völkerschaften, den Burgundern und Allemannen, ordentliche Grenzsteine ¹⁾).

Der schon in den ältesten Zeiten mit Kriegsgefangenen, Schiffbrüchigen, unglücklichen

Spielern, unfähigen Schuldnern, unverbüßenden Verbrechern ic. getriebene Menschenhandel, hatte mit dem steigenden Bedarf nach arbeitenden Händen sehr zugenommen. In den römischen Kriegen waren ungeheure Schaaren geraubter Provinzbewohner und gefangener Krieger nach Deutschland geschleppt worden, und jetzt ließ die fast ununterbrochene Fehde zwischen Franken und Sachsen, nachmals zwischen Deutschen und Slaven, den Vorrath nicht ausgehen. Zu hunderten wurden Sachsen in Schiffen aus ihrer Heimath auf die fränkischen Sklavenmärkte geführt und nach verschiedenen Gegenden zerstreut; aber auch aus andern Ländern, aus Italien, Britannien, Afrika brachte man Sklaven. Von diesen Leibeigenen wurden nicht allein die Geschäfte des Ackerbaus, sondern auch die Handwerke betrieben.

Die Obliegenheiten der unfreien Bauern (*coloni vel servi*) sind in den bojarischen Gesetzen bestimmt ²⁾); sie bestanden in Ackerzins, Weidegeld, Arbeit in Feldern, Wiesen und Weinbergen nach einem bestimmten Ackermaße, Vorspann, Landfuhren auf funfzehn Leugas weit ic. Die Zahl der Hofetage war drei; wenn aber der Herr dem Bauer Ochsen und andre Sachen in die Wirthschaft gab, so war er zu ungemessnen Diensten verpflichtet. Daraus folgt, daß auf einigen Besitzungen auch dem leibeigenen Bauer das Vieh und Geräthe selber gehörte. Schon fing man an, die Freilassung einzelner Knechte als ein gottesdien-

*) Vorzüglich in folgenden Werken: Anton Geschichte der deutschen Landwirthschaft, und Fischer Geschichte des deutschen Handels.

¹⁾ Ammian XVII, 1. ²⁾ Titul. I. 14.

liches Werk zu üben. Die Handlung geschah in der Kirche oder in Gegenwart des Königs, vermittelt eines Denars, den man dem Freizulassenden aus der Hand schlug. In den longobardischen Gesetzen finden sich vier Arten von Loslassung; nur bei der einen ward der Leibeigene völlig frei (fulfreal) und von der Oberherrschaft entlassen (amund); bei den übrigen Arten blieb er unter dem Schutze des vorigen Herrn, lebte nach seinen Vorschriften und that was er zu leisten übernommen hatte. Den leibeigenen Handwerkern ward nachgelassen, für andere Leute zu arbeiten, aber die Herrschaft mußte für das ihnen anvertraute Materiale stehen²⁾.

Zu einer zweiten sehr anziehenden Betrachtung veranlaßt das in diesen Gesetzen hervortretende Verhältniß des weiblichen Geschlechts in der Strenge, mit welcher die Ehre desselben beschützt wird. Das Berühren eines Fingers, eines Arms, der Brust, des Beins unter oder über dem Knie ist mit verschiedenen, verhältnißmäßig sehr bedeutenden Geldstrafen in den allemannischen und bojarischen Gesetzen, die Entführung oder Ermordung eines Weibes mit dem doppelten Wehrgeld des Mannes belegt. Besonders merkwürdig ist das allemannische Gesetz, welches die Verschuldung einer Fehlgeburt, wenn es ein Knabe ist, mit 12 Schillingen, wenn es aber ein Mädchen ist, mit 24 Schillingen zu vergütigen befiehlt. In derselben Gesetzsammlung wird die Beschimpfung eines weiblichen Leichnams zum doppelten Verbrechen gemacht. Wie streng darauf gehalten

ward, daß an freigebohrne Frauen kein Knecht sich wage, bezeugt das ripuarische Gesetz (LVIII 18): „Wenn eine freie einem Leibeigenen gefolgt ist, und die Eltern widersprechen, so soll ihr der König oder der Graf ein Schwerdt und eine Kunkel reichen. Nimmt sie das Schwerdt, so muß sie den Leibeigenen tödten, nimmt sie die Kunkel, in der Knechtschaft verharren.“ In den longobardischen Gesetzen steht für den Knecht auf der Ehe mit einer Freien unbedingt die Todesstrafe fest.

Die große Anzahl gewaltsamer Entführungen und der dagegen gegebenen Gesetze, ist von einigen als Einwurf gegen die von den Römern gerühmte germanische Keuschheit gebraucht worden. Indes zeugen Entführungen wenigstens für weibliche Keuschheit; aber auch bei den Männern scheint die Ursache nicht in zügellosem Wollusttriebe, sondern in dem Bestreben gelegen zu haben, sich durch eine muthige Handlung auszuzeichnen. Die Mädchen sahen es gern, entführt zu werden, und die Jünglinge hielten es für anständig und ehrenvoll, sich mit den Waffen eine Braut zu verschaffen. In dieser Ehrensache trogten sie eben so wie die neuern Zweikämpfer den verbietenden Gesetzen; bei den Ostgothen stand auf dem Weiberraube, wie einst in Frankreich auf dem Zweikampfe, der Tod. Hierzu kam, daß der Eigensinn der Eltern oft auf keine andere Weise bezwungen werden konnte: wer gedenkt nicht an Thusnebens Entführung?

Wenn die Zeit jedes einzelnen Gesetzes genau bestimmt werden könnte, so würde für den

²⁾ Leges Burg. tit. 21.

Gebrauch der Schreibkunst unter den Deutschen das bojarische Gesetz Tit. XV. 12. zeugen: „Was ein Mensch verkaufen oder an sich bringen wird, soll entweder durch Urkunden (per chartas) oder durch Zeugen befestigt werden, namentlich aber, wenn Leibeigene, Felder, Häuser und Wälder verkauft werden, damit her-

nach kein Streit darüber entstehe.“ Noch strenger verordnet das allemannische Gesetz Tit. 43, daß kein schriftlicher Aufsatz gelten soll, in welchem nicht Jahr und Tag ausdrücklich vermerkt sind. Aber es ist sehr möglich, daß diese Verordnungen spätere Zusätze aus karolingischen Zeiten sind.

Zwölftes Kapitel.

Der Verfall der Merwinger und das Wachsthum der Pipiniden.

Als K. Dagobert seinem Vater Chlotar in der Herrschaft über das Gesamtreich gefolgt war, meinten die Aufrasier, da ihr König über Neustrien und Burgundien gebiete, nunmehr das Hauptvolk zu bleiben. Indes starb Bischof Arnulph von Metz, und Dagobert ergriff diese Gelegenheit, sich der Vormundschaft der Aufrasier und ihres Hausmeyers zu entziehen, indem er seinen Wohnsitz nach Paris verlegte; dahin konnte Pipin ihm nicht folgen, weil Neustrien, der chlotarschen Einrichtung gemäß, seinen eigenen Hausmeyer hatte. Es neigte aber der König sein Herz zu Weiberliebe und Trunksucht; außer drei Gemahlinnen, deren jede Königin hieß, hielt er viele Beischläferinnen. Weniger um den Zorn der Kirche zu besänftigen als der eignen Lust zu Gefallen, erbaute er dem heiligen Dionysius die berühmte Abtei, in welcher nachmals die Gräber der Könige waren. Da aber der Schatz erschöpft war, gedachte Dagobert, wie vormals Brunhilde und

ihre Gehülfen, den Leudes die Kammergüter wieder abzunehmen, welche sie von den Königen erworben hatten; er schonte auch des auf dieselbe Weise gewonnenen Kirchenguts nicht, wiewohl er sonst viele Almosen gab.

Als nun über dieses Beginnen großer Unfriede zwischen dem Könige und den aufrasischen Großen entstanden war, begab es sich, daß die slavischen Völker im östlichen Deutschland dem Frankenreiche zu drohen begannen.

Seitdem die Geschichte das östliche Germanien aus den Augen verloren, hatten sich die in dasselbe eingezogenen slavischen Stämme immer weiter verbreitet. Es wohnten Sorben oder Serben bis an die Saale in dem Lande Sorabia oder Syrbia, dem heutigen Meissen, welches ihnen nach Umsturz des thüringischen Reichs die Sachsen gegen Tributzahlungen eingeräumt hatten. Andere slavische Stämme zogen auf die Südseite der Donau, und bevölkerten die verödeten, vielleicht schon einmal von ihren

Stammgenossen bewohnt gewesenem Länder Istriens, die heut Kärnthén, Krain, Steier und Friaul genannt werden; diese standen unter der Herrschaft der Longobarden, nachmals unter den Awaren. Von den Küsten der Ostsee bis an den adriatischen Busen hinab, war das ganze alte Svevenland slavisch.

In der zweiten Hälfte des sechsten Jahrhunderts wurden diese südlichen Stämme der Slaven nebst denen, welche das Land der alten Quaden und Markmannen, das heutige Mähren und Böhmen, eingenommen hatten, den Ozechen und Moravern, von den über Pannonien gebietenden Awaren bezwungen, und härter als Knechte behandelt. Schwere Auflagen mußten sie zahlen und in den Kriegen der Awaren streiten, während diese vor dem Lager in Schlachtordnung standen; siegten sie, so nahmen ihre Gebieter die Beute; wurden sie gedrängt, so trieben dieselben sie von Neuem in den Kampf; zum Lohn für diese Dienste nahmen die Awaren langwierige Quartiere in dem Lande der Slaven, wohnten in ihren Häusern und schliefen bei ihren Weibern. Aber aus dieser Vermischung erwuchs ein troziges Geschlecht, welches durch fortwährenden Druck gereizt, endlich zu den Waffen griff. Damals befand sich unter den Slaven ein Fremdling, Namens Samo, den Fredegar einen von dem Volke der Franken nennt, den aber sein Name und sein Glück als einen Mann slavischer Herkunft, wahrscheinlich aus dem Lande Sorabien, welches den Franken unterthan war, bezeugen. Er war als Anführer einer bewaffneten Kaufmannsgesellschaft (denn die Unsicherheit der Straßen machte solche Einigungen, nothwendig,) zu den

östlichen Slaven gekommen, und hatte mit den Seinigen so tapfer in der Schlacht gefochten, daß die Slaven dafür hielten, ihm vorzüglich gehöre der Dank für den Sieg, und ihn zu ihrem Könige machten (623). Samo herrschte sechs und dreißig Jahre, und schlug die Awaren in vielen Schlachten; mit zwölf Weibern, welche er nahm, zeugte er zwölf Söhne und fünfzehn Töchter. Sein Reich umfaßte die heutigen Länder Mähren, Böhmen, Oberpfalz, Schlesien, Lausitz und Meissen, in Gränzen, die sich genau nicht bestimmen lassen; von der innern Beschaffenheit desselben, von seinen Völkern, Gesetzen und Städten, wissen wir gar nichts. Nach dem folgenden scheint es, daß Samo mit den Franken in abhängige Verbindungen trat.

Sieben Jahr nach Samos Erhebung (630) wurden fränkische Handelsleute im Lande der Slaven beraubt, und einige derselben, die sich zur Wehre setzten, getödtet. Auf dieses sandte König Dagobert einen Mann, Namens Scharius, um für seine Unterthanen Recht zu fordern. Samo aber weigerte sich, diesen Boten vor sich zu lassen. Da trat derselbe in slavischer Kleidung, um von der Wache nicht erkannt zu werden, vor den König, richtete seinen Auftrag aus und setzte hinzu: es ziemt sich nicht, daß Samo die Franken verachte, da er und sein Volk dem Könige derselben diensbar sey. Samo antwortete: daß er dieses gern anerkenne, doch nur dann, wenn der König der Franken ihm freundlich begegne. Der Franke aber sprach: wie soll dieses geschehen, da Christi Knechte mit Hunden keine Freundschaft errichten! Da ward Samo zornig und ließ mit den

Worten: „da wir Gottes Hunde sind, so mögen wir Gottes unnütze Knechte wohl beißen,“ den Abgesandten schimpflich von seinem Angesicht weisen.

Dieses ertrug Dagobert nicht; um die Slaven zu strafen, bot er die Macht von Aufrastien, auch die Allemannen unter ihrem Herzog Notbert auf, und errichtete mit den Longobarden ein Bündniß. Also ging der Zug von drei Seiten in das Land der Wenden. Die Longobarden und Allemannen fanden ihrer Seite (wahrscheinlich gegen die mit dem Samo verbündeten Slaven in Steyer und Kärnthen), geringen Widerstand, und kehrten mit großer Beute und vielen Gefangenen nach Hause. Die Aufrastier aber trafen bei dem Schlosse Bogastiburg (Voigtsburg im Vogtlande) auf die ganze Rüstung der Wenden. Drei Tage schlug man sich; zuletzt wurden die Franken zerstreut und flohen. Die Sieger aber, die das Lager erbeutet hatten, ergossen sich nun nach Thüringen und in die umliegenden Gauen der Franken, gewannen auch die Sorben zwischen der Elbe und Saale, welche bisher Dagoberts Herrschaft erkannt hatten, und nun unter ihrem Fürsten Dervan von ihnen abfielen, und sich unter den Schutz Samos begaben. Diesen Sieg aber erhielten die Slaven nicht sowohl durch eigne Tapferkeit, sagt Fredegar, als durch die Unzufriedenheit der Aufrastier, welche sich mit ihrem Könige über seine Bedrückungen und Beraubungen entzweit hatten.

Zu folgenden Jahre (631) rüstete Dagobert von Neuem gegen die Slaven, und kam mit vielen Burgundischen und Neustrischen Herren nach Mainz; aber die Unternehmung schei-

terte, vermuthlich an dem Widerwillen der aufrastischen Leudes. Damals mußte der König sich entschließen, den sächsischen Völkerschaften ihren jährlichen Tribut von fünfhundert Kühen gegen das Versprechen zu erlassen, daß sie die fränkischen Grenzen gegen die Slaven vertheidigen wollten. Dieses schworen sie ihm auf ihre Waffen, hielten es aber nicht, vielleicht weil sie wegen entfernter Richtung der slavischen Einfälle es nicht konnten. Ueber die Thüringer setzte er einen Herzog, Namens Radulf.

Da inzwischen die Verwüstungen der Slaven nicht aufhörten, sah sich Dagobert doch endlich genöthigt, dem Willen der Aufrastier nachzugeben, welche nicht Unterthanen des Königs von Neustrien seyn mochten. Zu Metz, auf einer großen Versammlung der Bischöfe und weltlichen Großen, erklärte er seinen dreijährigen Sohn Siegbert III. zum Könige von Aufrastien (633). Auf diese Weise kam die Macht in diesem Reiche ganz in die Hände der Großen, unter denen der Bischof Kunibert von Köln und der Pfalzgraf Abalgisel die Regierung führten, da jetzt Pipin, vielleicht Verdachts wegen, von König Dagobert nach Neustrien gerufen worden war. Nunmehr erwehrt die Aufrastier der Slaven sich leicht, wozu die glücklichen Erfolge des tapfern Herzogs Radulf von Thüringen das ihrige beitragen mochten.

Als König Dagobert im sechs und dreißigsten Jahr seines Alters an der Ruhr gestorben war (638), erhoben die Neustrier und Burgunder seinen jüngern Sohn Chlodowich II. auf dem Schilde als ihren König, Pipin aber, der Hausmeyer, kehrte nach Aufrastien zurück. Nach einem Jahr starb er. Da ward die Herr-

schaft über den minderjährigen Siegbert III. zwischen Grimoald, Pipins Sohn, und des Königs Hofmeister Otto streitig; erst nach drei Jahren, als der letztere umgekommen war, behauptete jener die Stelle seines Vaters, deren Erblichkeit die Gegenparthei, wie es scheint, zu verhindern getrachtet hatte. In diesen Partheiungen war Radulf, Herzog von Thüringen, auf Seite Ottos gewesen; darum behandelte ihn Grimoald als Empörer, und zog mit dem Könige, seinem Mündel, wider ihn. Die Aufrastier drangen durch den Buchenwald in Thüringen ein, und fanden an der Ansfrut den Herzog, der sich verschanzt hatte. Als sie angriffen, wurden sie geschlagen, und mußten froh seyn, daß Radulf ihnen freien Rückzug bewilligte; seitdem war Thüringen so gut als unabhängig, obwohl es dem Namen nach die Herrschaft des Königs von Aufrastien erkannte.

Dieser aber war dergestalt von seinem Hausmeyer abhängig, daß er ihm versprechen mußte, wenn er selbst erblos stirbe, seinem Sohn Childebert die Krone zu hinterlassen. Diese Hoffnung wurde vereitelt, als Siegbert selbst einen Sohn erhielt. Nach wenigen Jahren starb Siegbert, sechs und zwanzig Jahr alt (656). Der Hausmeyer, um seinen Sohn herrschen zu sehen, ließ dem Königssohn Dagobert die langen Haare scheeren, stieß ihn ins Kloster, und schickte ihn endlich gar nach Irland. Aber noch hingen die Franken am Hause der Mervinger. Als Chlodowich von Neustrien das Erbe seines Bruders begehrt, und Grimoald einfältig genug ist, sich nach Paris locken zu lassen, um alsbald ins Gefängniß geworfen und getödtet zu werden, verschwindet Childe-

bert vom Thron, und die Aufrastier erkennen wiederum den König von Neustrien als ihren Beherrscher. Aber das Geschlecht Chlodowichs erscheint nicht weniger körperlich als geistig entnervt; noch in demselben Jahre sinkt K. Chlodowich II. ins Grab.

Von nun wildes Spiel des Leudes mit den ohnmächtigen Königen, und steter Kampf unter den Hausmeyern. Von Chlodowichs drei Söhnen wird der älteste Chlotar III. Beherrscher des ganzen Reichs; als die Aufrastier einen eignen König verlangen, sendet er ihnen seinen Bruder Childerich II. Aber K. Chlotar III. stirbt minderjährig, und sein Hausmeyer Ebroin setzt eigenmächtig den dritten Bruder Theoderich auf den Thron. Unwillig über diese Willkühr erheben sich die neustriischen und burgundischen Großen, senden den jungen König sammt seinem Hausmeyer ins Kloster, und unterwerfen sich dem Könige von Aufrastien. Dieser muß versprechen, jedem der Reiche seinen eignen Hausmeyer zu setzen; da er aber seine Macht gebrauchen will, und nach alter Weise einen Leudes durch Schläge bestrafen läßt, wird er nebst seiner schwangern Gemahlin ermordet. Aus Mangel eines andern Prinzen holen nun die Neustrier den abgesetzten Theoderich aus seinem Kloster, und geben ihm einen der Leudes zum Hausmeyer. Als bald verläßt auch Ebroin das Kloster, dringt in Neustrien ein, erschlägt den Hausmeyer, und setzt sich an dessen Stelle. Die Aufrastier aber, die den Ebroin verabscheuen, rufen den nach Irland verwiesenen Dagobert, Siegberts III. Sohn, und machen ihn zu ihrem Könige. Nach vier Jahren wird dieser von Ebroins Anhän-

gern ermordet. Da wenden sich die Franken zum Hause Pipins von Landen, welches seit dem Falle des Hausmeyers Grimoald von ihnen vergessen schien. Von den zwei Söhnen des Bischofs Arnulph von Metz hatte der älteste, Ansigisel, mit Pipins Tochter Begga einen Sohn gezeugt, Pipin, genannt von Heristall, seinem Schlosse an der Maas; Chlodulphs, des jüngern, Sohn hieß Martin. Diesen beiden übertrugen die Aufrasier ihre Staatsverwaltung. Als Ebroin dieses hörte, begann er wider die Aufrasier Krieg, und schlug die beiden Herzoge, die ihm durch einen Einfall in Neustrien zuvorkommen wollten, bei Lufao in der Gegend von Doul. Pipin entkam in sein Land, Martin verschloß sich in Laon. Um ihn zu fangen, schickte Ebroin zwei Bischöfe; diese schworen ihm, daß er unter sicherem Geleit zum Könige nach Geri kommen könne. Martin vertraute diesem Schwur, und wurde, als er angekommen war, umgebracht: denn Ebroin glaubte den Eid nicht halten zu dürfen, weil das Reliquienkästchen, auf welches seine Boten geschworen hatten, leer gewesen war. Ehe er aber die Frucht dieser That einernndten konnte, wurde er von einem Franken, Namens Hermanfried, dem er seine Güter geraubt hatte, ermordet. Waratto, der neue Hausmeyer von Neustrien, machte Friede mit Pipin, der seitdem die Herrschaft in Aufrasien behauptete, und daselbst König war ohne es zu heißen. Also stand Aufrasien unter dem Hausmeyer Pipin, Neustrien unter dem König Theoderich III, in dessen Namen der Hausmeyer Waratto regierte.

Als der Hausmeyer Waratto gestorben war, erhob eine Parthei unter den Leudes dessen

Schwiegersohn Berthar. Da aber viele Bischöfe und Edlen dieser Wahl sich widersezt hatten, wurden sie hart angefeindet, so daß einige der letztern flohen und in Aufrasien Schutz suchten. Hier bewogen sie den Pipin, zu ihren Gunsten Vorstellungen bei Berthar zu machen. Dieser aber antwortete mit Härte: „Pipin solle sich wegen Aufrührern, welche nächstens bei ihm selbst aufgesucht werden würden, keine Mühe machen!“ Da versammelte Pipin die Aufrasier, erzählte, wie der Neustrier viele edle Familien vertrieben und ihm selbst wegen deren Aufnahme gedroht habe, und wie er es daher für besser halte, dem ungerechten Angriffe zuvorzukommen, als ihn abzuwarten. Auf dieses waffneten sich die Aufrasier, und zogen durch den Ardennenwald bis zu dem Flecken Tesfri an der Somme, in Vermandois. Ihnen gegenüber am Flusse Daumignon lagerten sich die Neustrier unter Theoderich und Berthar mit einem weit zahlreichern Heere. Pipin ließ nochmals Frieden anbieten; wenn die gedrückten Bischöfe Genugthuung, und die vertriebenen Franken ihre Güter wieder erlangten, wolle er selbst dem Könige eine Geldsumme zum Ersatz der Kriegskosten bezahlen, und den Schaden vergütigen, den sein Kriegsvolk angerichtet. Dieser Vorschlag wurde verworfen. Darauf ließ Pipin einige Wagen und Kriegsgeräthe in Brand stecken, und zog sich in der Nacht aus dem Lager. Die Neustrier aber, als sie den Rauch erblickten, meinten, er suche zu entfliehen, und setzten, um ihn zu verfolgen, in großer Unordnung über den zwischen beiden Heeren strömenden Fluß. Ihre gänzliche Niederlage war die Frucht dieser Uebereilung. Berthar

ward von seinen eignen Leuten erschlagen, der König floh nach Paris, wohin Pipin ihm ohne Zögerung folgte, die Stadt aber öffnete dem Sieger die Thore, und überlieferte ihm zugleich den geflüchteten König nebst allen seinen Schätzen.

Dieses war die Schlacht, durch welche die Macht des gesammten Frankenreichs an den austrasischen Hausmeyer kam (687). Pipin aber erwog, daß sein Ahnherr Grimoalb, als er die Mervinger gänzlich verdrängen gewollt, den Franken verhaßt geworden war; darum begnügte er sich mit einem Vergleich, der dem Könige den Namen und Glanz seiner Würde ließ, ihm selbst aber, dem beständigen Hausmeyer über alle drei Reiche, mit der Kriegsmacht, dem Schatze und der Staatsverwaltung, die eigentliche Herrschaft gab; der Hausmeyer ward nun Fürst und Herzog der Franken, der König aber ein Schatten. Dieser Sieg Pipins über Theoderich und Berthar war zugleich ein Sieg der ganz deutschen Austrasier über die Neustrier oder romanischen Franken. Jene, aus deren Mitte der Hausmeyer war, wurden nun das herrschende Volk, obwohl unter diesen der König wohnen blieb.

Schon unter den letztern Königen hatten beide Völker oftmals um den Vorrang gestritten; aber so oft die Austrasier gesiegt hatten, war doch der Gewinn jederzeit dadurch verloren gegangen, daß ihre Könige nach Paris gezogen und daselbst zu Neustriern geworden waren. Dagegen ging der neue Herr des Reichs nach seinem Vaterlande Austrasien zurück, nachdem er in Neustrien die gehörigen Einrichtungen getroffen und dem Könige einen Staatsbedienten,

Namens Nortbert, gleichsam als Wächter, an die Seite gesetzt hatte.

In dieser Lage bedachte Pipin, wie diejenigen, auf deren Schultern er emporgestiegen war, ihn selbst auch wieder erniedrigen könnten. Als das beste Mittel dieses zu hindern, und die Uebermacht der Großen durch ein Gegengewicht niederzudrücken, erschien ihm die Wiederherstellung der Volksrechte, so weit dieselbe bei den veränderten Verhältnissen ausführbar war. In dieser Absicht führte er die in Vergessenheit gerathenen Volksversammlungen wieder ein, dergestalt, daß neben den Leudes und ihrem Anhange auch das Volk der Freien an den öffentlichen Berathschlagungen Theil nahm. Da dieses des Schutzes gegen die Bedrückungen der Großen bedurfte, konnte der Fürst mit Sicherheit auf die entschiedene Vorliebe desselben rechnen; er durfte es wagen, den sonst gefährlichen Widerspruch einiger Mächtigen zu verachten, und Beschlüsse durchzusetzen, zu denen dieselben allein ihre Bewilligung nicht so leicht würden gegeben haben. Der größte Vortheil aber erwuchs für den Fürsten daraus, daß er in Folge eines solchen Beschlusses den Heerbann aufrufen konnte, dem guten Willen der Leudes also nicht mehr unbedingt unterworfen war. Durch diese Erneuerung der Volksversammlung ward indeß auch das alte Verhältniß der Könige als eigentlicher Volksobrigkeiten wieder in Erinnerung gebracht. Aber weit entfernt, dies zu fürchten, fand Pipin darin ein bequemes Mittel, den Schein der Königswürde zu verstärken, und den Haß seiner eignen Anmaßung zu mildern. Wenn die Märzversammlung gehalten ward, führte er den König aus

seinem Meyerhose in dieselbe, und setzte ihn auf seinen goldnen Stuhl; alsdann grüßte derselbe seine Getreuen, sie aber brachten das übereingekommne Geschenk, und gaben es dem Hausmeyer, welcher vor dem Thron stand; hinwieder bestätigte der König und gab ihnen Geschenke; nach diesem fuhr er wieder auf seinen Hof. Das Volk beruhigte sich, weil es den König, der doch nichts war, in der vorigen Ehre erblickte.

Nicht also die dem Frankenreich verbündeten Völker, die Thüringer, die Allemannen, die Bojoarier, die Friesen; die Herzoge derselben versagten dem Frankenfürsten Gehorsam, da ihre bisherige Abhängigkeit blos auf Verträge mit dem Mervingischen Königsgeschlecht begründet gewesen sey. In Aquitanien hatte sich unter allen bisherigen innern Zwistigkeiten durch einen Sprößling der Mervinger ein eigenes, jetzt schon erbliches Herzogthum gebildet, welches eigentlich die Gasconne oder die Striche von der Mündung der Garonne bis zu den Pyrenäen umfassen sollte, allmählig aber bis an die Loire ausgedehnt worden war. Gegen alle diese machte der nicht hinlänglich befestigte Pipin nur schwache Versuche. Es widerstanden ihm der Allemannische Herzog Gottfried, und dessen Nachfolger Milchar; auch die Bojoarier wollten von fränkischer Hoheit nichts wissen; nur die Friesen, die unter ihrem Herzoge Ratbod sogar das fränkische Gebiet anzufallen und den Hausmeyer zu verachten gewagt hatten, wurden in zwei Schlachten überwunden und zu Tributen gebracht. Es versuchte der Franke die Hartnäckigkeit dieses Volks, bei welchem die alte Religion und Freiheit noch unverfehrt

war, durch Begünstigung der christlichen Glaubensboten zu brechen, die damals von der brittischen Insel kamen, um die noch heidnischen Gegenden Deutschlands zu bekehren; aber Willibrords Predigten fanden anfangs eben so heftigen Widerstand als die Waffen Pipins. Zuletzt vermählte der letztere Ratbods Tochter Theudesinde mit seinem Sohne Grimoald, um durch Güte zu gewinnen, was Gewalt nicht vermochte.

Unterdeß wurde der Thron, den der Fürst der Aufrasier zum Schein den Mervingern gelassen, so oft durch Todesfälle erledigt, daß es schwer ist, bei diesem schnellen Hinsterben königlicher Knaben und Jünglinge an die Schuldblosigkeit dessen zu glauben, der nichts so sehr als das erwachende Bewußtseyn der Könige zu fürchten hatte. Auf K. Theoderich III. folgte sein zehnjähriger Sohn Chlodowich III. (691—95), auf diesen ein zwölfjähriger Bruder Childebert III. (695—711), auf diesen der minderjährige Dagobert III. Dem letztern sandte Pipin, nachdem Nortbert gestorben war, seinen eigenen Sohn Grimoald als Hausmeyer zu, seinem andern Sohne, Drogo, gab er das Herzogthum Champagne. Dieser starb bald, Grimoald aber, der als fromm, bescheiden, mild und gerecht gerühmt wird, wurde nach wenigen Jahren zu Lüttich, wohin er zum Besuch bei seinem frankischen Vater gekommen war, von einem Franken, Rangar, in der Kirche des h. Lambert ermordet (714). Pipin setzte zwar sogleich Grimoalds Sohn Theudobald an des Vaters Stelle, starb aber, ehe er die Herrschaft des Knaben besetzen konnte. Indes gewann seine Gemahlin Plectrud die Vormundschaft über den unmün-

digen Enkel, und begründete dieselbe auf den Besitz der festen Stadt Eöln und der von ihrem Gemahl hinterlassnen Schätze, durch welche sie die Leudes leichtlich auf ihrer Seite zu halten gedachte. Ihren Stieffohn Karl (von seinem Kriegsmuthe frühzeitig Martell, der Hammer, genannt,) den Pipin mit einer Beischläferin Alapaiz erzeugt hatte, hielt sie zu Eöln in Gewarhsam, weil sie fürchtete, er, den sie haßte, möchte die Gewalt an sich reißen. Ein großer Theil der Aufrastier aber war mit Plectrudens Regiment und dem Uebergewicht ihres Anhangs übel zufrieden, und griff zu den Waffen. In einer harten Schlacht im Gotischen Walde (ohnweit Compiegne) wurden die Leudes Plectrudens geschlagen, Theudobald entrann, zwischen beiden Partheien wüthete wilde Verfolgung*).

In dieser Zerwürfniß des aufrastischen Hauses erhoben die Neustrier ihr Haupt, und meinten entweder die verlorene Herrschaft, oder wenigstens ihre Unabhängigkeit wieder zu gewinnen. In dieser Absicht sagten sie sich von Theudobald los, und erhoben einen eignen Fürsten und Hausmeyer Namens Raganfried. Dieser, der mit dem Friesenherzoge Ratbod ein Bündniß gemacht hatte, zog nebst seinem Könige Dagobert durch den Carbonarischen Wald gegen Aufrastien, und verheerte alles Land bis an die Maas. Doch erhielten die Neustrier durch diesen Krieg nichts als die Beute, mit der sie zurückzogen.

Es begab sich aber zur gelegenen Zeit für die Aufrastier, daß Karl Martell aus dem Gefängniß seiner Stiefmutter entkam, und alsbald an die Spitze seiner Leudes trat (715). Zu derselben Zeit starb in Neustrien K. Dagobert III; zu seinem Nachfolger ward nicht sein unmündiger Sohn, sondern einer von Chilberichs II. Söhnen, der im Kloster dem Tode entgangen war, unter dem Namen Chilperich II. ernannt. Unter diesem erhob sich die alte Königsmacht wieder, die nur gegen den Aufrastier, nicht in Neustrien verloren worden war. Von Neuem ziehen unter Anführung ihres Königs und ihres Hausmeyers die Neustrier bis an die Maas (716). Karl, der von der andern Seite durch die Friesen bedrängt wird, hofft sich dieses Feindes durch einen schnellen Angriff zu entledigen, wird aber mit großem Verlust von Ratbod geschlagen, und vermag nun gegen die Neustrier das Feld nicht zu halten. Diese kommen unter großen Verheerungen bis an den Rhein, und lagern sich vor Eöln. Es gelingt Plectrudens, sie durch eine Geldsumme abzufinden; als sie aber nach Hause ziehen, werden sie bei Amblef, in den Ardennen, ohnweit dem heutigen Stablo, von Karl, der ihnen nachgegangen ist und seine geringe Mannschaft in die Wälder vertheilt hat, so geschickt überfallen, daß sie im Schrecken die kleine Zahl nicht gewahren, und ihre Beute nebst vielen der Ihren im Stiche lassen.

Durch diesen Sieg an Muth und Ruhm gestärkt, drang Karl nun selbst in Neustrien ein;

*) Illis diebus instigante diabolo Franci denuo in Cocia sylva in Francos invicem irruunt ac sese mutuo durissima caede prosternunt. Theudobaldus per fugam dilapsus oreptus est, fuitque illo in tempore valida persecutio. Fredegar.

an den König Chilperich schickte er Boten und ließ unter der Bedingung, daß der alte Stand der Dinge, wie er unter Pipin gewesen war, wiederhergestellt würde, Frieden antragen. Die Boten brachten die Antwort: „er solle Frieden haben, wenn er das Herzogthum Aufrastien, dessen sein Vater sich mit Unrecht bemächtigt, dem Könige wiedergeben werde.“ Darauf kam es bei Vinciacum in den Niederlanden, nicht weit vom Cambrai, am 21sten März des Jahrs 717 zu einer entscheidenden Schlacht; wie zwei einzelne Männer bestimmten die Heere sich Tag und Feld, und sahen ein Gottesurtheil im Ausgang. Nach hartem Kampfe floh K. Chilperich mit seinem Hausmeyer, Karl aber, der zuerst seine Herrschaft in Aufrastien befestigen wollte, ließ von der Verfolgung ab und wandte sich gegen Cöln, wo sich seine Stiefmutter Plectrud noch immer behauptete, obwohl ihr Enkel Theudobald unterdeß gestorben war. Die gewonnene Schlacht hatte alles erleichtert. Cöln öffnete dem Sieger die Thore, Plectrude überlieferte ihrem Stieffohn die Schätze Pipins, und auch diejenigen Leudes, die es bis jetzt gegen ihn gehalten, erkannten ihn als ihren Gebieter. Mit dem Ueberrest ihrer Schätze floh Plectrude nach Baiern, wohin damals die fränkische Herrschaft nicht reichte.*) Dennoch fand er es rathsam, so lange noch um das Ganze zu kämpfen war, einen Mervinger, Namens Chlotar, zum König zu setzen, hauptsächlich wohl, um dem Neustrischen Chilperich das Uebergewicht zu entziehen, welches derselbe durch seine Rechtmäßigkeit hatte. Dieser suchte Hülfe bei Eudo, dem

Herzoge von Aquitanien, und versprach, ihn als König über sein Land zu erkennen. Da zog Eudo mit seinen Vasallen herauf gen Paris, und weiter mit dem König der Neustrier bis gen Soissons. Hier kam es (719) zur Schlacht mit dem Aufrastier, Chilperich und Eudo wurden geschlagen; jener floh mit seinen Schätzen hinter die Loire, dieser wandte sich nach Orleans, eilte aber seinen Bundesgenossen nach, als Karl vor die Stadt kam. Damals starb der König Chlotar, welchen Karl gefeßt hatte; da nun der letztere des Kriegs in Aquitanien überhoben seyn wollte, ließ er dem Herzog Eudo entbieten, Frieden zu halten und den König in das Reich zurück zu senden. Kaum hatte Eudo dieser Forderung genügt, als Chilperich (nach dem Ausdrück Fredegars,) den Lauf des Lebens und die Regierung beschloß; einen König, der Bestrebungen wie Chilperich gezeigt hatte, konnte der Fürst und Herzog aller Franken nicht brauchen. Nach diesem ernannte Karl noch einen Schattenkönig Theoderich IV, der 17 Jahre lang (von 720 — 737) den Namen der Herrschaft besaß; als derselbe gestorben war, hielt er sein Ansehen für so gesichert, daß er keinen neuen König ernannte, ohne jedoch sich selbst die Krone aufzusetzen. Ueber Karls Staatsverwaltung wissen wir wenig; von der Volksversammlung auf dem Märzfelde, welche sein Vater erneuert hatte, finden sich nur dürftige Spuren; dagegen begann er keine wichtige Sache ohne Zustimmung der mächtigen Leudes. Da er ein gewaltiger Kriegsfürst war, mag er deren Gunst oder Gehorsam leicht gewonnen und

*) Adamari Chronicon apud Boucquet Tom. II. p. 574.

damit der Hilfe des Volks sich überhoben geglaubt haben. Zweck seiner Kriegszüge war zuerst die Wiederherstellung der aufgelösten fränkischen Herrschaft über die germanischen Völker. Dreimal (718, 720, 738) zog er wider die Sachsen; in dem letztern Feldzuge schlug er sie an der Lippe, und nöthigte sie, den alten Tribut von fünfhundert Rindern, den ihnen König Dagobert I. erlassen hatte, von Neuem zu zahlen. Auf gleiche Weise zog er (725) mit Heeresmacht durch Allemannien, um zugleich das lang vergessne Bojoarien wieder unter die fränkische Hoheit zu bringen. Er drang über die Donau, schlug die Bojoarier in einem Treffen, machte sich das Land unterwürfig, und kehrte mit vielen Schätzen und zwei edlen Frauen, Pilitrude und Sonehilbe, die seine Nichte genannt wird, nach Hause. Diese Pilitrude war nach einer spätern Erzählung *) Karls Stiefmutter, die vor ihm aus Ebn nach Baiern geflohen; nach dem Bericht des Bischofs Aribo von Freisingen **) aber, der im achten Jahrhunderte lebte, noch eine Frau von reizender Schönheit, die als Begleiterin ihrer Mutter nach Bojoarien gefolgt war. Dem zu Folge mag diese Pilitrude die Tochter der älttern Plectrude, also Karls Stieffchwester gewesen seyn, Sonehilbe aber, die Karls Nichte genannt wird, ihre mit dem Herzoge Theudobald von Baiern erzeugte Tochter. Abholung der mit der alten Plectrude nach Baiern gewanderten Familienschätze war viel-

leicht nächste Veranlassung des Feldzugs; die Gefangene beschloß in großer Dürftigkeit in Italien ihr Leben. Karl aber wiederholte den Feldzug gegen Baiern drei Jahre nachher, weil man nach seiner Entfernung den Gehorsam von Neuem verweigern mochte. Weit schwieriger war die Bändigung der Friesen, deren Herzog Poppo, Ratbods Nachfolger, nach seines Vorgängers Beispiel keine fränkische Herrschaft anerkennen wollte, und alle Vorschritte der christlichen Bekehrer gehemmt hatte. Karl ließ (734) zur Bezwingung dieses hinter Morästen und Inseln sich deckenden Volks auf dem Rhein eine Flotte erbauen, schiffte seine Leudes nach Friesland, und lagerte sich an dem Flusse Borden, der die Länder Ostergow und Westergow bis auf den heutigen Tag trennt. Hier ward Herzog Poppo, der ihm entgegen kam, überwunden und erschlagen: seitdem gehorchten die Friesen, ihr Götzendienst wurde gewaltsam vertilgt. Es war aber auch in dem Reiche Burgundien häufiger Aufstand. Die Einwohner desselben liebten die fränkische Herrschaft nie, viele der Großen strebten nach Unabhängigkeit, und Karl mußte ausziehen, die Rebellen zu unterwerfen. Er vertheilte viele Güter an tapfere Männer unter seinen Leudes, übergab Lyon solchen, die ihm treu waren ***), bestellte über Massilien und Arles Richter, und kehrte mit großen Schätzen nach Francien heim.

*) Adamari chronica apud Boucquet T. II. p. 574.

**) Aribonis Vita S. Corbiniani c. 23. S. Mannerts älteste Geschichte Bojoariens S. 199.

***) Fredegar c. 169.

Dreizehntes Kapitel.

Verbreitung des Christenthums unter den deutschen Völkern.

Da die Waffen der Franken über die Völkerschaften Germaniens nur eine schwankende Herrschaft gewannen, war es desto wichtiger, daß die Gemüther allmählig in den Gehorsam des christlichen Glaubens gebracht wurden. Die altgermanischen Götterdienste der Volksstämme und Eidgenossenschaften hatten weder den Gedanken Gesamtvolk, noch menschheitliche Ideen zur Reife gebracht; je mehr vermittelt derselben die einzelnen Stämme sich absonderten und in sich selbst zurückzogen, desto sicher bestand die Barbarey, also, daß nach sechs Jahrhunderten die Deutschen wenig anders, in vielen Stücken fast roher erscheinen, als ihre Väter in den Tagen Hermanns. Trotz aller glücklichen Keime in der uralten Verfassung und im Character des Volks, sollte die germanische Welt sich nicht aus sich selber entwickeln, sondern erst, durch den Geist des Christenthums befruchtet, zu selbständigem Leben erwachen.

Ueber die ältern christlichen Gemeinen, die zu den Zeiten der römischen Macht in den Städten des Rheinlandes, Rhaziens, Vinbeliciens und Norikums bestanden, rauschte im ersten Jehnd des fünften Jahrhunderts der Strom der Völkerwanderung hin. Nach den Berichten bezerr, die von dem Elend jener Zeit geschrieben haben, ist damals alles in Trümmer gesunken, und die Bewohner sind mit ihren Wohnstädten vergangen. Diese Verheerung kann aber keine

Vertilgung gewesen seyn, weil in den fränkischen Zeiten die alten Ortschaften sich wieder finden, und ihrer Bischöfe Anwesenheit auf den fränkischen Kirchenversammlungen für die Fortdauer der christlichen Gemeinen hinlänglich zeugt. Es waren aber weniger die Bischöfe dieser Städte, als einzelne Männer, durch fromme, spätern Jahrhunderten meist unbegriffene Begeisterung geleitet, welche das germanische Land zu bekehren unternahmen. Diese Männer kamen aus der fernen Insel Erin, die heut Irland heißt, und damals von den Scoten bewohnt war. Man kennt die Verbindung von Umständen nicht, durch welche grade in diesem wilden Lande so viele Söhne edler Geschlechter bewogen wurden, als Verkündiger der vor Kurzem durch St. Patrizius in ihre Heimath gebrachten christlichen Lehre unter die Heiden zu ziehen. Sie gingen von Land zu Land, verachteten allen Reichthum und alle Geschenke der Großen, und baten nur um ein abgelegenes Stück Landes zur Niederlassung im Gebürge oder im Wald. Von diesen kamen Columban, Gall und Magnoald mit ihren Gefährten zuerst nach Frankreich, zur Zeit, als die Königin Brunhilde für ihren Enkel Theoderich in Burgundien herrschte¹⁾. In der Wüste des Wasgaus fanden sie bei warmen Quellen einen zerföhrtten Ort, bauten daselbst das Kloster Lühel, und lehrten das Volk, wie die Gesetzgeber alter Zeit, zugleich

¹⁾ Ionae Vita S. Columbani in Mabilloni Actis Benedict. Sec. II. p. 5.

Religion und Anbau des Landes. Sie waren in Schriften, richtigen Schlüssen und göttlichen und geistlichen Rechten wohl erfahren. Nach vieljährigem Aufenthalt ward Columban durch die Königin Brunhilde vertrieben (607), weil er ihren Enkel von Unkeuschheit abgemahnt hatte. Sein Schüler Gall, der die Abtei bekommen sollte, zog es vor, mit ihm weiter zu wandern. Theodebert, König von Aufrasien, der Brunhildens Feind war, nahm sie auf, und gab ihnen Erlaubniß, das Christenthum unter den Allemannen zu predigen. Zu Tuggen (dem heutigen Zug) antworteten ihnen die Einwohner: „die alten Götter haben uns und unsere Väter mit Regen und Wärme genugsam versehen; sie regieren gut, daher wollen wir sie nicht verlassen.“ Als nun die Glaubensboten, im heiligen Eifer, Feuer in ihren Tempel legten und die Opfer in den See warfen, wurden sie geschlagen und mit Unwillen hinweggetrieben. Von da kamen sie nach Arbon am Bodensee, einem seit den Römerzeiten besetzten Orte, wo sie schon einen christlichen Priester, Namens Willimar fanden; darauf gingen sie weiter nach Bregenz. Die Einwohner dieser Stadt feierten gerade ein großes Fest; da sie nun hörten, daß zwei fremde Männer erschienen seyen, versammelte sich um sie eine große Menge Volks. Gall, der Sprache des Landes kundig, fing an zu predigen von Gott, dem Schöpfer der Welt, von Christus, seinem Sohn, vom künftigen Leben und von der Auferstehung, zerschlug die Götzenbilder, und warf ihre Stücke in den See. Als

nun ein großes Gefäß voll Bier, welches im Tempel zum Opfer für Wodan stand, mit einem lauten Knall zersprang, ward alles Volk bestürzt und viele sprachen zu Gall: wir wollen deiner Lehre glauben. Da forderte er Wasser, und weihte den Tempel zu einer christlichen Kirche. An diesem Orte blieben sie drei Jahre, baueten sich Zellen mit Gärten daneben, pflanzten Obstbäume, und trieben, wie die ersten Apostel, Fischfang mit selbstgewirkten Netzen, bis der Herzog Gonzo (Kuenz) durch die Klagen vieler Allemannen, welche die Umwandlung der alten Sitten nicht wollten, bewogen ward, sie auszutreiben. Columban ging nach Italien zu den Longobarden, und baute das Kloster Bobbio, wo er starb; Gall, welcher krank war, blieb in Arbon zurück. Nach diesem suchte er in der Einöde eine sichere Wohnung. Er fand sie an dem Flüsschen Staina (Steinach) zwischen hohen Bergen und engen Thälern in einer sehr rauhen Gegend, wo funfzig Jahre nachher ein großes Kloster gebaut und nach seinem Namen St. Gallen genannt ward. In dieser Einsamkeit lebte er zehn Jahre, hochverehrt im ganzen Lande. Mit dem Herzog Gonzo ward er dadurch versöhnt, daß er die Tochter desselben, die von einer heftigen Krankheit, oder wie man meinte, von einem bösen Geiste besessen war, gesund machte. Aus Dankbarkeit wollte der Herzog ihn zum Bisthum Constanz, welches sonst in Windisch gewesen war, befördern, aber der Greis schlug es aus, und empfahl einen Namens Johannes, welcher Diaconus in Chur war ²⁾.

²⁾ Walafrid Strabo Vita B. Galli in Goldasti *Rer. Allm.* Tom. I. p. 146. Galls Predigt bei Einweihung Johannis in Canisii *lect. antiq.* Tom. I. p. 731.

In diesen Zeiten bis zu König Dagoberts Gesetzen, muß der Allemannen Bekehrung allmählig vollendet werden seyn; denn ihre Gesetze reden von ihnen als von einem ganz christlichen Volke. Eben so die Gesetze der Bojoariern. Der letztern Bekehrung mag leicht für älter gehalten werden, als ihre Einwanderung in Norikum: denn König Garibald vermählte sich ohne Anstoß mit einer fränkischen Fürstin, und Theudelinde, seine an den König der Longobarden vermählte Tochter, war eine eifrige Christin. Vermuthlich waren wenigstens die Heruler, einer der Hauptstämme unter den Bojoariern, wie alle gothischen Völker schon Christen, und die Nachrichten von den fränkischen Bekehrern³⁾ St. Eustasius und St. Agilis, und der spätern Taufe des Herzogs Theodo beziehen sich theils auf die übrigen Stämme, theils auf eine Wiederholung der Taufe, die von vielen Bekehrern nothwendig geachtet ward, wenn sie Christen von großer Unwissenheit oder ganz abweichenden Grundsätzen vorfanden.

In diesen dunklen Zeiten sind die dürftigen, von andächtigen Mönchen aufgesetzten Lebensbeschreibungen der Heidenbekehrer, welche Deutschland durchzogen hatten, die einzigen Quellen unsrer Kunde vom innern Deutschland. Also wissen wir vom h. Killian (eigentlich Killin oder Kyllena) einem andern Irriänder, der im siebenten Jahrhundert mit drei andern Priestern nach Ostfranken kam, daß er auf dem Bergschlosse Würzburg einen Herrn, Namens Gozbert antraf, der für einen Herzog von Thürin-

gen gehalten wird. Das Land war schön, und die Bewohner gar fröhlich. Viele derselben, und Gozbert unter den ersten, ließen sich taufen. Als aber Killian den Herzog ermahnte, sein Weib Geilana von sich zu thun, weil sie seines Bruders Wittwe sey, erlitt er auf ihren Befehl, in Abwesenheit Gozberts, nebst seinen Gefährten das Martyrerthum (687)⁴⁾. Dieser Killian ist nachmals der Landesheilige von Würzburg geworden.

Einige Jahre nach Killians Tode (691) zog ein angelsächsischer Mönch Willibrord mit eif oder zwölf Begleitern in gleicher Absicht über die See. Sie landeten an der Mündung des Rheins, bei dem Schlosse Trajectum, in Friesland, wo schon vor ihnen zwei andre irländische Glaubensboten Wigbert und Wilfried den Samen des Evangeliums auszustreuen versucht hatten. Die Völkerschaften, deren Bekehrung beabsichtigt ward, waren die Friesen, die Nuzgier, die Dänen, die Hunnen, die alten Sachsen und die Boructuarier. Die Gegend von Friesland, wo Willibrord gelandet war, hatte eben damals Pipin dem Fürsten Ratbod entrisfen. Von jenem erhielt der Bekehrer bereitwillige Zusage der Unterstützung, reiste aber, bevor er sein Werk antrat, nach Rom, um sich mit dem Segen des dasigen Bischofs, mit Vorschrist und Unterweisung, und mit Reliquien der Apostel und Märtyrer auszurüsten. Unterdeß begab sich Swidbert, einer seiner Gefährten, unter die Boructuarier (Bruchter), welche damals am Niederrhein zwischen dem heutigen

³⁾ Mabillon annales ord. S. Bened. ad an. 614.

⁴⁾ Canisii Lect. antiquae III. p. 175.

Göln und Hessen wohnten. Swidbert bekehrte deren viele. Als sie aber bald darauf von den alten Sachsen überwältigt wurden, mußte Swidbert entfliehen. Pipin wies ihm einen Ort am Rhein an, wo er ein Kloster baute, aus welchem die heutige Stadt Kaiserswerth entstanden ist. Zwei andere angelsächsische Priester, welche einen Versuch machten, die Sachsen selbst zu bekehren, wurden von diesem Volke, welches wie an den altdeutschen Sitten so auch an der alten Religion festhielt, erschlagen ⁵⁾.

Willibrord war nach seiner Rückkunft von Rom unter den Friesen weit glücklicher. Er errichtete, bei einer zweiten Anwesenheit in Rom zum Erzbischof geweiht, seinen erzbischöflichen Stuhl zu Wiltaburg, dem heutigen Utrecht, und lebte daselbst bis zu einem achtzigjährigen Alter. Fast alle der fränkischen Herrschaft unterworfenen Friesen brachte er zur Taufe. Er baute viele Kirchen und Schlösser, und bestellte die Bischöfe seines Sprengels aus seinen Gefährten, zum Theil aus fränkischen Mönchen, welche sich einfanden, seine Bemühungen zu unterstützen. Unter den letztern ward vorzüglich Wulfram, Bischof von Sens, berühmt. Die Friesen, so lange sie Heiden waren, pflegten ihren Göttern von Zeit zu Zeit Menschen zu opfern; solche Unglückliche wurden an Bäume gehängt. Wulfram stellte dem Volk die Abscheulichkeit dieses Beginns vor, ward aber nicht gehört, sondern spöttisch gefragt: ob der Gott, dessen Verehrung er ihnen empfehle, wohl mächtig genug sey, einem den eben Geopferten das

Leben wiederzugeben? Da zerriß, auf Wulframs Gebet, der Strick vor ihren Augen, und der vor sechs Stunden Gehängte lebte wieder auf. Auf gleiche Weise wurden fünf andere gerettet; drei davon wählten den Mönchsstand. So groß ward Wulframs Ruhm, daß der Sohn Ratbods sich taufen ließ, und Ratbod selbst im Begriff stand, denselben entscheidenden Schritt zu thun. Aber als er schon den einen Fuß ins Taufwasser gesetzt hatte, fiel es ihm ein, den Bekehrer, der ihm viel von Himmel und Hölle vorsagte, zu fragen, an welchem dieser beiden Derter die alten Helden, seine Vorfahren, sich aufhielten? Wulfram antwortete: In der Hölle! Nun, sprach Ratbod, indem er den Fuß aus dem Wasser zog, so will ich lieber bei meinen Vorfahren in der Hölle, als bei einer kleinen Anzahl Bettler im Himmel seyn! Dies sagte er aber in der Meinung, daß die christliche Hölle nichts anders als die germanische Hella, der helle im obern Luftraum schwebende Wohnplatz der abgethanen Helden sey.

Nach diesem versuchte Willibrord Ratbods Bekehrung. Da er ihn aber hartnäckig fand, beschloß er zu den Dänen zu ziehen. Auch hier verfehlte er seinen Zweck; je näher die Germanen der alten Freiheit standen, desto weniger waren sie für die neue Religion empfänglich. Auf seiner Rückreise wurde er durch einen Sturm auf die Insel Helgoland, die damals Fosetsland hieß, und von einigen für die der Hertha geheiligte Insel gehalten wird, getrieben. Diese Insel stand unter Ratbods Herr-

⁵⁾ Ueber dieses und das folgende Bedae Hist. Eccles. gentis Anglor. Libr. V. Alcuini Vita Willibrordi in Oper. Tom. II. ed Froben.

schaft und war so heilig geachtet, daß es Niemand wagte, etwas auf derselben zu berühren; nur schweigend schöpft man Wasser aus einem daseibst befindlichen Quell; den Verlegern des Heiligthums drohte der Tod. Willibrord aber täuften drei der mitgebrachten Heiden in dem heiligen Quell, und ließ auch einiges auf der Insel gefundenes Vieh zum Unterhalte für sein Gefolge schlachten. Beim Anblick dieser Frevelthat glaubten die Heiden, er würde mit den Seinigen entweder durch Wahnsinn oder plötzlichen Tod gestraft werden; da keins von beiden erfolgte, meldeten sie den Vorfall dem Fürsten der Friesen. Als bald wurde der Gott durchs Loos um Bestrafung der Freveler befragt; nach drei Tagen traf dasselbe einen von Willibrords Gefährten. Diesen ließ Ratbod hinrichten, Willibrord mit den übrigen wurde, wahrscheinlich aus Furcht vor Pipin, entlassen.

Mehrere Jahre vorher, ehe diese Irrländer und Angelsachsen am Rhein, in den Niederlanden, in Deutschland und in der Schweiz das Christenthum ausbreiteten, faßte Emmeran, Bischof in einer ungenannten Stadt Galliens, den Entschluß, den heidnischen Awaren in Pannonien das Christenthum zu verkündigen (ums Jahr 652). Als er nun in Begleitung eines Priesters, der die deutsche Sprache verstand, durch Deutschland zog, kam er nach Regensburg (Ragenisburg) welches die Wohnstadt des Herzogs von Baiern war. Hier wird uns die Stadt, welche seit den Zeiten der Römer aus der Geschichte verschwunden war, wieder bekannt; die Häuser waren von Quadersteinen gebaut, die Mauern mit großen Thürmen besetzt, die Nordseite durch die Donau gedeckt. Viele Brunnen

gaben reichliches Wasser, die Bürger befanden sich im Wohlstande, und die umliegende Gegend zeigte Fruchtbarkeit und guten Anbau. Am Abhange der Berge auf der Nordseite des Flusses waren Weinstöcke gepflanzt, aber nur auf Fahrzeugen gelangte man über den Fluß. Also war das alte, von den römischen Einwohnern verlassne Regensburg nun von den Bojoariern bewohnt. Diese waren hochgewachsene kraftvolle Männer von vieler natürlichen Gutmüthigkeit; Emmeran erkannte sie für Christen, obwohl der Sauerteig des Heidenthums noch nicht ganz aus ihrer Seele getilgt sey. Am Hofe des Herzogs (er hieß Theodo) ward der reisende Bischof wohl aufgenommen. Als er nun die Absicht seiner Reise meldete, lobte zwar Theodo dieselbe, stellte ihm aber vor, es werde unmöglich seyn, sie auszuführen, weil durch die langen Kriege zwischen den Bojoariern und den Awaren das ganze Land an der Ens in eine unwegsame nur von wilden Thieren besetzte Wüste verwandelt sey; diese acht germanische Völkergrenze verstatete fast keinen Durchgang. Daher bat ihn der Herzog, lieber in Baiern zu bleiben, und die seines Unterrichts so sehr bedürftigen Neubekehrten zu ordentlichen Christen zu bilden. Anfangs weigerte sich Emmeran; da man ihn aber mit Gewalt hielt, erkannte er den göttlichen Ruf und blieb. Drei Jahre wanderte der heilige Bischof, der ein wohlgewachsener schöner Mann mit offenem Blick war, im Lande herum, gewann Jedermann durch seine Herablassung und Herzlichkeit, und verbesserte vieles mit Liebe und Ernst; aber zum beständigen Aufenthalt wollte er trotz aller Bitten des Herzogs Baiern nicht wählen; endlich erlangte er von dem Her-

zoge die Erlaubniß, nach Rom ziehen zu dürfen, um die Gräber der Apostel zu besuchen. Als er sich nun zur Abreise anschickte, kam Uta, die Tochter des Herzogs, mit ihrem Geliebten Siegbald, dem Sohn eines Richters, zu ihm, warf sich weinend zu seinen Füßen, entdeckte ihm, daß sie die Frucht verbotner Liebe gewärtige, und flehte um Vergebung und Hülfe. Der fromme Bischof schalt ihr Vergehen; weil ihn aber die Herzensangst des Mädchens rührte, faßte er den Entschluß, zu ihrer Rettung nicht bloß sein Leben zu wagen, sondern auch das schwere Opfer seines guten Namens zu bringen. In dieser Absicht trug er ihr auf, ihm die Schuld des Verbrechens beizulegen, damit die Wuth des Vaters, je heftiger auf den Abwesenden, um desto geringer auf die Schuldige falle. Damit jedoch seine Unschuld nicht ganz verdunkelt werde, offenbarte er einem seiner Geistlichen, daß er sich für ein fremdes Vergehen einer schmählischen Strafe aussetzen werde, und bat ihn, die wahre Beschaffenheit der Sache nach seinem Tode bekannt zu machen. Hierauf trat er seine Reise nach Rom an; die Einwohner von Regensburg begleiteten ihn mit Thränen eine große Strecke Wegs. Bald darauf mußte Uta ihren Nothstand entdecken; dabei that sie, wie ihr St. Emmeran geheißten. Auf dieses Geständniß machte sich ihr Bruder Landepert mit vielem Gefolge auf, und erreichte den Bischof am dritten Tage seiner Reise, die derselbe absichtlich verzögert hatte. In seinem Grimm ließ er ihn an eine Leiter binden, und ihm nach und nach Hände, Füße und alle Gliedmaßen abhauen, bis er starb. Darauf verkündigten au-

ßer dem Zeugniß jenes Geistlichen, viele Wunderzeichen die Unschuld des Mannes; seine Gebeine wurden nach Regensburg gebracht, und über ihrer Ruhestätte ein Kloster seines Namens gebaut. Seinen Peiniger aber verfolgte der Zorn des Himmels, daß er in der Verbannung sterben mußte.

Also Meginfried, der Lebensbeschreiber des Heiligen. Unwahrscheinlich, fast lächerlich, hat diese Geschichte vielen gedünkt, die sie mit dem Maßstabe neuerer Zeiten und Verhältnisse maßen; aber ein Mann, der des gewissen Martyrertods wegen unter die Aaren ziehen wollte, konnte sich wohl in dem Gedanken gefallen, durch unschuldiges und schmachvolles Leiden dem Heiland ähnlich zu werden. Viele Jahre nachher, (696) als in Baiern ein anderer Herzog Theodo herrschte, der noch ein Heide war, wie wohl er eine christliche Gemahlin hatte, kam Rudbert, Bischof von Worms, in dieses Land, und taufte den Herzog nebst vielen seines Volks. Da ihm nun erlaubt ward, sich einen bequemen Ort zum Sitz seines Bisthums zu wählen, baute Rudbert anfänglich eine Kirche am Wallersee; nachmals aber, als er von einem Orte am Flusse Warum hörte, wo noch große Trümmer von der alten römischen Stadt Juvavum vorhanden wären, bat er sich diese vom Herzog aus. So entstand die Kirche und die Stadt Salzburg, die gleich der durch sie fließende Salzach von den Salzwerken des Landes genannt ist. Was in den Römerzeiten die befestigten Heereslager gewesen waren, das wurden nun die bischöflichen Sitze, Mittelpunkte des Landes und Sammelplätze der Cultur.

ieser ersten unglück-

Nach zwei Jahren
riefen des Bischofs
hen, nach Rom, wo
dlich aufnahm, sich
nung besprach, und
ft der Heidenbekeh-
nter der Bedingung
hung neuer Christen
der römischen Kirche
ifelhaften Fällen bei
aths erhole.

liches er nach der be-
stes reiste, war Thlu-
ohner desselben wa-
er ihr Glaube ward
der römischen Kir-
vermuthlich hatte
igothen, mit denen
bindung gestanden,
unter ihnen ver-
ier von Seiten der
and finden mochte,
örte, daß der Frie-
y, begab sich nach
bst drei Jahre lang
chlug indeß das An-
echt zu übernehmen,
ngen zurück. Der
war Amanaburg,
n Hessen. Sobald

zoge die Erlaubniß, r
um die Gräber der U
sich nun zur Abreise
Tochter des Herzogs,
bald, dem Sohn ein
sich weinend zu sein
daß sie die Frucht v
und flehte um Berg
fromme Bischof schal
aber die Herzensang
faßte er den Entschlu
bloß sein Leben zu
schwere Opfer seines
In dieser Absicht trug
des Verbrechens beiz
des Vaters, je heftig
desto geringer auf di
jedoch seine Unschu
werde, offenbarte e
daß er sich für ein
schmäblichen Strafe
ihn, die wahre Bes
seinem Tode bekannt
er seine Reise nach
von Regensburg be
eine große Strecke U
Uta ihren Nothstand
wie ihr St. Emmer
Geständniß machte
mit vielem Gefolge a
am dritten Tage sei
sichtlich verzögert h
ließ er ihn an eine U
und nach Hände,
abhauen, bis er starb



Der heilige Bonifacius fällt die Donner-Eiche, im Jahr 720.

Vierzehntes Kapitel.

Der heilige Bonifazius.

Der Ruhm aller Heidenbekehrer des siebenten Jahrhunderts ward im achten durch den Angelsachsen Winfried, der unter dem Namen Bonifazius berühmter ist, verdunkelt. Dieser heißt der Apostel der Deutschen; denn wiewohl schon Jahrhunderte vor ihm christliche Gemeinden am Rhein und an der Donau geblüht, und die innern Gegenden, wo er gepredigt, schon vor ihm einige Kenntniß des Christenthums gehabt hatten, auch ein Theil Deutschlands seinen Bemühungen entging, so hat doch er die Herrschaft des Christenthums im Innern des Landes begründet, die Kirchenverfassung gestiftet, Bischümer und Klöster errichtet, besonders aber die enge Verbindung der deutschen Kirche mit dem bischöflichen Stuhle zu Rom geschürzt, die für die ganze Entwicklung der deutschen Verfassung von so bedeutenden Folgen gewesen ist.

Winfried, von ähnlicher Begeisterung wie seine Vorgänger entflammt, verließ das Kloster Nutschelle in Southampton, wo er in der Regel des h. Benedikt Mönch und Priester geworden war, und schiffte, von zwei Mönchen begleitet, über das Meer (716). Aber im fränkischen Friesland, wo er landete, hatte eben damals Ratbod, im Kriege mit Karl Martell, die christlichen Kirchen verwüstet, die Lehrer vertrieben, und die Götzen und Tempel der Heiden wieder hergestellt. Daher mußte Winfried unverrichteter Sache zurückkehren. Indes ward seine Begierde, das Evangelium unter den Hei-

den zu verkündigen, durch diesen ersten unglücklichen Versuch nicht erstickt. Nach zwei Jahren zog er, mit Empfehlungsbriefen des Bischofs David von Winchester versehen, nach Rom, wo ihn Papst Gregor II. freundlich aufnahm, sich mit ihm über seine Bestimmung besprach, und ihn endlich mit dem Geschäft der Heidenbekehrung förmlich beauftragte, unter der Bedingung jedoch, daß er bei Einweihung neuer Christen überall den Einrichtungen der römischen Kirche folge, und sich in allen zweifelhaften Fällen bei dem apostolischen Stuhle Rath's erhole.

Das erste Land, in welches er nach der besondern Anweisung des Papstes reiste, war Thüringen (719). Die Einwohner desselben waren keine Heiden mehr, aber ihr Glaube ward von dem getreuen Schüler der römischen Kirchenlehre als irrig erkannt; vermuthlich hatte sich durch den Einfluß der Ostgothen, mit denen die Thüringer einst in Verbindung gestanden, das arianische Christenthum unter ihnen verbreitet. Winfried, der hier von Seiten der Geistlichkeit vielen Widerstand finden mochte, verließ dieses Land, als er hörte, daß der Friesenfürst Ratbod gestorben sey, begab sich nach Friesland, und ward daselbst drei Jahre lang Willibrords Gehülfe. Er schlug indes das Anerbieten, das Bisthum Utrecht zu übernehmen, aus, und kehrte nach Thüringen zurück. Der erste Ort, wo er predigte, war Amanaburg, jetzt Amdneburg, im heutigen Hessen. Sobald

seine Bemühungen einige Fortschritte machten, schickte er einen seiner Schüler mit einem weitläufigen Berichte nach Rom, und ließ zugleich um noch genauere Anweisungen in Betreff des einzurichtenden Kirchenregiments bitten. Der Papst beschied ihn darauf selbst zu sich. In mehreren Unterredungen, und durch das Glaubensbekenntniß, welches Winfried schriftlich ablegte, überzeugte sich Gregor von seiner Tüchtigkeit, weihte ihn zum Bischöfe der neugesammelten Gemeine, verwandelte seinen Namen in den bedeutungsvollen Bonifazius, und übergab ihm ein Buch (*formula officiorum*), welches die römischen Kirchenordnungen, nach denen er sich richten sollte, ausführlich enthielt. Aus Dankbarkeit verstand sich Bonifaz zu einem Eide, der ihn und seine deutsche Kirche zu dem römischen Bischof in dasselbe unterwürfige Verhältniß setzte, in welchem bisher nur die Bischümer Italiens, welche diesen Bischof als ihren Metropolitenerkannten, gestanden hatten. „Ich Bonifazius, schwur er, von Gottes Gnaden Bischof, verspreche euch, nehmlich dir, dem heiligen Petrus, Fürsten der Apostel, und deinem Verweser, dem heiligen Vater Gregorius, auch dessen Nachfolgern, bei dem Vater, Sohn und h. Geist, bei der unzertrennlichen Dreieinigkeith und auf diesen deinen allerheiligsten Körper, daß ich allen Glauben und die Reinigkeit des heiligen katholischen Glaubens beobachten, und in der Einigkeit dieses Glaubens, auf welchem ohne Zweifel die Seligkeit der Christen beruht, mit Gottes Hülfe beharren will; daß ich auf keine Weise wider die Einigkeit der gemeinschaftlichen und allgemeinen Kirche auf Jesumandes Rath in etwas willigen, sondern den

Glauben, meine Reinigkeit und Mitwirkung mit dir und den Vortheilen deiner Kirche, da dir von Gott dem Herrn die Macht zu binden und zu lösen gegeben ist, und deinem Verweser und dessen Nachfolgern in allen Stücken erhalten will. Sollte ich auch erfahren, daß einige Bischöfe den alten Vorschriften der heiligen Väter zuwider handeln, so will ich keine Gemeinschaft und Verbindung mit ihnen unterhalten, sondern vielmehr, wenn ich kann, dieselbe wehren, wo aber nicht, es sogleich treulich meinem apostolischen Herrn melden. Wenn ich, welches fern von mir sey, irgend etwas wider dies mein Versprechen, entweder aus freiem Vorsatz oder gelegentlich zu thun versuchen sollte, so will ich in dem ewigen Gerichte schuldig befunden werden, und mir die Strafe des Ananias und der Sapphira zuziehen, welche euch auch über ihre eigenen Güter zu betrügen gewagt. Diesen Aufsatz des Eides habe ich, Bonifazius, geringer Bischof, mit eigener Hand geschrieben, und nachdem derselbe auf deinen allerheiligsten Körper, wie oben zu lesen ist, gelegt worden, den Eid vor Gott, als Zeugen und Richter geschworen, welchen ich auch zu halten verspreche.“

Nachdem sich Papst Gregor dergestalt der Unterwürfigkeit des neuen Bischofs versichert hatte, versah er ihn mit einem Empfehlungsschreiben an den Fürsten der Franken Karl Martell, mit einem andern an die Bischöfe und den Clerus, auch an die Herzoge, Burggrafen, und andere Grafen, so wie an alle Christen im französischen Reich, mit einem dritten an einige vornehme Herren in Thüringen, (Asolf, Godolaus, Wilard, Gunthar und Albord,) welche gegen angemutheten Abfall große Standhaftigkeit

gezeugt hatten, einem vierten an alle Thüringer, und einen fünften an die Sachsen. Diese Schreiben enthalten theils allgemeine Ermahnungen, theils wiederholen sie die Vorschriften, deren Befolgung Gregor dem Bonifaz zur Pflicht gemacht hatte. Erst jetzt fand Bonifazius am Hofe des Frankensürsten günstige Aufnahme, da ihm vorher die Kunstgriffe falscher Lehrer und Schmeichler (wahrscheinlich einheimischer Bischöfe, welchen die Bemühungen der Ausländer zuwider waren) entgegengewirkt hatten; nach seinem eignen Geständniß würde er ohne den besondern Schutz, der ihm nunmehr von Karl Martell zu Theil ward, nichts ausgerichtet, und weder das Volk regiert noch die Heiden gebändigt haben. Gegen Rom trat die deutsche Kirche in das Verhältniß der Tochter zur Mutter; wen mag es befremden, daß sich die letztere zur Dankbarkeit verpflichtet achtete, und an der Mutter treu zu hangen versprach? Bonifazius handelte, wie es sein Zweck und sein Jahrhundert verlangten. Was der päpstliche Stuhl in andern Jahrhunderten seyn, wozu andere Zwecke dann die Völker beschäftigen würden, konnte er, dem allein die Ausbreitung des Christenthums und die Begründung der Kirche am Herzen lag, unmöglich in Anschlag bringen. Spätere Jahrhunderte haben da über geistliche Anechtschaft der Völker geklagt, wo er nichts als wohlthätige Spendung kirchlicher Formen, Unterweisungen und mütterliche Rathschläge erblicken konnte.

Wiederum begann Bonifazius seine Arbeiten in Hessen. Es waren aber der Einwohner

einige, die sich zu einem gemischten Christenthum bekannten, andere, die noch ganz den Götzen dienten, ihnen opferten und Wahrsager- oder Zauberkünste trieben. An einem Orte, welcher Gasmere hieß, (heut aber ein Dorf Namens Geismar im hessischen Amte Gudenberg ist,) stand eine uralte, dem Donnergott heilige Eiche, unter welcher die Bewohner dieser Gegenden ihre Opfer darzubringen pflegten. Da nun Bonifazius erfuhr, daß dieser Baum für unverleglich gehalten ward, legte er, um den Aberglauben zu überführen, die Art an denselben. Die Zuschauer erwarteten, der Donnergott werde den Frevler durch augenblicklichen Tod strafen; als aber der Stamm sich zur Erde neigte, und nun in vier gleiche Theile wunderbar gespalten da lag, erkannten sie die Nichtigkeit ihres bisherigen Glaubens, und ließen sich taufen. Bonifazius baute aus dem Holze des gefällten Stammes ein Kirchlein, und weihte es dem h. Petrus.

Von Geismar soll Bonifazius mit seinen Gefährten über die Werra nach dem Stufenberge gezogen seyn, welcher im Eichsfelde zwischen Heiligenstadt und Eschwege gelegen ist und heut St. Gehülfsenberg heißt *). Die Sage läßt ihn den Götzen Stufso, der auf diesem Berge verehrt ward, verfluchen und in eine Spalte des Berges verbannen; darauf aber noch viele andere Götzenbilder, den Rheto auf dem Rehberg, den Biel in der Gegend der jetzigen Katelnburg, die Asteroth (Dfargöttin) bei dem heutigen Osterode, die Göttin Lara bei dem Schloß Lara, die Göttin Techa bei der

*) Dies nach Sagen und spätern Klosterchroniken, welche Johann Legner gesammelt hat in Historia S. Bonifacii. Erfurt 1603.

Teichsburg im Sondershausenschen Lande, zerstören. Gewiß nach Wilibalds Bericht ist es, daß er ums Jahr 725 in das heutige Thüringen kam. Dieses Land war seit dem Verfall der fränkischen Macht durch die Zwistigkeit zweier Herzoge, Theobald und Hendin, dergestalt zerrüttet worden, daß es den benachbarten Sachsen, die ohnehin schon Nordthüringen besaßen, leicht gefallen war, ihre Herrschaft zu erweitern. Eben dadurch mochte die Vermengung des vormals in Thüringen eingeführten Christenthums mit heidnischen Gebräuchen bewirkt worden seyn. Indes ward der Einfluß der fränkischen Fürsten auf dieses Land durch einen Kriegszug Karl Martells (im Jahre 728) wieder hergestellt, und Bonifazius seitdem, gemäß dem mitgebrachten Schutzbriefe, von den vornehmsten Herren Thüringens unterstützt. Die Lage des Landes war aber sehr traurig. Bonifazius fand die an die Sachsen grenzenden Gegenden von allen Lebensmitteln entblößt. Nicht im Wohlstande und Vergnügen, nicht in Sicherheit und irdischer Glückseligkeit, sondern in Hunger und in Blöße und Mühe brachte er sein Leben hin. Mit Handarbeit ernährte er sich und seine Gefährten. Unter den Kirchen, die er baute, wird die im gothaischen Dorfe Altenberge, am Thüringer Walde, für die älteste gehalten, zu Drdruf, im heutigen Schwarzburgschen, erbaute er ein Kloster. Da seine Arbeiten wuchsen, ließ er sich aus England Gehülften und Gehülffinnen nachkommen. Solche waren Burchard, nachher Bischof von Würzburg, und Lullus, erster Abt zu Fulda; Wilibald, Bischof von Eichstädt, der sein Leben beschrieb, und Wunibald, dessen

Bruder; ferner Witta und Gregorius. Unter den frommen Frauen werden genannt Chunigild, des Lullus Mutter Schwester, und ihre Tochter Berathgith, welchen Bonifazius die Aufsicht über die thüringischen Schülerinnen anvertraute; ferner Chunitrud, Thekla, Lioba und Waltpurgis, die er zu Vorseherinnen der Klöster Dshensfuhr, Kitzingen und Bischofsheim setzte. In seinen Briefen nannte er sich, wie später allein die römischen Bischöfe thaten, Knecht der Knechte Gottes. Die Regel, welche er anordnete, war die des heiligen Benedikt, welche den Mönchen vieles Lesen, wenn auch vorerst nur geistlicher Schriften, zur Pflicht machte, und Büchersammlungen anzulegen befohl. Also ward Schreibkunst und Malerei in den Klöstern gelernt und gelehrt, und als das Bücherabschreiben zum einträglichen Handwerk ward, der Schatz der alterthümlichen Wissenschaft erhalten. Während die Geschickten und Kunstreichen der Klosterbewohner alte Handschriften kopierten und ausmahlten, oder die Geschichten der Länder und Völker, und der Heiligen, die unter ihnen gewandelt, beschrieben, bauten andere den Boden ringsumher, und verwandelten den wüsten Wald in einen Garten.

Da nun Bonifazius also mit der Ausbreitung des Christenthums in Thüringen beschäftigt war, starb sein Gönner, der Papst Gregor II. (737). Der Nachfolger desselben, Gregor III., sandte unserm Bonifazius den erzbischöflichen Mantel, eine Ehrenbezeugung, die den Letztern zum Obervorsteher aller christlichen Gemeinen im ostfränkischen Deutschland erhob, wiewohl er noch keinen bestimmten erzbischöflichen

hen Sitz hatte. Aufgemuntert durch diese Belohnung, erbaute er zwei neue Kirchen, die eine zu Friglar in Hessen, die andere zu Amöneburg; jeder derselben setzte er ein Kloster zur Seite. Hierauf zog er nach Baiern, wo seit Rudberts Bemühungen zwar das römische Kirchenwesen eingeführt, aber doch noch eine große Anzahl von Geistlichen übrig war, die sich demselben nicht unterwerfen, sondern der eignen Kirchenlehre folgen wollten. Unter diesen war besonders ein Bischof Ehrenwulf (Arivoliopho.) Bonifazius sprach über denselben, kraft seiner päpstlichen Vollmacht, das Verdammungsurtheil aus. Zwar sind Ehrenwulfs Ketzereien nicht aufgezeichnet; da aber Gregor in einem seiner Briefe befiehlt, die von den Heiden Getauften sollten noch einmal im Namen der h. Dreieinigkeit getauft werden, so läßt sich schließen, daß auch unter den Baiern vermöge ihrer ostgothischen Herkunft anfangs das arianische Christenthum herrschte. Außerdem gebietet Gregor, nur für verstorbene Katholiken solle der Priester Fürbitte leisten, nicht für Gottlose, wenn sie auch Christen gewesen. Niemand soll weder wilde noch zahme Pferde zur Speise schlachten. Wer seinen Vater oder Bruder, seine Mutter oder seine Schwester umgebracht hat, soll in seinem übrigen Leben nicht zum Abendmahl zugelassen werden, außer in der Todesstunde; er soll auch kein Fleisch essen und keinen Wein trinken, und am zweiten, vierten und sechsten Tage der Woche fasten, um solchergestalt unter Thränen sein Verbrechen zu tilgen. Endlich sollen Christen, welche ihre Leibeigenen den Heiden zu Schlachtopfern verkaufen, mit eben der Büßung wie die Mörder belegt wer-

den. Der Herzog, welcher damals in Baiern regierte, hieß Hugbert.

Um mit Papst Gregor III. persönlich bekannt zu werden, reiste Bonifazius zum drittenmale nach Rom (738). Er blieb daselbst ein ganzes Jahr, und kehrte reichlich mit Reliquien beschenkt nach Deutschland zurück. Ein Schreiben des Papstes empfahl ihn von Neuem den deutschen Völkern, von denen in der Aufschrift namentlich aufgeführt sind die Thüringer, Hessen, Bortharii (an der Borda), die Nistresier (vielleicht Neustrier), die Wedrecier (Wetteravier), die Lognaer (an der Lohna), die Sudwoer und die Graffelder, Namen, deren Deutung sehr ungewiß ist, weil sie wohl zu Rom selbst schon verstümmelt worden seyn mochten. Allen diesen Völkern empfahl Gregor Gelehrigkeit und Folgsamkeit gegen den Bonifazius, und gegen die von ihm bestellten Bischöfe und Priester; demüthige Annahme der den Irrenden auferlegten Strafen, und sorgfältige Vermeidung aller heidnischen Gewohnheiten.

Bonifazius ward auf seiner Rückreise durch eine feierliche Gesandtschaft des Herzogs Odilo von Baiern, der unterdeß auf Hugbert gefolgt war, eingeladen, nach Baiern zu kommen, und die schon angefangene Kirchenverbesserung fortzusetzen. Für diesen Zweck schien ihm das nöthigste, die Volksverführer, die in der Zwischenzeit ihr Haupt wieder empor gehoben hatten, zu vertreiben; dann versuchte er, gehorsam den Satzungen der römischen Kirche, welche die Ehe der Geistlichkeit Hurerei nannte, alle Geistlichen durch Drohungen und Kirchenstrafen zur Entfernung ihrer Weiber zu zwingen. Damals mag das strenge Gebot, daß ein Geistli-

cher außer Mutter und Schwester keine weibliche Person in seiner Wohnung dulden soll, in die bojarischen Gesetze eingeschaltet worden seyn. Indes erreichte Bonifazius in dieser Hinsicht seine Absicht nicht, und Priesterehe blieb noch viele Jahrhunderte hindurch herrschende Gewohnheit in Deutschland. Wichtiger war es, daß er unter Einwilligung und Mitwirkung des Herzogs Odilo (im Jahr 740) ganz Baiern in die vier Kirchsprengel Salzburg, Freisingen, Regensburg und Passau theilte, und jeden derselben einem von ihm ernannten Bischof übergab. Die Einrichtung dieser Bisthümer war nach Versicherung eines der Lebensbeschreiber des Bonifazius das sicherste Mittel, die Falschheit und Bosheit der Priester dieses Landes, das heißt, ihren Widerwillen gegen die römische Kirchenzucht zu überwinden. Nach diesen vier bairischen Bisthümern stiftete er ein fünftes zu Eichstätt in Franken, an einem Orte, den ihm ein reicher Landherr Namens Switgar zur Lösung seiner Seele geschenkt hatte; ein sechstes zu Würzburg, ein siebentes zu Buraberg und ein achttes zu Erpbesfurt (Erfurt). Die beiden letztern scheinen sehr zeitig wieder eingegangen zu seyn. Zacharias, der nun statt Gregors III. Papst war, bestätigte diese Stiftungen.

Aber nicht bloß durch Bisthümer, sondern auch durch Kirchenversammlungen suchte Bonifazius die deutsche Kirche zu bauen. Nach eingeholter Erlaubniß des Papstes Zacharias hielt er dieselben in den Jahren 742, 743 und 744 unter dem Vorsth des fränkischen Fürsten Karlmann, der Karl Martells Sohn war. Aus den

vorhandenen Schlüssen dieser Synoden *) erfieht man, daß dieselben mit dem Maifelde verbunden waren; die Bischöfe erschienen nebst den weltlichen Großen auf der allgemeinen Versammlung, deren Zweck sowohl geistliche als weltliche Bestimmungen waren. „Im Namen unsers Herrn Jesu Christi, beginnt das erste Capitulare, habe ich Karlmann, Herzog und Fürst der Franken, im Jahr der Menschwerdung 742 am 19ten Mai mit dem Rathe der Knechte Gottes und meiner Optimaten, die Bischöfe meines Reichs nebst den Presbytern zu einer Versammlung und Synode versammelt, nehmlich den Erzbischof Bonifazius, die Bischöfe Burchard, Regensfried, Witta, Willibald, Dadan, Eddan und andere Bischöfe mit ihren Presbytern, um mir Rath zu geben, wie das Gesetz Gottes und die kirchliche Frömmigkeit, die in den Tagen der vergangenen Fürsten zerfallen ist, wieder hergestellt werden, das christliche Volk zum Heil seiner Seele gelangen, und durch falsche Priester nicht länger betrogen werden möge.“ Erstlich wird Bonifazius, der Abgesandte des h. Petrus, über alle Bischöfe des östlichen Frankenreichs, welches Karlmann beherrschte, als Erzbischof gesetzt, und die jährliche Abhaltung der Synoden, die Wiedererstattung alles der Kirche entrißnen Guts und die Absehnung der lasterhaften Geistlichen angeordnet. Zweitens wird den Geistlichen das Tragen der Waffen und alle Kriegs- und Heeresfolge verboten; nur in geistlichen Geschäften soll der Fürst einen oder zwei Bischöfe mit ihren Kapellanen ins Feld nehmen dürfen. Desgleichen wird ihnen die Jagd und

*) Sie sehen in mehreren großen Sammlungen z. B. in Baluze, Harduin &c.

Waldstreiferei mit Hunden, auch das Halten der Habichte und Falken untersagt. Drittens soll jeder Pfarrer seinem Bischof gehorchen und ihm in der Quadragesima Rechenschaft ablegen von seinen Amtsverrichtungen, bereit seyn, den zur Kirchenvisitation kommenden Bischof aufzunehmen, und am grünen Donnerstage um neues Chrisma bei seinem Bischöfe nachsuchen. Viertens sollen unbekannte Bischöfe und Priester, woher sie immer kommen mögen, ohne vorhergegangene Synodalprüfung nicht zugelassen werden. (Diese Verordnung hätte früher den h. Bonifazius nebst seinen Gehülffen selber getroffen.) Fünftens soll jeder Bischof in seinem Sprengel unter Beistand des Grafen (Graphio) welcher Beschützer seiner Kirche ist, Sorge tragen, daß das Volk Gottes keine heidnischen Gebräuche mehr übe, sondern alle solche Unreinigkeiten wegwerfe, es mögen nun Todtenopfer, oder Wahrsagungen und Zeichendeutungen, oder Zaubereien oder Opfer seyn, welche thörichte Menschen bei den Kirchen nach heidnischer Art unter dem Namen von Martyrern oder Bekennern darbringen, oder jene gottlosen Feuer, welche Nied Feor*) (Nothfeuer) genannt werden. Sechstens sollen die Diener und Dienerinnen Gottes, die in die Sünde der Hurerei verfallen, bei Wasser und Brodt Buße thun; ist der Sünder ein ordinirter Priester, so soll er gezeißelt werden und zwei Jahr im Gefängniß bleiben; ein Mönch nach dreimaliger Geißlung ein Jahr, desgleichen eine Nonne; der letztern soll zur Strafe der Kopf ganz kahl geschoren

werden. Siebentens sollen Priester und Diakonen sich nicht in Mäntel (sagis), sondern in Kaseln (casulis) kleiden, und durchaus keine Weiber im Hause halten.

Die im folgenden Jahre 743 bei Eiptinā (vermuthlich Vestines in Hennegau) am ersten März gehaltene Synode bestätigte zuerst die Schlüsse der vorigen Versammlung, und verordnete dann, daß wegen vielen und gefährlichen bevorstehenden Kriegen ein Theil der kirchlichen Einkünfte bitt- und schatzungsweise zum Nutzen des Heers zurückgehalten werden dürfe, dergestalt, daß jedes Haus (casata) jährlich einen Solidum an die Kirche oder an das Kloster zurückzahle. Verboten wird der Verkauf christlicher Sklaven an Heiden, und auf die Ausübung heidnischer Gebräuche eine Strafe von funfzehn Solidis gesetzt. Von diesen heidnischen Gebräuchen ist ein für die Sittengeschichte sehr merkwürdiges Verzeichniß angehängt**). Oben an steht Gotteschändung bei den Gräbern der Todten, wenn mit den Verstorbenen ihre Geräthschaften, Waffen und Schätze begraben, ihre Pferde bei ihrem Grabe getödtet, auch wohl, wie Prokop von den Herulern erzählt, ihre Ehefrauen gezwungen wurden, sich selbst umzubringen. Darauf kommen Gotteschändungen über den Verstorbenen, genannt Dadsias, wahrscheinlich Todtenessen; die Spurkalien, ein mit Schweineschlachten verbundenes Fest im Monat Februar, der in Niederdeutschland noch heut Sporfel genannt wird; Gotteschändung in den Kir-

*) Baluze hat Redfrat.

***) Die Erläuterungen dieses Verzeichnisses sind nach Eckhardt in histor. Franc. oriental. p. 407.

den, wenn christliche Gebräuche zu sündhaften Zwecken verrichtet wurden; Waldopfer, *Nimidas* genannt, ein Wort, welches nach *Cæhardt's* Vermuthung aus *Ninhiads* (Neun Häupter) entstanden ist, und sich auf ein altgermanisches mit Menschenopfern verbundenes Fest bezieht, welches wir geschichtlich nur noch bei den Skandinaviern finden. „Alle neun Jahre, erzählt *Adam von Bremen*, wird bei den Sweben eine große Versammlung aller Provinzen zu *Upsala* gehalten, von welcher keiner sich ausschließen darf. Dabei werden aus allen Lebendigen männlichen Geschlechts neun Häupter zum Opfer gebracht, und mit deren Blute die Götter versöhnt, die Leichname aber in einem Haine neben dem Tempel aufgehängt. Dieser Hain ist den Heiden so heilig, daß sie die einzelnen vom Blut der Opfer besleckten Bäume für geweiht achten; daselbst sahe ein *Christ*, der mir solches erzählt hat, wohl siebenzig Hunde neben menschlichen Leichnamen hängen.“ Gegen ein ähnliches, vielleicht minder grausames Fest ist das obige Verbot der *Nimidas* gerichtet. Ferner verbietet das Verzeichniß den Götterdienst auf Felsen, die Verehrung des *Mercurius* und *Jupiter* (d. i. *Wodans* und *Thors*), die Schlachtopfer bei den Gräbern der Heiligen, die *Philacterien*, Anhängsel von Metall, Holz oder anderm Stoff, welche hauptsächlich am Halse getragen wurden, um Unglück abzuwenden, und die *Nestelbänder* (*Ligaturae*) deren geheime Verknüpfung eine lähmende Wirkung auf entfernte Personen hervorbringen sollte; die Opferstätten an Quellen, die Wahrsagungen aus dem Mist der Vögel, Rasse und Rinder und aus dem Niesen, die Befra-

gung der Wahrsager und Spruchsprecher, den abergläubischen Gebrauch des durch Reibung zweier Hölzer hervorgelockten Nothfeuers, die Befragung des Gehirns der Thiere, die heidnische Beobachtung des Feuers auf dem Heerde als eines Wahrzeichens, die Brachtung ungewisser für bezaubert gehaltenen Stellen, die Feier des verfinsterten Mondes, wenn ihm Sieg über seine Feindin die Sonne zugerufen ward (*vince luna*), das Wettermachen, den abergläubischen Gebrauch der Trinkhörner und Schalen, vielleicht überhaupt solcher, welche nach alter Weise aus menschlichen Hirnschädeln gefertigt waren; das Ziehen zauberischer Furchen um die Meierhöfe, den heidnischen Wettlauf mit zerrißnen Gewändern und Schuhen, die willkührliche Verehrung Verstorbener, die aus Mehl gebaknen Götzenbilder (von denen die verschiedenen auf Kirchenfeste bezüglichen Formen der Backwerke, *Martinshörner*, *Christwecken*, *Brezeln* u. dergleichen sind); die aus Kleidern gefertigten Götzenbilder, auch die Götzenbilder, die auf den Feldern herum getragen werden, das Aufhängen hölzerner Füße und Hände als Weihgeschenke; endlich den Aberglauben, daß die Heren dem Monde befehlen und lebendigen Menschen das Herz aus dem Leibe nehmen könnten. Ein Theil dieser damals verbotenen Gebräuche, z. B. die Weihgeschenke, das Herumtragen der Bilder u. dergleichen, ist nachmals in anderer Gestalt gebilligt worden.

Außer diesem Verzeichniß verbotener Gebräuche besitzen wir von der Synode zu *Lyptina* eine zum Behuf der Neubekehrten gefertigte Teufelsentsagung und ein Glaubensbekenntniß in deutscher Sprache, die zu den ältesten Denk-

mählern unserer Sprache gehören, und zugleich die Eigenthümlichkeit der fränkischen Mundart, bezeichnen, die sich damals zwischen der ober- und der niederdeutschen Sprechweise, wie die Franken selbst zwischen Allemannen und Sachsen, entwickelt hatte*).

Die Schlüsse einer dritten in Beiseyn des h. Bonifazius gehaltenen Versammlung, deren Jahreszahl sich jedoch nicht bestimmt angeben läßt, betreffen zum Theil weltliche Dinge, und bezeugen ganz deutlich, daß diese Versammlungen nicht ausschließlich geistlichen Angelegenheiten gewidmet waren**). Wenn ein Kind an der Kirchthüre ausgehört und von einem Barmherzigen aufgenommen worden ist, soll der letztere eine Kundmachung aushängen; wird das Kind in zehn Tagen nicht eingefordert, mag er es behalten; steht nach dieser Zeit ein Verläumder gegen ihn auf, soll derselbe wie ein Mörder bestraft werden. Die Gläubigen sollen für ihre

verstorbenen Freunde dreißig Tage lang fasten. Wöchnerinnen soll der Eintritt in die Kirchen nicht gewehrt werden. Geistliche sollen kein langes Haar tragen. Priester ihren Stand nicht verlassen 2c. Jeder Eid der Laien soll in der Kirche und auf Reliquien geschworen werden. Freigelassne sollen gegen Freigebohrne kein Zeugniß ablegen. Umtausch gilt wie Kauf. Wer sich statt an den Bürgen an den Schuldner selbst hält, verliert an den erstern sein Recht. Einem falschen Münzer soll die Hand abgehauen werden 2c. Vermuthlich war es auch auf dieser Synode, wo Bonifaz die deutschen Bischöfe eine Acte unterzeichnen ließ, worin sie förmlich und feierlich dem römischen Stuhl beständigen Gehorsam gelobten***).

Neben diesen öffentlichen Beschäftigungen stand Bonifazius in einem unaufhörlichen Briefwechsel mit Rom, der größtentheils Anfragen

*) Abgedruckt in Eckhardt's Hist. Franc. or. I. p. 440. Uebrigens in Origine Iur. Germ. in Appendice eot.

Frage. Forsachistu Diabolâ?

Antw. Ec forsacho Diabolâ.

Fr. End allum Diabol: gelbe?

A. End ec forsacho allum Diabol: gelbe.

Fr. End allum Diaboln Werkum?

A. End ec forsacho allum Diaboles Werkum und Worbum, Thunaer ende Woden end Sarn Dre ende allem them unholdum, the hira genotas sint.

Fr. Gelobistu in Got almechtigan Fadaer?

A. Ec gelobo in Got almechtigan Fadaer.

Fr. Gelobistu in Christ Godes Suno?

A. Ec gelobo in Christ Godes Suno.

Fr. Gelobistu in halogan Gast?

A. Ec gelobo in halogan Gast.

Verfagst du dem Teufel?

Ich versage dem Teufel.

Und aller Teufelsgesellschaft?

Und ich versage aller Teufelsgesellschaft.

Und allen Teufelswerken?

Und ich versage allen Teufelswerken und Worten, dem Thor und Wodan und Saren Obin und allen den Unholden, die ihre Genossen sind.

Glaubst du an Gott, den allmächtigen Vater?

Ich glaube an Gott, den allmächtigen Vater.

Glaubst du an Christum, Gottes Sohn?

Ich glaube an Christum, Gottes Sohn.

Glaubst du an den heiligen Geist?

Ich glaube an den heiligen Geist.

***) Apud Baluzium p. 153.

****) Epist. Bonif. ad Cudbertum. in epist. p. 197.

und Antworten über Ketzereien, Kirchengebräuche, Synoden, erlaubte Speisen, Krankheiten, Steuergeben und altgermanische Sitten, deren Beibehaltung ihm verdächtig schien, enthält. Ein Priester in Baiern, der gar kein Latein verstand, hatte einst mit der Formel getauft: *Baptizo te in nomine Patria et Filia et Spiritus Sancti*. Bonifazius wollte dieses Fehlers wegen die Taufe wiederholt wissen; allein der römische Bischof belehrte ihn, daß, wenn die wesentliche Taufformel selbst von einem ketzerischen Geistlichen gebraucht worden wäre, keine neue Taufe, sondern nur die Auflegung der Hände zur Reinigung des Getauften nothwendig sey. Virgilius, der nachmals Bischof von Salzburg geworden, hatte gegen die Meinung der Kirchenväter, welche die Erde als eine ebene Scheibe sich dachten, gelehrt, sie sey kugelförmig, und es gebe unter derselben noch eine andere Welt und andere Menschen. Diesen verklagte Bonifazius in Rom; Zacharias verdamnte, was spätere Zeiten als Wahrheit erkannt haben, und befahl, wenn Virgilius im Bekenntniß dieser ketzerischen Lehre verharre, ihn abzusehen und wegzujagen. Ueberhaupt bezeugt dieser auch für die Sittengeschichte erhebliche Briefwechsel zwar überall die knechtische Abhängigkeit von den Aussprüchen des römischen Bischofs, in welche sich Bonifazius gesetzt hatte, aber auch auf der andern Seite

die Reinheit seiner Gesinnung und seinen unerschrocknen Eifer für das Recht; selbst an dem hochverehrten römischen Stuhl rügte er die Uebertretung kirchlicher Gebote. Derselbe Mann, welcher erst in Rom anfragt, ob die deutschen Christen Krähen, Dohlen, Störche, Hasen, wilde Pferde und Biber essen dürfen? wie bald nach der Schlachtung des Schweins der Speck gegessen werden dürfe? wie oft er das Kreuz bei Austheilung des Abendmahls machen müsse? ob die Slaven, die in christlichen Ländern wohnen, Steuern bezahlen sollen? — beschwert sich in einem Schreiben an Gregor III. über die ärgerlichen Auftritte, welche von Rom zu seiner und anderer Lehrer Beschämung erzählt wurden, über die heidnischen Gebräuche, die man beim Anfange des Jahrs daselbst übe, über die daselbst gebräuchlichen Tänze, Zursufungen, schändlichen Gesänge und Gastereien, über die mit Ehebruch und Hurerei besleckten Bischöfe, welche der heilige Stuhl bestätigt habe. Dem Papst Zacharias wirft er mit dessen eigenen Worten vor, daß er die Kirchengeseze und die Lehren der Väter vernichte, und mit den Seinigen dadurch in die Sünde der Simonie verfalle, daß er sich für den bischöflichen Mantel Geld zahlen lasse. Beide Päpste suchten sich gegen diese Vorwürfe so gut als möglich zu rechtfertigen. Mit noch größerer Freimüthigkeit schrieb er an Fürsten.

(Die Fortsetzung des vierzehnten Kapitels folgt im nächsten Heft.)

Der heilige Bonifazius.

(Fortsetzung des vierzehnten Kapitels.)

So strafte Bonifazius den Ethibald, König von Mercia, daß er mit Nonnen in Unzucht lebe. „Selbst die Heiden, schreibt er, ehren den Ehestand, und züchtigen Ehebrecher und Hurer. Im alten Sachsenlande wird eine Jungfrau, die ihr väterliches Haus entehrt, oder eine Ehefrau, welche die Treue bricht, entweder genöthigt, sich selbst zu erhenken, und über den Ort, wo sie verbrannt worden, auch ihr Verführer aufgehängt; oder von einer Menge Weiber aus einem Gau in den andern gegeißelt, und mit Messern so lange gestochen, bis sie dem Tode nahe ist. Bei den Wenden aber, der schändlichsten und schlimmsten Gattung von Menschen, dauert die eheliche Liebe so unverbrüchlich fort, daß nur diejenige Wittwe gelobt wird, welche sich selbst das Leben nimmt, um zugleich mit dem Leichnam ihres Mannes verbrannt zu werden.“

Dergestalt ward Bonifazius durch die Begründung des Kirchentums allmählig zugleich weltlicher Gesetzgeber der Franken; indeß fuhr er unablässig fort, neue Klöster und Kirchen zu stiften. Unter diesen ist die Abtey zu Fulda vorzüglich berühmt geworden. Einer seiner Schüler, Namens Sturm, von Jugend auf von der Neigung zum einsamen Leben erfüllt, zog mit zwei Gefährten in den großen und rauhen Buchwald zwischen Thüringen und Hessen; daselbst bauten sie sich an einem Orte, wo nachmals das Kloster Hersfeld entstand, einige

Hütten. Bonifazius aber hielt diesen Ort wegen der Nachbarschaft der streifenden Sachsen für zu gefährlich, und rieth seinem Schüler, sich tiefer im Innern des Waldes einen andern Platz zu erlesen. Sturm fand ihn endlich an dem Flusse Fulda in einer sehr wilden Gegend, welche Eichloch hieß, in dem Gau Grabfeld. Auf Bonifazens Fürsprache schenkte Karlmann den Ort und die umliegende Gegend zur Erbauung des Klosters, und auch die fränkischen Herren, die in der Nähe Besigungen hatten, gaben Antheile von Land. So erstand in der Einsamkeit des fürchterlichen Waldes, der anfangs selbst den Schwärmer zurückgeschreckt hatte, ein großes Kloster, zu dessen erstem Abte Sturm gewählt ward *).

Die großen Verdienste des Bonifazius bewogen endlich die fränkischen Fürsten, ihm (im Jahre 745) einen beständigen Metropolitanstiz anzuweisen. Die Stadt, welche dazu erkoren ward, war Mainz, damals noch Moguntia genannt, die schon in frühern Jahrhunderten eine bürgerliche, wahrscheinlich daher auch eine kirchliche Metropolis gewesen. Der Bischof dieser Stadt, Gerold, war, nach der Erzählung eines spätern Schriftstellers **), in einer Schlacht gegen die Sachsen gefallen; sein Sohn Gewilieb, der auch sein Nachfolger im Bisthum war, ließ sich dadurch nicht abschrecken, mit Karlmann ebenfalls wider die Sachsen zu ziehen. Als nun die Heere, durch die Weser getrennt, einander gegen-

*) Um's Jahr 744. **) Othlon, II. 37.

über standen, ließ Gewilieb durch einen Diener denjenigen Sachsen ausforschen, der seinen Vater getödtet hatte, lud denselben zu einer Unterredung mitten im Flusse, und durchbohrte ihn mit dem Schwerdte. Nach der Zeit, als Gewilieb in sein Bisthum zurückgekehrt war, klagte ihn Bonifazius auf einer Synode zu Soissons an, des Bisthums unwürdig zu seyn, weil er mit

Stossvögeln und Jagdhunden spiele und eine Mordthat begangen habe. Gewilieb unterwarf sich willig dem Urtheil, ward abgesetzt, und Bonifazius Bischof oder vielmehr Erzbischof von Mainz, und jenes alte, in den fränkischen Zeiten erloschene Metropolitanverhältniß seitdem wieder hergestellt.

Funfzehntes Kapitel.

Karl Martell und seine Söhne.

Während das in römische Formen gefasste Christenthum im Osten immer weiter die Macht der germanischen Wälder durchdrang, ward in Westen ganz Europa mit dem Schicksal bedroht, unter das Joch des Korans zu fallen, und statt des Kreuzes den Halbmond aufgerichtet zu sehen. Asiens eingeschlummerte Kraft war im siebenten Jahrhundert durch Mohammed geweckt worden. Zur Zeit, als im oströmischen Reiche sittliche Verderbniß und geistige Erschlaffung immer mehr überhand genommen, der Bilderdienst die Gestalt des Heidenthums erneuert, und theologisches Wortgezanke alles wahrhafte Gefühl der Religion verdrängt hatte, trat ein Mann voll Heldenkraft und Begeisterung in Arabiens Sandwüsten auf, und belebte den ermatteten Geist der Völker Asiens durch eine religiöse Gesetzgebung, die nun seit zwölf Jahrhunderten die Grundlage aller bürgerlichen Verfassung wie die Richtschnur der gesammten

Weltansicht der morgenländischen Menschheit geblieben, und überhaupt das für das Morgenland geworden ist, was Christenthum und germanische Völkerverwanderung für das Abendland wurden. Aber wie anders hat das Christenthum, wie anders der Islam gewirkt! Durch die christliche Kirche ist in Europa die Idee der Freiheit immer wach erhalten, das Feuer der Wissenschaft und der Kunst gepflegt, und selbst die rohste Barbarei zu edler Bildung umgeformt worden; dagegen sehen wir den Propheten des Islams durch die Lehre von der Einheit des Staats und der Kirche die Knechtschaft der Völker heiligen, aus Begeisterung für die Einheit und Unkörperlichkeit Gottes die Kunst als Götzendienerin ächten, aus Besorgniß für das unbezweifelte Ansehen des Religionsbuchs die Wissenschaft verdammen, die edelsten Völker in die Dumpfheit des Hochmuths und der müßigen Gleichgültigkeit stürzen, und so die Barbarei

Asiens auf unerschütterlichen Grundlagen befestigten. Dieses Schicksal schien auch für Europa bereitet zu seyn, als die Kraber, nachdem sie im siebenten Jahrhundert Persien, Syrien, Kleinasien, Aegypten und die Nordküste von Afrika bezwungen hatten, zu Anfang des achten unter Tarik und Musa nach Spanien überschifften, und das von einem schwachen Könige beherrschte Gothenreich, zweihundert zwei und neunzig Jahre nach seiner Gründung (711), durch eine Schlacht, mehr durch schlaue benutzte Verräther, über den Haufen warfen. Die Gothen waren hinter den Pyrenäen entartet, Alarichs Nachfolger schlummerten auf dem Thron, der Städte Mauern waren zerfallen in Staub, die Jugend, fruchtlos des Ruhms der Vorfahren eingedenk, hatte des Kriegsgeistes und der Waffenübung vergessen, durch die sie ihn hätte bewahren sollen. Also schlug auf der pyrenäischen Halbinsel für sieben Jahrhunderte das Wesen der Kraber Wurzel; obwohl lang zuvor, ehe diese Frist abgelaufen war, der nur gebeugte, nicht zerschmetterte Gothenstamm sich in erneueter Kraft von der Erde erhob. Indes drangen nach Spaniens Unterjochung die Statthalter der Nachfolger des Propheten in Frankreich ein, um die den Gothen daselbst zustehenden Landschaften einzunehmen. Nicht zufrieden mit dem Besiz von Septimanie (Languedoc), kam Abderhahan mit viermahlhunderttausend Mann, und belagerte Arles. Umsonst eilte Gudo, Herzog von Aquitanien, der über das südwestliche Gallien fast unabhängig von dem

Einfluß des Frankenfürsten herrschte, die bedrängte Stadt zu retten; er wurde geschlagen, und sahe bald auch Bordeaux verloren. Da flehte er ängstlich zu Karl Martell, dessen Hülfe er sonst wohl gemieden hatte, und dieser sah ein, daß nicht blos der Franken Herrschaft, sondern die Fortdauer der Christenheit auf dem Spiel stand. Darum bot er seine Franken auf, und zog mit ihnen über die Loire den Ungläubigen entgegen, die von Poitiers gegen Tours vorrückten, um daselbst den Schatz des h. Martinus zu rauben. Zwischen diesen beiden Städten trafen sich das christliche und das muselmännische Heer. In dieser blutigen Schlacht (732), in der von den Arabern um die Erfüllung der verheißenen Weltherrschaft, von Karl Martell und den Seinigen für den Glauben und die Sitte Europas gekämpft ward, fiel Abderhahan, der die Kraber führte, mit vielen Tausenden der Seinen durch das Schwerdt der Franken. Die übrigen entflohen in der Nacht; am Morgen fanden die Sieger das feindliche Lager so verlassen, daß sie anfangs der verdächtigen Stille mißtrauten. Der verhängnißvolle Sieg war vorzüglich durch die deutschen Aufrasier erstritten worden ¹⁾.

Indes blieben auch nach der Schlacht bei Tours die Kraber dießseits der Pyrenäen in Septimanie Herren, denn Karl konnte seinen Sieg nicht verfolgen, weil Unruhen in Burgund und in Friesland seine Kräfte zersplitterten. Fünf Jahre nachher rief Maurontius, ein burgundischer Herr, der sich nach dem Bei-

¹⁾ Sic gens Austriae, membrorum praeceminentia valida, et gens Germana, corde et corpore praestantissima, quasi in ictu oculi manu ferrea et pectore arduo Arabes extinxerunt. Fredegar.

spiel des Herzogs von Aquitanien zum Fürsten in der Provence zu erheben suchte, die Kraber als Bundesgenossen ins Land, und räumte ihnen die Städte Avignon und Vienne, so daß sie alles Land bis nach Lyon plündern konnten. Karl sandte zuerst seinen Bruder Hildebrand gegen sie; darauf, als dieser den Statthalter Debah nach Avignon zurückgetrieben hatte, zog er selbst mit frischem Volk vor diese Stadt, belagerte sie mit Kriegsmaschinen, und ließ, als er sie mit Sturm genommen, alle darin befindlichen Kraber niederhauen. Als Sieger durchzog er ganz Septimanie bis gen Narbonne, welches der Hauptwaffenplatz der Kraber war. Indem er aber diese Stadt belagerte, setzte eine arabische Flotte ein Heer zum Entsatz ans Land. Karl eilte demselben mit einem Theile der Seinen entgegen, und erschlug es sammt seinem Anführer Amur an der Mündung des Flusses Berre. Seitdem eroberte er viele feste Städte Septimaniens, welche die Kraber inne hatten, doch vermochte er Narbonne nicht zu bezwingen; daher ließ er die Thürme und Mauern der eroberten Städte abbrechen, um zu verhindern, daß die Feinde sich nicht wieder darin festsetzen möchten. Maurontius, der neue Versuche machte, mit Hilfe der Kraber die unabhängige Herrschaft der Provence zu behaupten, ward einige Jahre nachher genöthigt, in die Alpen zu flüchten. Also brachte Karl Martell durch Eroberung Septimaniens und gänzliche Bezwingung Burgunds die fränkische Herrschaft über Gallien zu ihrer Vollendung.

Während diesen Kriegsthaten Karls war der Schattenkönig Theoderich IV. gestorben, ohne daß der Fürst und Herzog der Franken für nö-

thig gehalten hätte, demselben einen Nachfolger zu ernennen. Karl betrachtete den Thron als erledigt; aber bei dem Widerstand, den er in allen Theilen des Reichs von den Großen erfuhr, mag er mit Recht Bedenken getragen haben, durch Annahme des Königsnamens auch die Aufmerksamkeit des Volks auf die im Stillen vollendete Staatsveränderung zu lenken; er starb, in größern Entwürfen unterbrochen, zu Quercy an der Doye, im fünfzigsten Jahre seines Alters (741), über die angemessene Herrschaft vor seiner Zeit und der Nachwelt durch die Rettung des christlich-europäischen Wesens gegen den Einbruch foranisch-asiatischer Barbarei hinlänglich gerechtfertigt.

Kurz vor seinem Tode hatte Karl Martell mit Zuziehung der Großen das Reich unter seine drei Söhne getheilt; der erstgebörne, Karlmann, erhielt Aufrasien nebst Allemannien und Thüringen; der jüngere, Pipin, Neustrien nebst Burgund und der Provence; der dritte, Gripho, den er mit der bairischen Prinzessin Sonchilde gezeugt hatte, sollte Antheile von Neustrien, Burgund und Aufrasien haben. Weder Aquitanien noch Bojoarien kamen in die Theilung, sondern wurden als selbständige Fürstenthümer betrachtet. Da aber Gripho noch minderjährig, seine Mutter eine Ausländerin, und ihre Ehe mit Karl wegen naher Verwandtschaft von der Geistlichkeit unglücklich genannt worden war, stießen die ältern Brüder die väterliche Verordnung über den Haufen, nahmen den Gripho in Laon gefangen und setzten ihn auf die Burg Neuschloß (Neuschateau) im Ardennen-Wald. Darauf theilten sie ohne Gripho. Schon hatten die Aquitanier und die Allemannen um ihre

Unabhängigkeit erfolglos gestritten, jetzt er- klärte der Baiersche Herzog Odilo, durch Son- childen, deren Tochter Chiltrudis er geheirathet hatte, angeregt, und durch das Bündniß mit Theobald, dem Herzog der Allemannen, gestärkt, an die fränkischen Fürsten den Krieg. Diese, welche die Streifereien gegen die übrigen Völ- kerschaften mit ihrer gewöhnlichen Hausmacht ausgeführt hatten, boten gegen die vereinigten Baiern und Allemannen den allgemeinen Heer- bann auf *). Am Lech standen sich beide Heere funfzehn Tage lange gegenüber: die Franken wagten es nicht, das jenseitige von ihren Fein- den besetzte Ufer zu erstürmen. Da kam ein Presbyter, Sergius, der sich als päpstlicher Legat bei den Baiern befand, zu Pipin und Karl- mann, und untersagte ihnen im Namen des apo- stolischen Stuhls den Angriff. Diese aber läug- neten, daß er zu solchem Verbot beauftragt sey, und fertigten ihn ab. Indes wurden die Baiern immer sicherer, und begannen schon zu spotten; aber unvermuthet gingen des Nachts die Franken an zwei Orten über den Fluß, und siegten durch Ueberfall. Theobald, der Alle- manne, entrann (743); Herzog Odilo aber, der über den Inn geflohen war, übertieferte sich, als er fernern Widerstand unmöglich fand, der Gna- de der Sieger. Diese führten ihn mit sich nach Austrasien, im folgenden Jahr aber gewährten sie Gnade, und gaben ihm, dem Gemahl ihrer Schwester, sein Herzogthum wieder. Der Ge- bemüthige war nun von den Franken abhängi- ger als sonst, doch ward an der bisherigen Ver- fassung des Herzogthums nichts geändert. Zu

dem Priester Sergius, der am Tage nach der Schlacht gefangen vor den Sieger geführt wurde, sprach Pipin: „Herr Sergius, jetzt se- hen wir, daß der heilige Apostel Petrus aus deinem Munde nicht spricht. Wir haben uns dem Gottesurtheile nicht entzogen, und der Apostel hat uns geholfen. Darum erkenne, daß unsere Sache gerecht ist, und Bojoarien zum Reiche der Franken gehört!“

Diese Unruhen im östlichen Reichtheile wa- ren vermuthlich des Bewegungsgrund, durch den sich Pipin bestimmen ließ, den seit mehreren Jahren erledigten Königsthron in Neustrien wieder zu besetzen: er konnte ohne König den Heerbann nicht aufbieten, und vielleicht nicht ohne Gefahr vor den eigenen Franken die empör- ten Allemannen, Baiern und Sachsen bekämp- fen. Der Schattenkönig, den er aufstellte, hieß Childerich II. (746).

Nach einigen Jahren ward Karlmann der weltlichen Herrlichkeit müde, und faste, wie vor ihm mehrere angelsächsische Könige, wie kürzlich erst der Herzog von Aquitanien, und bald nachher der Longobardenkönig Rachis, den Entschluß, den Fürstenmantel mit dem Mönchskleide zu vertauschen, und aus dem Ge- räusch der Herrschaft in stille Klostermauern zu fliehen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß er durch solche Selbstverläugnung altes, von seinem Hause begangenes Unrecht abzubüßen dachte. Also übertrug er das Reich Austrasien seinem Bruder Pipin, zog gen Rom, ließ sich das Haar abschneiden, und ward vom Papsi Zacharias zum Geistlichen geweiht; von da ging er in das

*) Fredegar c. 112. Compulsi sunt, generalem cum Francis admovere in Bojoariam exercitum.

Kloster St. Sylvesters auf dem Berge Soracte; endlich wurde er Mönch im Benedictinerkloster auf dem Berge Cassino in Samnium. Von seinem Sohne Drogo, welchen er der oheimlichen Vorforge Pipins empfahl, hört man nichts weiter; aber sein Stiefvater Gripho, der auf seine Fürsprache die Freiheit und zur Entschädigung für sein Erbe Güter in Thüringen erhalten hatte, wurde durch den Gedanken, daß Pipin das ganze Reich allein besitzen sollte, so verstimmt, daß er mit einem starken Anhang zu den Sachsen entwich, und in Gemeinschaft mit diesen dem Frankenfürsten den Gehorsam auf sagte; auch die übrigen Herzoge der deutschen Lande waren mit ihm im Verständniß. Dieser großen Gefahr kam Pipin durch seine Schnelligkeit zuvor. Er brachte von der einen Seite die Friesen, von der andern die Wenden gegen die Sachsen in Waffen, und warf sich selbst mit solcher Uebermacht auf sie, daß sie um Frieden baten, und die Abtragung des alten Tributs von Neuem gelobten. Gripho aber ging nach Baiern, wo Herzog Ddilo gestorben war, und seinen Sohn Tassilo unmündig hinterlassen hatte. Da Gripho von mütterlicher Seite ein Agilolfinger war, und unter den Großen des Landes eine mächtige Parthei besitzen mochte, gelang es ihm, sich mit Hülfe des Allemannischen Herzogs Landfried von den Baiern zum Herzog wählen zu lassen. Aber auf dieser bedeutenden Stelle konnte Pipin seinen erklärten Gegner nicht dulden; er eilte unmittelbar aus dem verheerten Sachsenlande gegen die Baiern. Diese zogen sich über den Inn, lieferten aber, als Pipin Anstalten traf, ihnen über den Fluß zu

folgen, ihren neuen Herzog aus. Pipin nahm diesen nebst Landfried und Switgar, seinen vornehmsten Anführern, mit sich, nachdem er das bairische Land dem rechtmäßigen Erben Tassilo als fränkisches Lehn (per beneficium) überlassen hatte; nach erreichter Volljährigkeit legte Tassilo auf einem Hoftage zu Compiègne den Vasalleneid ab (757). Allemannien blieb ohne Herzog, und ward an Grafen vertheilt, die der König berief, Gripho mit Gütern und der Stadt Mans in Neustrien versorgt, wo er in der Folge neue Unruhen stiftete, in denen er umkam. Desgleichen ward Theoderich, Heerführer der Sachsen, der sich trotz der angelobten Treue von Neuem empört hatte, in der Festung Hochsburg gefangen, und nach Franken geführt.

Nach dieser Befestigung des fränkischen Reichs glaubte Pipin, die Zeit sey gekommen, die Macht seines Hauses auf der unerschütterlichen Grundlage des geheiligten Rechts, den in der altgermanischen Verfassung herrschenden Begriffen gemäß, zu begründen. In dieser Absicht beschloß er, die Königswürde der Mervinger nicht bloß erlöschen zu lassen, wie schon sein Vater gethan hatte, sondern dieselbe in seiner Person mit dem Herzogthum zu vereinigen und gleichsam zu erneuern. Die Ausführung dieses Entschlusses war nicht bloß für den fränkischen Staat, sondern für das gesammte christlich-germanische Europa von den wichtigsten Folgen, indem bei dieser Gelegenheit neue Verhältnisse zwischen dem Staat und der Kirche entstanden, die dem ganzen bisherigen Wesen eine sehr veränderte Gestalt gaben.

Sechzehntes Kapitel.

Pipin, König der Franken.

Das bisherige Verhältniß der Merovinge und Karolinger findet seinen Schlüssel in dem altgermanischen Grundsatz, nach welchem Könige aus uralten Fürstengeschlechtern, Herzoge aber nach dem Bedürfniß der Zeit und nach dem Verdienste der Männer gesetzt wurden ¹⁾. Jene gehörten dem Volke, diese den Kriegsheuten; jene waren priesterliche Vorsteher der Versammlung und geheiligte Anführer der Heerbanns, diese geschickte und glückliche Fürsten der Kriegsschaar. Chlodowich und seine ersten Nachfolger hatten Königthum und Herzogthum in ihrer Person vereinigt, aber das letztere weit mehr als das erstere geltend gemacht; wie das Ansehen der Volksgemeinde fiel, war auch die Königswürde immer mehr in Schatten getreten. Als nun die spätern Merovinge die Gunst ihrer Leudes, die sie in die Rechte des Volks gebracht hatten, durch ihre Neigung zum gallisch-romanischen Wesen verloren, erhoben zuerst die Aufrastier nach althergebrachter Weise Herzoge, die ihnen besser als die Merovinge gefielen. Indes hatte Pipin von Herstall den Plan, die Rechte des Volks wieder zu erwecken, und die Macht desselben zum Gegengewicht gegen die Anmaßung der Leudes zu gebrauchen, vor welcher ihm jetzt selber erbangte; darum ließ er den Schein des Königthums dauern, da derselbe zugleich seiner Gewalt einige Rechtmäßigkeit lieh, und die Unzufriedenheit derer beschwichtigte, die zu stolz

waren, einem ihres Gleichen zu dienen. Erst Karl Martell, vom Glanz vieler Siege umstrahlt, wagte es, ohne König zu herrschen; aber Pipin, durch die Gefahren, denen er kaum durch sein gutes Glück entging, über die Nothwendigkeit des Königthums belehrt, setzte von Neuem einen Mervinger auf den Thron. Ein Fürst und Herzog der Franken war, was vor Dioclezian und Constantin ein römischer Kaiser, der Anführer des Heers und der erste Beamte des Kriegstaats, den keine geheiligten Rechte mit dem Volke verbanden. Es kam jetzt darauf an, entweder die altgermanische Verfassung gänzlich untergehen und die Leudes werden zu lassen, was einst die Legionen gewesen, oder zu versuchen, ob das Königthum wiederum mit dem Herzogthume verbunden, und durch bessere Grundsätze befestigt werden könnte, als die frühzeitig entarteten Mervinge beobachtet hatten. Diesen Versuch durch den letzten und schwächlichen Sprößling des Merovingischen Hauses selbst anstellen zu lassen, wäre ein lächerliches Unternehmen gewesen; es bedurfte dazu eines Mannes, der die Verhältnisse der Zeit zu übersehen und zu beherrschen verstand. Ebenso wenig mochte Pipin den Schatteninhaber des Throns verschwinden lassen, und sich nun ohne Umstände und großes Geräusch an dessen Stelle setzen; der Regierungswechsel mußte eben auf eine recht auffallende Weise bewerkstelligt, und

¹⁾ Reges ex nobilitate, duces ex virtute sumunt. Tacit.

das königliche Recht feierlich, vor den Augen der Leudes und des Volks, auf den Stamm der bisherigen Herzoge übertragen werden, wenn Pipin seine wahre Absicht erreichen sollte. Was gewöhnlich für ein leeres Gaukelspiel gehalten wird, war die Errichtung des germanisch-europäischen Königthums auf der Grundlage der christlichen Kirche. Ueber ein Jahrtausend steht dieser Bau, und trotz, obwohl seit zwei Jahrhunderten in seinen Grundfesten erschüttert, noch immer allen wohl- oder übelgemeinten Versuchen der Zerföhrung und neuen Gestaltung.

Dieses Unternehmen Pipins wurde vollendet mit Hilfe des römischen Stuhls, der dadurch selber in ein anderes und bedeutenderes Verhältniß zu dem ersten Staate des Abendlands, bald zu der gesammten abendländischen Christenheit trat. Der Thron der Karolinger und der Stuhl der Nachfolger des Apostels haben sich gegenseitig zur Stütze gedient.

Seit dem dritten Jahrhundert hatte der Bischof von Rom allmählig den ersten Rang unter allen christlichen Bischöfen angesprochen, und in dem der römischen Herrschaft unterworfenen Abendlande wirklich behauptet; im Morgenlande wurde ihm derselbe durch die Patriarchen von Constantinopel streitig gemacht. Es begehrten aber die Päpste (so nannten sie sich vorzugsweise seit den Zeiten der Gothen, mit einem Namen, den sonst auch andere Bischöfe führten,) als ob auf ihrer Stadt ein Herrscherrecht hafte, nicht nur den Vorrang, sondern auch die Oberaufsicht und das Oberrihteramt der gesammten christlichen Kirche zu besitzen, also, daß alle Streitfachen in derselben ihnen zur Entscheidung vorgelegt werden mußten; ein An-

spruch, der indeß weder allgemein eingeräumt, noch durch irgend einen rechtskräftigen Titel bewiesen wurde. Dabei standen diese Bischöfe in einem völligen Unterthanenverhältniß zu dem Kaiser von Constantinopel, unter dessen Hoheit sie seit dem Sturze des gothischen Königreichs zurückgekehrt waren. Bis über das siebente Jahrhundert hinaus dauerte diese griechische Herrschaft über das Herzogthum Rom und die Provinzen Italiens, in welchen die römische Kirche ihre meisten Patrimonien hatte, Apulien, Calabrien, Sizilien, während schon das übrige Italien in die Hände der Longobarden gefallen war. Von ihren Gütern bezahlten die Päpste Tribut und Schutzgeld an den Kaiser, dessen Bestätigung ihrer durch das Volk und die Geistlichkeit geschehenen Wahl erst Gültigkeit gab; mehrere Päpste, die sich des Gehorsams weigerten, wurden auf Befehl des Hofes als Staatsverbrecher nach Constantinopel gebracht.

Indeß geschah es in der Verwirrung, in welche Italien mit dem Einbruch der Longobarden gerieth, und bei der immer sichtbarer werdenden Ohnmacht der Griechen, daß die Päpste, besonders Gregor I., an der Spitze der Landbesitzer und römischen Einwohner die Vertheidigung des von seinem Kaiser verlassenen Italiens, durch Waffen weniger als durch Unterhandlung, zu führen begannen. Ohnehin hatten sie in Rom seit der Entfernung des Hofes großen Einfluß auf das Volk gehabt, jetzt wurden sie als Netter und Schutzengel gegen der Longobarden Uebermacht verehrt, und in der That ist es nur aus Rücksicht auf die Päpste erklärbar, daß das ganz wehrlose Rom nicht eine Beute der Eroberer Italiens wurde. Wir erinnern uns

hier, wie schon Leo der Große durch kühne Fürbitte Rom vor Attila und Genferich gerettet hätte.

In diesen Zeiten, wo das Kaiserthum entfernt und gelähmt, Rom aber sich und dem Papst überlassen war, gab die durch die bildverstümmelten Kaiser erregte Kirchenstreitigkeit Gelegenheit zur völligen Trennung zwischen Rom und Byzanz. Die Verehrung der in den Kirchen anfänglich zur Ermunterung der Andacht aufgestellten Bilder war im Morgenlande allmählig zu so abgöttischer Anbetung entartet, daß die Christen von den Mohammedanern Götzendiener gescholten wurden, und die Anhänger des arabischen Propheten mit scheinbarem Recht behaupten konnten, die Sache des wahrhaften, nicht von Händen gemachten Gottes gegen die Anbeter menschlicher Gebilde zu führen. Die Gottheit selbst schien zu Anfang des achten Jahrhunderts durch den Erfolg ihr Urtheil zu sprechen, und im Untergange der asiatischen Kirche ihr Mißfallen an dem heidnisch-christlichen Dienste derselben, im Triumph des Korans ihre Billigung der unbilligen Verehrungsweise darzuthun, die Mohammed aus eigener Ueberzeugung und aus den Religionsbüchern des Judenthums und Christenthums geschöpft hatte. Kaiser Leo, der Isaurier, beschloß, dieses Uergerniß zu heben, und die christliche Kirche von dem Vorwurf der Bilderanbetung zu befreien. Dieser kriegerische Bauer auf dem Thron hatte in früher Jugend, vielleicht im Umgange mit Juden und Arabern, einen tödlichen Haß gegen die Bilder eingefogen, und hielt es für Fürstentpflicht, seinen Unterthanen die Vorschriften des eignen Gewissens aufzudringen. Ver-

blendet durch den Mißbrauch, der mit den bildlichen Darstellungen religiöser Gegenstände getrieben ward, und bei dem Mangel geistiger Ausbildung unfähig, den Mißbrauch von Gebrauch zu unterscheiden, und das von der Kirche begünstigte Bilderwesen einer tiefern Prüfung zu unterwerfen, meinte er das Christenthum zu reinigen, indem er die Bilder Christi, der Jungfrau und der Heiligen zerbrechen, oder, wenn sie an die Wände gemalt waren, mit glänzenden Farben überstreichen, und überhaupt alles vernichten ließ, was auf dem Wege der Anschauung das Gemüth anzuregen bestimmt war. Der Widerstand des Volks und der Mönche, den dieser Verbesserungsplan des Kaisers fand, und die offenen Empörungen, die durch denselben aufgereizt wurden, weckten in ihm und seinen Nachfolgern eine erbitterte Verfolgungssucht gegen die Anhänger der Bilder, und mit barbarischer Zerstörungswuth wurden nach und nach im morgenländischen Kaiserthum zahllose Denkmähler der Frömmigkeit vertilgt, und die Kunst selbst, wie von Mahomed, als Götzendienerin geächtet. Als nun diese Befehle eines rohen Kriegsmanns auch in Italien vollstreckt werden sollten, widersetzte sich Papst Gregor II. einem Unternehmen, dessen Ausführung der christlichen Kirche eines ihrer wirksamsten Mittel geraubt haben würde, die Gemüther der Menschen für die Ahnung des Unendlichen und Göttlichen zu stimmen. Hätte die Bildstürmerei obgesiegt, so würden nach der in ihr vorherrschenden Ansicht nicht bloß die Künste der Malerei und Bildnerei, sondern wohl die Kunst überhaupt, vielleicht auch die Literatur, untergegangen, und der europäischen

Menschheit, wie den Afiaten durch den Islam, das gesammte Reich der Schönheit verschlossen worden seyn, dessen Zugang nur durch die abendländische Kirche offen erhalten worden ist. Gregor hatte aber zunächst den Glauben und das Bedürfnis der Völker vor Augen, als er in zwei heftigen Briefen dem Kaiser seinen Widerspruch ankündigte, und ihn über den Irrthum zurecht wies, als ob die Bilder und nicht die darunter vorgestellten Personen von den Christen verehrt würden. „Du beschuldigst, schreibt er ihm, Rechtgläubige des Götzendienstes, und verräthst doch nur deine eigne Unwissenheit über die ersten Grundlinien der heiligen Schrift. Selbst im alten Bunde, wo doch der Hang des jüdischen Volks zur Abgötterei und die Reize des Heidenthums zu bekämpfen waren, befahl Gott seinem Knechte Moses die Verfertigung bildlicher Gegenstände, der Cherubim und Seraphim und der kostbaren Tempelgeräthe, zu seiner Verheerlichung; er selbst aber konnte nicht dargestellt werden, weil er sich den Menschen in keiner Gestalt geoffenbaret hatte. Seit aber aus Erbarmnis über das Menschengeschlecht der ewige Sohn Fleisch geworden, und sichtbarlich auf Erden gewandelt, seit die Apostel und Heiligen, und ein ganzes Geschlecht ihn geschaut, warum sollten die spätern Geschlechter der Menschen der Tröstung seines heiligen Angesichts und seines Kreuzes entbehren? Wenn wir den Vater unsers Herrn nicht bilden und malen, so geschieht dies, weil wir ihn nicht gesehen haben, und Gottes Wesen nicht abgebildet und abgemalt werden kann; hätten

wir ihn gesehen und erkannt wie seinen Sohn, so würden wir ihn auch abbilden und malen, und du würdest noch mehr Gelegenheit haben, uns Heiden und Abgötter zu schelten. Wahrlich, nicht Steine und Wände und Bilder beten wir an, wie du uns beschuldigst, sondern diese Gegenstände sind da, unser Gedächtnis zu erwecken, unsern dumpfen Sinn aufzuregen, und durch Betrachtung derer, die in ihnen vorgestellt werden, empor zum Himmel zu heben. Kämeſt du in unsere Leseschulen und thätest dich als einen Feind und Zerstörer der Bilder kund, so würden die einfältigen und frommen Kindlein dir ihre Tafeln und Fibeln an den Kopf werfen, und der, welcher von den Verständigen und Weisen sich nicht belehren lassen will, würde es von den Unverständigen und Unweisen werden.“ *)

Leo beantwortete diese kühne Sprache mit Einziehung der päpstlichen Güter in Sizilien und mit einem an seinen Statthalter in Rom erlassenen Befehl, den kühnen Bischof zu verhaften, und gefangen nach Constantinopel zu senden. Aber mehrere Versuche, diesem Befehl mit List oder mit Gewalt Genüge zu leisten, und den Papsi der Freiheit oder gar des Lebens zu berauben, mißglückten, und beförderten nur die offne Empörung der Römer und Italiener gegen den Feind ihres Gottesdienstes. Der kaiserliche Statthalter wurde aus Rom verjagt, Leos Bildsäule zertrümmert, der Geldertrag des Landes, der nach Constantinopel geschickt werden sollte, zurück gehalten, und zuletzt sogar Ravenna, der Sitz des Erarchen,

*) Die beiden Briefe Gregors stehen lateinisch und griechisch im Baronius (tom. IX. S. 69.)

mit longobardischer Hülfe der griechischen Herrschaft entrißen. Aber diese Einmischung der germanischen Herren der größern Hälfte Italiens brachte den Papst zur Besonnenheit zurück, und machte ihn auf die größere Gefahr aufmerksam, unter das Joch der nähern Kezer zu fallen. Obgleich er daher über die Bildersürmer den Kirchenbann ausgesprochen hatte, ermunterte er doch die Venezianer, die dem Reiche noch anhängen, Ravenna für den Kaiser wieder zu erobern. Dies gelang, und diese Stadt wurde daher von Neuem Wohnsitz des griechischen Statthalters, dessen Macht indes nicht im Stande war, die kirchlichen Befehle seines Herrn auch nur in den Ringmauern seiner Festung geltend zu machen. Auch in Rom ward der Name der kaiserlichen Herrschaft beibehalten, die Zeitbestimmung der öffentlichen Verordnungen nach den Regierungsjahren der Kaiser angelegt, und der stürmische Plan der Italiener, dem byzantinischen Tyrannen den Gehorsam aufzukündigen und einen andern Kaiser zu wählen, durch die Klugheit des Papstes, der keinen neuen und nahen Herrn haben wollte, selbst widerrathen. In der That war damals Rom nach dem ungeheuersten Wechsel des Schicksals, der Macht und der Verfassung, wiederum ein Freistaat geworden, fast mit derselben Gebietsbeschränkung, von welcher der erste Freistaat Rom den Kampf mit seinen Nachbarn begonnen hatte. Der Gott Terminus, der heilige Grenzhüter, war allmählig vom Dzean, vom Rhein, von der Donau und vom Euphrat auf sein altes Gebiet an der Tiber zurückgewichen. Der Name römischer Senat und Volk lebte wieder auf, man wählte Richter für den

Frieden und Anführer für den Krieg, man versammelte sich zu Berathschlagungen, und man hätte sich des Gedankens erfreuen können, daß das ewige Rom die Kaisermacht, von der es unterdrückt und dann verlassen worden war, überlebt habe, wenn nicht diese stolze Freude durch die demüthigende Vergleichung zwischen dem ehemaligen und jetzigen Zustande gehemmt worden wäre. Die Bevölkerung Roms bestand aus dem schwachen Ueberreste eines Geschlechts von Sklaven und Fremden, die in den Zeiten der innern und äußern Bedrängniß die Wohnstätte der alten Weltgebieter eingenommen hatten, ein armseeliger Haufe, dem die jetzigen germanischen Herren des ehemaligen Römerreichs eine Verachtung empfinden ließen, die nur durch das geistliche Ansehen, welches zu derselben Zeit der an der Spitze des Freistaats stehende römische Bischof genoß, gemäßiget wurde. Aber auch von wirklichen Gefahren war dieser verlassne Freistaat bedroht. Die Longobarden, schon Herren des größten Theils von Italien, gingen auf Vollendung ihrer angefangenen Eroberung aus, und trachteten unaufhörlich, Rom und sein Gebiet, welches ihre Herrschaft über Ober- und Unteritalien schieb, zu unterwerfen. Nachdem König Luitprand anfänglich die Sache des Papstes gegen den griechischen Erarchen unterstützt, am Thore des Vatikans den Papst Gregor II. andachtsvoll begrüßt, und auf dem Grabe des Apostels seine Waffenrüstung und seine Krone niedergelegt hatte, wurde er durch die Doppelseitigkeit des römischen Stuhls, der das Gleichgewicht beider Partheien erhalten wollte, zu Feindseligkeiten gegen das Herzogthum (mit diesem Namen wurde damals das

römische Gebiet bezeichnet,) gereicht. In dieser Verlegenheit machte Gregor III. einen Versuch, den Beistand des fränkischen Fürsten Karl Martell zu gewinnen. Er schickte an denselben durch eigne Gesandte zwei Briefe, (739 und 740. beide Briefe bei Baronius,) in welchen er ihn bei dem lebendigen und wahrhaftigen Gotte und den geheiligten Schlüsseln St. Peters beschwor, die Kirche zu retten, und die Freundschaft des Königs der Longobarden der Liebe des Fürsten der Apostel nicht vorzuziehen. Diesen Bitten mehr Gewicht zu geben, begleitete er dieselben mit einem Beschluß des römischen Abels, durch welchen sich Rom unter den Schutz „des mächtigen und gnädigen Karls, jedoch mit Vorbehalt der kaiserlichen Herrschaft“ bezugab. Indes wurde Karl durch seine anderweitigen Angelegenheiten und durch sein Bündniß mit Luitprand, der ihm gegen die Sarazenen bedeutende Dienste geleistet hatte, gehindert, sich in diese Geschichten anders als höchstens durch eine unwirksame Vermittelung zu mischen; ohngeachtet der Kirchenschriftsteller Baronius die Gültigkeit dieser Gründe erkennt, so verfehlt er doch nicht, den bald darauf erfolgten Tod des Helden als muthmaßliche Strafe dieser Bösgewerung vorzustellen, weil ein Krieg für die Kirche jede andere Rücksicht beseitigt haben sollte.

Glücklicher als Gregor war sein Nachfolger Zacharias. Es gelang ihm, den longobardischen König zu versöhnen, und auf einer Zusammenkunft zu Turin, auf der sich Luitprand sehr demüthig erwies, sowohl die dem römischen Gebiet entrißnen Städte als die der Kirche schon vor vielen Jahren entzogenen Güter wieder zu erhalten. Folgenreicher aber war die Verbin-

dung, in welche er mit Karl Martells Sohn und Nachfolger Pipin trat, als derselbe seine Thronbesteigung durch das Urtheil der Kirche zu heiligen beschloß.

Der alte Zusammenhang der gallischen Kirche mit dem römischen Stuhle war zerrissen worden, seit Gallien aufgehört hatte, eine römische Provinz zu seyn; desto unbedingter erkannten die austraischen oder eigentlich deutschen Völkerschaften die geistliche Oberhoheit des Bischofs an, durch dessen Abgesandte sie zum Christenthum bekehrt worden waren. Hatte doch Bonifazius auf einer Kirchenversammlung die gesammte deutsche Geistlichkeit eine Acte unterzeichnen lassen, worin sie völlige Unterwerfung unter die Befehle des h. Peters und seines Statthalters gelobte! Die Völker selbst aber fanden sich um so geneigter, dem fernen Oberpriester in Rom ein oberstes Richteramt auch in weltlichen Angelegenheiten beizumessen, je mehr sie durch die Erinnerungen der altgermanischen Verfassung an ein dergleichen Verhältniß des Priestertums gewöhnt waren. Auch im alten Germanien hatten über das Höchste die Priester entschieden.

Von dieser Ansicht geleitet brachte es Pipin auf einer Versammlung der Franken dahin, daß der Bischof Burchard von Würzburg und der Kaplan Fulrad (751) gen Rom mit der Frage gesandt wurden: „ob derjenige mit Recht König heiße, welcher sorglos daheim sitze, oder derjenige, welcher die Last des Reichs und aller Staatsgeschäfte zu tragen habe?“ Die Antwort lautete: „es sey besser, daß derjenige König heiße, auf dem die Regierung beruhe.“ Auf dieses ward, wie Pipin längst beschloffen haben

mochte, König Chilberich III. seines langen Haarschmucks beraubt, und in das Kloster Sithieu, zuletzt St. Bertin zu St. Omer, geschickt, wo er einige Jahre nachher in derselben Dunkelheit, in welcher er sein Leben zugebracht hatte, starb. In gleicher Dunkelheit mußte sein Sohn Theoderich seine Tage im Kloster zu Fontenelle in der Normandie verleben. Also endigte das Haus der Mervinger, ehe noch dreihundert Jahre vergangen waren, seit Chlodowich durch drei glänzende Siege die Macht seines Volks in Gallien, und durch größere Verbrechen die Alleinherrschaft seines Stammes begründet hatte. Pipin aber ward zu Soissons, (denn dahin hatte er die Versammlung der Franken gerufen), (752), nach alter Weise auf dem Schilde erhoben und herumgetragen, darauf mit seiner Gemahlin Bertha, einer Frau männlichen Geistes, auf den Thron gesetzt, und endlich vom Erzbischof Bonifazius, der sich nebst vielen andern Bischöfen eingefunden hatte, zum Könige gesalbt. Diese, von den Mervingern nicht beachtete, eigentlich aus dem alten Testament entlehnte Feierlichkeit, gab ihm in den Augen des Volks das Ansehen höherer Weihe, und ward hinfort von seinen Nachfolgern nicht vergessen. Die Könige meinten nun nicht mehr durch die Wahl des Volks, sondern durch die Gnade Gottes zu herrschen. Also gelang den Pipiniden, was dem großen Constantin für die Dauer mißlungen war, und das altgermanische Königthum ward mit der christlichen Kirche innig und dauerhaft verschmolzen.

In demselben Jahre ward der römische Stuhl durch das Absterben des guten Papstes Zacharias erledigt. Kurz vor seinem Tode war

derselbe mit seiner Geistlichkeit und vielen vornehmen Römern in das vor Perugia stehende Lager der Longobarden gezogen, und hatte den König Rachis, Luitprands Nachfolger, durch eindringende Beredsamkeit also gerührt, daß derselbe die Belagerung aufhob, und wenige Tage nachher mit seiner Gemahlin und seinen Kindern ins Kloster trat. An dieses Papsis Stelle ward Stephanus III. gewählt, auf Rachisen aber folgte im Longobardenreiche sein Bruder Aistulph, ein Fürst von größerer Eroberungsgier und geringerer Gottesfurcht als seine Vorgänger. Dieser beendigte die griechische Herrschaft in Oberitalien durch Eroberung der Städte Ravenna, Comacchio und Ferrara, und erschreckte die Römer, von denen er Steuern forderte, durch seine annähernde Macht (752). In dieser Noth sandte Stephanus an den König der Franken; da aber dieser von den Beschlüssen seiner Leudes und Märzversammlung abhängig war, und erst spät helfen konnte, sandte Stephanus auch an den griechischen Kaiser, Icos Sohn, Constantin Kopronymus, der Ketzerei des Bildersturms vergessend, deren Hauptgönner dieser Fürst gescholten ward; an K. Aistulph aber schickte er Boten mit Geschenken und demüthigen Bitten. Zu Rom hielt er alle Sonnabende große Busaufzüge mit dem Volke, barfuß, Asche auf seinem Haupte, ein uraltes Bild Jesu Christi auf seinen Schultern; den Friedensvertrag, welchen die Longobarden gebrochen, ließ er an ein Kreuz geheftet herumtragen. Als nun K. Aistulph die Geistlichen, welche der Papst an ihn gesendet, in ihre Klöster zurückschickte, mit dem harten Gebot, nicht nach Rom zu gehen; als die Gesandten von

Constantinopel ohne Trost wiederkehrten, mit dem Auftrage an den Papst, der Rom gerettet haben wollte, „er solle Ravenna und das Exarchat wiedergewinnen,“ beruhte alle Hoffnung auf dem Beistande der Franken. Daher schrieb er zwei Briefe, einen an den König, den andern an die Herzoge, Grafen, Hauptleute und alles Volk der Franken, und bat um Hilfe wider die Longobarden. „Eilet, bittet und beschwört in dem letztern der heilige Apostel, als wenn er selbst gegenwärtig wäre, „eilet und helfet meiner Kirche und der heiligen Stadt Rom, die mir Christus übergeben hat, daß sie nicht von Feinden zerfleischt werde, und eure Seelen und Leiber dafür in Flammen Strafe leiden müssen. Auch unsere Frau, die Mutter Gottes und beständige Jungfrau Maria, beschwört euch mit mir, und befehlet es euch, so wie auch die Thronen und Herrschaften und das ganze himmlische Heer nebst allen Märtyrern und Heiligen. Dafür wollen wir euch in allem beistehen, was ihr von mir bittet, wie ich euch schon den Sieg über die Feinde der Kirche verschafft habe.“

Auf dieses sandte Pipin den Bischof Chrodegang und den Herzog Anshgarius an den Papst, und ließ ihn einladen, nach Frankreich zu kommen; denn er erwartete, seine Gegenwart werde die Franken gewinnen. In der Mitte des Octobers brach Stephanus, seine Krankheit nicht achtend, mit einem großen Gefolge geistlicher und weltlicher Herrn nach den Alpen auf. In Pavia hoffte er den longobardischen König noch zu bewegen, dieser aber wies alle Anträge ab, und wollte sogar die

Reise ihm wehren; doch ließ er ihn, aus Unentschlossenheit und Furcht vor den fränkischen Gesandten, endlich ziehen. Zwar besann er sich nachher noch anders, aber Stephanus war geeilt, und schon über die Gebürge außer dem Gebiete der Longobarden. Im Lande Wallis wurde er von einem fränkischen Herzoge empfangen. Von Pont-Von gingen ihm Pipin mit seiner Gemahlin und seinen Söhnen entgegen, zugleich alle Großen, viele tausend Menschen aus allen fränkischen Provinzen, da sie berichtet wurden, daß, zum erstenmal seit Gründung der Kirche, der oberste Seelsorger und Hirt aller Christen über die Alpen gezogen sey, um die Franken zum Schutze der Gräber der Apostel zu rufen. Als der König seiner ansichtig ward, stieg er vom Pferde, leitete den Papst an dem seinigen und führte ihn in den Palaß *). Diese Ehrenbezeugung erhielt Stephanus, ohne sie zu verlangen, nicht nach römischer, sondern nach germanischer Sitte, nach welcher es selbst die Edelsten nicht verschmähten, dem, den sie für höher erkannten, persönliche Dienste zu erweisen. Am andern Morgen aber warf sich der Papst nebst den Prälaten, die ihn begleiteten, in Buskleidern zu Pipins Füßen, flehte bei Gottes Barmherzigkeit um Hilfe gegen die Wuth der Longobarden, und stand nicht eher auf, als bis ihn Pipin dieselbe zugesagt hatte. Darauf zogen sie gen Paris; zu St. Denis wiederholte der Papst die schon vom h. Bonifaz verrichtete Salbung und Krönung des Königs und der Königin, als ob diese Handlung, durch die Hand des Oberbischofs

*) Anastasius.

der Christenheit gethan, gewichtiger sey; desgleichen salbte und krönte er auch Pipins Söhne Karl und Karlmann zu Königen, und übertrug Allen dreien, im Namen des römischen Senats und Volks, das Patriziat als einen Schatten oder ein Vorbild des weströmischen Reichs. Noch ermahnte der Papst die Franken besonders, in der Treue gegen diesen neuen König und sein Geschlecht zu beharren, und bedrohte diejenigen mit dem apostolischen Fluche, die von ihm oder von seinem Hause lassen würden.

Ehe aber Pipin die Waffen versuchte, ließ er den König der Longobarden durch Botschafter ermahnen. Erst kamen diese mit schöner Antwort zurück, darauf der Mönch Karlmann, Pipins Bruder, den auf Aistulphs Befehl der Abt seines Klosters gezwungen hatte, mit Friedensvorschlagen, die nicht angenommen wurden. Karlmann blieb in Frankreich, und starb bald nachher in einem Kloster zu Vienne. Pipin aber hielt das Märzfeld zu Braine ohnweit Soissons, gewann daselbst die Großen und das Volk, und zog mit denselben in Begleitung des Papstes über Vienne nach Maurienne. Die Macht der Longobarden stand im Thal von Susa. An den Klauen der Alpen, deren sich die Franken bemächtigt hatten, kam es zur Schlacht. Aistulph floh überwunden nach Pavia, und bat mit Geschenken, die er an den König und die Großen sandte, um Frieden. Er erhielt ihn gegen die eidliche Versicherung, die

Ravenna mit dem Erarchat wieder abzutreten. An wen diese Abtretung geschehen sollte, ist nicht so dunkel, als es vielen geschienen: der Papst war vorher (nach des Anastasius Bericht *) von Constantinopel aus förmlich beauftragt worden, Ravenna von den Longobarden wieder zu gewinnen, und folglich gewissermaßen selbst zum Erarchen oder Statthalter des Kaisers ernannt. Indes erfüllte Aistulph nach dem Abzuge Pipins trotz des geleisteten Eides und der gegebenen Geiseln nicht nur seine Zusage nicht, sondern gedachte sogar, sich an dem Papste für die Erregung der fränkischen Händel zu rächen, und belagerte Rom; denn er mochte wissen, daß die Franken nicht so leicht zu einem zweiten Feldzuge zu bewegen seyn würden. Aber der Erfolg war anders. Zwar als Pipin auf dem Maifelde des Jahrs 755, (denn in diesem Jahre zuerst hatte er wegen rauher Bitterung die Versammlungszeit abändert,) den Brief des Papstes zu dreienmalen verlas, worin derselbe Roms-funzigstägige Bedrängniß, den Hunger der Menschen, die Flamme und die Gefahr der Kirchen darstellte, widersprachen einige der Großen mit unerschrockener Stimme dem Könige, und drohten ihn zu verlassen; aber Pipin, der Menge gewiß, achtete ihrer nicht, und zog über die kottischen Alpen nach Italien. Als bald hob Aistulph die Belagerung von Rom auf, und ging den Franken entgegen, ward aber geschlagen und in Pavia belagert. Aufs äußerste gebracht, mußte er

*) Iohannes Silentarius simul et detulit iussionem Imperialem, in qua iuerat insertum, ad regem Longobardorum eundem sanctissimum Papam esse properaturum ad recipiendam Ravennensium urbem et civitates ad eam pertinentes.

es endlich als eine Gnade ansehen, daß er auf Vorschlag der fränkischen Großen gegen Erlegung einer Geldsumme von 30000 und einer jährlichen Steuer von 5000 Goldgulden, gegen neue Geiseln und gegen Abtretung Ravennas und der dazu gehörigen Städte Leben und Reich behielt. Pipin schenkte das Land dem h. Petrus oder der römischen Republik, und schickte sogleich den Abt Fulrad von St. Denys ab, dasselbe in Besitz zu nehmen. Da traten zwei Abgeordnete des griechischen Kaisers, die ihn schon in Frankreich aufgesucht hatten, vor ihn, und überreichten ihm ein Schreiben ihres Herrn, worin derselbe, wahrscheinlich mit Berufung auf die alten freundschaftlichen Verhältnisse zwischen den Franken und dem römischen Reiche, die Zurückgabe des Erarchats gegen Erstattung der Kriegskosten forderte. Pipin aber antwortete: „er habe dieses Land bereits dem heiligen Petrus geschenkt, und wolle um den Preis der ganzen Welt dasselbe nicht zurücknehmen.“ Also ward der Papst Patrizius oder Statthalter über Ravenna und das Erarchat, wie es der Erarch im Namen des griechischen Kaisers gewesen war. Aber bei dem Widerspruch und der steigenden Feindschaft Constantinopels ward an das ursprüngliche Verhältniß um so weniger gedacht, als die Erarchen selbst eine ziemlich unumschränkte Vollmacht besaßen hatten. Dagegen war der Gedanke eines weströmischen Kaiserthums, welches, wie sonst, in Rom seinen Mittelpunkt haben sollte, und als dessen Vorbild die den Frankenfürsten verliehene Patrizierwürde gelten konnte, dunkel wieder erwacht. Daß Rom nebst dem gleichnamigen Herzogthum damals von Pipin dem Papste geschenkt

worden sey, ist ein handgreiflicher Irrthum: vielmehr hatte der Papst eben im Namen dieses Freistaats dem Könige die gedachte Würde ertheilt, ohne daß die Verhältnisse Roms in nähere Erörterung gezogen worden wären. Ravenna, nicht Rom, ward an den Papst überlassen; ob aber diese Uebertragung an das Haupt der römischen Kirche oder an die Vorsteher der römischen Republik geschah, wußte wahrscheinlich, bei der damaligen Unbestimmtheit der italienischen Angelegenheiten, Pipin selbst nicht anzugeben. Der Papst zeichnete wie sonst seine Briefe und Dekrete nach dem Regierungsjahr des griechischen Kaisers, und erklärte dadurch denselben in Beziehung auf Rom fortwährend für seinen Herrn. Die Gerechtigkeit der Schenkung nach staatsrechtlichen Begriffen in Zweifel zu ziehen, ist so unbillig als unge reimt. Seit der Wiedereroberung durch Belisarius und Narses ward Italien von Constantinopel durchaus nur als Provinz, nicht als Reichtheil, oder, was es ursprünglich gewesen war, als Reichsitz, angesehen. Wo wäre für die griechischen Tyrannen das Recht begründet gewesen, Eroberungen, die sie weder zu regieren noch zu behaupten verstanden, sogar aus der zweiten Hand immer wieder zu erhalten? Die Neußerungen einiger neuern Geschichtschreiber scheinen voraus zu setzen, daß ganz Europa bis an den Rhein und an die Donau für ewige Zeiten von Gott unter das byzantinische Joch gegeben worden, und daß die Abschüttelung desselben eine unverzeihliche Ungerechtigkeit gewesen sey. Rom that unter seinen Bischöfen, was die Völker unter ihren Königen, es benutzte die Zeit sich frei zu machen vom Joch fremder Herrscher

und unnatürlicher Verhältnisse. Kein Fürst und kein Volk Europas hat ein anderes Anrecht auf seinen Boden aufzuweisen, als dieses und die Jahrhunderte: beide aber zeugen auch für Rom. Ueber diesem Zeugniß verschwindet der geringere, obwohl auch gültige Rechtsgrund, daß der griechische Kaiser dem Papst die in Unteritalien liegenden Kirchengüter eingezogen hatte, und daß nichts natürlicher war, als daß der letztere die dargebotene Entschädigung nahm. Die andere Frage, die man hiebei aufgeworfen hat, ob das Amt eines Lehrers und Bischofs der christlichen Gemeinde mit dem einer weltlichen Verwaltung vereinbarlich gewesen? war schon beantwortet: darum allein stand Rom noch, weil seine Bischöfe es beschützt hatten. In der Dankbarkeit des Volks hatten sie das beste Herrscherrecht gefunden, und lang vor der Schenkung Ravennas waren sie, wenn nicht dem Namen, doch der Sache nach, Fürsten in Rom.

Bald nach diesen Geschichten stürzte K. Aistulph mit dem Pferde, daß er starb. Stephan verfluchte sein Andenken, (denn nach dem Abzuge der Franken hatte er neue Schwierigkeiten über die Räumung einiger versprochenen Städte gemacht.) und beförderte die Thronbesteigung des Marschalls (Connetabels) Desiderius, welcher eidlich versprach, der Kirche ihr Recht wiederfahren zu lassen. Aber als auch Desiderius nicht Wort hielt, klagte Stephan viel und heftig bei Pipin; dieser war indeß mit den Sachsen und mit dem rebellischen Herzoge

Waifar von Aquitanien, der durch einen mächtigen Anhang von Großen unterstützt wurde, zu sehr beschäftigt, als daß er die Aufforderungen des Papstes hätte berücksichtigen können. In diesem Kriege, der sich nach mehreren Jahren mit Waifars Unterdrückung und der Wiedervereinigung Aquitaniens endigte, wagte es Pipin, einen der Großen, Waifars Oheim Nemistan, der die königliche Parthei, zu welcher er übergetreten war, treulos wieder verlassen hatte, nach altdentscher Sitte henken zu lassen. Diese That bezeugt, daß es ihm schon sehr gelungen seyn mußte, statt der Leudes den Heerbann wieder empor zu bringen. Auch Narbonne, und was die Kraber sonst noch in Gallien hatten, gewann er wieder. Tassilo aber, der Baiernfürst, den doch nur Pipin in die schon verlorene Herrschaft wieder eingesetzt hatte, unterstand sich, ohngesachtet er auf dem Tage zu Compiègne *) (placitum ad Compendium) dem fränkischen Könige, seinem Oheim und Wohlthäter, Treue gelobt und dies auf viele Reliquien der Heiligen beschworen hatte, auf der Versammlung zu Nevers die Hülfe gegen den Herzog von Aquitanien zu versagen, und unter dem Vorwande einer Krankheit das Heer zu verlassen. Niemals, ließ er verlauten, wolle er das Angesicht seines Oheims wieder erblicken, und thut dadurch kund, daß er im Stillen das Streben Waifars nach Unabhängigkeit theile und billige. Pipin aber verzich ihm auf Vermittelung des Papstes, und Tassilo regierte, so lange sein Oheim lebte, in Frieden und ohne fränkische Einmischung.

*) (757.) Auf dieser Versammlung war es auch, wo Abgesandte von Constantinopel dem Könige Pipin eine Krone als Geschenk überbrachten, die erste, die ins Abendland kam.

Gleich seinen Vorfahren auf dem fränkischen Throne stritt Pipin auch wider die Sachsen, die ihre Weigerung, den von den Merovingern ihnen aufgelegten Tribut an Kindern zu zahlen, vielleicht auch die Einfälle ihrer Kriegsgesolge immer wieder erneuerten. Auf dem ersten dieserzüge, (753) drang er in mehreren blutigen Gefechten bis Remen an der Weser, eroberte die Feste Hochsburg, und zwang die Sachsen, um Frieden zu bitten, und jährlich dreihundert Rosse zu senden. Indeß bezeugt die Nachricht, daß der Erzbischof Hildegard von Cöln zu Iburg im Osabrückischen, in Pipins Rücken, von den Sachsen erschlagen ward, und der von Seiten der Sachsen immer wieder erneuerte Kampf, daß die Siege der Franken minder groß waren, als die fränkischen Zeitbücher angeben. Denn vier Jahre nach dem ersten Feldzuge, (757) mußten die Sachsen in einer Schlacht bei Sitten im Münsterschen von Neuem überwunden werden. Viele derselben ließen sich taufen. Das Verhältniß der Sachsen sollte indeß erst unter der folgenden Regierung entschieden werden.

Als nach so großen Thaten Pipin, noch im männlichen Alter, die Annäherung des Todes fühlte, versammelte er die Großen seines Reichs zu St. Denys, und theilte, nach dem Beispiele seines Vaters, das Reich unter seine Söhne Karl und Karlmann, so daß jener Austraßen bis an die Seine nebst der Hälfte von Aquitanien, dieser aber Burgund, Provence, Gothien (Languedoc) nebst den übrigen ehemaligen Ländern der Westgothen, auch Elsaß, Allemannien und die andere Hälfte von Aquitanien

bekommen sollte. Darauf starb Pipin, dessen Name nur durch den Ruhm seines Sohns verdunkelt worden ist, der erste europäische König von Gottes Gnade, am 24ten September 768 im vier und funfzigsten Lebensjahre.

Wenige Jahre nach Pipins erster Salbung zum Könige der Franken war Bonifazius, seinem eignen Wunsche gemäß, des Erzbisthums Mainz vom Könige erledigt worden, um im siebzehnjährigen Alter den Lieblingseutwurf seiner Jugend, der ihn zuerst nach Deutschland geführt hatte, die Bekehrung der immer noch heidnischen Friesländer, noch einmal vorzunehmen. An seine Stelle ward auf seinen Vorschlag ein Priester, Namens Lullus, Erzbischof von Mainz. Darauf schiffte sich Bonifaz auf dem Rheine mit mehreren Priestern, Kirchendienern und Mönchen ein, und fuhr bis an den Meerbusen Kelmare, den heutigen Zuydersee. Von hier durchzog er das ganze Land, und ließ viele Tausend Kinder und Erwachsene taufen. Eines Tags aber, als er sich an der Börde mit seinen Gefährten unter Zelten aufhielt, um eine Menge von Neugetauften zu firmeln, wurde er von einem Haufen heidnischer Friesländer feindlich überfallen. Die jüngern seiner Begleiter wollten sich zur Wehre setzen, er aber verbot es ihnen, weil die Schrift nicht gestatte, Böses mit Bösem zu vergelten; Gott habe ihnen dieses Ziel gesetzt, und hier den Eingang zu den ewigen Belohnungen gedffnet. So wurden sie alle von den Heiden erschlagen. Bonifazens Leichnam ward aufgehoben und zuerst in Utrecht beerdigt, nachmals auf Lullus Begehre nach Mainz, und endlich nach Fulda gebracht,

wo sein Grab der Gegenstand großer Verehrung ward. Wie sich bei dem Zufluß der Andächtigen nach und nach um das Kloster herum eine gleichbenannte Stadt bildete, so ward das Land-

gebiet, welches die Abtei durch fromme Schenkungen „zum Heile der Seelen“ erhielt, zum ansehnlichen Fürstenthum *).

Siebzehntes Kapitel.

Die europäischen Verhältnisse bei Karls des Großen Thronbesteigung.

An der Grenzscheide Europas und Asiens streckte das griechische Rom, auch nachdem es Syrien, Aegypten und Afrika an die Araber, die Donauländer an die Avaren, Bulgaren und Slaven verloren hatte, noch immer seinen bleiernen Scepter über die schönen Länder der Griechen und Kleinasien aus, die einst Heimath der Künste und Wohnsitz der Freiheit gewesen waren. Durch die feste Lage der Hauptstadt und durch die zu rechter Zeit gemachte Erfindung des griechischen Feuers begünstigt, hatte sich das Reich, meistens mit fremden Soldtruppen, der Araber, Bulgaren und Slaven erwehrt, die aus Osten und Norden drohend herangezogen waren. An Umfang und Bevölkerung des Gebiets, an Reichthum, Geschicklichkeit und Kunstfleiß der Einwohner konnte keiner der abendländischen Staaten sich mit dem byzantinischen messen. Constantinopels Größe und Pracht ließ alle europäischen Städte hinter sich; denn Roms Herrlichkeit war eine Trümmer, und die alten Städte Galliens lagen ver-

fallen. Aber unter dieser glänzenden Außenseite war der schwarze Greuel eines despotischen Hofes, einer herrschsüchtigen Geistlichkeit, eines knechtischen Volks, und was das schlimmste war, der Mangel alles volkstümlichen Lebens verborgen. Die gesammte byzantinische Geschichte besteht aus einem Gewebe von theologischen Streitigkeiten, von Empörungen, Treulosigkeiten und Mordthaten. Der Thron war eben so wenig befestigt, als ehemals der Thron des abendländischen Reichs, und kam abwechselnd an eine Menge von Unmaßern, die meist im niedrigsten Stande geboren waren, und ihre Erhöhung einem Verbrechen verdankten; die Religion war zum groben Aberglauben entartet, der Ueberrest des griechischen Scharfsinns wurde auf Erfindung und vergebliche Lösung spitzsünder Fragen über der Gottheit und des Messias unbegreifliches Wesen verwendet. Dieses Constantinopel, wo so viele Kaiser geblendet, verstümmelt, ermordet, so viele Concilien zusammen berufen, so viele Ketzer verdammt, so

* Die Schenkungsurkunden sind gesammelt von Schannat in *corpore traditionum Fuldensium*,

viele Religionsfragen beantwortet, so viele Bücher geschrieben wurden, lag mit all seinem Glend und seinem Stolze als der ausgeputzte Leichnam des Alterthums da, während die Abendwelt, von neuen Jugendkräften durchströmt, in frischer Lebensfülle erstarkte. Sprache, Sitten und Geschichte des alten Roms waren in den Mauern des neuen vergessen; denn nachdem der letzte Versuch Justinians, die römische Sprache wenigstens als amtliche Sprache der Geschäfte zu erhalten, gescheitert war, hatte die griechische, von Anfang an Landessprache des morgenländischen Reichtheils, die entschiedenste Alleinherrschaft behauptet. Noch schmückte sich Constantinopel mit dem Namen des vergessnen Roms, und seine Beherrscher beriefen sich auf die ununterbrochene Nachfolge von Constantin und August; aber bald wurde den entarteten Griechen der Name Römer von den Abendländern verweigert, und durch einen wunderbaren Umschwung der Dinge eignete sich dieselbe Barbarenwelt, unter deren Streichen Roms Herrschaft eingestürzt war, den Namen Römer und Lateiner als ehrenvolles Eigenthum zu.

Italien selbst war zwischen Griechen, Römern und Longobarden getheilt. Die Herrschaft der erstern beschränkte sich auf die Städte und Gebiete von Dibranto, Neapel, Gaeta und die Insel Sizilien; auch Venedig, wiewohl es sich nach eignen Gesetzen regierte, erkannte die Schattenherrschaft des Kaisers. Rom war, wie wir gesehen haben, ein in unentschiedenen Verhältnissen herumschwankender Freistaat, den der Papst und die Häupter des Adels mit unbestimmter Zuziehung des Volks regierten. Die

Longobarden, die mit Ausnahme des Gebiets von Ravenna ganz Oberitalien, und unterhalb Rom den größten Theil des heutigen Königreichs Neapel unter dem Namen des Herzogthums Benevent inne hatten, waren dem alten Kriegsgeiste untreu geworden, der einst Italiens fruchtbare Gefilde in ihre Hände gegeben hatte; sie vertrauten jetzt auf die Klauen der Alpen und die Mauern ihrer Städte, uneingedenk, wie sie selbst diese Bollwerke überstiegen hatten. Zwischen ihnen und den Römern brütete finst'rer Haß.

Spanien, das älteste der germanischen Königreiche auf römischem Boden, gehorchte nun arabischen Beherrschern aus dem Hause Dmmijah, welche dem Stuhl der Kalifen zu Bagdad den Gehorsam aufgekündigt, und aus der abhängigen Provinz ein selbständiges Königreich gebildet hatten. Die weltstürmende Begeisterung der Araber war verrauht, und seit Karl Martells Siegen ihre Lust, Europa zu erobern, gedämpft; sie ergaben sich den friedlichen Geschäften des Ackerbaus, des Handels und der Künste, und schienen in diesen Dingen den Europäern weit voran zu eilen. Die spanischen Christen aber erhielten sich, unter dem Joche des Islams, im Besitze ihrer Religion und Verfassung, zum Theil sogar frei in Asturiens Gebürgen. Im Widerstreit des arabischen und des römisch-germanischen Wesens erstarkte der spanische Volksgeist. Zahlreiche Kolonien von Juden hatten sich seit Hadrians Zeiten in Spanien niedergelassen; aus diesem ihren zweiten Vaterlande verbreiteten sie sich über das übrige Europa.

Britannien unter den angelsächsischen Königen war noch schwach und unbedeutend vermög der Theilungen, welche die Macht dieser Fürsten zersplitterten; erst im zweiten Jahrzehnd des neunten Jahrhunderts ward dieselbe unter Einem Haupte vereinigt. Die Angelsachsen, Barbaren, die einst das Christenthum, welches sie in Britannien vorfanden, gewaltsam ausgerottet hatten, waren seit dem Ende des sechsten Jahrhunderts durch einen von Papp Gregor I. an sie abgeschickten Glaubensboten, Augustinus, bekehrt, und der römischen Kirche wie einer Mutter unterworfen.

Der skandinavische Norden sollte für das deutsch gewordene Europa werden, was einst die Deutschen für das römische Reich gewesen waren. Noch wurden die Reiche Dänemark, Norwegen und Schweden nicht unterschieden; sondern alle Bewohner des rauhen, dem Fleiße widerstrebenden Landes, unter dem Namen Normänner zusammen gefaßt. Die Aderbildung, Sitte und Verfassung, zum Theil auch die Sprache dieser Edhne eines kalten Himmels, verkündigten germanische Abkunft oder Verwandtschaft; wie in Deutschland herrschten die Hausväter nach patriarchalischer Weise; wie einst die deutschen Gefolgschaften zogen einzelne Haufen von Waglingen, die des einförmigen Lebens überdrüssig wurden, oder im kargen Ertrage des Bodens zu spärlichen Unterhalt fanden, oft von der Mehrzahl vertrieben, auf Raub aus; die Anführer hat man im Gegensatz gegen die Gemeindevorsteher See-könige (See-Konungs) genannt. In Kähnen, welche selten mehr als zehn Mann fassen konnten, durchfuhren sie die Gewässer des Nordens,

um die nahegelegenen Küsten zu plündern, weder durch Untiefen noch durch Klippen geschreckt. Es waren die Vorübungen der Plünderungszüge, durch welche die Normänner, nach Verlauf weniger Jahre, den Küsten des gesammten West- und Südeuropas so fürchtbar werden sollten.

Im heutigen Deutschland gehorchten die fränkischen, allemannischen und thüringischen Völkerschaften dem Könige der Franken; auch der Baiernherzog erkannte ihn für seinen Herrn. Von Thüringens Grenzen bis an die Nordsee, und von der Elbe bis an den Niederrhein wohnten die Völkerschaften des sächsischen Bundes, oft bekämpft, aber unbezwungen von den fränkischen, wie einst ihre Vorfahren von den römischen Waffen. Hier bestand noch die Sitte, Religion und Verfassung, die sechs Jahrhunderte zuvor den Römern unüberwindlich geblieben waren.

Zwischen der Sale und Elbe und im Osten der letztern gehörte das Land slavischen Stämmen; also wohnten die Sorben im heutigen Meißnerland, die Chorowaten in Böhmen, die Mähren an der Morava. Die im Süden der Donau, in den Ländern Kärnthen, Krain, Steiermark und der windischen Mark ansässigen Slaven wurden Sarentaner oder Saruntaner genannt, und standen unter Longobardischer Herrschaft. Das nordöstliche Deutschland war wendisch. Die Dbotriten bewohnten das heutige Mecklenburg, die Polaben Lauenburg, die Vinogen die Priegnitz, die Wagrier Holstein, die Wilzen das Land zwischen der Spree, Ostsee, Warne und Oder; Rhedariar, Tollenser, Sircipaner, Kissiner, Lebuser, Heveller und Ukern

gehörten zum Stamme der Wilzen. Die Pomern von der Oder bis an die Weichsel waren von dem Stamme ausgegangen, welcher Polen bevölkert hatte.

Ueber Ungarn und einen Theil des heutigen Oesterreichs jenseits der Enns herrschten die Awaren, jenes mogolische Volk, welches in der Mitte des sechsten Jahrhunderts durch die Türken aus der Tartarey vertrieben, und bis an die Donau vorgebrungen, im Bunde mit den Longobarden alles Land gewann, welches einst die von den letztern bezwungenen Gepiden besaßen, darauf Constantinopel bedrohte und sich die benachbarten slavischen Völker unterwarf. Aber seit Samos Empörung war ihre Macht im Verfall: die Awaren trachteten mehr die Schätze, welche sie erbeutet hatten, sicher zu verwahren, als deren neue zu erwerben.

Das fränkische Reich, welches nun ganz Gallien und die Hälfte des heutigen Deutschlands umfaßte, war der bedeutendste unter allen europäischen Staaten; doch schien es von außen stärker als es innerlich war: denn es verdankte sein ruhmvolles Bestehen nur der persönlichen Größe Karl Martells und seines Sohnes Pipin, welche den mächtigen Kriegsstaat der Leudes kräftig niedergehalten hatten. Aber nach zwei großen Männern bestieg (ohne Beispiel in den Geschichten der Königshäuser) ein noch größerer den fränkischen Thron.

Karl, von dessen Erziehung wir nichts wissen, als daß er im eilften Jahr seines Alters den heiligen Vater empfangen half, im zwölften nebst Vater und Bruder zum Könige gesalbt

ward, und im neunzehnten gegen den Waifar von Aquitanien mit zu Felde zog, ward im sechs und zwanzigsten Könige über das nördliche Frankenreich. Hunold, Waifars Vater, der alte Herzog von Aquitanien, der vor zwanzig Jahren mit Pipin unglücklich gekriegt hatte, verließ auf die Nachricht von seines Sohnes Untergang und Pipins Tode die Einsamkeit, um sein Land von dem jungen Könige wieder zu gewinnen. Karl entbot seinen Bruder Karlmann zur Hülfe; da dieser, durch die Großen eingenommen, dieselbe verzögerte, schlug er den Hunold allein, und nöthigte ihn zur Flucht zum Herzoge Lupus (Welf) von Gasconien, seines Bruders Sohn. Auch diesen zwang Karl zur Unterwerfung. Hunold ward ausgeliefert und von Neuem in ein Kloster gesperrt, entrann aber nachmals zu Desider, dem Könige der Longobarden. Hier nun offenbarte Karl zuerst, daß er das Reich anders einzurichten gedanke, als seine Vorfahren gethan hatten. Es ward kein neuer Herzog über Aquitanien gesetzt, weil die Erfahrung gelehrt hatte, daß dergleichen große Statthalter nur mit Mühe im Gehorsam erhalten würden, sondern das Land ward in kleinere Bezirke getheilt, und deren Verwaltung Grafen übergeben. Zur Sicherheit der Grenzen von dieser Seite erbaute er das Schloß Fronfac (Franciacum) an der Dordogne.

Ein Jahr nach der Unterwerfung Aquitaniens ward Karl durch den Tod seines Bruders Karlmann alleiniger König der Franken; Karlmann starb zu Samoucy bei Lyon *); seine Wittwe Gilberge floh mit ihren Söhnen und

*) 4 Dec. 771.

einigen Großen zu Desider. Diese Flucht, die Ausschließung der Söhne Karlmanns von der Thronfolge, und die frühere Zwistigkeit der Brüder hat zu der Vermuthung bewogen, Karlmanns Tod sey durch Karls Veranstaltung bewirkt worden. Die Geschichte aber, ohnehin an Uebelthaten reich, muß es verschmähen, die Zahl derselben durch Annahme unerwiesener Beschuldigungen zu vermehren. Die Zurücksetzung minderjähriger Prinzen war unter den Franken nicht ungewöhnlich; die Rückkehr des Reichtheils an den ältern Bruder der natürliche Fall, wenn der jüngere ohne regierungsfähige Erben starb, Gilbergens Flucht aber wahrscheinlich durch voreilige Besorgnisse veranlaßt, die bei Rückblicken auf frühere fränkischen Königsgeschichten allerdings sehr verzeihlich waren. Karl, heißt es bedeutend bei Eginhard, ertrug die grundlose Flucht geduldig.

Der Thaten nun, welche Karl, König der Franken, gethan hat, sind so viele, und einige für die Gestalt der europäischen Menschheit so folgenreich, daß er vor andern seines Stamms der Große genannt, und wie bei keinem Fürsten alter oder neuer Zeit dieser Beiname von seinen Namen unzertrennlich gewor-

den ist. Wiewohl aber Karls Herrschaft sich über einen großen Theil von Europa erstreckte, und sein Name auch von mehreren Völkern gepriesen wird, so hat er doch auf kein Volk mehr gewirkt, als auf das deutsche, dem er auch ganz durch Abkunft, Sprache und Neigung angehörte, und welches daher ihn vorzugsweise sich zueignet. Wir haben gesehen, wie der Kampf der zum Romanischen sich hinneigenden Neustrier und der dem Germanischen treu bleibenden Austrasier den Sturz des alten Königshauses der Mervinger und die Erhebung der acht deutschen Pipiniden herbei geführt hatte; so bezeugt denn auch Karls ganzes Leben und Treiben, daß in ihm nicht die Seele eines entarteten romanisch gewordenen Neustriers, sondern die eines ächten Germaniers waltete, und daß wie er deutsch dachte und sprach, so der Zweck seines Strebens kein anderer als die Begründung und Erhöhung germanischer Dinge war. Dies zur Berichtigung der irrigen, von französischen Schriftstellern geltend gemachten Ansicht, als sey dieser deutsche Frankenkönig Karl ein König der Franzosen gewesen. Seine Gesinnungen aber, sein Geist, seine Kraft, werden am besten aus seinen Thaten erkannt werden.

Achtzehntes Kapitel.

Karls erste Kriege wider die Sachsen *).

Ganz Gallien und die Hälfte Germaniens gehorchten dem Könige Karl; die Nachkömmlinge der Römer und Gallier dienten; die Burgunder, Alemannen, Thüringer, Bojoarier lebten mehr als Bundesgenossen denn als Unterthanen nach ihren Gesezen; die Franken selbst hatten vor den andern keinen Vortheil, als daß aus ihrer Mitte der König stammte, und nach ihrem Namen das Reich genannt ward.

Ueber das nördliche Deutschland zwischen dem Rhein und der Elbe, der Nordsee und dem Westerwalde und Harze, wohnten die Sachsen, Nachkommen der alten einst zum Cheruskerbunde gehörigen Völkerschaften, die, wie ihre Vorfahren den Römern, so den Franken unbeswungen geblieben waren. Die vielfältigen Kriege zwischen Franken und Sachsen hatten bis jetzt zu keinem andern Erfolge geführt, als daß die letztern von Zeit zu Zeit unsichere Tribute von Pferden und Rindern zu zahlen gelobt hatten. Ihre Verfassung war die von Tacitus geschilderte der nördlichen Germanier. Während unter den Franken die Kriegsknechte und Getreuen des Königs den Platz der freien Männer eingenommen, und mit einer sonderbaren Umkehrung der Dinge diejenigen, die zuerst weniger als die Freien gegolten, den Adel an sich gebracht und die Freien zu Knechten herabgesetzt hatten, bestand unter den Sachsen noch der altgermanische Volksstaat der Adelige und Fri-

linge, denen, wie den Franken der Dienst, so die Freiheit für die Grundlage aller Verfassung galt. Die Gefolgsknechte hatten, obwohl sie vorhanden waren, hier nicht wie anderwärts das Volk verschlungen. In einem Lande ohne Städte, voll ungeheurer Wälder und sumpfiger Brüche, wohnten die Männer in einzelnen Höfen und Weilern, erfreuten sich der Jagd und des Kriegs, und ließen durch ihre Knechte Viehzucht und Ackerbau treiben. An der Lippe, Roer, Dimel, Weser, Unstrut, Sale und Elbe waren die Grenzen mit festen Plätzen verwahrt, das Innere des Landes ward durch Raubigkeit und Dede vertheidigt. Unter den tausendjährigen Eichen ihrer Haine opferten sie noch immer den Göttern ihrer Väter, als längst schon das Kreuz von allen übrigen germanischen Völkern verehrt ward. Versuche, den Dienst desselben auch zu ihnen zu bringen, waren gemacht worden, aber sie hatten ihn verschmäht, als der alten Freiheit zuwider und ihrer Armuth zu kostbar. Geschildert werden sie uns als ein rohes, grausames, kriegerisches und erzheidnisches Volk, das seinen Götzen zahlreiche Menschenopfer darbrachte, und seinen Nachbarn durch unaufhörliche Räubereien beschwerlich fiel; wir wissen, daß diese Räubereien theils Streifzüge der kampflustigen Jugend, theils Wiedervergeltung erlittener fränkischer Einfälle waren; die Ackerbauer saßen auf ihren Höfen daheim.

*) 772 — 785.

Indeß trieben schon im ersten Jahrhundert christlicher Rechnung die Rauchen, die sich nachmals unter den Sachsen verloren haben, Seeräuberei; die Sachsen selbst werden zuerst als Feinde und Verheerer der römischen Küstländer bekannt, und die Begründung des Sachsenstaats in Britannien selbst war das Werk der sächsischen Jugend, die, wie die fränkische zu Lande, so meist zu Wasser beutereichen Abentheuern nachzog. Doch beschränkte sich die Kriegslust der Sachsen nicht bloß auf die See. Auch unter den römischen Heeren dienten sächsische Schaaren *); ein sächsisches Kriegsheer half den Söhnen Chlodowichs die Thüringer bezwingen, und ein anderes dem Longobardenkönige Alboin Italien erobern. Zwischen Franken und Sachsen aber konnte schon darum kein dauernder Friede bestehen, weil die beiderseitigen Gebiete, weder durch Wälder noch durch Berge geschieden und allenthalben auf der Ebene zusammen stoßend, zu beständigen Streitigkeiten zwischen den einzelnen Männern Veranlassung gaben, die dann leicht zu öffentlichen Befehdungen ausarteten.

Nicht aber diese kleinlichen Händel, sondern eine innre und große Nothwendigkeit war es, welche Karln zum Kriege wider die Sachsen bestimmte. So lange der Norden Deutschlands der Wohnsitz eines heidnischen, der Cultur und dem Christenthum abholden Volks war, so lange drohte dem fränkischen Reiche das Schicksal, durch welches die römische Herrschaft über Gallien Jahrhunderte hindurch befehdet und endlich doch umgestürzt worden war. Schon

hatten die Sachsen sich auf Kosten der Franken dem Niederrheine genähert, und die zu ihnen gehörigen Friesen gefährliche Angriffsversuche gemacht. Neben dieser stets wachsenden Gefahr für sein Reich stand der große Gedanke vor der Seele des Königs, durch Bezwingung der Sachsen die Vereinigung aller deutschen Völker unter seinem Scepter zu vollenden, und durch ihre Bekehrung zum Christenthum einen gewaltigen Vorschritt zur Erwerbung desjenigen Ruhms zu thun, der seiner großen Seele der wünschenswürdigste und erhabenste schien, des Ruhms nehmlich, die Herrschaft des Kreuzes über ganz Europa zu verbreiten, und wie die Fürsten der Moslemin für die Lehre des falschen Propheten gekriegt, also für das Wort der Wahrheit ein Held und Streiter Gottes zu werden.

Dieses Gedankens voll rief Karl eine Versammlung der Franken nach Worms, und schlug ihr mit Berufung auf die alten Beleidigungen und auf das zu erwerbende Verdienst der Bekehrung den Krieg gegen die Sachsen vor (772). Volk und Geistlichkeit stimmten bei. Da der Reichstag aus bewaffneten Leudes bestand, durfte die Ausführung nicht verschoben werden. Viele Geistliche folgten dem Heere, dessen Richtung durch Hessen nach dem Lande an der Dimel und Weser hin ging. Gressburg an der Dimel, ein Ort im Paderbornschen, (der heut Stattberg heißt), war eine Festung der Sachsen. Diesen Platz eroberten die Franken, und zerstörten darin ein Götzenbild, Irmenseul, welches von einigen für ein Denkmal Herrmanns

*) Eine Ala Saxonum stand der Notitia dignitatum zu Folge in Afrika.

gehalten, und dessen angebliches Fußgestell noch im Dome zu Hildesheim gezeigt wird. Dabei soll viel Gold und Silber gefunden worden seyn, und ein plötzlich hervorquellender Brunnen (nachmals Bullerborn genannt) das matte Heer in unglaublicher Dürre erquickt haben. Weiter drang Karl bis an die Weser. Als nun die Sachsen kamen, zwölf Geiseln stellten und sich taufen zu lassen versprachen, zog der König mit seinem Heere zurück nach Heristall, seinem väterlichen Erbgute bei Lüttich. So viel wissen wir von diesem ersten Feldzuge Karls gegen die Sachsen. Es scheint, daß die letztern nicht mit dem Heerbann, sondern etwa mit den Kriegsgefolgen ihrer Herzoge Widerstand thaten, und den Krieg so wenig als die frühern Feldzüge wie einen allgemeinen Volkskrieg betrachteten. Das Versprechen sich taufen zu lassen, ward demnach auch nur von wenigen und einzelnen gegeben; die sächsische Volksversammlung, die jährlich an der Weser gehalten ward, hatte kurz vor der Ankunft der Franken einen frommen Bekehrer, Namens Lebuin, beinahe erschlagen, weil er ihr von dem ihrer Hartnäckigkeit bald zu offenbarenden Rathschlusse Gottes zu drohend vorgepredigt hatte*). Bei dem Bestehen des Priesterthums und des Volksstaats war den Sachsen eine Glaubensveränderung nicht so leicht, wie sie es den französischen Kriegsleuten Chlodowichs gewesen war.

Als nun im folgenden Jahr (773) Karl in Italien war, um dem Papst Hadrian gegen die Longobarden zu helfen, besprach er sich mit

demselben auch über die Angelegenheit der Sachsen. Hadrian rieth ihm als das sicherste Mittel, sie zu bändigen, die Anlegung von Bisthümern, worauf Karl das erste derselben für einen Ort Namens Osbrugge, (Osabrück) bestimmte**). Da ward ihm angesagt, daß dieselben Sachsen, auf deren Unterwerfung und Bekehrung er rechnete, zu den Waffen gegriffen, Eresburg wieder erobert und einen verheerenden Einfall in das deutsche Frankenland bis nach Fricklar gethan hätten. Im Zorn der getäuschten Erwartung erklärte er, nicht eher die Waffen nieder zu legen, als bis er alle Sachsen besiegt und zum Christenthum gebracht, oder ausgerottet haben würde. Auch war es in der That nach Beilegung der italienischen Händel sein erstes Geschäft, drei Heeresabtheilungen über den Rhein zu senden, und durch Brand und Plünderung Wiedervergeltung zu üben. Im folgenden Jahre (775) hielt er das Maifeld bei Duren, um einen großen Kriegszug genehmigen zu lassen, ging darauf bei Bonn über den Rhein, nahm Siegburg am Sieglus, baute das von den Sachsen zerstörte und verlassne Eresburg wieder auf, und drang in gleicher Richtung bis Brunisberg an der Weser. Umsonst suchten die Sachsen den Strom zu behaupten. Karl ließ ihn besetzt, und verfolgte sie mit der Hälfte des Heers bis an die Däer, wo die Ostphalen zum Unterpande der Treue Geiseln gaben, und ihr Herzog Hassio sich zum Christenthum wandte. Als Karl durch den Gau von Bückeberg (Buck) zurückzog, gaben auch

*) Hucbaldus in Vita Lebuini apud Eccardum in Hist. Franciae orient. I. §. 133.

***) Luisprand bei Krause Rh. 3. S. 41.

die Engern Geiseln; ihr Anführer Bruno, der mit Wittekind's, des Herzogs der Westphalen, Tochter vermählt war, ward ebenfalls Christ und dem Frankenkönige gehorsam. Unterdeß war eine andre Abtheilung des fränkischen Heers im Lager bei Lübbecke (Hubbecke) an der Munde von den Sachsen überfallen worden, und hatte viele Leute verloren; doch mußten die Sachsen zuletzt das schon eroberte Lager wieder räumen und durch einen Vertrag freien Abzug erkaufen. Auf diese Nachricht brach Karl zum zweitenmal auf, zog ihnen nach, schlug sie, und empfing Geiseln, ohne jedoch ihren Heerführer, den tapfern Wittekind, wie die beiden genannten zur Unterwerfung zu bringen. Denn die Empörung des Herzogs Rodgand von Friaul gebot dem Könige Eile. Karl war noch nicht über die Alpen, als die Sachsen sich schon wieder rührten, Eresburg zerstörten, und Siegburg belagerten. Sobald aber Karl mit großer Macht gekommen war, Eresburg hergestellt und noch eine Festung an der Lippe erbaut hatte, unterwarfen sie sich aufs Neue.

Nach diesen stets erneuerten Abfällen dachte der König, der sich nach Heristall begeben hatte, wie er die Nation durch wirksamere Mittel als durch Gewalt des Schwerdts gewinnen möchte. Also zog er im Frühjahr 777 mit großer Heeresmacht nach Sachsen, um eine Reichsversammlung der Franken zu Paderborn zu halten; zu derselben hatte er auch die Sachsen eingeladen, damit ein dauerhafter Friede zwischen beiden Völkern festgesetzt würde. Die Sachsen erschienen, sowohl der Adel als das Volk. Nur Wittekind, der Heerführer der Westphalen, wollte nicht kommen, sondern ging nach Dä-

nemarl. Einer Sage zu Folge, die sich im Norden erhalten hat, war Wittekind's Gemahlin Geva eine Schwester des Dänenkönigs Siward, den die fränkischen Jahrbücher Siegfried nennen; außerdem war es natürlich, daß die Sachsen sich um den Beistand ihrer nördlichen Brüder gegen die alle Völker bedrohenden Franken bewarben.

Die Bedingungen, welche zu Paderborn zwischen Karl und den Sachsen verabredet wurden, waren, daß die Sachsen mit Beibehaltung ihrer Verfassung, Gesetze und Landtage ihn für ihren Oberherrn erkannten, ihm einen Tribut bewilligten, und die Anstalten, die er zur Begründung des Christenthums unter ihnen treffen würde, auf keine Weise zu hindern versprachen. Diejenigen, welche dem zuwider handeln und irgend eine Art Feindseligkeit gegen die Franken und die christliche Religion begehen würden, sollten, ihres Eigenthums und ihrer persönlichen Freiheit verlustig, aus ihrem Vaterlande nach andern Provinzen versetzt werden.

Den Glanz dieses Tages zu Paderborn vermehrten drei arabische Große aus Spanien, die in den Bürgerkriegen und Empörungen dieses Landes vertrieben, gekommen waren, bei dem Könige Karl Hülfe zu suchen. Der letztere, dem jeder Anlaß zum Kriege gegen heidnische Völker willkommen war, wandte nun im folgenden Jahre (778) seine Waffen nach Spanien, und zog in zwei Heeresabtheilungen über die Pyrenäen. Die Franken eroberten Pampeluna, Saragossa und Huesca, erlitten aber auf dem Rückwege, durch den Verrath des Her-

zogß Lupus von Vasconien, die berühmte Niederlage bei Ronceval in den pyrenäischen Schluchten, in welcher nebst vielen andern Kriegern drei Helden Karls, der Pfalzgraf Anselm, der Seneschall Eckart und der tapfere Markgraf Rutland von Bretagne erschlagen wurden. „Aus diesem engen Ronceval ist die Sage vom tapfern Roland und seinen Kampfgenossen durch die Dichtungsgabe spanischer, italienischer und deutscher Sänger zu einem großen Roman erweitert worden, der sich über die ganze europäische Welt bis tief in den Norden verbreitet hat. Da hat Roland, Karls Neffe, den Riesen Ferracut in spißsündigem Disput über den wahren Glauben und im heftigen Kampfe der Waffen gleich wacker bestanden, da ist er durch Ganelons Verrath mit seinem Streitroß Falerich gefallen, da hat sein kostbarer Helm Venerant das Haupt nicht mehr geschützt, da hat er in großer Noth in sein elfenbeinernes Horn Blifante, dessen Schall und Getöse über eine Tagreise weit gehört wurde, mit solcher Kraft gestoßen, daß ihm alle Adern am Halse gesprungen, und Karl bis in Frankreich des Lieblings Tod vernommen. Da hat er endlich mit großen Klagen sein Schwerdt Durenda, welches er keinem gegönt, an einer Marmorsäule zerschlagen, also daß die Säule zersprungen, die Klinge aber unverseht geblieben, worauf er endlich mit einem frommen Spruch und dem Zeichen des Kreuzes aus dieser Welt gewichen.“ Also die Sage. Den treulosen Lupus, der den Hinterhalt gelegt, nahm nachmals Karl gefangen, und ließ ihn, ohne Rücksicht auf seine merovingische Abkunft, nach altgermanischem Kriegesrechte henken.

Während dieses spanischen Feldzugs erhoben sich unter Wittelinds Anführung, der aus Dänemark zurückgekehrt war, von Neuem sächsische Heerhaufen, zogen bis Duits, Cöln gegen über, dann am Rheine herauf bis Coblenz, verheerten die fränkischen Weiler mit Feuer und Schwerdt, entheiligten die Gotteshäuser, verübten Greuel an Nonnen und schonten weder Alter noch Geschlecht. So wie jetzt gegen Karl hatten seit den Zeiten der ersten römischen Kaiser von jeher germanische Kriegsschaaren ihr Glück im Felde versucht, meist gewiß ohne Theilnahme der Hausväter, die aber außer Stande waren, dergleichen ihnen hinterher verderbliche Unternehmungen zu hindern. Karl, der zu Aurerre das Unheil vernahm, schickte den Plünderern ein aus Franken und Allemannen bestehendes Heer nach, welches sie bei Leisa (oder Battenfelde) im Hessengau am Fluß Eder erlitt und größtentheils niederhieb. Dergleichen einzelne Abenteuer sind von den Neuern zu freigebig als Scenen des großen sächsischen Volkskrieges behandelt worden. Dieser Volkskrieg ruhte seit dem Frieden von Paderborn; Karl würde, wenn er die unaufhörlichen Fehden für wirkliche Friedensbrüche gehalten hätte, gewiß minder nachsichtig gegen das Volk gewesen seyn, von dessen Bestrafung in den Jahrbüchern keine Spur vorkömmt. Aber dem Volke selbst wurde die Annahme des Christenthums und die Unterwerfung unter die fränkische Herrschaft durch eine Maafregel erschwert, welche Karl zur Befestigung der Kirchen zu ergreifen für nothwendig fand.

Dies war die Anordnung der Zehnten, welche auf dem Maifelde bei Duren im Jahre

779 als regelmäßige an die Kirche zu erlegenden Abgabe festgesetzt wurden. Zehnten (*decimae*) waren im Abendlande ursprünglich eine kaiserliche Auflage, die seit den Zeiten des Honorius von Landgütern, Wäldern, Bergwerken und Steingruben an den öffentlichen Schatz bezahlt werden mußte. Die Könige der Franken erhoben dieselbe als Nachfolger der Kaiser in Gallien, erließen sie aber in der Folge aus besonderer Milde zuerst den Gütern der Geistlichkeit *). Diese nun nahm dasjenige, was die Könige nicht mehr erhielten, für sich, und dehnte allmählig die Verpflichtung ihrer eignen Leute auf alle ihre Kirchkinder, doch nur bittweise, aus. Schon 566 empfahlen die auf einer Synode zu Tours versammelten Väter die Spendung des Zehnten von jedem Gut, auch des zehnten der leibeigenen Knechte, und beriefen sich dabei auf das Beispiel Abrahams, der also dem Priester Gottes Melchisedech freiwillig gethan. Wenige Jahre darauf sprachen Concilienschlüsse und Befehle der Päpste von den Zehnten als von einer uralten durch die göttlichen Gesetze getroffenen Einrichtung; doch wurde dieselbe erst in England herrschendes Gesetz, und im Frankenlande durch Karls Capitulare von Duren, und fünfzehn Jahre nachher auf der Synode zu Frankfurt (794) als solches bestätigt. Als wie von Gott selbst geboten, dergestalt, daß man Hungersnoth als Strafe des nicht erlegten Zehnten ansah, daß dann Teufel die Aehren ausgesessen hatten und Wehklagen aus der Luft gehört worden waren, mußten Edle, Freie und Leute von allem Vermögen und Erwerbe Gott oder der

Kirche und ihren Dienern den Zehnten geben, die Sachsen selbst von jeder Steuer und Abgabe, alle Grafen und Getreue des Königs von Kirchengütern, die sie zur Lehn hatten, ohne Abzug und nach Vermögen und Kräften, ja Karl nahm sich in Betreff seiner Güter und Pfalzen selbst nicht aus. Die Zehnten wurden entweder in vier gleichen Theilen unter Bischof, Geistlichkeit, Arme und Kirchenschatz, oder in dreien unter Geistlichkeit, Arme und Pilger, und zum Kirchenschmuck vertheilt. Die Priester mußten lehren, wie man sie geben sollte, berechnen und vor Zeugen theilen; dafür lag ihnen, nebst dem Lehrgeschäft, die Verbesserung der Kirchen und Kapellen ob. Hart aber lastete diese neue Auflage auf dem Volk, und machte dasselbe unwillig wider die Kirche, also, daß Alcuin, der des Königs Freund war, an ihn schrieb: „er solle doch in Betrachtung ziehen, ob die Apostel, welche von Christo selbst belehrt und abgesandt worden, den Zehnten gefordert oder ihn zu geben befohlen hätten? Den zehnten Theil seines Vermögens zu schenken sey zwar etwas sehr Gutes, doch sey es besser, dies als den Glauben einzubüßen!“ Karl aber, der kein anderes Mittel hatte, die Geistlichkeit in Ländern, wo er selbst nichts besaß, zu erhalten, und der es billig achtete, daß die Heerde ihren Hirten ernähre, kehrte sich weder an Klagen noch Vorstellungen, und befahl das Gesetz zu erfüllen.

Zwei Jahre hinter einander (779 und 780) durchzog er das Sachsenland, hielt Versammlungen, nahm Geiseln, empfing Tauslinge, und setzte Priester und Bischöfe ein; nach

*) Chlotarii I. *Constitutio generalis circa ann. 560.*

Bremen im Gau Wigmode einen Priester aus Northumberland, Namens Willchad; ferner baute der König Festungen und rechnete auf die Sachsen wie auf Reichsvölker. Als er zu Horeheim, am Einfluß der Hore in die Elbe *), sein Lager hatte, kamen nebst den Bewohnern des Bardengaus und den Nordleuten auch viele der überelbischen Slaven, sich taufen zu lassen. Karl aber meinte nun, wie einst Varus, das Werk der Unterjochung sey fertig, da viele der Vornehmen gewonnen waren, und es bedürfe nur noch geschickter Verwaltung. Auf der Generalversammlung zu Lippyspring, deren der *poeta Saxo* erwähnt, mag er die Verordnungen gegeben haben, welche in dem durch keine Jahreszahl bezeichneten Kapitulare *de partibus Saxoniae* enthalten sind. Diesen zu Folge soll das Land durch fränkische Grafen **) regiert werden, und die Sachsen nur dann zu Landtagen zusammen kommen, wenn ein königlicher Bevollmächtigter sie ruft. Die christlichen Kirchen sollen eben so heilig und noch heiliger als die bisherigen Götzentempel gehalten werden. Ermordung eines Geistlichen, Beraubung oder Anzündung einer Kirche, Verschwörung gegen den König mit den Heiden, Darbringung von Menschenopfern, Verbrennung einer Leiche nach heidnischen Gebräuchen, Flucht und Versteck vor der Taufe, endlich Genuß des Fleisches in der Faste zur Verhöhnung der christlichen Religion, sollen mit dem Tode bestraft werden. Diese Härte in geistlichen Dingen ist um so

auffallender, da auf die Ermordung eines Grafen selbst nur Einziehung der Güter gesetzt ist. Wer sein Kind binnen einem Jahre nicht zur Taufe bringt, soll eine Geldstrafe erlegen. Wer aber sein Verbrechen bekennt, und sich bei dem Priester entweder zur Taufe, oder wenn er diese schon erhalten, zur Kirchenbuße meldet, erhält Verzeihung und Erlaß aller Strafe. Daneben mag die Stiftung der beabsichtigten Bisthümer mit großem Eifer betrieben worden seyn.

Die Sachsen aber fühlten nun erst, wie hart das fremde Joch sey, unter welches sie gefallen waren. Bei dieser, der fränkischen Herrschaft und dem Christenthum gleich ungünstigen Stimmung des Volks, kam Wittekind, der nicht wie die andern Edlen unter das Joch sich gebeugt, aus Dänemark zurück, und fand es leicht, seinen kriegerischen Plänen Eingang zu verschaffen. Im Bardengau brach der Aufstand aus (782), die Kirchen wurden zerstört, die Mönche vertrieben, und viele Geistliche erschlagen oder verjagt. Hiddi aber in Ostpfahlen (wahrscheinlich Hassio) und Amalung von Lüneburg blieben dem Könige treu, und flüchteten zu ihm nach Franken, wohin Wittekind nun seinen Siegeszug richtete.

Zu derselben Zeit war ein fränkisches Heer unter dem Kämmerer Adalgis, dem Konstabel Geilo und dem Pfalzgrafen Worad, auf dem Marsche gegen die sorabischen, zwischen der Sale

*) Alb-Dre-Stadt soll die Wurzel des Namens Halberstadt seyn.

**) Nach dem *Chronicon Nibelungi ad an. 782* beim *Du Chesne II p. 22* wurden auch Grafen sächsischer Herkunft *ex nobilissimis* angezogen. Das war Karls Staatskunst, um zuerst die Edlen auf seine Seite zu bringen.

und der Elbe wohnenden Slaven, die in Thüringen und Sachsen verheerend eingefallen waren. Als die fränkischen Feldherren den Aufstand derselben Sachsen, denen sie helfen sollten, erfuhren, veränderten sie die Richtung ihres Wegs, und wandten sich nach der Gegend, die ihnen als der Sammelplatz der Empörer angegeben wurde. Unter Wegs stießen sie auf den Grafen Theoderich (Dietrich), einen Verwandten des Königs, der in der Eil einiges Kriegsvolk im Rheinlande zusammen gerafft hatte. Dieser gab ihnen den Rath, den Feind erkundtschaften zu lassen, und ihn anzugreifen, wenn die Gelegenheit des Orts es verstattete. Als sie nun mit ihm bis an den Berg Sontal (Sonnenthal), gezogen waren, fanden sie auf dessen nördlicher Seite die Sachsen gelagert. Da nahm Dietrich sein Lager auf der Südseite des Berges, die drei Grafen aber gingen auf das andere Ufer der Weser, um, wie sie sagten, den Berg leichter zu umgehen, in der That aber, um sich von Dietrich zu trennen, mit dem sie den Ruhm des gewiß geachteten Sieges nicht gern theilen wollten. Bald darauf stürzten sie ohne Verabredung mit Dietrich in wilder und vereinzelter Hast auf den Feind, und machten den Angriff, wie wenn es eine Verfolgung gewesen wäre. Die Sachsen aber hielten Stand, und die Schlacht ward hart, und die vorrückenden Franken fast alle erschlagen; unter ihnen die beiden Heerführer Wadgis und Geilo, vier Grafen und gegen zwanzig Edle mit denen ihrer Leute, die lieber mit ihnen sterben als nach ihnen leben gewollt. Nur wenige retteten sich in Dietrichs Lager auf der andern Seite des Berges.

Die Sachsen indeß waren zu langsam oder zu schwach, ihr Glück zu verfolgen, und Karl desto schneller, sie zu strafen. Mit einem starken Heer stand er, den sie entfernt oder erschrocken glaubten, plötzlich in ihrem Lande, lud die Edlen vor seinen Stuhl, und fragte mit dem Ernste des Richters nach den Urhebern des Aufstandes. Allgemein ward die Schuld auf Wittekind geschoben, Niemand aber konnte ihn ausliefern, weil er schon zu den Nordmannen über die Elbe entwichen war. Da griff Karl von den Theilhabern viertausend fünfhundert, und ließ sie zu Werden an der Aller enthaupten alle auf einen Tag, darum, weil er diesen Aufstand nicht als eine ihm von Kriegsheuten gemachte Befehdung ansah, sondern als einen Friedensbruch erkannte, an welchem das ganze Volk Theil gehabt habe.

Als Karl dieses that, mochte er bedenken, daß hartnäckige Uebel verzweifelte Heilmittel erfordern, und daß Milde, welche Empörungen nährt, oft blutigere Folgen nach sich zieht, als Strenge, welche mit einem Streiche die Schuldigen niederschlägt und die Menge erschreckt. Aber die grausame Berechnung, die das große Gefühl und den starken Muth des freien Volks nicht in Anschlag gebracht hatte, schlug fehl; die freien Männer traten gegen den Mächtigen, der sie niedergeschmettert zu haben meinte, vereinigt in die Waffen. Im Mai des Jahres 783 zog Karl von Diederhosen aus mit großer Heeresmacht über den Rhein. Bei Detmold (Thietmelle), fanden die Sachsen in ungeheurer Zahl; es war das Aufgebot ihres Heerbanns. Karl, so erzählt das fränkische Zeitbuch, besiegte sie in einer gewaltigen

Schlacht, aus welcher nur wenige von der unzählbaren Menge entrannen, zog sich aber nach Paderborn zurück, um die aus Franken nahenden Verstärkungen zu erwarten. Allem Ansehen nach war dieser Sieg nur zweifelhaft, vielleicht gar einer Niederlage zu vergleichen; aber neues Kriegsvolk ersetzte den erlittenen Verlust, und die Sachsen, die sich abermals an der Hase gesammelt hatten, wurden in einer zweiten noch blutigeren Schlacht gänzlich überwunden *). Nach diesen beiden Schlachten, den einzigen, in welchen er selbst gegen die Sachsen gestritten, drang Karl verheerend bis an die Weser, dann bis an die Elbe, ohne seinen Zweck, die Bezwingung des Volks, zu erreichen. Das folgende Jahr (784) führte ihn von Neuem über den Rhein. Ueberschwemmungen, durch unaufhörliche Regengüsse entstanden, hinderten ihn, von St. Hulf (Huculp) an der Weser aus, wo er sein Lager aufgeschlagen hatte, in Nordachsen einzudringen; er wandte sich daher südlich nach Thüringen, zog verwüstend durch das Land zwischen der Sale und Elbe, und kehrte über Schaningen nach Franken zurück. Die Verwüstungen der Fluren und Weiler, von denen in den ersten Feldzügen nie die Rede war, bezeugen, daß der Krieg nunmehr eine andere Gestalt als in den ersten Jahren angenommen hatte, und nicht mehr gegen die Leute sondern gegen die Männer geführt ward. Zu derselben Zeit schlug Karl, des Königs ältester Sohn, obwohl nur ein Knabe von zwölf Jahren, mit einer fränkischen Schaar einen sächsischen Hau-

fen bei Drente an der Lippe, und brachte dem Vater selbst die Botschaft nach Worms. Karl aber, um die Sachsen an Versammlung ihrer Kräfte zu hindern, faßte den ungewöhnlichen Entschluß, den Krieg im Winter fortzusetzen, und zog im Spätherbst über den Rhein. Das Weihnachtsfest, das er sonst immer auf einem seiner väterlichen Schlösser zu feiern pflegte, hielt er diesmal im Lager zu Weisengau (Huettagowe) an der Ammer, und erst spät im Jahr bezog er, von ausgetretenen Flüssen und rauher Witterung genöthigt, zu Eresburg Quartiere. Von hier, wohin er Frau und Töchter nachkommen ließ, suchte er die Sachsen zugleich durch unaufhörliche Streifzüge zu ermüden, und zugleich durch Unterhandlungen zu gewinnen. Die letzteren führten ihn endlich zum Ziele. Die Beruhigung der Nation gelang ihm wahrscheinlich auf dem Reichstage zu Paderborn: denn er durchzog nach demselben ohne Widerstand das Land bis nach dem Bardengau, und nur um Rücksälle und die beständigen Aufwiegeleien zu verhüten, sandte er von da Abgeordnete an die beiden sächsischen Heerführer Wittelind und Alboin, die sich vor seiner Uebermacht über die Elbe geflüchtet hatten. Sie verlangten sicheres Geleit und Geiseln, wenn sie sich zur persönlichen Unterredung stellen sollten, erhielten, was sie forderten, und traten zu Attigny in Champagne, wohin Karl unterdeß zurückgekehrt war, vor das Angesicht dessen, den sie so lange und so schwer gereizt hatten. Ihre Unterwerfung, Taufe und seitdem nicht wieder gebrochene

*) Die Schlachtstage waren vermuthlich der 23. 26. und 28. Juni, da Papsi Hadrian auf dieselben eine dreitägige Litanei verordnete. *Labbei Council, Tom. VI, p. 775.*

Treue ist alles, was die fränkischen Jahrbücher von ihnen berichten *). Dhnsehlbar gelangten sie wieder zu ihren vom Könige eingezogenen Gütern, aber ihre Feldherrnschaft hörte von selbst auf, und sie starben im ruhigen Privatbesitz auf ihren Höfen. Was die Geschichte von Wittekind berichtet, steht überhaupt in keinem Verhältniß zu dem Ruhm, der, halb als Sage, seinen Namen begleitet. Es ist, als ob durch die fränkischen Nachrichten, die einzigen, die wir von ihm besitzen, ein Ton der Wahrheit hindurch geklungen wäre, um für den unglücklichen Vertheidiger der germanischen Freiheit gegen die verkleinernde Darstellungsweise seiner Gegner bei der Nachwelt das Wort zu führen. Das Denkmal, welches auf seinem angeblichen Grabe zu Engern aufgerichtet worden, die Stammtafel, welche mehrere Königshäuser Europas (z. B. das capetingische, das oldenburgische,) zu Wittekind hinaufführt, und die von vielen spätern Schriftstellern ihm gespendete Verherrlichung bezeugen nur, wie unsicher auch ihr historischer Grund seyn mag, den hohen Werth, den alle Geschlechter der Menschen dem Bemühen beilegen, das Alte, Angekommene, Eigenthümliche, gegen das Neue und Fremde zu behaupten. Darin thaten die Sach-

sen eben so recht, als einst ihre Vorfahren unter Herrmann gegen die Römer; Karl aber ward ihres Widerstands Meister, weniger durch seine Entschlossenheit und Kraft, als durch Gottes Finger, welcher für ihn war. Denn wie es ein unermessliches Unglück gewesen wäre, wenn die Cherusker sich des Varus und Germanicus nicht erwehrt, und den Römern Deutschland wie ein zweites Gallien überlassen hätten, also mußte, als die Zeit gekommen war, der alte Götzendienst der Sachsen dem Christenthum, ihre Absonderung der Vereinigung weichen, damit aus allen, dem mütterlichen Boden treu gebliebenen germanischen Völkern die Gesamtheit eines Volkes der Deutschen erwüchse. In der Geschichte der Völker wie im Leben des Einzelnen waltet Gottes Fügung, doch ist es der Gegenwart nicht immer verliehen, sie zu begreifen, und der Mensch muß thun, was er für das Rechte hält.

Das Verhältniß der Sachsen zu den Franken scheint aber nach diesen verunglückten Empörungen ungünstiger geworden zu seyn, als es im Frieden zu Paderborn festgesetzt war; die Zeitbücher sprechen nun von Unterjochung des ganzen Sachsenlandes, welches doch, jenem

*) Irrig nennen den Wittekind viele Spätere, durch das lateinische Wort dux verleitet, einen Herzog oder wohl gar einen König der Sachsen; er war nur der frei gewählte Heersführer seines Volks, sonst unus de primoribus, wie Eginhard ihn nennt, oder vir nobilis nach Rolving, und nichts zeugt dafür, daß Karl, der überall die Herzoge abschaffte, grade in dem aufrührerischen Sachsenlande einen dergleichen gefährlichen Beamten eingesetzt habe. Ueber die letzten Schicksale Wittekind's herrschen verschiedene Angaben. Der unverbürgten Nachricht in *Cranzii Saxonia* II 24 zu Folge ist er 807 in einem Treffen gegen den schwäbischen Herzog Gerold umgekommen. Nach Albert von Stade (der *ad ann.* 884 den König Odo von Frankreich einen Enkel Wittekind's, *e Germania profugi* nennt) scheint er nach Frankreich gezogen zu seyn, und daselbst geheirathet zu haben. Die *Acta Sanctorum* erwähnen seiner beim 7. Januar unter den zweifelhaften Heiligen.

Frieden zu Folge, mit den Franken nur Einen gemeinschaftlichen Oberherrn haben sollte *). Die Sachsen zogen mit Karl in seine Kriege gegen die Baiern, Wilzen und Awaren, bezahlten den früher schon aufgelegten Tribut, und an die Bischöfe den Zehnten, waren aber, wie sich aus der Folge ergeben wird, mit ihrem Zustande so wenig zufrieden, daß erst ein erneuerter, jenen Fuß der völligen Gleichheit herstellender Friedensvertrag die mehr als dreißigjährige Unruhe zu stillen im Stande war. Wie-

wohl die Stiftung der acht von Karl errichteten sächsischen Bisthümer, Osnabrück, Halberstadt, Paderborn, Minden, Münster, Bremen, Verden und Hildesheim, ohne Gewißheit von einigen unmittelbar in die Zeit nach Wittekind's Tode gesetzt wird, und wahrscheinlich viel später angenommen werden muß, so bestanden doch sicher an allen diesen Orten Gemeinden, und das Christenthum verbreitete allmählig über die noch heidnische Erde des alten Germaniens seine Zweige.

Neunzehntes Kapitel.

Karls Krieg wider die Longobarden.

Erst im Greisenalter sollte Karl den Krieg gegen die freien Sachsen endigen, den er als Jüngling begonnen hatte; den Königsthron der Longobarden aber stürzte er in Einem Feldzuge über den Haufen. König Desiderius lebte wie seine Vorgänger in beständigem Zwist mit dem heiligen Stuhle zu Rom. Nun schien für den letztern seine Stütze, die helfende Treue der Franken, wankend zu werden, als die Königin Bertha, Karls Mutter, die Vermählung eines ihrer Söhne mit Desider's Tochter unterhandelte, um zwischen Franken und Longobarden für immer Frieden zu stiften. Auf die Nachricht hievon schrieb Papst Stephan an die beiden fränkischen Könige: (denn damals lebte

Karlmann noch) „Wir hören mit großer Betrübniß, wie Desider, der Longobarden König, Eure Herrlichkeit bereben will, seine Tochter mit Einem von Euch zu vermählen, was, wenn es also ist, wahrlich aus Eingebung des Teufels stammt, und kein ehelich Bündniß sondern eine Gemeinschaft recht schwarzer Erfindung zu seyn scheint. Wie weit, meine glorreichen Söhne, ginge der Wahnmuth, wenn sich Euer berühmtes fränkisches Volk, das alle Völker überstrahlt, und das so edle und vom Glanze überfließende Geschlecht Eurer königlichen Macht mit der treubruchigen und stinkenden Nation der Longobarden besudeln wollte, mit einer Nation, die man gar nicht unter die

*) Annal. Loisd. et Metenses ad an. 735. Saxonia subjugata Francis.

Böcker rechnet, und von der ganz gewiß die Ausfägigen kommen? Niemanden von gesundem Verstande kann es auch nur einfallen, daß sich so berühmte Könige mit einer so abscheulichen und verworfenen Suche beslecken sollten. Denn was hat das Licht für Gemeinschaft mit der Finsterniß? oder was für einen Theil hat der Gläubige mit den Ungläubigen?“ — Trotz dieser Vorstellungen verstieß König Karl mit einem Leichtfinn, dem die Verderbniß der Merovingen das Auffallende benommen hatte, die erste Gemahlin, und ehelichte Desiders Tochter. Diese aber entsprach bei ihrer Ankunft seinen Erwartungen so wenig, daß er auch das Band dieser Ehe nach kurzer Zeit durch Scheidung löste, und die Longobardin ihrem Vater zurück sandte. Dadurch ward natürlich die alte Feindschaft verdoppelt. Wie zu Karls unverföhnlichem Gegner floh die Wittve seines Bruders Karlmann mit ihren Söhnen zu Desider, und dieser nahm sie auf, um die Nessen als Werkzeuge seiner Rache gegen ihren Oheim zu gebrauchen. In dieser Absicht verlangte er vom Papst Hadrian zum Preis der Rückgabe einiger Städte, die seit Pipins Schenkung dem h. Stuhl noch immer vorenthalten wurden, er solle Karlmanns Söhne zu Königen der Franken salben. Hadrian aber, der wohl einsah, daß er den Longobarden durch diese Unklugheit zu seinem Herrn machen würde, weigerte sich; als aber Desiderius drohte, sandte er einen Boten nach Diedenhofen, wo eben König Karl mit seiner Hoffstätt lag, und ließ ihn um Gottes und St. Peters Willen bitten, seiner frommen Kirche, deren rechtmäßiger Schutzherr er sey, wider ihre Feinde zu helfen. Neigung für den

päpstlichen Stuhl, und Empfindlichkeit über die von Desider tückisch versuchte Rache, hießen Karl dieser Aufforderung Gehör geben, und zu Genf, wohin er die Versammlung gerufen, entschied die alte Erbitterung der Franken gegen die Longobarden leichtlich für den Krieg. In zwei Haufen zog das Heer über die Alpen (773). Den einen führte Bernhard, Karls Oheim, über den Jupitersberg, der vielleicht von diesem Bernhard den jetzigen Namen erhalten; mit dem andern ging Karl selbst über den Berg Cenis. Am Ausgange der Klauen fanden sie den König Desider mit seinem Sohne Adalgis, und schlugen ihn so, daß ihm nichts übrig blieb, als sich in Pavia einzuschließen; Adalgis floh mit Karlmanns Wittve und Söhnen nach Verona. Aus dieser Stadt, die sich bald ergab, entran Adalgis nach Constantinopel. Gerberge aber und ihre Söhne geriethen in die Gewalt des Siegers, dessen weiteres Verfahren gegen die unglückliche Familie nicht bekannt ist; wahrscheinlich ließ er sie in einem Kloster verschwinden.

Indes war das Jahr vergangen, und die Belagerung von Pavia zog sich in die Länge. Da ließ Karl seine Gemahlin Hildegard, eines schwäbischen Herzogs Tochter, die er bald nach der Trennung von der Longobardin geehlicht, mit ihrem Sohne Karl zu sich kommen, übergab die Belagerung dem Oheim Bernhard, und zog zum Ofterfest (774) nach der heiligen Stadt, die er noch nicht gesehen, wiewohl ihn in früher Jugend schon Papst Stephan III. zum Patricier von Rom ernannt hatte. Ein feierlicher Empfang war ihm bereitet. Bei dreißig Miglien vor Rom zogen ihm die Nixter mit

dem Panner entgegen, näher an der Stadt empfangen ihn lobsingend die Schulen mit ihren Meistern und Knaben, Palmen und Delzweige in den Händen, und wie es Sitte war bei der Aufnahme des Patricius und Erarchen, sandte man ihm auch das ehrwürdige Kreuz entgegen. Beim Anblick desselben sprang der König mit seinem ganzen Gefolge vom Pferde, und ging zu Fuß nach der Peterskirche. Oben auf den Staffeln erwartete ihn der Papst mit dem ganzen Klerus. Karl küßte jede Stufe. In der Vorhalle umarmten sich beide, und der König trat zur Rechten des Papstes in das Haus Gottes ein, wo alle Welt mit lauter Stimme frohlockend rief: „Gebenedeiet ist, der da kommt im Namen des Herrn!“ — Nach der Messe bat Karl um die Erlaubniß, in die Stadt ziehen zu dürfen, um auch in andern Kirchen seine Andacht zu halten, ließ sich aber vorher am Grabe der Apostel Freundschaft und Sicherheit schwören; darauf wohnte er in der Kirche zu St. Salvator am Lateran einer Taufhandlung bei, welche der Papst selbst verrichtete, wahrscheinlich an der Tochter, von welcher die Königin im Lager vor Pavia entbunden worden war. Dieses alles geschah am Vorabend des Osterfestes. Die heiligen Tage selbst wurden mit feierlichen Messen, Litaneien und einer großen Schmauserei im Lateranischen Pallaste gefeiert. Auf Hadrians Bitte erschien Karl in der Tracht eines römischen Patriciers, im langen Schlepplleide, Salar und mit römischen Puschshuhen; ihm selbst gefiel nur die einfache aus Wams und Hosen bestehende Kleidung der Väter. Am dritten Ostertage bestätigte er dem Papste den Schenkungsbrief, den Pipin seinem

Vorfahr zu Chiersey gegeben hatte. Der französische Hofkapellan Etherius fertigte eine neue Urkunde darüber aus, die der König nebst allen Bischöfen, Abten und Grafen unterschrieb, und in das Evangelienbuch auf den Leichnam des Apostels, eine Abschrift davon in die Sakristei der Peterskirche niederlegte; eine andere Abschrift nahm er selbst mit nach Frankreich. Dennoch hat diese höchst wichtige Urkunde sich nirgends gefunden, und die Namen der Landschaften und Städte, die darin gestanden haben sollen, sind daher streitig. In jedem Falle erstreckte die Schenkung sich nur auf das dominium utile oder das nießbräuchliche Besizthum gewisser Einkünfte und Palläste, und die eigentlichen Hoheitsrechte blieben in eben der Art, wie sie dem Erarchen zugestanden hatten, auch dem königlichen Patricier vorbehalten. Insbesondere ward derselbe in Rom, wo der Papst nur Bischof und erster Bürger war, als wahrhaftiger Oberherr und Erbe der Kaisergewalt anerkannt, und selbst durch jene Schenkungsbriefe kein Gedanke einer päpstlichen Oberherrschaft über diese alte Hauptstadt der gesitteten Erde veranlaßt.

Bald darauf, nachdem Karl in das Lager vor Pavia zurückgekehrt war, ergab sich die durch Hunger und Seuche auch inwendig hart bedrängte Stadt. Desider ward mit seiner Gemahlin Ansa gefangen genommen, alles Gold, das man fand, unter das Heer vertheilt, der gestürzte König dem Bischofe von Lüttich, Egilfried, übergeben, und nach St. Denys, von da nach Corbei gebracht, wo er als Mönch sein Leben geendigt hat. Sein Sohn Adalgis ward in Constantinopel, dessen Hof mit scheelen

Kugen die wachsende Frankenmacht betrachtete, mit der Patricierwürde geehrt und für künftige Begebenheiten aufgespart. Also kam das Reich der Longobarden, welches nach Abrechnung aller an den römischen Stuhl überlassnen Schenkungen die heutigen Gebiete von Piemont, Montferrat, Genua, Parma, Modena, Toskana, Mayland, Brescia, Verona und Friaul, wohl die Hälfte Italiens, in sich begriff, nach zweihundert und sechsjähriger Dauer an den König der Franken. Der Staat behielt seinen Namen und seine Verfassung, und wechselte eigentlich nur seinen Beherrscher; Karl schrieb sich König der Franken und Longobarden, und soll ihm zu Monza die alte eiserne Krone aufgesetzt worden seyn. Ein gelehrter Longobarde, Paul der Diakon, Warnefrieds Sohn, der die Geschichten seines Volks, die der Bischöfe von Metz und einen Lobgesang auf den heiligen Johannes geschrieben, trat in Karls Dienste, und ward beauftragt, Auszüge aus den Büchern der Kirchenväter zu machen, oder wie die Urkunde sich ausdrückt, von ihren beliebtesten Auen die Blumen zu lesen, und alles Heilsame in einen Kranz zu flechten. Also entstand ein Homiliar zum rühmlichen Denkmal für den König, dem die Sorge für die Bücher der Väter so ernstlich am Herzen lag, daß er derselben unter den dringendsten Kriegs- und Staatsgeschäften eingedenk blieb.

Es waren aber nach dem Fall des Throns von Pavia noch die Herzogthümer Friaul, Spoleto und Benevent übrig, als Trümmer der Longobardischen Macht. Notgaud von Friaul, dem die Franken am nächsten lagen, gelobte ihnen Treue, der übrigen Unterwerfung ward

durch kriegerische Nachrichten aus Sachsen verzögert. Als nun Karl gegen die Empörer an der Weser ausgezogen war, brach Notgaud die beschworene Treue, und trachtete ganz Italien wider die Franken zu reizen. Karl aber, durch den Papst ermahnt, endigte die sächsische Angelegenheit schnell, und eilte dem Winter zum Trotz mit einer auserlesenen Schaar über die Alpen, überfiel den Aufrührer, und ließ ihn enthaupten (775). Seine Städte und Festen, unter ihnen Tarvis, ergaben sich dem Sieger, der fortan in Friaul keinen Herzog, sondern Grafen einsetzte, die Gauen zu verwalten. Der Herzog von Spoleto unterwarf sich, durch dieses Beispiel für immer geschreckt, und zog seitdem unter den fränkischen Fahnen. Aber Arrigis von Benevent, König Desiders Eidam, ist erst elf Jahre nachher gedemüthigt worden. Er war durch seine Gemahlin Amalberge bewogen worden, sich gleich dem fränkischen Könige salben zu lassen, und mit den Zeichen unabhängiger Herrschaft, Krone und Scepter, auch den Fürstentitel zu führen. Solches betrachtete Karl als eine Verachtung seiner obersten über Italien erworbenen Hoheit, und zog gegen den Beleidiger aus (786). Als Arrigis die Uebermacht der Franken erkannte, verschloß er sich mit seinen Kriegsheuten in Salerno, und ließ durch seine zwei Söhne, Romwald und Grimwald, des Siegers Gnade erflehen. Auf dieses sandte Karl, der, auf Vorstellung der Geistlichkeit, das mit Kirchen und Klöstern bedeckte Land nicht verheeren wollte, Abgeordnete in die Feste, denen der Herzog das Gelübde der Ergebenheit schwur. Also ward nun auch in Unteritalien den Franken gehorcht. Das

Jahr darauf starb Arrigis, eben da er sich mit den Griechen gegen Karl'n verschworen hatte. Dieser aber rächte die erkundete Uebelthat an Arrigis' Geschlecht nicht, sondern gab dem Sohne desselben, Grimwald, das erledigte Herzogthum, doch unter der Bedingung, daß die

Werke von Salerno niedergerissen, des Königs Name auf die Münzen gesetzt, und die Longobarden genöthigt wurden, ihre alte Art des Bart's und der Haartracht mit der fränkischen zu vertauschen. Dies that Karl, als Eroberer Volkseigenthümlichkeiten feind.

Zwanzigstes Kapitel.

Der bairische und avarische Krieg.

Zu Regensburg in seiner Hauptstadt saß Tassilo, der Bojoarier Herzog, der wie Arrigis Desider's Eidam war, und zürnte über den Fall der Longobarden, ohne den Muth, ihnen zu helfen. Seit er auf dem Tage zu Nevers (763) das Heer der Franken verlassen hatte, regierte der Baiersfürst trotz der den Franken geleisteten Lehnspflicht wie ein unabhängiger König sein Volk, versammelte aus eigener Macht seine Großen zu Landtagen, vergaß in den ausgestellten Urkunden den Namen des fränkischen Oberherrn, führte ohne seine Hülfe Krieg gegen die Slaven in Kärnthen, und unterwarf dieselben seinem Gehorsam; auch nannte Pipin, als er das Frankenreich unter seine Söhne vertheilte, Bojoarien nicht, wie wenn er Tassilos unabhängige Herrschaft erkenne. Darauf, als Waifar und Hunold, als Desiderius und die Sachsen der fränkischen Macht erlagen, und Karls wachsendes Reich alle germanischen Völker zu umfassen begann, barg Tassilo düstere Besorgnisse unter der Geberde des Hochmuths. In die Gefilde von Pavia hätte er hinunter ziehen und

sein Schwerdt auf der Longobarden Wagschale legen sollen; aber die schwache Seele scheute das Wagniß einer kräftigen That, und der beschränkte Geist wählte, durch kleinliche Maßregeln den Schritt eines großen Verhängnisses zu lähmen: also ernannte er, um seinem Hause die Erbfolge zu sichern, seinen fünfjährigen Sohn Theodo zum Mitherzog (777). Karl, aufmerksam gemacht durch dies Emporstreben nach selbständiger Herrschaft, bot, wie zur Probe, die Bojoarier zum Kriege nach Spanien auf, und lud, als Tassilo furchtsam gewährt hatte, den Verdächtigen selber nach Worms (781), den Eid von Compiègne zu erneuern, und durch Geiseln aus den Großen des Landes seine Treu zu verbürgen. Ueberrascht gehorchte der Herzog, und zog mit reichen Geschenken und großem Gefolge nach Worms; aber was hier der Mund dem Könige schwur, verleugnete das Herz. Seit diesem Tage wuchs des Bedemüthigten Unmuth; schon mochten geschäftige Zwischenträger bittere Neben, wie ohnmächtiger Groll sie ausstößt, ans fränkische

Hoflager berichten. Deutlicher zeigte sich seine Unvorsichtigkeit während Arrigis kurzem Krieg; ein fränkischer Herzog Robbert ward bei Bozen von bairischen Grafen erschlagen. Doch besann sich Tassilo anders, und sandte Boten an Papst und Kaiser nach Rom, um eine Ausöhnung zu erhandeln. Aber der Papst war wider der Longobarden heimlichen Freund, und die Gesandten kehrten mit harten Anmahnungen heim. Bald darauf luden ihn andere Boten zum Reichstage nach Worms. Da fuhr ein Geiß in den Unentschlossenen, daß er des Gehorsams sich weigerte, und sein Volk zu den Waffen rief. Aber am Lechstrom gelagert vernahm er, daß König Karl selber über das Lechfeld ihm entgegen ziehe, daß ein zweites Heer bei Pförring an der Donau erschienen sey, und Pipin, des Königs Sohn, ein drittes aus Italien heraufführe. Als bald entfiel dem Agilolfingen der Muth; er ging ins fränkische Lager, schwur zum drittenmal den Eid, und empfing sein Herzogthum als Lehn aus der Königs Hand, nachdem er in dieselbe einen Stab mit einem künstlich geschnitten Menschenbilde übergeben hatte; dazu stellte er zwölf Geiseln und seinen eignen Sohn Theodo als Pfänder der Treue (787). Aber kaum heimgekehrt, sann der gekränkte Stolz schon auf Rache; Luitberga, seine Gemahlin, Desiders Tochter, wird beschuldigt, das Feuer des Hasses geschürt zu haben. Ost sprach Tassilo zu Dienstleuten: er wolle lieber den Tod als diese schimpfliche Knechtschaft er-

tragen, lieber, wenn er auch zehn Söhne hätte, ihre Leichen sehen als ihnen solches Erbe hinterlassen. Seinen Bojoariern, die dem fränkischen Könige schwören sollten, gebot er, beim Eide an etwas anderes zu denken. Zugleich sandte er heimlich Boten nach Pannonien an die Awaren, und ließ sie auffordern, zu einer bestimmten Zeit mit ihm gegen die Franken zu ziehen; denn die Uebermacht der letztern drohe ihnen wie ihm. Als dieses dem Könige Karl hinterbracht worden war, rief derselbe den verrätherischen Herzog auf die Maiversammlung nach Ingelheim am Rhein, wo den Winter über das königliche Hoflager gestanden hatte (788). Dasselbst ward Tassilo, der in der Zuversicht kam, all sein Beginnen sey verborgen geblieben, verhaftet; zu gleicher Zeit in Regensburg Luitberga mit allen Kindern und Gesinde aufgehoben, und nach Ingelheim gebracht. Vor dem Throne des Königs, in einer großen Versammlung fränkischer, longobardischer, bojoarischer und sächsischer Vasallen, stand der Angeklagte entwaffnet, und ward durch das Zeugniß seiner eignen Leute der Schuld überwiesen. Auf dieselbe war in den bojoarischen Gesetzen eigentlich nur Verlust der Würde und Einsperrung in ein Kloster gesetzt *); aber schon vor fünf und zwanzig Jahren hatte Tassilo durch das Verbrechen der Heerverlassung (Heriliz) das Leben verwirkt, und jetzt Pipins an ihm geübte Großmuth durch Verrath an seinem Sohne vergolten; darum erkannten ihm die Richter den Tod

*) Leg. Bojoar. II. 9. Si quis autem dux de provincia illa quam lex ordinaverit, tam audax aut contumax aut levitate stimulatus seu protervus et elatus, vel superbus et rebellis fuerit, qui decretum regis contemserit, donatu dignitatis ipsius ducati careat, etiam et insuper spem supernae contemplationis sciat se esse condemnatum et vim salutis amittat.

zu. Aber Karl, vielleicht der Verwandtschaft eingedenk, milderte den harten Spruch, er ließ ihm die Todesstrafe, und fragte den Jagen- den, was er thun wolle? Tassilo erklärte, er wolle ins Kloster; doch begehre er als Gnade, nicht in der Versammlung zum Mönche geschoren zu werden. Diese Bitte ward gewährt, und der Schuldige, nachdem er im Kloster des h. Nazarius die Tonsur erhalten, nach Gemeticum bei Rouen in klösterliches Gefängniß geführt. Gleiches Loos traf seine Gemahlin, seine Edhne und Töchter; die ganze Familie der Agilolfen verging. — Ohne Widerstand unterwarfen sich die Bojoarier; die Prie- sterschaft war für den Schutzherrn der Kirche, Tassilos wenige Anhänger wurden in Verban- nungsorter zerstreut. Die Awaren aber, die dem gegebenen Worte getreu über die Donau in Bojoarien, durch Friant in Italien einbrachen, wurden (die ersten von Karls Heerführern Gra- haman und Audaker) in drei Treffen geschlagen. Hierauf kam Karl selbst nach Regensburg, die neue Verwaltung einzurichten. Wie in allen Provinzen wurden über die Gaue Grafen, mit beschränkter Gewalt und ohne Erblichkeit des Amts, auch des Königs reisenden Bevollmäch- tigte verantwortlich, gesetzt; über sie aber ein Statthalter, der Pannerträger Gerold, des Kö- nigs Schwäher; gegen die Grenzbölker Mark- grafen, die zugleich Grafen waren über mehrere Gaue. Das Volk behielt Namen, Gesetze und Verfassung wie vordem, das Land ward durch das Gebiet zwischen der Donau und dem böhmi- schen und thüringischen Waldgebürg, den Nord-

gau erweitert, aus dem nachmals die Oberpfalz erwachsen; der bischöfliche Stuhl zu Salzburg, dessen Inhaber Arno viel bei dem Könige galt, auf Karls Nachwort zum Erzbisthum über Baiern erhoben, und demselben die Bisthümer. Passau, Regensburg, Freisingen, Seben und Neuburg unterworfen *).

Die Ostgrenze Bojoariens war die Enß. Jenseits derselben, wo einst das römische Nori- cum war, heut das herrliche Oesterreich prangt, begannen hinter großen Grenzwüsten die Wohn- plätze der wilden Awaren. Dieses Hirtenvolk, den Hunnen stammverwandt, hatte den Raub zweihundertjähriger Plünderungszüge und die unermesslichen Schätze, welche die Feigheit der Byzantiner gezahlt hatte, in neun wunderbaren Festungen zusammengehäuft; der Mönch von St. Gallen, der sie gesehen, nennt sie Ringe oder Gehege. Landstriche von sieben deutschen Meilen (soviel als die Entfernung von Cost- niz nach Basel beträgt) waren von doppeltem, zwanzig Fuß hohem, mit Erde und Steinen sorgfältig verschüttetem Pflahlwerk eingeschlos- sen, um welches sich ein mit dichtem Gesträuch verwachsener Graben zog. Die Zugänge waren sparsam und schmal. In diesen Verzäunungen lagen die Weiler der Awaren so weit von einan- der, als eines Menschen Stimme, die Gehege selbst, so weit der Ruf des Hornes vernom- men ward. In dem größten dieser Ringe la- gerte die Horde des Großhans, dessen Vor- fahren, zur Zeit des Avarischen Glücks, den Cä- sar in Constantinopel mit ärgerm Uebermuth als Attila selber verhöhnt hatten. Jetzt waren

*) Von den beiden letztern ist nachmals das eine nach Brixen, das andere nach Augsburg verlegt worden.

die Awaren durch Reichthum und Leppigkeit verweichlicht; dennoch wähten sie, mit den Franken es aufnehmen zu können, und setzten, auch nach jenen drei Niederlagen, ihre Grenz- Kriege fort. Wahrscheinlich gab die zwischen beiden Völkern streitige Grenzmark Veranlassung, daß (790) auf einem Tage zu Worms avarische Abgesandte vor dem Könige der Franken erschienen, und dieser bald darauf den Khan durch Boten beschickte. Als die Ausgleichung fehl schlug, versammelte Karl zu Regensburg ein gewaltiges Heer, und machte bey dieser Gelegenheit seinen Sohn, den dreizehnjährigen Ludwig, wehrhaft (791). Mit drei Heeren ward, nach Karls regelmäßig beobachteter Weise, der Angriff gethan. Das eine, aus Thüringern, Sachsen und Friesen bestehend, zog unter den beiden Grafen Theberich und Meginfried durch Böhmen ans Nordufer der Donau, mit dem andern er selbst am südlichen Ufer, mit dem dritten sein Sohn Pipin und die Herzoge von Friaul und Istrien von Italien aus. Jeder war auf ein halbes Jahr mit Kleidern, Waffen und Reisebedürfnissen versehen; außer Holz, Gras für die Rosse und Wasser durfte in Freundsland nichts genommen werden. Als nun Karl mit seinem Kriegsvolk im Lager an der Enz stand, lief Nachricht ein von Pipin, daß er und der Herzog von Istrien mit den Awaren gestritten und sie hart geschlagen hätten. Da ließ der König drei Tage hinter einander mit Beten, Fasten und Hochamt Gott danken; kein Gesunder durfte anders als gegen theuer be-

zahlte Erlaubniß Fleisch und Wein genießen; jeder im Lager anwesende Priester mußte Messe lesen, jeder andre Geistliche funfzig Psalmen singen, alle Kleriker aber barsfuß die Aufzüge halten. Also erneuerte Karls christliches Heer die fromme Weise der siegreichen Legionen des alterthümlichen Roms *). Darauf drangen die Franken an beiden Seiten der Donau, deren Fluthen mit Rähnen voll Mundvorrath und bojarischer Mannschaft bedeckt waren, weiter gen Osten. Die Awaren widerstanden nicht, und überließen, durch die Größe der Frankenmacht entsetzt, in die Wälder fliehend ihre künstlichen Fessen dem Sieger. Derselben eine am Fluße Kamp, die andere, Gumberg, wurden zerstört; die Flüchtigen bis an die Raab verfolgt, das Land furchtbar, zwei und funfzig Tage lang, verheert, und eine große Beute an Sklaven und Schätzen davon geführt. Die Franken verloren wenige der Ihren durch das Schwerdt der Feinde, aber durch eine Seuche den größten Theil ihrer Pferde. Aus seinem Lager jenseits der Raab zog Karl als Sieger nach Baiern, die Grafen Theberich und Meginfried durch Böhmen nach dem nördlichen Deutschlande heim. Die Macht der Awaren war gebrochen, aber der Krieg zog sich noch bis ins achte Jahr. Der König selbst nahm nicht mehr Theil, sondern überließ die Vollendung seinen Söhnen Karl und Pipin, und den Kriegsbefehlshabern Gerold in Baiern, und Erich in Friaul. Diese drangen (im Jahr 796) siegend bis an die Lizaha (Theiß). Die Ringe wurden

*) Der merkwürdige Brief, den Karl aus diesem Lager an seine Gemahlin Fastrade nach Regensburg schrieb, steht beim Baluze I. p. 255. Er enthält die genaue Beschreibung der Bußübung und die von Pipins Heer eingelaufenen Siegesnachrichten.

erstürmt und gebrochen, in einem derselben eine unermessliche Masse Gold und Silber, vermeintlich der Hauptschatz Attilas, gefunden, und das ganze Frankenland mit nie gesehenem Reichtum überströmte; der König aber sandte, ehe er die Beute an das Heer vertheilte, reiche Geschenke davon an den Papst. Im zunehmenden Unglück ermannten sich die Awaren zu kräftigerem Widerstand; erst kam ihr Khan Tudun selbst nach Aachen, und ließ sich mit mehreren Anführern taufen; dann aber brachen sie, gleich den Sachsen, die beschworne Treue; zu ihrem Unheil, denn sie erstritten nur die Vernichtung des Volks. Wiewohl Herzog Erich in einem Hinterhalt erschlagen, Herzog Gerold von einem Pfeile aus der Ferne getödtet ward, ist doch endlich das ganze Awarenreich untergegangen, und das verödete Land mit neuen Einwohnern aus andern deutschen Ländern, besonders aus Bojoarien, besetzt worden. Die Ueberreste der Awaren, die nicht zu den Bulgaren entflohen, empfingen in erzwungenem Gehorsam die Taufe, und wohnten zwischen der Leitha und dem Kalenberg. Allein, durch das Beispiel der Sachsen belehrt, rieth, sie mit den Zehnten zu verschonen. Dem Bischof von Salzburg, und einem neu errichteten Stuhle zu Presburg ward die geistliche Obhut vertraut, das Land, nachmals Oesterreich genannt, unter mehrere

Markgrafen gegeben, welchen die noch übrigen hunnischen Oberhäupter unterworfen waren. Also endigte, im achten Jahre, der Hunnenkrieg. „Wieviel in ihm der Schlachten geschlagen, wieviel des Blutes vergossen worden, sagt Eginhard, bezeugt Pannonien von Einwohnern entblößt, und der Ort, wo die Königsburg des Chagans gestanden, und wo jetzt keine Spur menschlicher Wohnung erscheint. In diesem Krieg ist aller Adel der Hunnen (so nannte man die Awaren) gefallen, und alle ihre Herrlichkeit untergegangen!“

Das dergestalt erweiterte Land Bojoarien gedachte Karl seinem Hause zu versichern, und rief, als er im Jahr 794 zu Frankfurt eine Kirchenversammlung hielt, den entfesseten Herzog Tassilo aus der Einsamkeit seiner Zelle herbei, damit er allem Rechte und Eigenthum, das er und die Seinen in Bojoarien besaßen, entsage. Im Kreise der glänzenden Priester, vor des Königs goldenem Stuhl, stand der Vergeßne, abgestumpft durch sechsjähriges Leiden, einst ein hochfahrender Fürst, nun ein demüthiger Mönch, wiederholte dem Könige Bitten der Vergebung, leistete den geforderten Verzicht, und verschwand, als er dieses gethan, in einem unbekanntem Kloster. Dieses Ende nahm, nach dritthalb hundertjähriger Dauer, Bojoariens Selbständigkeit unter eigenen Fürsten.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Die Wiederaufrichtung des abendländischen Kaiserthums.

Während Karls Feldherrn unter seinem Sohne Pipin den Krieg gegen die Awaren beendigten, mußte er selbst mit seinem ältesten und liebsten Sohne Karl im Norden abermalige Empörungen der Sachsen durch Waffengewalt schlichten. Zehnte und Heerbann fielen dem dürftigen Volke unerträglich *). Graf Thederich, der im Jahr 793 Friesisches Kriegsvolk durch Sachsen in den Awarenkrieg führen wollte, war im Gau Riufri (im heutigen Oldenburg) überfallen und geschlagen, zwei Jahre darauf Karls Vasall Wizzan, Fürst der Dbotriten, von den Sachsen getödtet worden. Diesen Unfällen zum Trotz blieb der Blick des großen Königs unermüdet auf den rauhen und armen Norden gerichtet; ungedrückt durch seines Alcuins gutgemeinte Ermahnungen, das harte Sachsenvolk fähren zu lassen, und seine Sorge den weichern und empfänglicheren Awaren zu schenken **), beharrte er auf dem Entschlus, alle Völker Germaniens unter seinem Scepter zu sammeln. Diesem Zwecke strebte er nach, durch Strenge wie durch Milde. Nachdem er viele der Hartnäckigsten, nicht wie einst an der Aller getödtet, sondern nach Frankenland verpflanzt, viele Gei-

seln genommen, und am Einfluß der Dimel in die Weser ein Winterlager, (Heeresstelle,) erbaut hatte, hielt er zu Aachen eine ***) Versammlung von Bischöfen, Grafen und sächsischen Herrn, auf welcher ein neues Gesetz, zur Milderung seiner ältern harten Verordnungen, niedergeschrieben wurde; des Volkes ursprüngliches Gesetz (ewa) wird darin als erstes beibehalten, die alten Gau- und Landgerichte der Sachsen werden bestätigt, und die von Karl früher bestimmten Todesstrafen erscheinen auf die herkömmlichen Geldstrafen zurückgesetzt. Aber auch dieser Friede bestand nicht. Als die Nordleute jenseits der Elbe, die Karl in das Bündniß ziehen wollte, den Botschafter, Gottschalk, der an sie gesandt wurde, erschlugen, mußte Karl auch andere sächsische Stämme für Theilnehmer dieser treulosen That gehalten haben, weil die Jahrbücher erzählen, daß er von Neuem das Land zwischen der Weser und Elbe verheerend durchstrich. Doch behandelte er, durch das staatskluge Bündniß mit den Dbotriten an der Ostsee gegen eine gefährliche Wendung gedeckt, diese Angelegenheit als Nebensache, und eilte mitten im Laufe dieses Kriegs auf den Schau-

*) Infidelitas a parte Saxonorum exorta est; quia cum Dominus Rex super alias gentes venire voluisset, nec ipsi ad eum pleniter venirent, nec ei solatium, ut ipse jusserat, transmiserunt. Annales Moissiacenses.

***) Hunnorum perditio nostra est negligentia, laborantium in maledicta generatione Saxonum Deoque despecta, et eos negligentes quos majori apud Deum mercede et gloria apud homines habere potuimus, ut videbatur. Alcuin Oper. I. Ep. 92 (bei Krause).

***) 797. Capitulare Saxonum apud Baluz.

platz einer weltgeschichtlichen Begebenheit, durch welche Italien von Neuem der Mittelpunkt der europäischen Dinge zu werden schien.

Papst Hadrian, des Königs Freund, war im Jahre 796 gestorben. Die zwischen den beiden Häuptern der christlichen Welt bei Karls erster Anwesenheit zu Rom geschlossene Freundschaft hatte selbst durch einen Anlaß nicht erschüttert werden können, der früher stark genug gewesen war, das Joch Constantinopels von dem Halse der Römer zu schütteln. Der Bilderdienst, seit sechzig Jahren von den Kaisern verworfen, von ihren Concilien verdammt und zum Theil mit barbarischer Grausamkeit verfolgt, war um diese Zeit von der Kaiserin Irene, die für ihren Sohn Constantin VI. das Reich verwaltete, wieder hergestellt, und alle gegen denselben erlassenen Verdammungsurtheile zurückgenommen worden; auf der großen der Kaiserin gehorsamen Kirchenversammlung zu Nizäa (787) ward ein Marienbild feierlich herbeigebracht, von allen anwesenden Geistlichen begrüßt, und die Schriften der Bilderstürmer dem Feuer übergeben. Papst Hadrian, voll Freude über den Triumph des von seinem Stuhl längst verfochtenen Dienstes, sandte die nizäischen Beschlüsse an den König der Franken. Dieser aber dachte anders, trotz seiner Freundschaft für Hadrian und seiner Verehrung für den apostolischen Stuhl; er übergab die Acten sei-

nen Bischöfen zur Untersuchung, und diese faßten in seinem Namen ein Werk ab „wider die Versammlung, die heimlich und frecher Weise in Griechenland gehalten worden, um den Bildern Anbetung zu verschaffen.“ Diese Schrift (unter dem Namen libri Carolini IV. bekannt) verweigert den Bildern der Heiligen allen Dienst, alle Anbetung und jede Ehre, die ihnen mit gebogenem Nacken, gesenktem Haupte, oder Weihrauch oder Kerzen bezeugt wird; sie gestattet nichts, als daß sie nach Ueberlieferung der Väter und der Kirche zu Schmuck und Zierde, und lediglich zur Erinnerung heiligen Wandels in den Kirchen gehalten werden. Nicht zufrieden mit dieser Wiederlegung brachte der König diese Streitsache auf die Versammlung seiner Großen und Bischöfe, die er zu Frankfurt im Jahre 796 hielt, und welcher auch päpstlicher Seits Bischöfe und Patriarchen beiwohnten. Auf derselben saß Karl, wie einst der große Constantin zu Nizäa, und ließ zuerst die Lehre eines spanischen Bischofs, Felix von Urgel, verdammen, „daß Jesus Christus nur in Hinsicht seiner göttlichen Natur Gottes wahrhaftiger Sohn, in Hinsicht seiner menschlichen aber nur Gottes angekindeter Sohn sey“ *). Darauf ward, in Gegenwart der päpstlichen Botschafter, der Bilderdienst nebst dem zweiten nizäischen Concil, welches ihn gebilligt hatte, verworfen **), die Verhandlung aber nebst den Carolinischen

*) Felix, ein frommer Mann, ward Märtyrer für seine Ueberzeugung, von welcher er nicht zu lassen vermochte, und starb in der Verbannung; Karl aber schrieb an seine Anhänger: „Wollet nicht weiser seyn als gut ist, sondern laßet euch genügen! Wähnt nicht durch Klügeln Eures Menschenverstandes die göttlichen Geheimnisse zu durchdringen, sondern ehret lieber im Glauben, was des Menschen Gebrechlichkeit durch verwegenes Grübeln nicht zu finden vermag.“

**) Die Verlegenheit derjenigen Kirchengeschichtschreiber, welche die päpstliche Oberrichterwürde in Glaubenssachen verfechten, hilft sich aus dem Widerspruche dieser beiden Concile und des Frankfurter Concils.

Büchern durch den Abt Engelbert nach Rom geschickt. Was der Papst geantwortet, wissen wir vollständig nicht *), — aber das gute Vernehmen ward nicht gefördert, und Karl weinte bei der Nachricht von Hadrians Tode, wie wenn er den liebsten seiner Söhne verloren hätte.

An des Verstorbenen Stelle ward von der gesammten Geistlichkeit und dem Volke Roms Leo III. einmüthig erwählt. Dieser sandte alsbald die Schlüssel zum Grabe des h. Peters und das Panner von Rom an den König, mit Bitte, einige seiner Großen abzusenden, damit sie dem Volke den Eid der Treue, den dasselbe ihm (dem Könige) als Patricius schuldig, abnähmen. Karl beauftragte hiemit seinen Vertrauten und Liebling Engelbert, und ermahnte ihn zugleich in einem zärtlichen Briefe, dem heiligen Vater Uebung aller frommen Pflichten und Abstellung alles dessen ans Herz zu legen, worüber bisher Beschwerde ergangen, besonders der kegerischen Simonie, welche den heiligen Leib der Kirche an vielen Orten häßlich besleckte. In dem Glückwünschungsschreiben an Leo bezeigt Karl das Verlangen, den Freundschaftsbund, der zwischen ihm und Hadrian bestanden, zu erneuern. „Uns geziemt es, unter Beistand des göttlichen Willens, die heilige Kirche Christi gegen der Heiden Anfall und der Ungläubigen Verwüstung in alle Wege mit den Waffen zu vertheidigen, und innen und außen durch Anerkennung des

katholischen Glaubens zu befestigen. Euch, heiliger Vater, geziemt es, mit zu Gott aufgehobenen Händen unsern Streitzügen beizustehen, auf daß, durch Eure Vermittelung, unter Gottes Leitung und Geschenk, das Christenvolk immer und überall über die Feinde seines heiligen Namens siege, und der Name unsers Herrn Jesu Christi in aller Welt verherrlicht werde.“

Daß Leos Stellung in Rom sehr unsicher war, verräth schon seine erste Gesandtschaft an den König der Franken, auf den er sich wie auf seine Stütze zu lehnen gedachte. Aber die Gefahren, die er gleich anfangs geahnt zu haben scheint, brachen erst nach zwei Jahren über ihn aus. Wohl hatte Rom seine blutigen Schauspiele und kriegerischen Feste mit kirchlichen Aufzügen, seine Triumphe mit Hochämtern und Betfahrten, seine reichlichen Volksspenden mit Almosen, seine Legionen und Cohorten mit Priestern und Mönchen, seine Siegesmähler mit Heiligthümern und Reliquien, seinen soldatischen Kaiser mit einem bischöflichen Hirten vertauscht, aber die tiefe Ehrfurcht, mit welcher die germanischen Völker auf die Hauptstadt der Christenheit und den Sitz des Oberpriesterthums blickten, weckte allmählig in der Brust der Römer den alten durch die Unfälle des sechsten Jahrhunderts gedemüthigten Stolz; die Partheiwuth regte sich unter den

gegen die römische Kirchlehre mit der Unterscheidung: das nizäische sey zwar auf, aber nicht von dem frankfurtischen verworfen worden. Man könne nicht eher sagen, daß von einem Concil etwas beschlossen sey, als bis seine Schlüsse vom Papste bestätigt werden. Dies sey aber mit den frankfurtischen Schlüssen nicht geschehen. Baronius ad an. 706. Daniel histoire de la France.

*) Sein Brief, den Mabillon aufgefunden, ist nur ein Bruchstück von bezweifelter Richtigkeit. Der darin herrschende Ton ist sehr sanft. Bouquet v. p. 597.

Priestergewändern wie einst unter dem Kriegsmantel und der Toga, und der Besitz des päpstlichen ward wie einst der des kaiserlichen Stuhls mit Künsten erstrebt, und mit blutigem Hass beneidet. Also war Leo nahe daran, ein Schicksal wie das vieler römischen Kaiser zu erleben. Als er am St. Georgentage des Jahrs 799 auf stolzem Pferde prangend, mit allem Volk aus dem Lateran nach der St. Lorenzkirche zog, begegneten ihm Paschalis und Campulus, zwei vornehme Geistliche aus des vorigen Papstes Verwandtschaft, und begleiteten ihn eine Weile mit erheuchelter Freundlichkeit, bis unversehens, bei dem Kloster St. Stephans und Solvesters, ihr bewaffneter Anhang mit großem Geschrei hervorbrach. Entsetzt über den Anblick der Waffen floh das unbewehrte Volk, den heiligen Vater aber warfen wüthende Männer vom Pferde, zerrissen ihm die Kleider und schleppeten ihn mit vieler Mißhandlung in die Kirche. Hier, vor dem Hochaltar, versuchten es Paschalis und Campulus, ihm Augen und Zunge auszureißen, schlugen ihn abermals mit Prülgeln und Fäusten, und ließen ihn endlich liegen als einen Todten *). Als er wieder erwacht war, legten sie ihn gefangen in ein anderes Kloster; er aber entwichte mit Hülfe seines treuen Kämmerlings Albin in den Vatikan, aus dem er durch die bewaffnete Ankunft des fränkischen Grafen Winiges befreit und nach Spoletto geführt ward. Von allen Orten strömten Bischöfe und Geistliche nebst vielem Volke zusammen, die verübte Frevelthat zu bejammern.

Leo aber, nach gehaltenem Rathe, beschloß zum Könige Karl zu ziehen, und diesen Schirmvogt der Kirche um Schutz und Rache zu flehen. Auf die Nachricht seiner Annäherung sandte ihn Karl, von Paderborn aus, den Erzbischof Hildebald und den Grafen Anschar, dann seinen Sohn Pipin mit dem Gefolge der Edlen, entgegen; zuletzt stieg er selbst von seinem Thron, und begrüßte ihn mit Umarmung und Händedruck. Dreimal, bei dem Segen des Papstes, sank die waffenblühende Menge zur Erde; darauf besprachen sich König und Papst über die grausame That, deren Zeugniß in Wunden und Narben der letztere vorwies. Nach vielen ihm erwiesenen Ehrenbezeugungen und erhaltener prächtiger Bewirthung zog Leo in großer Begleitung nach Italien zurück, ward überall in Ehren empfangen und begleitet, und vor Rom von der Geistlichkeit, dem Adel, dem Senat, der Miliz, dem Volke, allen edlen und geistlichen Frauen, allen Schulen der Franken, Sachsen, Friesen und Lombarden eingeholt, und mit Kreuzen und Fahnen und unter geistlichen Liedern in St. Peters Kirche geführt. Einige Tage darauf begann die Untersuchung seines Unfalls vor Bischöfen und Grafen, die Karl aus Franken gesendet hatte; denn auch Leos Gegner waren nicht müßig gewesen, und hatten ihre That bei dem König durch schwere Anklagen erdichteter Verbrechen zu rechtfertigen gesucht.

Im folgenden Jahre (800) erschien Karl selber zu Rom. In der Peterskirche versammelten sich der Papst, der König, die Erzbischöfe,

*) Nach Anastasius wurden ihm Augen und Zunge wirklich ausgerissen; Gott aber gab ihm beides durch ein Wunder zurück.

Bischöfe und Aebte, umgeben von der übrigen Geistlichkeit und dem Adel der Franken und Römer. Als aber die Untersuchung beginnen sollte, erklärte die Geistlichkeit einmüthig, daß sie sich den apostolischen Stuhl, das Haupt der Kirche, von dem sie selber gerichtet werde, nicht zu richten getraue; doch wolle sie dem heiligen Vater gehorchen. Da sprach der Papst, er werde sich reinigen nach Art seiner Vorgänger, hob das Evangelium vor allem Volke auf, umfaßte es, bestieg St. Peters Stuhl, und schwur einen gewaltigen Eid, daß er aller Vergehungen, die ihm seine Feinde zur Last gelegt, unschuldig sey. Unter diesen Geschichten kam das Weihnachtsfest heran *). Am ersten Tage desselben begab sich Karl, diesmal wider seine Gewohnheit in der ihm unangenehmen römischen Patriarckkleidung, in die St. Peterskirche, und verrichtete dem Altar gegenüber kniend sein Gebet. Da erhob sich plötzlich der Papst, ging auf ihn zu, und setzte ihm, wie durch göttliche Eingebung, eine Krone auf das Haupt, salbte ihn auch mit dem heiligen Oele; alles Volk aber, von Begeisterung für den glorreichen Schirmherrn der Kirche ergriffen, rief mit freudiger und lauter Stimme zu dreienmalen: Leben und Sieg Carolo Augusto, dem von Gott gekrönten, frommen, großen und friedestiftenden Kaiser der Römer! Karl ließ dies alles geschehen; doch äußerte er nach der Rückkehr in seinen Palaß, vielleicht im vorübergehenden Gefühl des Unmuths, den geräuschvolle Feierlichkeiten in großen Seelen erregen, er würde, wenn er des

Papstes Absicht vorher gewußt hätte, des hohen Festes ungeachtet nicht in die Kirche gegangen seyn. Darauf, als auch sein Sohn Karl vom Papste zum König gesalbt worden war, sandte der Kaiser (denn von nun an nannte er sich Imperator und Augustus,) der Kirche und dem Grabe des Apostels prächtige Geschenke, unter denen sich eine goldene, mit großen Edelsteinen besetzte, funfzig Pfund schwere Krone, die über dem Altar aufgehängt ward, ein silberner Tisch mit goldenen und silbernen Schaalen und Schüsseln, ein Kreuz mit Hyazinthen, nach des Kaisers Verlangen dem Papst bei Prozessionen vorzutragen, ein mit goldenen Verzierungen und Edelsteinen reichlich besetztes Evangelienbuch, und andere befanden.

Also berichten Eginhard und Anastasius, in den wesentlichen Stücken übereinstimmend, die Begebenheit, durch welche dreihundert und vier und zwanzig Jahre, nachdem Romulus Augustulus von Odoaker, dem Fürsten der Turcilingen, abgesetzt worden, der Name eines römischen Kaisers und Augustus vom Papste und vom römischen Volke, das jenen damals als seinen Stellvertreter und Wortführer erkannte, dem Könige der Franken und Longobarden beigelegt ward, der Europa vom Obro bis an die Raab, und vom Ausfluß der Elbe bis an die Tiber beherrschte. Wenn auf der einen Seite der in den ohnmächtigen Römern wiedererwachte Gedanke eines römischen Reichs als ein Traum aus einer vergangenen Welt, und die Einbildung, das erloschene Kaiserthum ins

*) Man fing in jenen Jahrhunderten das Jahr mit dem Weihnachtstage an, daher die scänkischen Annalisten die Handlung unter dem Jahre 801 aufführen.

Leben zurück rufen zu können, als thörichte Anmaßung erscheint, so muß auf der andern Seite nicht vergessen werden, daß der damaligen Welt das Bild dieses Kaiserthums in einer wunderbaren Verherrlichung vorschwebte, in der es nie im Leben bestanden. In vier Jahrhunderten war das Böse, was die Römer über die Erde gebracht hatten, vergessen worden; nicht der Schmach des verfallenden Reichs, als byzantinische Beherrscher oder deutsche Kriegerleute das Diadem an Schwächlinge, zuletzt an einen Knaben vergeben hatten, nur der großen Namen Augustus, Constantin, Theodosius wurde gedacht, und diese dunklen durch Roms Namen angeregten Erinnerungen schlossen an die Ehrfurcht sich an, womit die germanischen Völker die Mutterstadt der Kirche und des Priesterthums zu betrachten gewohnt waren, aus der sie die Formen und die Sprache ihres Gottesdienstes empfangen hatten. Vor dem Geiste des Königs aber schwebte die altrömische Welt Herrschaft in der erhabenen Gestalt, die sein großes Gemüth und seine germanische Ansicht ihr lieh, als eine Oberaufsicht über verbündete Völker, weniger bedeutend durch Zuwachs an Macht als durch den Glanz der von Gott verliehenen Majestät, und durch den Rechtstitel, den sie seinen Eroberungen gab; denn wie Pipin seine Herrschaft über die Franken durch königliche Krönung und Salbung, so meinte Karl seine Oberherrlichkeit über die abendländischen, dem germanischen Stamme entsprossenen Völker durch

den Namen Kaiser geheiligt. Dieser Name war gewissermaßen der geheimnißvolle Schlüssel des großen europäischen Staatsgebäudes, welches sich auf den beiden Grundsäulen, römische Kirche und römisch-germanische Bildung, zu erheben begann. Je weniger aber man sich bei diesem heiligen römischen Reich einen vollständigen Inbegriff von Rechten und Pflichten gedacht haben mag, desto gewaltiger wirkte die dunkle Vorstellung auf die Gemüther der Menschen, daß der schuldige Gehorsam nicht einer neuen durch Waffengewalt geschmiedeten, sondern einer uralten von fernem Jahrhunderten vererbten, von Gott selbst erneuerten Machtvollkommenheit geleistet werde. Dies die Bedeutung der Kaiserwürde in Bezug auf die christliche Welt; in Hinsicht auf Rom unterliegt es keinem Zweifel, daß dieser bisherige Freistaat in ein völliges Unterthanenverhältniß zu dem neuen Beherrscher trat oder zu treten glaubte, den er bisher schon mit großer Demuth wie seinen Gebieter geehrt hatte. Aber an eine willkührliche oder unmittelbare Gewalt, wie die Kaiser der ersten Jahrhunderte sie ausgeübt hatten, dachten weder Karl noch die damaligen Römer; jenem erschien die Idee der Herrschaft unter der milden germanischen Form einer Oberaufsicht über bestehende Verhältnisse, und diese waren längst, seitdem die alten Kaiser aus ihren Mauern geschieden, an den Besitz eigner, immer mehr unabhängig gewordener Obrigkeiten gewöhnt worden.

(Die Fortsetzung des ein und zwanzigsten Kapitels folgt im nächsten Heft.)

Die Wiederaufrichtung des abendländischen Kaiserthums.

(Fortsetzung des ein und zwanzigsten Kapitels.)

In den Verhältnissen zwischen Karl und dem Papst entstand durch die neue jenem übertragene Würde gar keine weitere Aenderung; jener war überzeugt, daß ihm wie seinen Vorgängern August und Constantin alles Weltliche auf Erden unterthan sey, ehrte aber in Sachen des Glaubens das väterliche Ansehen des heiligen Stuhls, obwohl, wie der Bilderskreit bezeugt, nicht in blindem Gehorsam; der Papst aber, der in dem Kaiser ohne Widerrede seinen weltlichen Herrn erkannte, verhehlte doch auch nicht, daß derselbe sein geistlicher Sohn sey, und daß die Kirche Gottes mehr als die Herrlichkeit der Erde bedeute. Hatte doch schon Constantin die höhere Weihe christlicher Bischöfe anerkannt, und Theodosius vor Ambrosius wie vor einem strafenden Himmelsboten gestanden! *) Von nun an datirte der Papst unter dem Namen des fränkischen Kaisers, und dieser führte in seinen Urkunden der Römer

Zinszahl mit an. In einem Saale des Lateranischen Pallastes aber findet sich an zwei Mosaikstücken ein Denkmal der großen Begebenheit, welches die Betrachtungsweise des Zeitalters sehr anschaulich darstellt: das eine zeigt Christum auf einem Throne sitzend, wie er dem zur Rechten knieenden Petrus einen Schlüssel, und dem zur linken knieenden Constantin eine Fahne reicht; auf der zweiten Schilderei hat Petrus Christi Stelle eingenommen; ihm zur Seite kniet rechts der Papst, links aber Karl, an die vom Apostel gehaltene Fahne fassend. Also ward das Reich Constantins wie ein Geschenk Christi, das Reich Karls aber und die geistliche Macht Leos als eine Verleihung des heiligen Petrus angesehen **).

Wenige Tage nach seiner Krönung übte Karl die Pflichten des kaiserlichen Richteramts, und ließ den Campulus und Paschalis, die

*) Zur Beurtheilung des ganzen Verhältnisses sind die Titel, welche Kaiser und Papst gebrauchten, nicht bedeutungslos:

Papst Hadrian schrieb an Karl: *Domno excellentissimo filio nostroque spiritali compatri Carolo Regi Francorum et Longobardorum, atque Patricio Romanorum, Adrianus Papa.*

Papst Leo schrieb: *Domno piissimo et serenissimo, victori ac triumphatori, filio, amatori Dei ac Domini nostri I. C. Carolo Augusto, Leo Episcopus, servus servorum Dei.*

Karl an Leo: (vor der Kaiserkrönung.) *Karolus gratia Dei Rex Francorum et Longobardorum, ac Patricius Romanorum, Leoni Papae perpetuae beatitudinis in Christo salutem. Perlectis Excellentiae vestrae litteris ect.*

Karl als Kaiser: *In nomine Patris et Filii et Spiritus Sancti Karolus serenissimus Augustus a Deo coronatus, magnus, pacificus Imperator Romanorum gubernans imperium, ac per misericordiam Dei Rex Francorum et Longobardorum.*

**) Auf dem ersten Stück liest man über der knieenden Kaiserfigur die Worte R CONSTANTINO V (Roma Constantino Vitam.) Auf dem zweiten über der sitzenden Figur: SCS PETRVS; über dem Papst: SCS SIMVS DN LEO PP; über Karl: DN CARVLO REGI; unten: BEATE PETRE DONA VITA LEONI PP E VICTORIAM REGI CARVLO DONA. Abgebildet und sinnreich erklärt bei Eckhardt I. p. 786. Das REGI beweist wohl, daß die Verfertigung noch in die Zeit des Patriats fiel.

dem Papst nach dem Leben gestanden, nach zehnmaliger peinlicher Frage zum Tode verurtheilt, doch in der That, auf des Beleidigten Verwendung, nur des Landes verweisen. Den Winter und den größten Theil des Sommers hindurch blieb er in Italien, ergänzte in Pavia das Gesetzbuch der Longobarden, und unterhandelte, (nach dem Bericht griechischer Geschichtschreiber) *) eine Heirath mit der Kaiserin Irene, welche damals statt ihres Sohns Constantin, den sie vom Throne gestürzt hatte, das Reich von Constantinopel beherrschte. Karl, von Fastraden verwittwet, mag sich mit dem Gedanken befreundet haben, den Widerspruch, welchen der griechische Hof gegen seine Kaiserwürde gezeigt hatte, ein für allemal zu beheben, und vielleicht sogar die Macht des Orients an die seinige zu knüpfen. Er vergaß darüber die Unvereinbarkeit der Religion und Sitten, er vergaß es, daß Irene vorher als Vormünderin ihres Sohnes, eine zwischen dem letztern und Karls Tochter Nothrudis verabredete Vermählung vereitelt hatte, daß sie Wiederherstellerin des ihm verhaßten Bilderdienstes war, daß sie der Giftmischierei gegen den Gatten beschuldigt, den eignen Sohn zu blenden befohlen hatte. Indeß förderte er grade dadurch die Strafe der geübten Frevel. Irene ward von einer Parthei unter der Geistlichkeit und den Großen, die über die bevorstehende Verbindung mit dem römisch-fränkischen Abendlande unzufrieden war, abgesetzt, und an ihre Stelle der Reichskanzler Nicephorus erhoben. Dies geschah unter den Au-

gen der Gesandten, welche Karl zur Betreibung seiner Heirath nach Constantinopel geschickt hatte, und das frühere feindselige Verhältniß schien, durch üble Behandlung der Gesandten nun verstärkt, wiederkehren zu müssen.

Unterdeß hatte Karl die Verwaltung Italiens seinem Sohne Pipin übergeben, der schon König von Italien hieß, und darauf dies Land für immer verlassen. Zu Aachen auf dem Reichstage des folgenden Jahrs (802) machte er unter mehreren die Verordnung, daß jeglicher Mann im ganzen Reiche, der vorher nur dem Könige Treue geleistet, jetzt den Lehnseid an den Kaiser ablegen solle **). Die wichtigste Folge der kaiserlichen Herrlichkeit aber trat im folgenden Jahr (803) ein. Vor zehn Jahren waren, wie erzählt worden ist, von Neuem einige sächsische Völkerschaften aufgestanden, die unerträglichen Lasten, welche der Paderborner Friede ihnen aufgewälzt hatte, von ihrem Halse zu schütteln; seitdem hatte Karl das Land zwischen der Weser und Elbe verwüstend durchzogen. Endlich, dreißig Jahre nach dem Anfange des Kriegs und nach wenigstens sechzehn Feldzügen, sahe er ein, daß er auf dem bisherigen Wege der Gewalt das Sachsenland zu einer Wüste machen, aber das Volk nicht völlig unterwerfen werde, und dachte daher auf eine freie Vereinigung der Sachsen und Franken. In dieser Absicht setzte er den Sachsen einen Tag nach Salt (oder Salz) im heutigen Würzburg, und schlug ihnen vor, ob sie sich mit gänzlicher

*) Zonaras III. p. 168. Theophanes sub anno Irenes IV et V.

**) Capitulare de missis dominicis apud Baluze p. 377.

Abstellung des Heidenthums als Christen in ein gemeinschaftliches Reich mit den Franken einlassen, ihn so wie diese für ihr gemeinsames Oberhaupt erkennen, diejenigen, welche er an seiner Stelle schicken würde, gebührend aufnehmen, besonders aber den Bischöfen und Grafen, als ihren geistlichen und weltlichen Vorgesetzten, gehörige Folge leisten, und denselben dasjenige entrichten wollten, was ihnen bei den Franken gegeben würde. Auf diesen Fall sollten sie mit den Franken einerlei Wehrung, Vorzüge und Gnade genießen, auch nicht anders als in ihrer Heimath und von ihres Gleichen nach ihrem eigenen Rechte gerichtet werden. Diese Vorschläge hoben die Tributzahlung der Sachsen auf, und setzten sie mit den Franken auf gleichen Fuß, aber die Hauptbeschwerde des Volks, der Zehnte und das Aufgebot des Heerbanns in entfernte Kriege, wurden dadurch nicht gemildert. Indes hatte Karl, wie vor Zeiten Varus, die Häupter und die Vornehmen auf seiner Seite; durch Landgüter im Frankenland gewonnen und durch die neuen von dort ihnen zufließenden Genüsse, durch Geld und Gut, durch Wein und Prachtkleider gefesselt, sprachen die sächsischen Großen, Wittekind an ihrer Spitze, längst für den König, nun mit größerm Erfolg für den Kaiser, der als gesalbter Augustus kein

gemeines Oberhaupt, sondern ein Herr der abendländischen Erde sey. Also beugte sich das Volk, von seinen Führern verlassen, und ohne Aussicht, den Kampf durch Sieg zu endigen, vor dem Kaiser, und vereinigte sich mit den Franken zu einem gemeinsamen Reich *).

Nur gegen die Nordleute und gegen die Einwohner des Landes Bihmodi (im heutigen Bremen,) die mit jenen einverstanden gewesen, versuhr Karl strenger, weil ihm ihre Treue am verdächtigsten war, und ihr Abfall bei dem Kriege, den er mit den Dänen vorausjah, sehr gefährlich werden konnte. Darum bediente er sich des Mittels, welches in uralten Zeiten die großen Eroberer Asiens geübt, und lange nach ihm der größte Lehrer der Staatskunst als das wirksamste zur Festhaltung bezwungener Länder empfohlen: er verpflanzte von den Ufern der Elbe bis Friesland hinauf viele Tausende mit Weibern und Kindern nach Flandern und in das rheinische Franken, und überließ das leer gewordene Land an der Elbe, insbesondere die drei Gaue Dithmarsen, Stormarn und Holstein, seinen Bundesgenossen, den Dbotriten, deren König Trastko nunmehr als Karls Vasall alle wendischen Völker an der Ostsee beherrschen sollte **). In andere Gegenden des Sachsens-

*) Die Belege liefert der Poeta Saxo sub an. 803.
*Copia pauperibus Saxonibus agnita primum
 Tunc fuerat rerum, quas Gallia fert opulenta,
 Praedia praestiterat cum Rex compluribus illis,
 Ex quibus acciperent pretiosa tegmina, vestes,
 Argenti cumulos, dulcisque fluenta Lyaci.
 His ubi Primores donis illexerat, omnes
 Subjectos sibi met reliquos obriverat armis.*

***) Ueber diese Verpflanzung der Sachsen Koeler et Schuback de Saxonum transportatione Gotting. 1745.

und Thüringerlandes *), die sich indeß nur nach unsichern Vermuthungen aus übereinstimmenden Ortsnamen und Volkseigenthümlichkeiten bestimmen lassen, setzte er Franken **), Friesen und Chatten, und erzwang so eine Mischung der germanischen Stämme, welche für die Gegenwart schmerzlich gewesen seyn mag, für die Folgezeit aber die wohlthätigsten Wirkungen hervor gebracht hat. Gemildert ward die alte Härte, die angebohrne Kraft des Volkes nicht gebrochen. Sachsenland, der altgermanischen Freiheit, aber auch dem Heidenthum und der Barbarei entrissen, ward dem Christenthum und der Bildung gewonnen, wie sie damals im werdenden Europa aufzukeimen begann. Die sächsischen Bisthümer gediehen nun erst, seit Sachsen zu Rom in eignen Quartieren wohnten und in eignen Schulen studirten ***) , wie die Franken und Longobarden.

Aus dem durch fromme Hände gelichteten Buchwalde drang das Panier der Kirche an die Ufer der Elbe und Weser; unweit der Todesstätte der Varischen Legionen ist dem Herold des germanischen Ruhms, dem größten Geschichtschreiber aller Zeiten, von einem Mönch die Unsterblichkeit gerettet worden ****). Mit derselben Kraft, mit welcher die Sachsen dem Chri-

stenthum widerstanden hatten, wurden sie bald die Grenzhüter desselben gegen die nördlichen Stammväter der Deutschen, die Normänner, als dieselben Deutschland zu überschwemmen drohten, und vielen Ländern, England, Frankreich und Italien wirklich eine neue Völkerwanderung bereiteten; sächsische Fürsten wurden die Retter Europas von den Hunnen, die der entartete Frankenstamm nicht abzuwehren vermochte. Darum haben sich schon Alte der Bemerkung gefreut, daß Sachsen bald eben so erzkristlich geworden, als es vorher erzheidnisch gewesen, und mit Recht ist behauptet worden, daß nie ein Land im christlichen Europa so schnell empor gestiegen sey, als diese verödete Eroberungsstätte Karls.

Auf derselben Versammlung zu Salz, welche die sächsische Sache beigelegt und alle deutsche Völker des alten germanischen Bodens in ein einziges Reich vereinigt sah, empfing Karl Gesandte des Kaisers Nicephorus, und vergalt den Uebermuth, den die Griechen seinen Abgeordneten in Constantinopel angethan, durch Darlegung kaiserlichen Prunks †). Diese Gesandten entließ er mit einem Schreiben an ihren Herrn; da aber der Stolz des Nicephorus

*) Karlus in Saxoniam Francos collocat. Ann. Lambec.

***) Annal. Lambec. sub an. Carol. XXIX (795).

****) Anastas. 98. sect. 372. Vicus Saxonum. Schola Saxonum et Frisonum.

†) Bekanntlich verdanken wir den Besitz der Werke des Tacitus der Abschrift, die sich im Kloster zu Corvey gefunden.

‡) Der Mönch von St. Gallen berichtet (II. 9.) wie die Gesandten durch vier Säte geführt worden; in jedem derselben fanden sie so viele Grafen und Herren versammelt daß sie immer den Kaiser zu sehen glaubten, und ihre knechtischen Ehrfurchtsbezeugungen anbrachten, für ihren Irrthum aber mit großem Hohn gestraft wurden. Erst im vierten fanden sie den Kaiser von seinen Großen umringt, durch seine Freundlichkeit ihre Verlegenheit hebend.

sich fortwährend sträubte, den abendländischen Beherrscher als seines Gleichen anzuerkennen und mit dem Titel Kaiser (*βασιλευς*) zu begrüßen, der Brief daher entweder gar nicht oder nicht gehörig beantwortet ward, blieb die Unterhandlung erfolglos. Nach einigen Jahren kam es noch in Italien zwischen Franken und Griechen zum offenen Kriege, und erst nach diesem zu einem Friedensschluß (810), statt dessen Urkunde wir nur ein Schreiben von Karl an Nicephorus besitzen, in welchem er demselben sein Bedauern über die bisherige stillschweigende Weigerung, und seine Zufriedenheit über die nunmehr griechischer Seits an König Pipin von Italien gemachten Friedensvorschläge kund thut *). Doch ist Nicephorus in einer Schlacht gegen die Bulgaren gefallen, bevor er Karls Begehren erfüllt und ihn mit dem Kaisertitel begrüßt hatte; erst seines Nachfolgers, Kaiser

Michaels Abgesandte, die zur Bestätigung des mit Nicephorus eingeleiteten Friedens nach Aachen kamen, gaben dem Herrn des Abendlands den Namen, welchen der Besizer des wankenden Throns von Constantinopel als sein ausschließendes Eigenthum betrachtete, und den er auch in der Folge als solches wiederum geltend gemacht hat **). Also behauptete das morgenländische Reich den Stolz des alterthümlichen Roms, dessen Sitten und Sprache es verlernt, dessen Verfassung es abgethan, dessen Macht es verloren hatte, und die Welt sahe das sonderbare Schauspiel, dessen Ankündigung dem ersten August ein ungläubiges Lächeln entlockt haben möchte, daß der Beherrscher eines griechischen Staats an der thrazischen Meerenge und ein deutscher König am Ufer des Rheins beide behaupteten, die ächten Kaiser der Römer zu seyn ***).

*) Bouquet V. 631. *Veluti in specula positi longa fuimus expectatione suspensi praestolantes sive per legatum sive per epistolam, quando scriptis nostris amabilia Fraternitatis tuae responsa susciperem.*

***) Bouquet V. 61. *Annales Loisel, ad. an. 812.*

Der Werth, den Karl auf die Annerkennung des Kaisertitels von Seiten des griechischen Hofes legte, ist etwas befremdend, zumal wenn man damit das folgende vom Mönch von St. Gallen (II. 6.) erzählte Geschichtchen vergleicht. Ein fränkischer Gesandter in Constantinopel wurde einst vom dasigen Kaiser (wahrscheinlich dem jungen Constantin) gefragt, ob das Königreich Karls auch von Feinden beunruhigt werde? Als nun der Gesandte viel von den Sachsen erzählte, sprach der einfältige Kaiser, der die Welt außerhalb seines Pallastes wenig kannte: Das thut mir leid um meinen Sohn Karl, daß er sich mit solch elendem Volke herumschlagen muß. Weißt du was? Ich schenke dir dieses Volk mit allem Zubehör! Der Gesandte erzählte nachher diese Aeußerung Karls, welcher lachend in die Worte ausbrach: Besser für dich, wenn er dir ein paar Hosen geschenkt hätte!

Zwei und zwanzigstes Kapitel.

Karls Kriege mit den Slaven und den Normännern.

Bis an die Elbe gebot der fränkische Herrscher über germanische Völker; im Osten derselben, von Böhmen bis an das baltische Meer, da wo heut Deutsche die Städte bewohnen, und Deutsche die Länder beherrschen, war die Barbarei der Slaven zu Hause. Unter diesen sah Karl die Dbotriten an der Ostsee, von denen er Hülfe gegen die Sachsen, ihre Feinde, erhalten hatte, als nützliche Bundesgenossen an. Da sich nun dieselben über die räuberischen Einfälle der Wilzen oder Belataben, an der Havel und Peene, beschwerten, diese auch selbst fränkisches Gebiet beunruhigen mochten, beschloß Karl, ein Jahr nach dem bojarischen Kriege, (789) gegen dieselben einen Feldzug. Er ging auf zwei Brücken, etwa bei Tangermünde, über die Elbe, vereinigte sich an der Havel mit einem Heer Friesen und Sachsen, und schlug die Wilzen an der Peene dergestalt, daß sie sich zu Eid und Geiseln des Gehorsams verstanden. Zu diesem Kriege gegen die Wilzen hatte er sich mit den Sorben am linken Elbufer verglichen.

Sechzehn Jahre darauf (805), als Karl schon die Kaiserkrone trug, kamen Boten des avarischen Chans, der, nun ein Christ und ohnmächtiger Vasall, die Ueberreste seines Volks gegen die Anfälle der böhmischen Slaven kaum zu retten vermochte, und flehten bei Karl um

Hülfe gegen die, so einst Sklaven der Avarn gewesen waren. Auf dieses verheerte der junge König Karl das slavische Böhmen, und erschlug einen Anführer, Lecho. Die Böhmen mußten sich bequemen, jährlich einen Tribut von 120 Ochsen und fünfzig Mark Silber zu zahlen, mehr als Zeichen der Dienstbarkeit als um des Vortheils. Darauf tritt er auch mit den Sorben, vermuthlich, weil sie in Thüringen und Sachsen eingebrochen waren, und bezwang sie. In diesen Kriegen sind von dem jungen Karl an der Elbe und Sale die beiden festen Dörter Magdeburg und Halle angelegt worden, die Grenze zu verwahren, und durch ihre Brücken den Paß ins feindliche Land offen zu halten *). Diese Verheerungskriege machten, daß sich die Slaven an die natürlichen Feinde der Franken im Norden, an die Dänen oder Normänner, angeschlossen, deren König Gotrik oder Gottfried seit der gänzlichen Unterwerfung der Sachsen das fränkische Gebiet mit Streifzügen heimgesucht hatte. Mit den Wilzen vereinigt überfiel dieser Gotrik (808) die Dbotriten, der Franken Freunde, schlug ihren Fürsten Drasko, ließ einen andern Godelaib (Gottlieb) den er gefangen, aufhängen, und zerstörte Merick, ihre Handelsstadt an der Ostsee **); über zwei Drittheile der Dbotriten wurden ihm steuerpflichtig. Der junge Frankenfürst Karl, der

*) Chronicon Moissiacense ad an. 806.

***) Annal. Loisel. et Eginhard ad an. 808.

mit einem Heer Franken und Sachsen den Bundesgenossen zu Hülfe gezogen war, hatte diese Unfälle nicht abzuwehren vermocht, und konnte nur an zwei mit Gotrik einverständenen slavischen Völkern, den Hilinonen und Smeltingen, die gewöhnliche Rache der Verwüstung nehmen. Darum täuschte sich Gotrik, trotz seiner Erfolge, über die Gefahr eines förmlichen Kampfs mit der fränkischen Macht nicht; er ließ, um sein Reich zu verwahren, den berühmten Danewirk bauen, einen Wall längst der Eider von der Nordsee bis zur Ostsee, in welchem nur eine einzige Pforte für Wagen und Pferde gewesen seyn soll, unterhandelte auch im folgenden Jahr zu Badestriet einen Frieden. Indeß zeigte die hinterlistige Ermordung des Obtriten Trassko, wie die laut ausgesprochene Drohung, nächstens selbst mit Heeresmacht nach Aachen zu kommen, und sich zum Herrn von Deutschland zu machen, geringe Friedensliebe an; auch kam kein Friede zu Stande. Karl ließ unterdeß durch seinen Feldherrn Egbert und die Sachsen zwei Festungen gegen die Dänen erbauen; die eine Effelsfeld an der Stoer, wird für das heutige Isehor, die andere ungenannte *) für das Schloß Hohebuchi gehalten, welches zwei Jahre darauf die Wilzen zerstörten, Karl aber wieder herstellen ließ; Hohebuchi aber soll der geringe Anfang des heutigen Hamburgs gewesen seyn. Gotrik wandte daher seine Angriffe nach einer andern Seite, und schickte eine Flotte von zweihundert Schiffen nach Friesland. Der Kaiser war eben zu Aachen mit Vorbereitungen zu einem Feldzuge

nach Dänemark beschäftigt, als ihm die Nachricht gebracht ward, daß die Dänen in Friesland gelandet, seinen Grafen eine Niederlage beigebracht, und von dem Volke bereits eine Schatzung von hundert Pfund Silber erhoben hätten. Solcher Schmach ungewohnt ließ er sogleich aller Orten den Heerbann aufbieten, und eilte, sein ergrauendes Alter nicht achtend, an der Spitze der Vortruppen über den Rhein; aber seine Ungeduld kehrte bald zur Besonnenheit zurück, und erst, nachdem er zu Lippenheim die Nachkunft des übrigen Kriegsvolks erwartet hatte, zog er in schnellen Marschen bis an die Aller, an deren Einfluß in die Weser er sich lagerte. Alles schien eine große Schlacht zu verkündigen; da kamen Boten aus Dänemark, daß König Gotrik auf der Falkenjagd von einem seiner Kriegsknechte erschlagen worden, und seine Flotte bereits aus Friesland zurück gekehrt sey. Sein Nachfolger Hemming eilte, sich mit Karl zu vergleichen. Ein feierlicher Friedensschluß, der ein Jahr darauf (811) die Eider zur Grenze beider Reiche bestimmte, wurde durch gegenseitige Geiseln und Eidschwüre bekräftigt. Indes glaubte Karl die aus Norden drohende Gefahr durch diesen Frieden nicht gehoben; daher war sein erstes Geschäft, die von den Wilzen zerstörte Festung Hohebuchi wieder herstellen zu lassen. Während zwei Heere gegen die nördlichen und gegen die böhmischen Slaven im Felde lagen, that er selbst eine Reise nach den westlichen Küsten, um die Anstalten in Augenschein zu nehmen, die er wider die nordischen Abentheurer hatte treffen

*) Man hält dafür das heutige Dorf Mecklenburg ohnweit Wismar.

lassen. Alle Häfen und Flüsse wurden hinlänglich mit Festungen und Besatzungen versehen, um Angriffe zu hindern oder zurückzutreiben; es ward eine Flotte erbaut, und im Hafen zu Boulogne der alte Pharos wieder hergestellt, den einst Kaiser Caligula zu bauen befohlen. Dieses alles that Karl, weil ihm für die Zukunft seines Reichs von den Normännern Verderben ahnte. In einer Seestadt, (erzählt der Mönch von St. Gallen) *) saß er an der Tafel, als sich der Küste Schiffe näherten, die von einigen für jüdische, von andern für afrikanische, von noch andern für brittische Kaufahrer gehalten wurden. Doch Karl, sie an Bauart und Schnelligkeit für das was sie waren erkennend, sprach: diese Schiffe sind nicht mit Waaren, sondern mit unsern schlimmsten Feinden gefüllt! Auf dieses eilten alle hinaus an den Strand, die Landung der Räuber abzuwehren; diese aber, als sie erkundschaftet, daß Karl, den sie nur den Hammer nannten, im Hafen sey, segelten mit großer Schnelligkeit davon. Die übrigen freueten sich dieser Flucht, Karl aber trat ans Fenster, und blickte mit quellenden Thränen über das Meer. Niemand wagte es, ihn um die Ursache zu fragen; bis er selbst anhub: „Wisset, meine Freunde, daß ich nicht aus Furcht vor diesen Neckereien weine, sondern darum, weil ich voraus sehe, daß die, so schon bei meinen Lebzeiten hier zu landen gewagt, meinen Nachfolgern großes Ungemach zufügen werden!“

Also ahnte dem großen Kaiser auf dem Gipfel einer Macht, welcher außer dem römischen kein europäisches Reich alter oder neuer Zeit gleich gekommen, das nah bevorstehende Elend der Zukunft. Die Grenze des westlichen Königreichs war bis an den Ebro erweitert, das nördliche Germanien durch Religion und Waffen bezwungen, die Awaren vertilgt, Bojarien in ein Besizthum seines Hauses verwandelt, das Volk der Longobarden ihm dienstbar, die abendländische Krone auf seinem Haupte besetzt. Weit über die Grenzen der Christenheit hinaus war der Ruhm seines Namens erschollen; arabische Fürsten aus Spanien huldigten ihm zu Paderborn, der Emir von Afrika bahlte um seine Freundschaft; Harun Alraschid, Mahomets Nachfolger, vor dessen Stuhl die Griechen durch Tribut um Frieden flehten, sandte ihm herrliche Geschenke an Erzeugnissen des Morgenlands, ein künstliches Uhrwerk, einen Elephanten, und vieler Märtyrer Leiber; als Karl Boten mit Gaben an das Grab des Heilands zu Jerusalem schickte, ließ der Kalif sie gewähren, und die heilige und segenvolle Stätte der kaiserlichen Macht anheimstellen **). Aber auf diese glänzende Herrlichkeit Karls ist die schmachliche Erniedrigung seiner Nachkommenschaft gefolgt, als das durch seine Kraft zusammen gefügte Reich auseinander fiel, weil seine Kraft von demselben gewichen war, und das wahrhaftige Bindungsmittel der Staaten nicht angetroffen ward. Dieser Umsturz,

*) II. 22.

***) *Sacrum illum et salutarem locum ut potestati illius adscriberetur, concessit.* Eginhard de vita Carol. M. XVI. Wahrscheinlich bloße Lebensart des orientalischen Hofstils.

aus dessen Trümmern endlich ein naturgemäßes Verhältnis der Völker empor wuchs, soll dargestellt werden, wenn vorher die Weise, wie Karl das Reich verwaltete und die Völker beherrschte, betrachtet worden ist.

Drei und zwanzigstes Kapitel.

Karls Regierungsweise, Charakter und Tod.

Nach Römern und Longobarden gehorchten Karl; aber nur die Länder im Norden der Alpen machten sein fränkisches Königreich aus. Hinwiederum bestand dieses aus verschiedenartigen Völkern, unter welchen die eigentlich germanischen, die rheinischen Franken, aus deren Boden der Stamm der Pipiniden hervorgewachsen war, die Allemannen, die Friesen, die Sachsen, die Thüringer und die Bojoarier das Land von der Somme bis an die Elbe, von den Vogesen bis an die Leitha bewohnten, von den Burgundern und romanischen Franken durch Berge wie durch Sprache und Sitte geschieden. Jede dieser Völkerschaften hatte ihre besondern, auf der Grundlage altgermanischer Verfassung errichteten, nur in einzelnen Bestimmungen von einander abweichenden Gerichte und Gesetze, alle aber verknüpfte, außer dem gemeinsamen Glauben, der Einem Beherrscher, dem Kaiser, gelobte Gehorsam, und die gegen denselben entweder angestammte oder übernommene Verpflichtung zu Gaben, zu Diensten und zum Heerbann.

Aber diese Verpflichtung war nicht unbedingt. Wie groß und wie mächtig Karl war, und wiewohl er die Herrschaft über die meisten

seiner Völker der Gewalt der Waffen verdankte, das fiel ihm nicht ein, im Widerspruch mit germanischer Weise sie nach römischer Art willkürlich beherrschen zu wollen. Das fränkische Reich war ein auf der Grundlage der Kriegsverfassung errichteter, aber in der Ausführung der altgermanischen Volksverfassung nachgebildeter Staat, dessen Bürger theils aus königlichen mit Gütern beliehenen Vasallen, theils aus freien Landsassen bestanden. Wir haben gesehen, wie jene unter lasterhaften und schwachen Königen sich der ursprünglichen Abhängigkeit entwandten, und viele der Rechte an sich brachten, welche nur freien Grundherrn zustehen konnten, und wie die letztern, einst das eigentliche Volk, sich theils an den Lehnstaat angeschlossen, theils in Vereinzelung und Absonderung aus dem eigentlichen Staatsleben, also aus der Geschichte, verloren. Mit den Merovingern, die über der Kriegshauptmannschaft ihrer Königswürde, über den Leudes des Volkes versagten, schalteten zuletzt ihre ehemaligen Dienstleute, wie einst Roms Kriegsknechte mit den Imperatoren; aber schon Pipin von Heristall rief das Volk zur Versammlung der Leudes, um die Macht derer, die ihn selber empor gehoben

hatten, durch ein Gegengewicht zu mäßigen; seines großen Sohns persönliche Kraft zwang den Uebermüthigen die Gewohnheit des Gehorsams auf, Pipin erhielt des Königthums kirchliche Weihe, und Karl, der größte dieses Geschlechts, stand als geheiligter von Gott gekrönter Kaiser Ehrfurcht gebietend vor den Blicken der Menschheit. Die Vasallen waren Untertanen geworden, das Volk schien aus seiner Erstarrung geweckt, und aus den zwei verschiedenen Elementen, der kriegerischen Dienstbarkeit und der volksmäßigen Freiheit, ein neues Reich wiedergeboren. Karl nun setzte sich die Aufgabe, den Rückfall zum alten kriegerischen Unwesen für immer zu verhüten, und den Staat durch feste Verfassungsformen dauerhaft zu begründen, wobei er den Vortheil hatte, dergleichen Formen nicht schaffen, sondern schon vorhandene nur umbilden und seinen Ansichten anpassen zu dürfen. Zuerst wurde die Heeresversammlung (das Maifeld), mit den kirchlichen Versammlungen der Bischöfe verschmolzen. Schon vorher fanden sich auf dem Maifelde Bischöfe ein, entweder um als Reichsvasallen ihre Dienstleute auf den Sammelplatz zu führen, oder um solche Kirchensachen zur Sprache zu bringen, zu denen sie der Einwilligung und Hülfsleistung der Weltlichen bedurften; andererseits erschienen auch die Fürsten mit einem zahlreichen Gefolge weltlicher Großen zuweilen auf den geistlichen Versammlungen, welche die Bischöfe dem Herkommen der christlichen Kirche nach veranstalteten, und verhandelten mit denselben weltliche Dinge. Solche Versammlun-

gen haben wir in den Geschichten des h. Bonifaz vorkommen sehen, und die Namen Synode, Concil, Convent, die sonst nur den geistlichen Zusammenkünften gehörten, wurden daher allmählig auch auf die weltlichen Colloquia und Placita des Maifeldes übertragen. Indes fanden dergleichen gemeinschaftliche Versammlungen nur in außerordentlichen Fällen statt, und Karl selbst folgte in den ersten Jahren seiner Regierung noch der alten Weise, die Beschlüsse über Staatsfachen bei Gelegenheit der Heeresversammlung zu fassen, die nur durch die Theilnahme des Volks eine von der ehemaligen Frühlingsummusterung der Lehnsleute abweichende Gestalt angenommen hatte. Nachmals aber, als sich die Idee des Staats in seinem Geiste vollständiger entwickelte, überzeugte er sich von der Nothwendigkeit, das Bild der Heerschau mehr in den Hintergrund treten zu lassen, und die Grundfeste des Königthrons durch Emporhebung der Geistlichkeit neben und über die Kriegsmacht zu verstärken. In dieser Absicht führte er statt des Maifeldes zwei besondere Versammlungen ein, wovon die eine zu Anfang des Sommers, die andere gegen Ende des Herbstes gehalten ward. Auf der letztern, der minder prächtigen, erschienen nur die geistlichen und weltlichen Staatsbeamten der einzelnen Provinzen zur vorläufigen und geheimen Berathung; auf der zweiten, dem eigentlichen Reichstage, mit den sämmtlichen Reichsvasallen auch das Volk, um allgemeine, das ganze Reich betreffende, besonders Kriegsangelegenheiten, zu verhandeln und zu beschließen *). Wenn die

*) Die Hauptquelle dieser Nachrichten ist Hincmar de constitutione imperii ad Carolum Calvum etc.

Großen, bei heiterm Wetter wie in alten Zeiten unter freiem Himmel, bei üblem in der Pfalz, sich versammelt und zuerst allein berathen hatten, wurden erst gegen Ende der Verhandlung die gemeinen Freien gerufen, um den Schluß zu vernehmen und durch ihre Zustimmung zu bekräftigen. Aber auch jene waren getrennt; in einem besondern Gemache versammelten sich Erzbischöfe, Bischöfe und Äbte, in einem andern Herzoge, Markgrafen und Grafen. Der König eröffnete ihnen seinen Willen über die Gegenstände der Berathung, und überließ es ihnen, ob sie dieselbe gemeinsam oder geschieden halten wollten. Während dieß, mehrere Tage hindurch, unter dem Vorsitz des Pfalzgrafen geschah, wandte sich der König zu dem übrigen Volke, empfing dessen Gaben, und besprach sich mit vielen, bis die Schlüsse der Versammlung reif waren, ihm vorgelegt zu werden. Von denselben bestätigte er, was ihm beliebte; darauf ward das Gesetz (von den Kapiteln, in die es getheilt war, Capitulare genannt,) durch den Kanzler an die Bischöfe und Grafen zur Bekanntmachung ausgefertigt.

Denn Grafen über kleine Bezirke oder Gaue, nicht Herzoge über Provinzen gesetzt, waren es, welchen der staatskluge Karl die Verwaltung der Gerechtigkeit, die Erhebung der Gefälle, die Handhabung des Landfriedens und die Anführung des Heerbanns übertragen hatte. Noch am Sterbebette seines Vaters standen Herzoge; er aber, durch die Vorgänge mit Waifar, Tassilo, Rotgaud und Arrogis belehrt, ließ diese Würde nach und nach eingehen. Da aber die kleinen Herrn, statt Gerechtigkeit zu haben, oft die Freien unterdrückten und zur

Dienstbarkeit zwangen, und nicht das Wohl des Volks und des Herrn, sondern ihre eignen Vortheile suchten, schuf Karl das neue obrigkeitliche Amt der Sendgrafen oder königlichen Rissen, und wählte dazu die Verständigsten seiner Großen, sowohl geistliche als weltliche, aus. Diese gestrengen Herrn durchzogen als prüfende Stellvertreter des Königs die Provinzen, forschten, wo vor Alters Bann, Steuer und Gefäll gegolten, und trieben sie ein, stellten ab, was auf ihrer Send wider kaiserlichen Befehl geschehen, straften ungerechtes Urtheil, und forderten den Grafen und den Leudes, wie den Aermsten, vor ihren Stuhl. Wie mächtig und gefürchtet aber diese Männer waren, doch mochten sie dem Könige nicht wie die Herzoge gefährlich werden, da keine Kriegsmacht zu ihrem Befehl stand, sondern jeder Graf ihnen die nöthige Hülfe leisten mußte, auch ihr Amt keine bleibende Würde und ihr Wirkungskreis eben so wenig ein bestimmtes Gebiet war; ein Hofbefehl entschied über ihre Reise, und ihr Amt war mit dem Geschäfte geendet.

Durch diese wachsamten Stellvertreter hoffte Karl seiner Pflicht und seinem Vortheil zu genügen, die er beide in Wiederherstellung und Beschützung der Volksfreiheit setzte. Das Volk der Freien, im alten Germanien Alles, unter den Mervingern herabgesunken zum staatsbürgerlichen Nichts, und erst durch die Pipiniden ins Staatsleben zurückgerufen, war für die Letztern durch die Erneuerung des Heerbanns von der größten Bedeutsamkeit geworden. Diesem altgermanischen Volksaufgebot, das von den vorigen Königen, die mit ihren

wandteren, besser gerüsteten Kriegsleuten mehr auszurichten geglaubt hatten, zugleich mit dem Volke vergessen worden war, gehörte der größte Theil der Erfolge des Pipinischen Hauses, besonders der Siege Karls, der von dieser Einrichtung in allen seinen Kriegen Gebrauch machte. Indes scheint es, daß er ohngeachtet der Vortheile, die er von dem Volksaufgebot zog, das wahre Verhältniß des Volkes zum Königsstrome verkannte, und wie ein großer König der spätern Geschichte in demselben nur das dienstbare Werkzeug seiner Pläne, nicht einen lebendigen Bestandtheil des großen Staatsganzen erblickte. Die Theilnahme der Freien an der Reichsversammlung war äußerst gering, und auf eine bloße Zustimmung nach berathschlagter und abgemachter Sache beschränkt, und die Verordnungen, die der König zur Rettung und Beschützung derselben gegen den Druck der Großen erließ, tragen alle nur den Zweck vor sich her, das Volk nicht um sein selbst, sondern um der zum Kriegsdienst so tauglichen Volkswehr willen zu erhalten. Und grade in der übertriebenen Anwendung dieser Volkswehr zu entfernten Eroberungskriegen lag die Hauptursache, daß der unter den Franken noch vorhandene Ueberrest von Freiheit und Eigenthum vollends verloren ging; wenigstens hat der größte Theil der kleinern freien Landsassen die Aufrichtung des Gebäudes einer christlich-europäischen Welt, den Triumph Karls, mit dem Eintausch der Knechtschaft und des abhängigen Besizthums bezahlen müssen.

Jene Heereszüge nach Spanien und Italien, nach Sachsen und Ungarn, zu denen der freie Landbesitzer sich selbst ausrüstet und mit

Zehrung versehen mußte, wie vormalß der germanische Wehrmann zum kurzen Vertheidigungskriege innerhalb der eignen Grenze, waren für die Sieger so verderblich wie für die Besiegten. Der Deutsche, der an die Loire, der Gallier, der an den Rhein oder an die Elbe auf seinen Sammelplatz zog, brachte ein Stück seines Wohlstandes nach dem andern den großen Plänen des Kaisers zum Opfer. Kein Volk, welches Karls Scepter huldigte, kein Stand im ganzen Frankenreich war von dieser Verpflichtung befreit. Wer ein Benefiz vom Könige hatte, war natürlich desselben Mann und zur Kriegsfolge verbunden; aber auch auf dem Nacken der Freien lag für den geringen Antheil, welchen dieselben an Reichsachen durch ihre Zustimmung nahmen, des Heerbanns zermalmandes Joch. Jeder, der vier angebaute Hufen mansos vestitos) besaß, rüstete sich selber; die geringern Besizer traten zusammen, und stellten nach jenem Verhältniß auf ihre Kosten einen gerüsteten Streiter. Selbst von denen, die kein liegendes Gut und nur einiges baares Vermögen besaßen, ward der fünfte Theil ihrer Habe zur Ausrüstung des von ihnen zu stellenden Kriegers verlangt. Wer nicht kam, zahlte 60 Solidos, und verfiel, wenn er es nicht konnte, in Knechtschaft; wer das Heer verließ (das Verbrechen hieß Herisliß) ward mit dem Tode und dem Verlust aller Güter bestraft. Wer auf dem Feldzuge Saat oder Getreide stahl oder von Pferden zertreten ließ, büßte den Schaden dreifach. Die Nähe des Feindes erschwerte die Pflicht. Die Sachsen stellten gegen Spanien und gegen die Awaren nur den sechsten, gegen Böhmen den dritten Mann, gegen die Sorben

mußten sie alle aufbrechen. Die Friesen mußten im Feldzug an der Seine alle Vasallen und Reiter, die Armen den siebenten Mann stellen. Durch diese Einrichtung, die allenfalls der Reiche auszuhalten vermochte, ward bei den unaufhörlichen Kriegen der mittelmäßig begüterte Franke in Gefahr gesetzt, im schweren Kriegsdienst endlich ganz zu Grunde zu gehen. Er suchte daher ein Gegenmittel, und fand dasselbe im Schutze entweder der Kirche oder seines Grafen, indem er sein Gut unter mehr oder minder vortheilhaften Bedingungen übergab, und aus einem Freien ein Höriger wurde, den der mächtige Schutzherr unter allerlei Vorwänden vom Kriegsdienste befreite. Am liebsten wählte der Bedrängte die Mundschaft der Kirche, die ihm das Gut, das er ihr zum Heil seiner Seele, (meist nur verhüllender Ausdruck der traurigen Wahrheit) überlassen hatte, oft vermehrt als Bittgut zurückgab, und erst bei seinem Tode es einzog; in jedem Falle wurden die Kinder des Schenkenden Bettler, und mußten sich glücklich schätzen, wenn sie sich als Colonen durch die Bauung des väterlichen Feldes ein dürftiges Auskommen gegen Zins und Dienste verschaffen konnten. Diese, die Habsucht der Großen und der Geistlichen so anlockenden Uebertragungen (traditiones), waren aber nicht immer freiwillig, sondern oft Folge des unmittelbaren Zwanges. Gegen zu hartnäckige Vertheidiger ihres Besigthums und ihrer Freiheit hatten die Bischöfe und Grafen, die nach ihrer Habe lüßern

waren, das leichte Mittel in den Händen, auf sie in eben dem Maaße, als die Zahl der übrigen Freien sich verminderte, die Schwere des Dienstes lastender fallen zu lassen *), oder die Geldforderungen zur Ungebühr zu wiederholen.

Unter diesen Umständen war es natürlich, daß der König, um nicht in kurzer Zeit auf seine Lehnleute beschränkt zu werden, und den Heerbann ganz zu verlieren, dem Uebergange des Volkes zur Dienstbarkeit zu steuern suchte. Daher verbot er den Kirchen, das Gut und die Freiheit des Laien ohne seine Erlaubniß anzunehmen; daher ließ er den Grafen durch die Sendgrafen die dem Dienst entzogenen Freien aus dem Hause nehmen, und verordnete dabei, daß der Graf nur zwei Ministerialen für jeden einzelnen Dienst, dem er vorstand, zu Hause behalten und vom Kriegsdienste befreien könne. Aber wie leicht mochten in dieser Hinsicht die mit der Vertlichkeit und der Lage der Dinge fremden Sendgrafen zu täuschen seyn! Zulezt, als das Mittel ergriffen ward, den Kriegsdienst auf das Gut zu legen, und auch von der Kirche dieselbe Anzahl Männer zu verlangen, die sonst von den ihr übertragenen Gütern gestellt worden war, wurde der Heerbann in die Hände der hörigen Unterthanen gebracht, und der völlige Untergang desselben nebst der Alleinherrschaft des Lehnsadels vorbereitet. Karls guter Wille, dem Uebel, das am Innern des Staats nagte, abzuhelpen, ist in den zahlreichen dagegen erlassnen Verordnungen eben so unverkenn-

*) Dicunt, quicumque proprium suum episcopo, abbati vel comiti aut judici vel centenario dare noluerit, occasiones quaerunt super illum pauperem quomodo eum condemnare possint et illum semper in hostem faciant ire, usque dum nolens volens suum proprium tradat aut vendat. Alii vero qui traditum habent, absque ullius inquietudine domi resident. Capit. ad an. 811 c. 3.

bar, als die Mangelhaftigkeit der gebotenen Hilfe. Das wahre Mittel zur dauerhaften Begründung des fränkischen Reichs, die Einrichtung eines angemessenen Verhältnisses zwischen Volk und Lehnsadel, wurde auch von Karl verabsäumt, und seine Nachfolger waren bestimmt, dieser Versäumnis furchtbare Folgen zu erblicken.

Wie aber Karl die Reichsverwaltung auf der alterthümlichen Grundlage fortführte, und weiter ausbildete, so wollte er auch die Gesetze der verschiedenen von ihm beherrschten Völker ergänzen und verbessern; doch ist dieses nur mit dem salischen und ripuarischen Gesetzbuch geschehen. Die Rechte und Gewohnheiten derjenigen Völker, die noch keine geschriebenen Sammlungen hatten, z. B. der Sachsen, wurden auf seinen Befehl niedergeschrieben. Der Gerichtsgang war noch der alte. Zuweilen saß der König selbst zu Gericht, in der Regel an seiner Statt der Pfalzgraf in weltlichen, der Erzkapellan in geistlichen Dingen; beide urtheilten, ob die Sache an den König gelangen müsse, oder nicht; gleicher Weise beriefen sich die unzufriedenen Partheien auf seinen oberherrlichen Ausspruch. Zweifelhafte Sachen wurden durch Eid, oder Zweikampf mit Schild und Knüttel, oder durch Kreuzesurtheil entschieden; von dem letztern nehmen einige an, daß während des öffentlichen Gottesdienstes die Streitenden unter ein Kreuz gestellt wurden, wo der Schuldige zuerst umsank; andere, daß von zwei Stäben einer mit einem Kreuze bezeichnet, beide mit weißer Wolle umwunden, und auf den Al-

tar gelegt wurden, wo denn ein Kind zog, und durch den bekreuzten Stab den Beklagten für schuldig erklärte; endlich, daß die Partheien die Arme kreuzweise in die Höhe halten mußten, und der Schuldige daran erkannt ward, daß er sie zuerst kraftlos sinken ließ. Zu diesen Proben sind in der Folge die des siedenden Wassers, des kalten Wassers, des wächsernen Hemdes, der glühenden Pflugschaaren und des geweihten Bissens hinzu gekommen. Die Eide wurden in der Kirche oder über heiligen Reliquien, auch in der kaiserlichen Pfalz geschworen, Meineid und falsches Zeugniß mit Verlust der Hand bestraft. Kirchenräuber und Rädecksführer einer ausgebrochenen Verschwörung verloren das Leben, gewöhnlich durch den Strang, Mitverschwornen wurde die Nase geschlitt oder das Haar geschoren; Diebe erst beim dritten Raube zum Tode geführt. Schon König Childebert im sechsten Jahrhundert hatte verordnet, daß der Mörder seinen Leib nicht lösen solle *); diese Verordnung hatte indeß noch zu Karls Zeiten keine Gültigkeit errungen; der Fehdeslichtige, der den andern nach beschwornem Frieden erschlagen, verlor nur die Hand; selbst Vater- und Brudermörder blieben bis zu des Kaisers mündlicher Entscheidung nur im Gewahrsam.

Von dem Wehrgelde, das ein Mörder oder seine Verwandten erlegen mußten, zog der König nach altgermanischer Sitte seinen Theil. Außerdem empfing er von seinen geistlichen und weltlichen Großen jährliche Geschenke. Bölle und Zinsen von Freigelassenen und Leibeigenen

*) Decretio Regis Childeberti ad an. DXCV apud Baluzium 17 et 18.

erhob er nur auf seinen eigenen Gütern. Diese lagen in großer Anzahl durch alle Provinzen zerstreut; um ihren Ertrag sicher zu genießen zog der Hof von einem zu andern. Auf den meisten gab es nur Wohnhäuser (Salas), von deren einem wir eine Beschreibung *) besitzen, die einen artigen Schloßhof erkennen läßt; viele aber waren durch große Pfalzen oder Reichspalatia berühmt. Zu den Zeiten der Merwinger gab es im Osten des Rheins noch keine Palläste; seit aber Karl sich meistentheils in den Rheingegenden aufhielt, wurden auch in dem von den Merwingern wenig geachteten östlichen Deutschlande Reichspfalzen erbaut, z. E. zu Frankfurt und zu Tribur, (einem Flecken im heutigen Darmstädtischen Lande,) die den alten Reichspallast zu Worms, der durch eine Feuersbrunst (791) zu Grunde gegangen war, ersetzen sollten. Die berühmtesten und beliebtesten blieben indeß die, welche Karl auf dem linken Rheinufer zu Ingelheim, Nimwegen und Aachen anlegte. Besonders war Aachen, wegen seiner Bäder, in den letzten Jahren der Lieblingsaufenthalt des Kaisers, und ward von den Zeitgenossen ein zweites Rom geheißen. Hier baute er außer dem Schloße, das er seinen Lateran nannte, eine prächtige Domkirche, zu welcher aus Rom und Ravenna von den zerstörten Pallästen der alten Kaiser Säulen und Mar-

morblöcke, (des Papstes Hadrians Geschenke, die Karl durch Pferde vergalt,) verwendet wurden **).

Aber nicht blos Kirchen und Palläste baute der Kaiser, wiewohl die erstern seinem frommen Sinne als das rühmlichste Denkmal fürstlicher Größe erschienen. Ueber den Rhein bei Mainz schlug er eine hölzerne Brücke; als sie verbrannte, hinderte ihn an Erbauung einer steinernen nur der Tod. Früher aber, während des Aarenkriegs, faßte er den für die Kenntnisse seiner Zeit bewundernswürdigen Plan, durch einen Kanal die Rednitz und Altmühl, folglich auch den Mayn und die Donau, zu verbinden, und auf diesem Wege den levantischen Handel, der um diese Zeit vom schwarzen Meere grade aufwärts über Kiow nach der Ostsee ging, aus der Hauptniederlage zu Constantinopel in seine Staaten zu leiten. Allein das Werk kam nicht zu Stande, obchon der Graben bereits 2000 Schritte lang und 300 Fuß breit gemacht worden war; theils widrige Nachrichten vom Abfall der Sachsen, theils häufige Plazregen, die das ohnehin niedrige und sumpfige Erdreich ganz unter Wasser setzten, oder das am Tage Segrabene des Nachts wieder abspülten, hinderten die Fortsetzung der Arbeit, von der man noch heut in einer Erhöhung zwischen Graben und Dettenheim eine dürftige Spur zeigt.

*) Leibniz gab dieselbe aus einer alten Handschrift der Helmstädter Bibliothek. S. Eccard II. 911. Das Wohnhaus zu Denay hatte 3 Kammern und 11 Wohnstuben, 1 Keller und zwei Kreuzgänge. Auf dem Hofplatze standen noch 17 von Holz erbaute Häuser. Der Hof war mit einem Zaune gut verwahrt, über dem steinernen Hofthor ein Boden.

**) Die sechzehn Granitsäulen, die Karl für diesen Bau von den Domherren zu Eöln, wohin sie die Kaiserin Helena, Constantins Mutter, der Sage nach hatte bringen lassen, kaufte, sind in unsern Tagen als Gegenstand neufranzösischer Raubsucht nach Paris geführt, und dort von den siegenden Deutschen nur theilweise zurückgenommen worden.

Glücklicher sorgte er für den Handel durch Anlage einer Handelsstraße (über Bardewick, Magdeburg, Erfurt, Forchheim, Regensburg,) aus dem Norden nach den südlichen Ländern, durch Einführung eines rechten und gleichen Maaßes zuerst auf seinen Pfalzen, dann im ganzen Reiche, durch Beschützung der reisenden Kaufleute, vorzüglich aber durch die Sicherheit, Ordnung und Einheit, die sein Geist über Deutschland hervorrief. Der Handel gedieh, da nichts Künstliches zur Förderung, nichts Beschwerliches zur Hemmung desselben gethan ward. Von den Erzeugnissen und Waaren, die das Land oder der Kunstfleiß der Menschen hervorbrachte, Getreide, Wein, Flachs, Honig, Vieh, Erz, Gold, Silber, Eisen, Kupfer, Thierfelle, Salz, Leinwand, wollene Teppiche und Tapeten, Tuch, Glas, Waffen, Schnitzarbeit und Orgeln, findet man nur die Ausfuhr der Lebensmittel in theurer Zeit, unbedingt aber den Verkauf der Waffen ins Ausland verboten. Die Märkte, von dem Gottesdienste (missa), nach dessen Beendigung die Kaufleute der Menschenmenge wegen ihre Waaren auszuliegen pflegten, Messen genannt, gebot Karl nicht am Tage des Herrn, sondern am Werkeltage zu halten. Berühmter noch sind seine Verordnungen über den Landbau, besonders sein Gesetz über die Meiereien *), von Kennern als ein bewundernswürdiges Denkmal seiner Einsichten in die Landwirthschaft gepriesen. „Als Karl das größte Reich beherrschte, welches nach den Zeiten des römischen in der Welt

aufgekommen, verordnete er, wie die Eier auf seinen Höfen zu verkaufen seyen, und gab der Welt Gesetze in Kleidern, die sein Weib gemacht hatte.“

Mehr aber als für alles andere lag Karl die Sorge am Herzen, durch Einwirkung der Religion die rohe Sitte des Volks zu bezähmen, und geistiger Bildung durch Wissenschaft Zugang zu öffnen. Wohl kannte er die Verderbniß eines großen Theils der Geistlichen und Mönche, und hart spricht diese Kenntniß in vielen seiner Verordnungen sich aus. Wenn er im Jahre 789 verordnet, daß die Bischöfe, Aebte und Aebtissinnen keine Kuppeln von Jagdhunden, keine Falken, Stoßvögel und Possenreißer halten sollen; wenn das Capitulare von 802 den Mönchen verbietet, sich der Trunkenheit und Schwelgerei, der Hurerei und Unreinigkeit zu ergeben, den Nonnen das Herumschweifen außer den Klöstern, den Geistlichen das Spiel und weltliche Gastereien; wenn er in der Instruction für die Sendgrafen vom Jahr 811 denselben vorschreibt, die Bischöfe und Aebte zu befragen: ob das der Welt absterben heiße, wenn man zwar nicht zu Felde ziehe und keine Ehefrau habe, hingegen unablässig seine Güter zu vermehren suche, und dazu bald den Himmel verheiße bald die Hölle drohe, im Namen Gottes die einfältigen und unwissenden Reichen und Armen plündere, ihre rechtmäßigen Erben in Armuth stürze, und sie dadurch nöthige, Diebe und Straßenräuber zu werden? — so sind das alles gar zuverlässige Zeugnisse, daß

*) Capitulare de villis apud Baluze I. p. 531. Zu vergleichen hierüber Antons treffliches Werk: Geschichte der deutschen Landwirthschaft, und Fischers Geschichte des deutschen Handels.

Karl nicht etwa aus unüberlegter Frömmigkeit die Macht und den Reichthum der Bischöfe vergrößerte. Indes trafen diese Rügen doch nur einige, nicht alle Mitglieder des geistlichen Standes, und in der Mehrzahl konnte Karl bei den Bischöfen immer auf einen höhern Grad von Bildung und Kenntnissen, von strengerer Amtstreue, von festerer Anhänglichkeit an seine Person, und vermittelt des Bannes von größerm Einflusse auf das Volk, als bei den weltlichen Großen rechnen. Daher die vielen Vorrechte, die er den Bischöfen ertheilte, ihre und ihrer Geistlichen Befreiung vom Gerichtszwange der Grafen, die ihnen verliehene Gerichtsbarkeit, und die häufigen Fälle, in denen sie als Staatsbeamte, besonders als Sendgrafen gebraucht wurden, um über die weltlichen Großen die Aufsicht zu führen, oder ihnen das Gegengewicht zu halten. Diese Emporhebung der Geistlichen kann um so weniger befremden, da sie dem Könige noch eben so wie die Weltlichen unterworfen und verantwortlich waren; nicht allein daß er auf ihre Wahl den entscheidendsten Einfluß ausübte und das Bisthum oft gradehin vergab, so waren die Bischöfe auch in Hinsicht ihrer Güter königliche Vasallen, und wurden als solche beliehen. Von einer gebieterischen Einwirkung des römischen Bischofs auf fränkische Kirchensachen ist natürlich unter dieser ganzen Regierung keine Rede: Karl betrachtete sich auch in geistlichen Dingen als Haupt- und Schiedsrichter der Christenheit, wiewohl es hier sehr schwer seyn dürfte, die schwankenden und oft wechselnden Vorstellungen und Ausdrücke zu sondern und zu bestimmen. Gewirkt hat in dieser Hinsicht allerdings die Sammlung von rö-

mischen Kirchensatzungen (Codex canonum), welche Paps Hadrian I. dem Könige bei seiner ersten Anwesenheit in Rom schenkte, und durch welche theils römische Vorstellungen auf Karls Ansichten, theils römische Verfassung auf die fränkische und deutsche Kirche größern Einfluß gewannen. Römische Meister mußten den Franken und Deutschen nebst dem Orgelspiel auch römische Sangweise lehren, und bei einer Streitigkeit zu Rom am Osterfeste 787 zwischen römischen und fränkischen Sängern entschied Karl für jene, weil bei ihnen der reine Quell des Kirchengesangs fließe, die letztern aber ihn verdorben hätten. Durch solche Anerkennung gerechter Vorzüge ward man auch zum Gehorsam und zur Nachahmung in andern Stücken gewöhnt.

Wie wichtig aber auch Karln die äußern Kirchenformen, Gesang, Psalliren, Orgelspiel, Schmuckgeräthe und Priesterkleider vorkamen, und mit wie vieler Sorgfalt er all diese Dinge theils aus Liebhaberei, theils weil er sie für wesentliche Stücke der Gottgefälligkeit hielt, schaffte und trieb, so war er doch auf Erweckung des geistigen Lebens der Wissenschaft, und was für seine Einsichten fast noch mehr zeugt, auf Beförderung der Jugend- und Volkbildung durch Lehre und Unterricht nicht minder bedacht. Das ist der größere Ruhm seines Andenkens, daß durch ihn der gänzliche Verfall der Wissenschaften im Abendlande verhindert, und ihrem schon erlöschenden Lichte neue Nahrung verschafft wurde, daß er, mit Planen und Sorgen um die Regierung und Gestaltung eines großen Reiches beschäftigt, mit richtigem Blick das Große in dem scheinbar Kleinen sah, und

die Bildung der Völker für eben so bedeutend, als ihre Unterjochung oder Vereinigung erkannte. Es bedarf kaum der Bemerkung, um wie viel höher dieser Sinn für das Geistige bei einem Fürsten anzuschlagen ist, der unter Waffenübung und Jagd herangewachsen war, und aus dem Strudel der Kriege sein Leben lang nicht herauskam, in einer Zeit, wo nicht der alles anziehende Reiz schöner Muster geistige Beschäftigung zum Genuß machte, sondern Gelehrsamkeit und Wissenschaft, ohne Anmuth in schwerfälligen Formen einherschreitend, mittelmäßige Geister gewiß eher zurückschreckte als einlud. Karl, von feuriger Wißbegier befeelt, that mehr, als viele gepriesene Mäzenatensbesitzer der spätern und reichern Zeit; und doch mußte er sich selbst erst den Weg zu seinem Ziele durch mühsvolle Anstrengungen eröffnen. Obwohl er des Lateinischen, der damaligen Schriftsprache, von Jugend auf mächtig und auch mit dem Griechischen bekannt war, fand er es doch nöthig, sich in einem Alter von dreißig Jahren von einem Priester aus Pisa, Namens Peter, in der lateinischen Grammatik unterrichten zu lassen. Da er bei seiner kriegerischen Erziehung die Schreibekunst in früher Jugend zu lernen versäumt hatte, versuchte er noch im hohen Alter, mit einer Hand, die vom schweren Schwerdte steif geworden war, diesem Mangel abzuhelpen, und legte Täfelchen unter den Pfahl seines Bettes, um sich bei freien Stunden im Nachmalen der Buchstaben zu üben *).

Es war der Anblick Roms, und die Bekanntschaft mit den gebildeten Bewohnern desselben, wodurch Karls wissenschaftliche Neigung geweckt und sein Geschmaç geleitet wurde. Aber über den großen Eindrücken vergaß er der wesentlichen Grundlage der Volksbildung, des Jugendunterrichts, nicht. Mit den Singmeistern zog er aus Rom auch Lehrer der Grammatik und Zahlenkunde nach Franken, um die Schulen empor zu bringen, die er bei den Klöstern und Stiftskirchen gestiftet hatte oder noch stiften wollte. Die Diener Gottes, verordnet er, sollen nicht nur vornehme, sondern auch Kinder schlechter Herkunft um sich sammeln, um die Knaben Psalmen, Gesang, Schreiben und Rechnen zu lehren, und damit die h. Schrift nicht von Knaben verunstaltet werde, sollen Evangelium, Meßbuch und Psalter nur durch Menschen von reiferem Alter mit allem Fleiße abgeschrieben werden. Es gab Schulen für die Kirchsprenkel, besonders für unwissende Priester zur Nachholung versäumter Kenntnisse, Schulen für Weiler und Dörfer, ferner Anstalten bei den Bischöfen zur Betreibung und Erlernung der Mönchsdisciplin für die Geistlichen der Domkirchen, (denn Bischof Chrodegang von Metz hatte im Jahr 762 zuerst das Beispiel gegeben, daß der Bischof mit den Geistlichen seiner Kirche ein Gesammthaus bezog, und nach einer gewissen Regel lebte,) endlich, und dies die wichtigsten, Schulen in den Klöstern, wo innerhalb der Klausur bloß Geistliche, außer-

*) Ueber diese Erzählung Egihards (c. 25) ist gestritten worden, ob gewöhnliches Schreiben oder das Malen künstlicher Buchstaben zu verstehen sey. Unbefangene Erwägung der Worte des Geschichtschreibers und der Verhältnisse Karls entscheidet für das erstere. Karls Unterschrift besteht in einem aus den Buchstaben Karl zusammengesetzten Kreuze, welches auch auf dem Knopfe seines Schwerdtes gestanden haben soll.

halb derselben auch Weltliche in den damals höhern Wissenschaften Unterricht genossen. Hier lehrte man das Trivium der Grammatik, Rhetorik und Dialektik als ersten Cursus; die höhere Weihe bestand in dem Quadrivium der Arithmetik, Musik, Astronomie und Geometrie. Solcher hohen Schulen gab es zu Lyon, zu Tours, zu Metz, zu Fulda und andern Orten; auch an seinem Hofe hielt Karl eine Schule zum Unterricht für seine Kinder *). Zur eignen Ergözung aber und zu höhern wissenschaftlichen Zwecken stiftete er eine gelehrte Gesellschaft oder Akademie, deren Mitglieder sich mit dichterischen Namen begrüßten; so ward Karl selbst darin König David, Alcuin Flaccus, Engelbert Homer, Eginhard Calliopius genannt. Unter diesen Freunden der Wissenschaft stand in Karls Gunst, wie noch jetzt im Andenken der Nachwelt, der Engländer Alcuin oben an. Karl hatte die Bekanntschaft dieses Mannes, der in allen damals angebauten Fächern des Wissens zu Hause war, und besonders die glückliche Gabe eines leichten und trefflichen mündlichen Ausdrucks besessen zu haben scheint, (im Jahr 781) zu Pavia gemacht, als derselbe von seinem Erzbischof Carnwald von York nach Rom gesandt worden war, für ihn

das Pallium zu holen. Der Eindruck, den Alcuin auf den König machte, war so stark, daß dieser Ueberredung und Bitten anwandte, ihn an seinen Hof zu ziehen. Alcuin versprach zu kommen, wenn sein König und der Erzbischof es erlaubte, und unter der Bedingung, stets ungehindert nach England zurückkehren zu dürfen, eine Freiheit, von der er aber nachmals nur zu einer Reise Gebrauch machte. Er unterrichtete den König in der Rhetorik und Dialektik, Wissenschaften, durch welche Karls natürliche Beredsamkeit und gesunder Verstand wenig gewinnen mochten, und in der Astronomie, ein Unterricht, woran vielleicht auch andere Theilnahmen, wie die in Eginhard's Chronik eingerückten astronomischen Bemerkungen bezeugen. Seine sieben Briefe an Karl athmen Dank und Liebe gegen den königlichen Freund, oder ermahnen ihn zum frommen Leben und zur Milde, oder erzählen, wie Alcuin, dem Karl zuletzt die Aufsicht über die Schule zu Tours vertraut hatte, dort seinen Pflichten nachlebte. In einem derselben klagt er über Mangel der Schriften, die er im Vaterlande gehabt, und bittet, einige Zöglinge nach England schicken zu dürfen, auf daß sie die Blumen dieses Landes nach Gallien brächten, und nicht nur in York ein

*) Auch die geringern Schulen besuchte Karl zuweilen, wie die rührende Geschichte, welche der Mönch von St. Gallen aufbewahrt hat, bezeugt. Einst, so lautet dieselbe, hieß er die Knaben versammeln, die er dem Clemens zur Unterweisung gegeben, und sich ihre Arbeiten vorzeigen, wo denn die Schüler aus niederem Stande über die Maßen gut, die vom Adel aber ungemein schlecht bestanden. Da stellte Karl jene zu seiner Rechten, diese zur Linken, und sprach: Habt vielen Dank, meine Söhne, daß ihr meinen Willen und euren Nutzen nach Möglichkeit zu erreichen gesucht habt; fahrt fort in eurem Fleiße, und ich will Euch herrliche Bisthümer und Klöster geben! Die zur Linken aber strafte er mit donnernden Worten: Ihr Junker, Söhne der ersten nach mir, ihr Weichlinge und glatten Gesichter, habt auf eure Herkunft und eure Güter pochend meinen Befehl und eure Verherlichung dem Wohlleben, dem Spiele, dem Müßigange oder eitter Kurzweil hinten angelehnt. Aber ich achte euren Adel und eure Schönheit gar geringe, und ihr sollt, wenn ihr euren Fleiß nicht bessert, nie wieder ein gutes Wort von mir hören!

verschöner Garten, sondern auch zu Tours ein Abbild des Paradieses mit allen seinen Herrlichkeiten sey. Karl selbst fühlte indeß wohl den Unterschied zwischen den mangelhaften Bestrebungen seiner Zeit und den gereiften Früchten des Alterthums, und brach einst im Unmuth, daß trotz aller seiner Bemühungen die Wissenschaften so wenig gedeihen wollten, in die Worte aus: O daß ich nur zwölf so weise Männer wie Hieronymus und Augustinus besäße! — Da entgegnete ihm der weise Meister: Der Schöpfer Himmels und der Erden hat nicht mehrere ihres Gleichen gehabt, und du begehrst deren zwölf!

Ein anderes Mitglied dieser Akademie, ein junger Hofgeistlicher, Engelbert, den Karl zum Erzbischof machen wollte, vereitelte diese Absicht durch seine Liebchaft mit Bertha, Karls Tochter, und ward durch die Verbindung mit ihr des Königs Eidam, und Vater des Geschichtschreibers Nithard, der die Bruderkriege der folgenden Karolinger beschrieb. Bestrittener und auf eine spätere Nachricht *) begründet ist die bekannte Erzählung, daß auch Eginhard, der Geschichtschreiber Karls, durch die Hand der schönen Emma, einer andern Tochter des Königs, beglückt worden sey. Karl war sehr freigebig gegen diese Gelehrten. So streng er sonst auf die Befolgung der alten Kirchengesetze hielt, und so gut er wußte, daß in denselben die An-

häufung mehrerer Vfründen auf dem Haupt einer Person verdammt ward, so setzte er doch diese heilsamen Anordnungen zu Gunsten seiner gelehrten Lieblinge aus den Augen, und gab unter andern dem Alcuin die vier reichsten Abteien in Frankreich.

Außer der Akademie hatte Karl auch eine Bibliothek, vermuthlich im Pallaste zu Aachen. Sie belief sich auf funfzig Stück, meist Gesetzsammlungen und Kirchenväter, und stand unter einem Bibliothekar, Gerward, der auch die Aufsicht über das Bauwesen hatte **).

Unter all diesen gelehrten Liebhabereien aber vergaß Karl der Pflege und Liebe nicht, welche der Muttersprache und der vaterländischen Rede und Sangweise gebühren. Darin war er wie alle wahrhaft großen Männer; nur die unseeligen Großgeister ohne Gemüth und Liebe, wie Julian, haben stets gern in fremder Sprache gedacht und geredet. Und wie roh und ungeschlacht war die Sprache, welcher Karl seine Sorge zuwandte, daß er sogar eine Grammatik derselben versuchte! Bekannt ist es, daß er die fremden Namen der Monate in fränkische umschmolz, die vier Benennungen der Winde auf zwölf vermehrte, und die Lieder von den Kriegen und Thaten der alten Könige, wahrscheinlich seiner fränkischen Vorfahren, sammeln ließ. Leider sind diese Sammlungen ver-

*) Der Lauresheimer Chronik aus dem 12ten Jahrhundert.

**) S. D. Köler hat sich die Mühe gegeben, die einzelnen Stücke der Karolingischen Bachersammlung auszuzeichnen in s. Dissertat. Altorf. 1727. 4. bei Dippold. Sie wurden, Karls gutgemeinter aber übel berechneter Testamentsverordnung zu Folge, nach seinem Tode verkauft, um den Armen eine Spende zu verschaffen.

foren, und nur vermuthet wird, daß das Hel- denlied der Nibelungen uns einen Nachklang dieser Dichtungen ertönen läßt. Nimmer ge- dachte er an die Möglichkeit, daß Jemand, der seines Volkes Sprache und Wesen verachte, zu- mal ein Fürst, mit dem größern Reich des frem- den Reichthums sich rechtfertigen werde, als ob es nicht an ihm wäre, den einheimischen zu fördern.

Ueberhaupt war Karl in Sprache und Ge- sinnung, in Kleidung und Lebensweise ein Deutscher, nur daß er die Trinklust, welche die alten Schriftsteller den Deutschen nicht ohne Grund vorgeworfen, verabscheute. Dagegen wird ihm allzu große Neigung zu den Frauen und Genüssen der Liebe vorgeworfen, und fünf Gemahlinnen und fünf Weischläferinnen, die er nach einander gehabt, als dessen Zeugniß ange- führt. Unter den Seinigen war er ein milder und nachsichtiger Gatte und Vater, vielleicht zu nachsichtig gegen seine Töchter, von denen man nach allen geschichtlichen Meldungen schlie- ßen möchte, daß sie seine Güte gemißbraucht. Größeren Kummer erlebte er an einem uneheli- chen Sohne, Pipin, der während des avari- schen Kriegs aus Mißgunst gegen seine schon mit Königreichen versorgten Brüder dem Vater nach Krone und Leben trachtete, wofür ihn die- ser nach der Entdeckung, als die Großen ihm schon das Leben abgesprochen hatten, ins Kloster sandte. Von seinen rechtmäßigen drei Söhnen Karl, Pipin und Ludwig, denen er mit Vor- behalt der Macht frühzeitig Königstitel verlie- hen und im Jahr 806 auf einen Reichstage zu Diedenhofen das Reich ausgetheilt hatte, be- trübten ihn die beiden ältesten, vielleicht auch

die Geisteserben des großen Vaters, durch vor- zeitigen Tod (811 und 810). Von diesem Kummer gebeugt und von der Jahre Last ge- drückt, berief er im Jahr 813, nachdem er Pi- pins Sohne Bernhard das Königreich Italien gegeben hatte, den letzten seiner rechtmäßigen Söhne, König Ludwig von Aquitanien, und mit ihm eine Reichsversammlung nach Aa- chen, um alle vom Größten bis zum Gering- sten zu befragen, ob sie einstimmten, daß er seinen Sohn zum Reichsgehülfen ernenne? Da er nun ihren Beifall erhalten, führte er, im kaiserlichen Schmuck, von der ganzen Ver- sammlung begleitet, seinen Nachfolger in die Kirche zu Unserer lieben Frauen. Hier mußte Ludwig mit dem Vater knien und beten, und ward von ihm ermahnt, Gott über alles zu fürchten und zu lieben, die Kirche zu beschützen, seinen Brüdern, Schwestern und Neffen Barmherzigkeit zu erweisen, die Prie- ster wie Väter, das Volk wie Söhne zu halten, die Hochmüthigen und Boshaften zu bezähmen, der Klöster und der Armen Vater zu seyn, got- tesfürchtige und treue Diener zu bestellen, Nie- manden ohne Ursache von seiner Stelle zu drän- gen, und sich jederzeit unsträflich zu verhalten. Als er solches gelobt, hieß ihn Karl eine goldne auf den geweihten Altar gelegte Krone mit eig- ner Hand nehmen und aufsetzen, wie zum Zei- chen, daß er das Reich von Gottes und keines Menschen Gnade zur Lehn habe. Darauf nach wenigen Tagen kehrte Ludwig nach Aquitanien zurück. Im folgenden Jahr nach diesem, am acht und zwanzigsten Januar des Jahres achthundert und vierzehn, im zwei und siebenzigsten seines Al- ters, starb Karl in seinem Pallaste zu Aachen,

und ward daselbst in der von ihm erbauten Kirche begraben *). Kaiser Otto III. hat seine Gruft öffnen und wieder schließen, Kaiser Friedrich I. im Jahr 1165 seine Gebeine erheben und in ein prächtigeres Grab legen lassen, auch die Päpste Paschalis III. und Alexander III. zu der Verordnung bewogen, daß Karl unter den Heiligen verehrt und sein Todestag durch besondere gottesdienstliche Feier begangen werden solle; wir aber, obwohl wir zu dem heiligen und seligen Karl nicht mehr wie unsre Vorfahren beten, verehren wie sie in ihm den Bildner und Begründer der europäisch-germanischen Welt, den ersten Kaiser und König der Deutschen. Fremd war ihm, der den tiefen Sinn von beiderlei Herrlichkeit erkannt hatte, die Wuth der Eroberer, allen Völkern Ein Gesetz und Eine Weise zu geben; die Einheit, die er beabsichtigte, war keine todte Einörmigkeit, sondern die höhere Einigkeit durch das Band gemeinsamen Glaubens und gemeinsamer Bildung; darum ist sein Name so werth geblieben, und die Wirkung seines großen Lebens immer größer geworden. Denn ob sein Kaiserthum über seinem Grabe lang schon in Trümmern liegt, so steht Deutschland, gegen dessen rauhen und armen Norden ihm das reiche West- und Morgenland gering schien, Deutschland, das von ihm der Barbarei, dem Heidenthum und der Verinselung entrissene Mutterland des germanischen Europas, als seiner Thatkraft und seines Tiefblicks unvergängliches Denkmal.

Bier und zwanzigstes Kapitel.

Kaiser Ludwig der Fromme **).

Ludwig, der den Thron des großen Vaters bestieg, war wohl unterrichtet, fromm und gutherzig, aber unvermögend, seiner schweren Verpflichtung zu genügen. Ohne Geschick und Neigung für die Staatsverwaltung, überließ er dieselbe seinen Råthen und Dienern, und legte für sich nur darum Werth auf die Herrschaft, weil sie ihm, wie er meinte, die Erlaubniß gab, auf die bequemste Art ein müßiger Privatmann zu seyn. In andern Zeiten und beschränktern Verhältnissen wäre er mit seiner Weise ein Fürst wie viele andere gewesen, die ein Fach in langer Namenreihe füllen: aber sein Schicksal setzte ihn in die gährende Zeit die unvollendeten Schöpfung, wo der große innere Verfassungskampf zwischen Fürsten- und Vasallenmacht zu Ende gekämpft werden sollte. In dem er des großen Vaters kunstvolle Einrichtun-

*) Die Beschreibung der Gruft apud Monachum Egolism. Der einbalsamirte Körper saß auf einem goldnen Stuhl, angethan mit dem kaiserlichen Schmucke, mit dem Schwerdt, der Krone, dem Schilde, dem Evangelienbuche, dem Schweißtuche und dem Trauergewande. Neben ihm standen Scepter und Schild.

***) 814 — 840.

gen in die Verwirrniss des mervingischen Basalenwesens zurücksinken ließ, ward seine Bedeutungslosigkeit Ursache einer großen Weltbegebenheit, der Auflösung des karolingischen Reichs. Doch war dieses Schicksal, welches zugleich das innerlich immer geschiedene germanische und romanische Volksthum, den Deutschen und den Frankogallen, auch äußerlich auseinander riß, zuletzt wohl ein wohlthätiges Verhängniß, und wenn Ludwig, sein Werkzeug, auch sein Opfer ward, so ist er das letztere wenigstens nicht ohne die Verschuldung strafbarer Schwäche geworden.

Der Anfang war, wie er nach langen und glänzenden Regierungen zu seyn pflegt, an Hoffnungen und schönen Aussichten reich. Alle Großen des Reichs, auch der mächtige Graf Wala, ein Enkel Karl Martells, der in der letzten Zeit des verstorbenen Kaisers ganzes Vertrauen genossen hatte, beschämten durch pflichtmäßige Unterwerfung die Besorgnisse des neuen Herrschers, daß sie sich für seinen Neffen Bernhard erklären könnten. Bernhard selbst, der König von Italien, erschien zur Ableistung der Treupflicht. Gleich nach der Ankunft in Aachen war es Ludwigs erstes Geschäft, die vorgefundenen Schätze und Kostbarkeiten, dem letzten Willen des Vaters gemäß, unter seine Geschwister und unter die Armen zu theilen; auch Karls gesammelter Büchervorrath wurde zum Besten der letztern verkauft. Nur ein Tafelblatt, worauf die drei Welttheile vorgestellt waren, behielt Ludwig gegen Bezahlung nebst den Reichskleinodien für sich. Seinen sieben Schwestern gab er ihr Erbtheil, und wies sie an, auf ihre Güter oder in Klöster zu gehen.

Viele Männer und Weiber verdächtiger Sitte wurden vom Hofe entfernt. Auf seinem ersten Frühlingsreichstage zu Aachen sprach Ludwig gegen die eingerissenen Mißbräuche und die schon von seinem Vater so oft gerügte Unterdrückung des Volks, welches von den königlichen Grafen und deren Dienern durch Gewalt und List gezwungen ward, seine Erbgüter und Freiheit mit Dienßbarkeit zu vertauschen. Er schickte Sendgrafen aus, diese Mißbräuche zu strafen und zu heben. Viele sächsische und friesische Herren und Freie erhielten die Erbgüter wieder, die sie unter Karl theils zur Strafe ihres Widerstands gegen die fränkische Herrschaft, theils durch das Unrecht habfüchtiger Königsdienner verloren hatten; viele Ausgehobene und Verpflanzte kehrten in ihr Vaterland zurück. Durch diese Milde wurden viele Freunde strenger Maßregeln geärgert; der Erfolg aber zeigte, daß Ludwig Recht gehabt, und diese Völker zu immerwährender Anhänglichkeit verpflichtet hatte. Gegen die Dänen, die ihren König Harald, den Schilling der Franken, verjagt und die Söhne Gottfrieds zu ihren Beherrschern erhoben hatten, konnte der Kaiser nunmehr ohne alle Furcht vor weiterer Empörung sich des Arms der Sachsen bedienen, durch welchen ihm auch in der Folge die Wiedereinsetzung des vertriebenen Harald, nachdem derselbe zu Ingelheim (826) nebst seiner Gemahlin Thora, seinen Söhnen, Brüdern und vielen Normännern, vom Erzbischof Digar von Mainz getauft worden war, gelang. Er selbst hoflagerte meist im Mittelpunkte des Reichs; die Grenzkönigreiche Baiern und Aquitanien gab er, nach dem Beispiele seines Vaters, seinen beiden ältesten Söhnen Lothar und

Pipin; den jüngsten, Ludwig, behielt er des zarten Alters wegen an seinem Hofe zurück. Noch stand das Frankenreich in seiner Kraft, und kein Feind wagte es ungestraft, seine Hoheit zu schmälern.

Aber durch diesen äußern Glanz wurden frühzeitig gefährliche Mißgriffe sichtbar. Ein solcher war es, daß der Kaiser, um Haralds Ansehen bei seinen Landbluten zu stärken, demselben einen Strich vom Niederland, den Duerstedter Wyk und den sächsischen Gau Riußri, auch seinen Brüdern Korich und Hemming Landgebiete in diesen Gegenden als Lehne übertrug, und damit den unglücklichen Anfang machte, fremde Fürsten ins Reich zu setzen. Noch schlimmer war es um die innre Verwaltung bestellt. Der große Karl hatte den Schlaf sich verkürzt, um den Gottesdienst abzuwarten: Ludwig überließ, um ungestört Psalmen singen zu können, was damals die Zeitkürzung der Könige war, den Tag seinen Råthen, meist Geistlichen niedrigen Standes, die er aus Aquitanien mitgebracht hatte. Bald wurden die Diener und Rathgeber Karls nicht bloß zurückgesetzt, sondern verfolgt. Wala mit seinen Brüdern Adelar und Bernard, mußte in klösterliche Einsamkeit flüchten. Wiewohl nun die Regierungsweise äußerlich die alte zu bleiben, und Karls Beispiel überall vorzuleuchten schien, so geschah doch alles in ganz anderm Geiste. Darum, obgleich Kaiser Ludwig in vielen Stücken dasselbe that, was

sein Vater gethan hatte, viele gute Verordnungen gab, die Volksunterdrücker unter den Großen strafte, den Klerus, die Mönche, die Chorberrn reformirte, geistliche Stiftungen machte, und für die Verbreitung des Christenthums sorgte, wurde doch alles ganz anders. Bei viel gutem Willen fehlte es an Nachdruck, Kraft und an der Selbständigkeit, die nur da sich einfinden kann, wo der Fürst entweder selbst regiert, oder die Regierung ganz und ohne Einschränkung einem Minister überläßt. Ludwig hingegen nahm an Staatsgeschäften grade so vielen Theil, um die, welche für ihn regierten, um ihre Erhaltung bange zu machen. Das Kundwerden dieser Schwäche mußte in einer Verfassung, wo ein so allgemeines und gewaltiges Streben der Großen nach Besitz und Eigenmacht über das bloß Geliebene niederzuhalten war, von furchtbaren Folgen seyn. Bald wurden unzählige Befreiungen ertheilt, und königliche Güter in Haufen als Lehne ausgethan; indem man jedem Begehrer, der durch Gunst oder Verbindungen unterstützt war, zu Willen ward, schlug die Aristokratie der großen Vasallen immer tiefere Wurzeln *). Auch das durch Karl eben so kunstvoll als kräftig geordnete Verhältniß der geistlichen Macht wurde verrückt, und durch frommen Bahn misleitet, stieg der Kaiser von der Höhe herunter, auf welcher sein Vater, das Ganze, Geistliches wie Weltliches, überblickend, gestanden hatte. Zwar wurde, als Papp Leo III,

*) Nithard, der Enkel Karls des Großen, beschuldigt vorzüglich den damaligen Minister Adelar, der von dem ältern Adelar, Karls Bruder, verschieden ist. Pagi ad an. 822 tom III. p. 508. Adelarthus utilitati publicae minus prospiciens placere cuique intendit. Hinc libertates, hinc publica in proprios usus distrahere suavit, ac dum quod quisque petebat ut fieret effecit, rempublicam penitus annullavit. Nithard de dissens. fil. Lud. P. IV.

gestorben war, sein Nachfolger Stephan IV. unter Aufsicht kaiserlicher Abgeordneten gewählt, die Wahl durch Ludwig bestätigt, und die kaiserliche Herrschaft über Rom durch die Huldigung des Volks anerkannt; als aber dieser Papst, um sich mit dem Kaiser persönlich zu unterreden, in Begleitung des Königs Bernhard nach Frankreich kam (816), ging ihm der fromme Ludwig von Rheims aus entgegen, und begrüßte ihn, seinen Unterthan, dessen Vorgänger zu Pipins Füßen geknecht hatte, durch dreimaliges Niederfallen zur Erde. Noch deutungsreicher war es, daß er, der in Gegenwart seines Vaters zu Aachen sich selbst die Krone aufgesetzt hatte, sich jetzt nebst seiner Gemahlin Irmengard vom Papst salben und mit einer Krone, welche derselbe mitgebracht hatte, zum Kaiser krönen ließ. Wie er denn immer mehr zu geben als zu empfangen gewohnt war, so beschenkte er auch dafür den Papst dreifach und vierfach, sogar mit königlichen Gütern in Frankreich. In demselben Jahre überließ er auf dem Reichstage zu Aachen der Geistlichkeit und dem Volke die freie Bischofswahl, die schon zu den Zeiten der Merwinger ein Gegenstand der bischöflichen Bemühungen gewesen war. Zwar hat weder er noch einer seiner Nachfolger an diese Verordnung sich gekehrt, und die Bisthümer sind nach wie vor oft willkürlich besetzt worden; doch ward nun schon auf Synoden *) laut gesagt: Die Bischöfe wären über Jedermann, und selbst über die Fürsten zu urtheilen berechtigt; über

sie aber, als Götter, nach dem Ausdrücke der Schrift, könne Niemand richten. So trat die geistliche Macht der weltlichen immer weiter voran.

Den entscheidendsten Mißgriff aber that der Kaiser, als er, im 39sten Jahr seines Alters, auf der Reichsversammlung zu Aachen (817) das ganze Reich unter seine Söhne vertheilte. Es geschah solches, wie Ludwig im Eingange der Theilungsurkunde **) selbst erzählt, auf den Rath der Getreuen von der Parthei Lothars, und dem Kaiser und allen Verständigen mißfiel anfänglich die Anmuthung, aus Liebe und Gunst zu den Söhnen die Einheit des von Gott verliehenen Reichs durch eine menschliche Theilung zu zerreißen; überdies besorgten sie, es möchten dadurch Uergernisse in der heiligen Kirche und Beleidigungen dessen veranlaßt werden, durch den die Rechte der Könige bestehen. Indes ward der Kaiser überredet, vermittelst dreitägiger Fasten und Gebete Erleuchtung von oben herab zu ersehen. Darauf geschah es, nach seiner Meinung durch den Wink des allmächtigen Gottes, daß seine Gedanken mit denen der Getreuen Lothars übereinstimmten, und die Theilung wurde genehmigt. Der älteste Sohn, Lothar, der früher Baiern erhalten hatte, bekam die Mitregentschaft des Kaisertums nebst dem kaiserlichen Titel, wie im altrömischen Reiche oft die Söhne oder Brüder der Kaiser; König Pipin ward in Aquitanien bestätigt; der dritte Sohn, Ludwig, er-

*) Acta Concil. Paris. 829. ap. Harduin.

**) Baluze tom. I. p. 573. Quamvis haec admonitio devote ac fideliter fieret, nequaquam nobis nec his qui sanum sapiunt visum fuit, ut amore filiorum aut gratia unitas imperii a Deo nobis conservati divisione humana scinderetur, ne forte occasione hac scandalum in sancta ecclesia oriretur.

hielt das durch Lothars Erhebung erlebte Baiern, nebst Böhmen, Kärnten und den dazu gehörenden avarischen und wendischen Ländern; doch blieb dieser fortwährend am väterlichen Hofe. Auch in diesem unglücksvollen Versuche folgte Ludwig dem Beispiel seines großen Vaters; er hoffte, seinen Söhnen eine Schule der Staatsweisheit zu eröffnen, und auf den Fall seines Todes dem Reich einen Erbfolgestreit zu ersparen. Dieser gute Wille aber führte durch Ungeschick dasjenige, was einer spätern Zukunft erspart werden sollte, noch in der Gegenwart herbei.

König Bernhard von Italien fand, durch Einflüsterungen gereizt, daß er als Besitzer Italiens, dessen Vater Pipin überdies ein älterer Sohn Karls als Kaiser Ludwig gewesen, größere Ansprüche auf das Kaiserthum als Lothar habe. In dieser Ueberzeugung begann er gegen den ungerechten Oheim Empörung, vermessend, daß er der Vorsprache desselben sein Königreich verdanke; denn bei den Franken galt das heutige Staatsrecht nicht, und die Enkel der Könige pflegten, wenn ihre Väter gestorben, gegen die überlebenden Söhne zurückzusehen. Auf dieses brach Kaiser Ludwig mit einem großen Heere gegen die Alpen auf; König Bernhard aber, von Furcht und Reue ergriffen, — denn sein Kriegsvolk war minder zahlreich und viele seiner Anhänger verließen ihn — zog nach Chalons an der Saone, und unterwarf sich daselbst der Gnade seines Oheims

und Kaisers. Dieser ließ ihn und seine Mitschuldigen, die Grafen Egideo, Reginer, Reginhard, und die Bischöfe Anselm von Mailand, Wolfob von Cremona und Theodulf von Orleans, gefangen nach Aachen führen, und daselbst von einer Reichsversammlung richten. Das Urtheil lautete für die Weltlichen auf den Tod, für die Bischöfe auf Absetzung und Verweisung in Klöster; da indes der Kaiser zur Vollziehung des erstern sich nicht entschließen konnte, ließen seine Räte den Verurtheilten, auch dem Könige Bernhard, die Augen ausstechen *). An dieser grausamen Strafe starb der Unglückliche nach dreien Tagen. Den Kaiser aber, ohne dessen Vorwissen die That nicht geschehen seyn konnte, quälten seit dieser Zeit Schreckbilder, die er nicht loszuwerden vermochte. Bernhard hatte den Tod verdient; daß er aber, aus grausamer Milde, auf diese Art starb, war ein großes Unglück für den Kaiser, der seitdem alle Kraft zu strafen verlor. Indes betrieb die Parthei, in deren Händen er war, für jeko ihr Werk, und bewog ihn, seine drei natürlichen Brüder Drogo, Hugo und Theoderich, zu Mönchen scheeren und in Klöster stecken zu lassen. Die Unruhen, die zu derselben Zeit in mehrern Gegenden des Reichs ausbrachen, hingen höchst wahrscheinlich mit diesen Geschichten zusammen. Der König der Dobytriten fiel ab; in Bretagne, Gascogne, Pannonien, mußten Empörungen durch Waffengewalt gebändigt werden. Schon an sich selbst

*) Nithard nennt als denjenigen, der dies dem Könige Bernhard gethan, den Bertmund, Statthalter von Lyon. Nach Adhemar ließ König Bernhard es nicht zum Augenausstechen kommen, sondern wehrte sich so tapfer, daß er fünf der abgeschickten Henker erschlug, ehe er im Kampfe sein Leben verlor.

lud die ganze Lage des über alle natürlichen Grenzen ausgebreiteten Staats die Großen in entfernten Provinzen zu Versuchen ein, sich unabhängig zu machen; auch Karl hatte damit zu kämpfen gehabt, und das immer offenkundiger werdende Geheimniß von der Schwäche Ludwigs wie Lothars schlechte Gemüthsart mochte diese Neigung verstärken. Endlich vollendeten noch des Kaisers Familienverhältnisse die vorbereitete Verwirrung.

Als Ludwig von dem Kriegszuge gegen den bretagnischen Aufrehrer Murmann zurückkehrte, fand er zu Angers seine Gemahlin Irmengard sterbend *). Nach ihrem Tode zog er gen Aachen, und ging damit um, der angebohrnen Neigung zu folgen, und die Sorgen des Regiments mit der friedlichen Stille des Klosters zu vertauschen. Seine Râthe aber, welche den Nachfolger fürchteten, beredeten ihn, sich von Neuem zu vermählen, und führten ihm die Jungfrauen des Landes zur Schau vor. Unter diesen gefiel ihm Judith, die schöne Tochter eines bairischen Grafen Welf und einer Mutter aus sächsischem Geschlecht. Diese erhob er zur Königin. Durch den Einfluß dieser jungen Gemahlin scheint die bisher herrschende Parthei des jüngern Adalard gestürzt worden zu seyn, wenigstens wurden die wegen der Bernhardschen Verschwörung verwiesenen Bischöfe zurückgerufen, und der gleich zu Anfange der Regierung verbannte Wala erhielt nebst seinen Brüdern Adalard und Bernar den ersten Platz in der Gunst des Kaisers, der sich nun auch mit seinen verstoßenen Brüdern versöhnte, ihnen reiche

Bisthümer und Abteien gab, und den einen derselben, Drogo, zu seinem vertrauten Rathgeber machte. Auf dem Reichstage zu Attigny (822) offenbarte Ludwig diesen Gunstwechsel auf eine Weise, die, wie viele Schande sie seinen Einsichten macht, wenigstens seinem Herzen zur Ehre angerechnet werden könnte, wenn nicht die Partheisucht durchleuchtete, von der er sich bestimmen ließ. Im Angesicht der ganzen Versammlung erklärte er sich reuig über seiner Brüder Verstoßung, seiner jehigen Minister Verbannung, vor allen aber über Königs Bernhards Tod, flehte weinend und in Bußkleidern den Himmel um Vergebung für die Rache, die er an den Empörern genommen, und ließ sich zur Versöhnung derselben von den Bischöfen Kirchenstrafen auflegen. Ein solches Benehmen war nicht geeignet, die Achtung zu vermehren, deren er so sehr zu bedürfen anfing.

Die schöne Judith gebahr ihm nemlich im vierten Jahr ihrer Ehe einen Sohn, auf den sich bald die ganze Liebe des alternden, vom Anblick der überall einbrechenden Auflösung schwer darnieder gedrückten Kaisers wandte. Die Welt aber behauptete, dieses Kind sey die Frucht ehebrecherischer Liebe, welche die Kaiserin mit dem Grafen Bernhard von Septimanie gepflogen. Bald dachte Ludwig, von den Bitten seiner Gemahlin bestürmt, auf Einrichtung eines Erbes für diesen Lieblingssohn; aber das Reich war vertheilt, auch das durch Bernhard erledigte Königreich Italien hatte er vor kurzem dem Lothar übergeben. Der schwache Vater flehte nun

*) October 818.

bei seinem Erstgebohrnen um die Erlaubniß, dem jungen Karl ein Stück Land aussetzen zu dürfen, und ließ sich die abgerungene Genehmigung durch einen Eidschwur bekräftigen. Bald aber erfuhr er, daß seinen Sohn Lothar diese Nachgiebigkeit reue, und daß derselbe mit Hülfe der Großen, die ihn nach Italien begleitet hatten, das neue Königreich rückgängig machen wolle. Da rief der Kaiser, im Gefühl seiner Hilflosigkeit, jenen Herzog Bernhard von Septimanie, den das Gerücht der Buhlschaft mit Judith beschuldigte, sonst einen tapfern und staatsklugen Mann, an den Hof, und setzte durch dessen Beistand den Plan in so weit durch, daß der sechsjährige Karl das Land zwischen dem Rhein, dem Main, der Donau und dem Neckar, nebst Rházien und Helvezien erhielt, und zu Aachen als König von Allemannien gesalbt ward (829). Der neue Günstling aber zerfiel mit der geistlichen Parthei, welche seit dem letzten Sunstwechsel den Kaiser beherrschte, besonders mit Wala, ihrem Haupte. Als sich derselbe nun voll Verdruß in sein Kloster Corbei zurück gezogen hatte, glaubte Bernhard völlig Sieger zu seyn, und fiel mit gewaltsamen Maßregeln den vorhin mächtigen Bischöfen hart. Daher der Haß der Geistlichkeit gegen denselben Kaiser, den die Geschichte als einen Frömmling tadelt; um des Günstlings willen ward er gehaßt, oder vielmehr verachtet, weil man wußte, daß die Bedrückungen, welche die Kirche erfuhr, von ihm nicht gebilligt, aber aus Schwäche ge-

nehmigt wurden. Auch mißfielen die Sitten- censuren, die er, nach des großen Vaters Beispiel, hin und wieder gegen die Geistlichkeit aussprach, und die großen Begünstigungen, welche die Juden zum Schaden der Geistlichkeit und der christlichen Einwohner genossen. So geschah es, daß dem Kaiser und Bernhard verborgen eine Verschwörung meist geistlicher Großen sich bildete, in deren Geheimniß bald auch die beiden ältern Könige Lothar und Pipin gezogen wurden; der dritte Bruder, Ludwig von Baiern, saß in seinem Königreich, und nahm an diesem Verrath keinen Theil. Sene scheinen hauptsächlich durch die Vorstellung gegen den Vater gewonnen worden zu seyn, daß derselbe seinem Jüngstgebohrnen Karl das Reich zuwenden wolle, weil derselbe im Pupur gezeugt sey *). Da nun alles bereitet war, ward der Kaiser auf einem Kriegszuge gegen das stets unruhige Bretagne (830) durch die Nachricht überrascht, daß sein Sohn Pipin zu Paris ein Heer gegen ihn gesammelt, daß Wala nebst den Bischöfen Agobard von Lyon, Bernhard von Vienne, Jesse von Amiens, Hilduin Abt von St. Denys und vielen andern seiner Feinde bei ihm sey, und daß Lothars Ankunft erwartet werde, um gemeinschaftlich mit ihm über Judiths und Bernhards Betragen Rechenschaft zu fordern. Zu derselben Zeit verließen den Kaiser viele seiner Mannen und gingen zu seinem Sohne. Da ward der schwache Ludwig bestürzt, und ließ in der eitlen Hoffnung, die

*) Dieser Vorzug Karls des Kahlen wird auch auf einer alten Schilberei (bei Eckhard II. 564) hervorgehoben:

Alma viro peperit Judith de sanguine clero
Cum genitor regnis jura dabat propriis.

Empfänger durch Nachgiebigkeit zu gewinnen, die Angeschuldigten von sich, die Kaiserin nach Baon, den Herzog nach Barcellona.

Pipin aber jagte der Kaiserin nach, fing sie, und zwang ihr durch Androhung entsetzlicher Martern das Versprechen ab, ihren Gemahl zur Niederlegung der Krone zu bewegen, und selbst ihr übriges Leben im Kloster zuzubringen. Darauf sandte er sie unter starker Begleitung in das Lager seines Vaters. In dieser Noth redete Judith, wie sie gelobt hatte, und wie ihre Wächter geboten; hernach ward sie in ein anderes Kloster nach Poitiers geführt. Der Kaiser aber, der sie zu retten zu schwach war, und aus Besorgniß über ihr Schicksal die schmachvolle Zumuthung nicht gradehin verwarf, hatte doch die Besonnenheit, zu erklären, daß er ohne eine Reichsversammlung einen Schritt dieser Art nicht thun könne, und berief eine solche nach Compiègne. Mit niedergeschlagener Miene erschien er auf derselben, von wenigen seiner Getreuen begleitet, wagte es nicht, sich auf den ihm zubereiteten Thron zu setzen, rühmte den Eifer seiner Feinde, die ihn zur Besserung angetrieben, bekannte seine Fehler, und versprach demüthig, seine Gemahlin solle für immer im Kloster bleiben.

Diese Sprache gefiel den stolzen Vasallen, zu denen freilich Ludwigs Vater und Großvater anders gesprochen hatten, und mit lautem Frohlocken nöthigten sie ihn, den Thron zu besteigen. Indes müßte der unglückliche Fürst trotz dieser Aufwallung dennoch entsetzt worden seyn,

da die meisten der anwesenden Großen aus unzuverlässigen Westfranken bestanden, wenn nicht sein dritter Sohn, Ludwig von Baiern, sey es aus Pflichtgefühl oder aus Besorgniß vor den Brüdern, sich widersetzt hätte *). Ueberdies fand es der ankommende Lothar unthunlich, jetzt, wo er die Macht mit dem andern würde theilen müssen, den Vater vom Thron zu stoßen. Darum ward beschlossen, ihm die Herrschaft zu lassen, die unter diesen Umständen freilich nur ein Schein war. Die Macht stand bei seinen Feinden, und er mußte es ansehen, wie die Brüder seiner Gemahlin zu Mönchen geschoren, dem Bruder seines Freundes Bernhard, dem Grafen Herbert, die Augen ausgestochen, und alle diejenigen, die an ihm gehangen, durch Güterverlust und Austreibung gestraft wurden. Auch war der Reichstag kaum zu Ende, und die beiden jüngern Brüder in ihre Königreiche heimgezogen, als Lothar, der den Vater nebst dem jungen Karl in einer Art von Gewahrsam bei sich behalten hatte, seinen eigentlichen Plan wieder aufgriff. Er umgab den Kaiser mit Mönchen, denen aufgetragen war, ihm das Klosterleben einzureden, und hoffte so, durch eine freiwillige Thronentsagung in Abwesenheit seiner Brüder die ganze Macht zu überkommen.

Aber den Arglistigen täuschten seine Werkzeuge. Einige der Mönche hatten entweder mit dem unglücklichen Fürsten Mitleid, oder sie hofften durch seine Rückkehr zum Reich ihren Vortheil zu fördern; daher feuerten sie ihn an, sich aus seiner Schmach zu erheben. Gundo-

*) Theganus c. XXXVI sagt ziemlich unbestimmt: *Voluerunt dominum Imperatorem de regno expellere, quod prohibuit dilectus aequivocus filius ejus,*

baß, einer der geschicktesten und kühnsten darunter, übernahm es, dieses in Werk zu richten. Er zog heimlich zu den Königen von Aquitanien und von Baiern, offenbarte ihnen Lothars Plan, erregte sie zu Mißtrauen und Neid, und versprach ihnen im Namen ihres Vaters ihrer Erbtheile Vergrößerung, wenn es ihnen gelänge, Lotharn zu bezwingen. Darauf ward die Herbstversammlung des Jahrs 830, wider Willen Lothars, welcher wußte, daß die Westfranken und Sachsen dem Kaiser getreu waren, und der daher lieber einen Ort in Westfranken, wohin jene nicht kommen, gewählt hätte, nach Nimwegen gerufen. Lothars Nachgiebigkeit in diesem Punkte ward sein Verderben; denn wie wohl in den an die Gräfen erlassnen Ausschreiben die Menge des Gefolges bestimmt war, welches jeder von ihnen mitbringen sollte, fanden sich doch gar bald die Deutschen in überwiegender Zahl ein. Als König Ludwig der Baiere erschien, bezog er mit ihnen ein von den übrigen abgesondertes Lager; bald wurde laut, daß er seinen Vater zu beschützen gekommen sey. Da faßte der unglückliche Kaiser, durch die Zusprache seiner Rätthe und die Gegenwart seines treuen Sohnes ermuthigt, ein Herz, und erließ an zwei der eifrigsten Anhänger Lothars, die Abte Hilduin und Wala, den Befehl, sich sogleich in ihre Klöster zu entfernen. Dadurch that er kund, daß er sich des Reichs noch nicht zu begeben gedanke. Lothars Anhänger erschrecken und versammelten sich um ihren Führer. Die Muthigsten verlangten, er solle sie alsbald gegen das deutsche Lager zur Schlacht führen, um die auf dem vorigen Reichstage gewonnene Herrschaft zu behaupten; andere min-

der Entschlossene riethen ihm, zu zögern, bis der gute Wille der Deutschen ermattet seyn werde. Also stritten sie die ganze Nacht hindurch, und wurden nicht einig; Lothar aber war unentschlossen und feig. Am Morgen kamen Boten von König Ludwig an seinen Bruder, und brachten ihm dessen Rath: „Er solle sich vor falschen Freunden, seinen Rathgebern, hüten, und mit ihm zum Vater gehen, dessen Verzeihung er ihm ausgewirkt habe!“ Da zog K. Lothar gefahrlose Schande bedenklicher Gewaltthat vor, verließ heimlich die Seinigen, und ging mit dem Bruder zu dem so hart beleidigten Vater, demüthigte sich vor ihm, und erhielt, nachdem er Besserung gelobt hatte, dessen Vergebung. Noch stritten sich seine verlassnen in ihren Meinungen getheilten Anhänger, und waren eben bereit, gegen einander loszuschlagen, als Kaiser Ludwig mit Lotharn öffentlich erschien, ihnen die Begnadigung, die er dem ungehorsamen Sohne gewährt hatte, kund that, und die Waffen niederzulegen befahl. Darauf, ehe sie von ihrem Erstaunen sich erholen konnten, ließ er in Gegenwart Lothars die Vornehmsten unter ihnen verhaften, verschob aber die Entscheidung ihres Schicksals auf den nächsten Frühlingsreichstag nach Aachen. So verlor Lothars schwache Seele den Preis der Uebelthaten, deren Schuld seine Bosheit auf sich geladen hatte.

Auf diesem Frühlingsreichstage (im Februar 831) erschien zuerst die Kaiserin Judith, und forderte ihre Feinde zur öffentlichen Anklage und Beweisführung des ihr schuld gegebenen Ehebruchs auf. Da Niemand auftrat, schwur sie vor allem Volk einen Eid, daß sie niemals mit dem Herzog Bernhard verbotener

Liebe gepflegt habe, und ward alsdann in ihre Ehre und Würde wieder hergestellt. Darauf hielt man Gericht über die Rebellen, und verurtheilte sie zum Tode. Ludwig aber, bis zum Blödsinn barmherzig, schenkte ihnen das Leben, und begnügte sich, den Geistlichen, unter denen sich auch der schon einmal begnadigte Wala befand, ihre Bisthümer und Abteien, den Weltlichen ihre Güter zu nehmen, und sie selbst in entfernte Klöster und Schlösser zu verbannen. Auch Lothar ward durch den Verlust der Kaiserwürde bestraft, behielt aber, indem ihm Italien blieb, Mittel zur Rache in Händen.

Ludwig schien wiederhergestellt, aber bei der unheilbaren Schwäche seines Charakters blieb er der verächtliche Spielball der Parteien. Die deutliche Erfahrung, daß er durch Gnade und Verzeihung, an Unwürdige gespendet, nur Undankbare machte, belehrte ihn nicht; noch in demselben Jahre rief er die Verbannten an den Hof, und gab ihnen ihre Pründen und Güter zurück. Selbst Wala war unter diesen Begnadigten. Aber so verächtlich war Ludwigs wohlfeile Gnade schon geworden, daß der stolze Mann es verschmähte, dieselbe durch ein reumüthiges Geständniß seiner Schuld zu erkaufen, und auf dem Schlosse am Genfersee, wohin er gebracht worden war, zu bleiben vorzog. Ungerufen dagegen kam Herzog Bernhard von Septimanie, seinen vorigen Platz als erster Günstling und Rathgeber wieder einzunehmen. Er reinigte sich auf dem Reichstage zu Diedenhofen von den gegen ihn erhobenen Anklagen, durch eine öffentliche Ausforderung gegen seine Feinde, sich ihm zum Zweikampf zu stellen, und als dieselbe erfolglos blieb, durch einen Eid;

aber seine Stelle in Ludwigs Gunst war jetzt durch den Mönch Gundobald besetzt. Aus Verdruß darüber reizte Bernhard die beiden Könige Pipin und Ludwig, die theils mit Gundobalds Herrschaft, theils dem geringen Lohne für den zu Nimwegen geleisteten Beistand ohnehin sehr unzufrieden waren, zur Empörung. Besonders machte Mathfried, einer der erst vor Kurzem Begnadigten, den König von Baiern nach Allemannien, dem Besizthum seines jüngern Bruders, lüffern. Aber durch die Treue der Ostfranken und Sachsen ward der Kaiser seines ungehorsamen Sohns Meister, und bei Augsburg unterwarf sich der Baiernkönig der überlegenen Macht seines Vaters. Dieser verzieh seiner Gewohnheit nach, und zog, durch einen erneuerten Treuschwur befriedigt, von dannen. Gegen Pipin von Aquitanien aber, der ihm zweimal in die Hände gefallen war, und zweimal das Versprechen des Gehorsams gebrochen hatte, entbrannte endlich sein Zorn. Er entfeste ihn förmlich seines Königreichs, und sprach dasselbe seinem geliebten Karl zu, ohne jedoch weder des Strafbaren habhaft werden, noch sich des Landes, wo derselbe viele Anhänger hatte, bemessern zu können.

Unterdeß waffnete sich ihm im Rücken Lothar, dem Bruder Aquitanien zu erhalten, und sich selbst für den Verlust der Kaiserwürde zu rächen. Auch Ludwig von Baiern ward abermals gegen den Vater gewonnen. Man setzte alle noch im Gewahrsam befindlichen Feinde des Kaisers, besonders den Wala, in Freiheit, und reizte das Volk durch lebendige Schilderungen des elenden Regiments zur Empörung. In der

That waren die Uebel, welche es drückten, sehr groß; wie hätte auch der schwache Ludwig dem Uebermuth der Großen und der Bischöfe, gegen welchen selbst sein großer Vater vergebens angekämpft hatte, widerstehen mögen! Aber grade diejenigen, welche die größte Unbill verübten, waren die fertigsten, die Schuld derselben auf den Kaiser zu schieben. Auch den Papst Gregor IV. zog Lothar auf seine Seite; wenigstens begleitete derselbe, als Friedensstifter und Unterhändler, sein Heer, und erließ Briefe an die fränkischen Bischöfe, worin er die Schuld der Unruhen dem Kaiser beimah, und seine Anhänger mit dem Banne bedrohet,

Dhnweit Colmar im Elsaß stand Ludwig seinen Söhnen mit einem starken Heer gegenüber (833). Seine Bischöfe erklärten dem Papst: „Wenn er käme um sie zu bannen, solle er selbst als ein Verbannter zurückkehren!“ Dieser aber antwortete ihnen: „Er wundere sich, daß sie sich unterstünden, ihm die widersprechenden Namen Bruder und Papa beizulegen, da sie ihm doch wie einem Vater Ehrfurcht schuldig wären. Sie sollten sich schämen, ihm geschrieben zu haben, er komme um einer übermüthigen und unvernünftigen Verbannung willen, die er unterlassen möge, weil dieselbe zur Beschimpfung des Kaisers und zur Verminderung des päpstlichen Ansehens gereichen würde. Was entehrt den Kaiser, des Banns würdige Handlungen oder der Bann? Wenn ihr mich an den Eid der Treue erinnert, den ich ihm geschworen, so sage ich Euch, daß ich den

Meineid vermeide, indem ich diesem Fürsten vorhalte, was er gegen die Einheit der Kirche verbrochen; ihr aber seid meineidig, weil ihr dieses nicht thut.“ Indes hätte Ludwig das Glück der Schlachten, das ihm sonst nicht ungünstig war, versuchen mögen. Als es aber zum Treffen kommen sollte, sahe man den römischen Bischof unerwartet den kaiserlichen Reihenzuziehen. Als bald ließ Ludwig die Seinen in das Lager zurückkehren, und empfing den Papst. Dieser sprach, wohl aufrichtig, von Versöhnung und Friede *), die Unterhandlung aber zog sich in die Länge. Während derselben wurde das Heer des Kaisers durch Geschenke und Versprechungen zum Abfall verleitet. Der Papst ging zu den Söhnen zurück und kam, obwohl er es versprochen hatte, nicht wieder, in der Nacht aber verließ den Kaiser der größte Theil seines Kriegsvolks, und zog zu den Königen hinüber. Darum ist diese Stätte, die vorher Rothenfeld hieß, das Lügenfeld genannt worden. Die wenigen Mannen, welche dem Kaiser treu blieben, (es waren Osifranken und Sachsen,) ermahnte er selbst, ihn zu verlassen, und sich durch nutzlose Aufopferung nicht unglücklich zu machen. Darauf ergab er sich an seine Söhne, die ihn zwar mit Geberden der Ehrfurcht empfingen, aber sogleich Anstalt trafen, ihn für immer außer Thätigkeit zu setzen; getrennt von der Kaiserin, die nach Italien, und von seinem Sohne Karl, der nach Prüm geführt ward, ließen sie ihn in ein Kloster nach Soissons bringen. Lothar nahm das Kaisertum, die übrigen bedangen sich Vortheile aus,

*) Paschas. Radbert, Vita Walae libr. II. in Mabillonis Actis S. Ord. Bened. Sec. IV. I.

und ein Reichstag ward nach Compiègne berufen, die Missethat zu bekräftigen. Wala aber, sein Freund Paschasius, und auch der Papst zogen unzufrieden hinweg, weil, wie sie behaupteten, bei dieser neuen Theilung die Kirche Gottes vergessen worden sey.

Schon einmal um die Frucht seiner Bosheit betrogen sann Lothar auf ein Mittel, dem Vater die Rückkehr zum Thron für immer zu verschließen, und glaubte es am sichersten in der Beschimpfung desselben durch öffentliche Kirchenbuße zu finden; denn es war ein Kirchengesetz vorhanden, daß dieselbe zum Kriegsdienst, folglich auch zur Königs- und Kaiserwürde untüchtig mache. Demnach begaben sich Lothars Bischöfe, Agobard von Lyon und Ebbo von Rheims an der Spitze, nach Soissons, den schwachen Fürsten durch Ueberredung oder Gewalt zur Uebernahme oder Erduldung des ihm zugeordneten Schimpfes zu bewegen. Ludwig war feig oder einfältig genug, ihnen zu willfahren. Also ward er in die Kirche Unserer lieben Frauen zu Soissons, wo St. Medardus begraben liegt, geführt, in Gegenwart einer unermesslichen Volksmenge vor dem Altar auf einem härenen Rocce niedergestreckt, und zu dem Bekenntniß genöthigt: „daß er durch üble Regie-

rung Gott beleidigt, die Kirche geärgert und seinem Volke Unrecht gethan habe, und diese seine Sünden zu büßen begehre.“ Das Verzeichniß derselben las er von einer Schrift ab, die man ihm in die Hand gegeben hatte. Er bekannte sich darin schuldig des Ungehorsams gegen seinen Vater, der ihm besseres geheißen, der Verstoßung gegen seine Brüder, des Mords gegen seinen Neffen, des Meineids gegen seine Söhne, denen er die zugetheilten Länder wieder genommen oder verkürzt; die Kirche habe er durch einen in der Fasten unternommenen Feldzug und einen am grünen Donnerstage gehaltenen Reichstag, seine Vasallen durch ungerechte Verurtheilungen und Entsetzungen beleidigt, seine Länder durch unnütze Kriege verderbt, zuletzt das Reich in die Greuel des Bürgerkriegs gestürzt. Als der Kaiser dieses mit vielen Thränen gelesen, und darauf mit eigener Hand den Wassenrock ausgezogen und auf das Altar gelegt hatte, ward ihm unter Absingung des Miserere durch die Hand der Bischöfe die Pönitenz ertheilt und ein schwarzer Sündenrock angezogen *). Darauf brachte man ihn ins Kloster zurück, die Bischöfe aber verbreiteten Rechtfertigungen und Beschreibungen dieses Vorgangs durch das ganze Reich **).

*) Erzbischof Agobard beschreibt als Augenzeuge den schändlichen Austritt folgenbermaßen in publica Imperatoris poenitentia: Innotescitur ei lex et ordo poenitentiae publicae, quam non renuit sed ad omnia annuit, ac denuo pervenit in ecclesiam coram coetu fidelium, ante Altare et sepulcra Sanctorum, et prostratus super cilium bis terque quaterque confessus in omnibus clara voce cum abundanti effusione lacrymarum, depositis armis manu propria et ad crepidinem Altaris projectis, suscepit mente compuncta poenitentiam publicam per manuum Episcopaliū impositionem cum Psalmis et orationibus: sicque deposito habitu pristino et adsumto habitu poenitentis congratulans et confidens, postulat piissimi Pastoris humeris reduci se ad inventae et redemptae ovis unitatem ect.

***) Die Schrift Ebbo's Exauctoratio Ludovici, ein Manifest fast in dem Geiste und Style heutiger Zeit, ist die Hauptquelle über die Ludwigen wiederfahrende Behandlung.

Ludwig also beschimpft und von Lothar nach geendigtem Reichstage als ein Gefangener gen Aachen geführt, fand abermals Rettung in der Schlechtigkeit und Zwietracht seiner Feinde. Die beiden jüngern Könige fühlten sich bald durch des ältern Bruders Herrschsucht beleidigt, Ludwig der Baier auch über die Behandlung, die der Vater zu Soissons erlitten hatte, gekränkt, und zur Verwendung für ihn bewogen. Darüber zerfielen Lothar und Ludwig. Als jener merkte, daß dieser Gewalt brauchen wolle, zog er mit dem gefangenen Vater nach Westfranken, fließ aber an der Seine auf den mit dem Baier verbündeten Pipin. Da er nun von beiden eingeschlossen zu werden fürchtete, ließ er den Vater zu St. Denys, und entfloß nach Wienne. Als bald sammelten sich die Anhänger des abgesetzten und geschändeten Kaisers, und ermunterten ihn, die Zeit zu nützen. Er aber weigerte sich, bevor er von den Bischöfen die Loßsprechung seiner Sünden und den abgenommenen Waffenschmuck wieder erhalten habe. Dieses geschah in der Kirche zu St. Denys. In kurzem saß Ludwig wieder auf dem Thron, hielt Reichstage, ließ sich von Neuem huldigen und krönen, und spendete an alle, die ihn gemißhandelt hatten, Gnade. Lothar, der erst die Unterwerfung hochmüthig von sich gewiesen und vor Wuth schäumend mit seinem Kriegsvolk greuliche Verwüstungen angerichtet hatte, wurde bald in die Enge getrieben, bat fußfällig um Verzeihung, und ward nach eidlicher Gelöbniß der Besserung in sein Königreich entlassen; der Erzbischof Ebbo von Rheims, der das Schuldverzeichniß Ludwigs angefertigt hatte, legte seine Stelle nieder, Agobard von

Lyon wurde abgesetzt. Wala war schon früher, mit Lothar unzufrieden, in das Kloster Bobbio in Italien gegangen.

Aber alle günstigen Wendungen des Schicksals waren für Ludwig, der sich selbst nicht rathen konnte und von andern stets übel berathen ward, verloren. Seine Gemahlin, die gleich nach dem Glückswechsel aus Tortona zu ihm geeilt war, und sich abermals durch Eidschwüre von den gegen sie erhobenen Anklagen gereinigt hatte, wollte das Schicksal ihres Sohns Karl nach dem Tode ihres Gatten sichern, und brachte eine neue Theilung in Vorschlag. Ludwig gewährte, und vertheilte auf dem Reichstage zu Stramiatum bei Lyon (835) das Reich dergestalt, daß König Pipin zu Aquitanien noch acht und zwanzig Gauen von Neustrien, König Ludwig zu Baiern noch Sachsen, Thüringen, Hessen, Friesland und Belgien, König Karl zu Allemannien noch Burgund, Provenze und Languedoc bekam, der Kaiser aber sich nur das noch übrige Neustrien und die Oberherrschaft über das Ganze vorbehielt.

Niemand war durch diese Anordnung mehr zurückgesetzt, als der allein auf Italien eingeschränkte Lothar. Da gedachte Judith an die Zukunft ihres Sohnes und an die Nachsucht des Königs von Italien, und strebte, nach Weise schwacher Seelen, den Unversöhnlichen, den sie selber verletzt hatte, zu beschwichtigen. In dieser Absicht ließ sie ihn einladen, nach Diedenhofen zu kommen, und die Verfügung zu genehmigen. Lothar aber, der ihr wahrscheinlich nicht traute, ward krank, und sandte statt seiner den Wala. Dieser starb, ehe er etwas abge-

schlossen, und bald darauf verlor Lothar durch den Tod die mächtigsten seiner übrigen Anhänger, die Bischöfe Tasse von Amiens, Elias von Troyes, die Grafen Matfried, Hugo, Lambert und andere. Zu derselben Zeit beschwerte sich auch der römische Bischof über den König von Italien. Diese Umstände schienen der Kaiserin günstig, einen längst gehegten Entwurf auszuführen, und auf einem Reichstage zu Aachen (837) ward ihrem Sohn Karl, außer Allemannien, auch Neustrien zugetheilt. Der Kaiser umgürtete auf der Herbstversammlung zu Ghiersey den vierzehnjährigen Knaben mit dem Schwerdte, und krönte ihn selber zum Könige. Diese Verfügung machte den Jüngsten der Söhne zum mächtigsten, und natürlich Ludwig von Baiern, der sich die meisten Verdienste um den Vater zuschrieb, sehr unzufrieden; daher näherte er sich dem Lothar und besprach sich mit ihm. Sobald dies am Hofe kund geworden, ward er als Aufrührer betrachtet. Um diese Zeit starb König Pipin von Aquitanien. Dieser Todesfall war der Kaiserin äußerst willkommen. Wiewohl Pipin zwei Söhne hinterließ, vermochte sie doch den schwachen Kaiser, diesen das väterliche Erbe zu entziehen; denn ihre Absicht war, sich durch eine neue Theilung an Ludwig von Baiern für die versagte Zustimmung zu rächen, und zugleich den schrecklichen Lothar, vor dem sie eine knechtische Furcht hatte, zu versöhnen. Sobald Lothar von dieser Wendung Gewißheit hatte, kam er nach Worms, warf sich dem Vater mit den Worten des rückkehrenden verlorenen Sohnes der Schrift zu Füßen, und streckte die Hand aus nach dem vergrößerten Erbe. Ludwig, der das ganze Reich in zwei

Theile geschieden hatte, von der Maas und der Rhone westwärts und ostwärts, überließ diesem Lothar, der ihn so oft verrathen und gemißhandelt, die Wahl zwischen beiden, und Lothar entschied sich für den östlichen Antheil. Also behielt Karl Westfranken, und Lothar bekam über das Königreich Italien noch das ganze Aufrassen oder das heutige Deutschland, Ludwig aber, der den Vater zweimal aus seinen Händen gerettet, verlor die ihm früher zugetheilten Länder, Sachsen, Thüringen, Hessen und Belgien, und behielt nichts außer Baiern.

Der gekränkte Baiernfürst griff alsbald zu den Waffen und zog bis an den Rhein. Als ihm aber der Kaiser entgegen kam, scheuten sich die Sachsen, Thüringer und Allemannen, auf welche Ludwig gerechnet hatte, gegen ihren rechtmäßigen Oberherrn zu fechten, und traten auf die Seite des Kaisers. Durch diesen Uebertritt geschwächt mußte der Baier sich in sein Land zurück ziehen. Einige Zeit darauf erschien er zu Bodoma am Bodensee vor seinem Vater, bat um Verzeihung, und erhielt dieselbe gegen das Angeldbniß, die Grenzen Baierns nicht ohne Erlaubniß zu verlassen. Aber diese Fürsten waren schon zu sehr an leichtsinnig gegebene und gebrochene Geldbniße gewöhnt, als daß Ludwig sich verpflichtet geachtet hätte, grade das gegenwärtige, welches ihm das ungerechteste schien, zu halten, zumal, da sich sobald eine schickliche Gelegenheit zum Bruche fand. Kaiser Ludwig ward nehmlich noch in demselben Jahre (839) durch eine Empörung der Aquitanier, welche den König Karl verschmähten und an des verstorbenen Pipins gleichnamigen Sohne hingen, zu einem Feldzuge in diese

abgelegene Provinz genöthigt. Sogleich war Ludwig von Baiern auf, und brach in Allemanien ein. Der alte Kaiser ließ daher die aquitanische Angelegenheit unbeendigt, und kehrte nach Deutschland zurück, um den Empörer zu strafen. Eben hatte er einen Reichstag nach Worms berufen, der die ungerechte Theilung zu Lothars und Karls Gunsten bestätigen sollte, da fühlte er sich von Kummer und Mühseligkeiten erschöpft. Der unglückliche Greis hing am Leben, und ließ sich der gesüßtern Luft wegen auf eine Rheininsel ohnweit Mainz, gegenüber von Ingelheim, bringen; als er aber merkte, daß er sterben würde, vertheilte er seine Schätze, wie einst sein Vater, an seine Söhne, an die Kirchen und an die Armen; die Reichskleinodien bestimmte er Lotharn, dem er auch die Beschützung Karls empfahl. Gegen seinen Sohn Ludwig aber zeigte er einen unverföhnlichen Groll. „Sage ihm, sprach er zu Drogo, der ihm im Namen der übrigen Bischöfe zur Vergebung ermahnte, daß ich ihm verzeihe, erinnere ihn aber auch, daß er die grauen Haare seines Vaters mit Kummer in die Grube gebracht hat.“ Also starb Ludwig, der so viel und so ungerecht im Leben vergeben hatte, unverföhnt gegen denjenigen seiner Söhne, der ihm der getreueste gewesen war, am 20. Juni 840, nachdem er drei und sechzig Jahre gelebt und sechs und zwanzig Jahre unglücklich geherrscht hatte. Seine Leiche fand ihre Ruhesstätte in Metz.

Es ist aber Ludwig, der sein ganzes Leben hindurch mit den Bischöfen in Fehde gelegen, theils wegen seiner übergroßen Vaterliebe, theils wegen seiner persönlichen Hinneigung zu gottesdienstlichen Uebungen Pius, das ist entweder der Fromme, oder der zärtliche Vater beigenannt worden. Viele Geschichtschreiber hat dieser Name verleitet, die Ursache des Unglücks seiner Herrschaft in einer übermäßigen Begünstigung und Bereicherung der Kirche zu suchen; aber nicht die Kirche, sondern der Lehnsadel, nicht die Bischöfe als Geistliche, sondern als Häupter der Partheien, erlangten unter seiner schwachen Verwaltung eine der Monarchie verderbliche Macht, und nicht der Kirche, sondern der großen Vasallen glänzendes Zeitalter beginnt mit Kaiser Ludwig dem Frommen.

Sein persönliches Unglück aber hatte die Hauptquelle in dem Charakter seiner zweiten Gemahlin, und der Gunst die er ihrem Buhlen erwies. Die Geschichte ähnlicher Schwächen mit ganz ähnlichen frevelerfüllten Folgen hat auch das neunzehnte Jahrhundert an einem großen Fürstenhofe gesehen. Zwar hat es der schönen Judith nicht an Vertheidigern gefehlt *); doch liegt in dem Gange der Geschichte für den Unbefangenen die Wahrheit wohl offen genug zu Tage. Kaum hätte es Erzbischof Agobard nöthig gehabt, die Nachwelt über die Geheimnisse des kaiserlichen Ehebettes zu unterrichten **), sie würde auch ohne die von ihm gelieferten Ein-

*) Gebaueri Elogium Iudithae Augustae.

***) Igitur, cum praedictus Dominus et Imperator quietus esset in domo, et florens in palatio suo, cum adhuc juvenem conjugem sub sui reverentia custodiret, et secundum Apostolum uxorium debitum illi persolveret. In processu vero dierum cum coepissent haec primum tepescere, deinde frigescere, ac per hoc et mulier resolvi in lasciviam, cessantibus licitis conversa immo advera ad inli-

zeitheiten die Kaiserin Judith in die Reihe der Weiber zu stellen wissen, die durch Wollust und Herrschsucht Elend über große Reiche gebracht haben. Sie starb drei Jahre nach ihrem Gemahl, am 19ten Juni 843 zu Tours, ehe noch der Bruderkrieg der Söhne Ludwigs beigelegt war. Ihren Buhlen, den Herzog Bernhard von Septimanie, ließ ein Jahr darauf König Karl, derselbe, der für seinen Sohn gehalten ward und der ihm auch im Gesicht sehr ähnlich sah, zu Toulouse enthaupten; nach Ddo Ariberts Erzählung ermordete ihn König Karl im Kloster des h. Saturnius, wohin er ihn unter dem Scheine der Freundschaft gelockt hatte, mit eigener Hand, während er sich stellte, als ob er ihn mit der Linken emporheben wollte. Darauf trat er ihn blutbesleckt mit dem Fuße und sprach: „Wehe dir, der du das Bett meines Vaters und meines Herrn besleckt hast!“ Zwei Tage lag die Leiche unbeerdigt vor der Thüre des Klosters, am dritten, als der König auf der Jagd war, ließ sie der Bischof Samuel von Toulouse aufheben und in der Kirche begraben, wo ihm ein Grabstein mit einer Inschrift in romanischer Sprache gesetzt ward *). Der König aber nahm bei seiner Rückkehr den Bischof in eine Geldstrafe von fünfhundert Schillingen,

und ließ das Grabmahl in seiner Gegenwart zerstoßen.

Nach Erzählung dieser am trübseligen Hofe des frommen Ludwigs genährten Sünden und Greuel scheint es zweckmäßig, damit das Zeitalter nicht nach ihnen allein gerichtet werde, des Ausgangs zweier Personen vom fröhlichen und als sittenlos verschrieenen Hofe des großen Karls zu gedenken. Engelbert, der junge Priester, der durch seine Schönheit die Augen der Königstochter Bertha auf sich gezogen, und, da sie dem Vater ihre heiße Liebe gestand und die Furcht vor Schlimmeren erregte, nach Verlassung des geistlichen Standes ihre Hand mit der Verwaltung der nördlichen Küste Frankreichs erhalten hatte, ist (814) als Abt des Klosters Centula in so frommem Rufe verstorben, daß man ihn unter die Heiligen versetzt hat. Nicht minder hat Eginhard, Karls Geheimschreiber, erbaulich geendigt. Zwar können wir uns für die Wahrheit der lieblichen Geschichte nicht verbürgen, nach welcher ihn die schöne Königstochter Emma heimlich in ihre Schlafkammer aufnahm, und als in der Nacht Schnee gefallen war, zur Abwendung des Verraths durch männliche Fußtritte, auf ihren Schultern hinwegtrug, wodurch der aus seinem Fenster zuschau-

cita adscivit sibi aptas personas ad perpetranda turpia, et primum latentes deinde imprudentes. Cognoverunt autem hoc initio pauci, deinde plures, ad postremum autem multitudo Palatii, et regni ac finium terrae, quam rem irridebant minores, dolebant majores, omnes autem elari viri intolerandam judicantes. Agobardi Apologia pro filiis Ludovici Imp.

*) Assi jaylo Comte Bernard

Fisel credeire al sang sacrat,

Que sempre prud' hom és estat.

Préguén la divina b'ntat,

Qu' aquela fi que lo tuat

Posqua soy arma aber salvat. Histoire de Languedoc I. Prew. p. 23.

ende Vater erst zum heftigsten Zorn gereicht, dann bei näherer Erwägung zur Bestätigung des Liebesbundes bewogen ward — denn Eginhard selbst schweigt von dieser wie von Engelberts Geschichte, und meint, Karl habe seinen Töchtern Vermählung verweigert, um sie nicht von sich lassen zu dürfen. Soviel aber ist gewiß, daß Eginhards Gemahlin Emma genannt war, und daß er um das Jahr 826 von ihrer ehelichen Gemeinschaft sich schied, um die äbtliche Verwaltung mehrerer Klöster zu führen. Nachdem ihn Emma, einst seine Gattin, nun seine Schwester, 836 durch ihren Tod betrübt hatte *), bat er den Kaiser Ludwig um eine einsame Stätte zur Gründung eines Klosters, und erhielt sie zwischen dem Main und dem Neckar; daselbst hat er das Kloster Mühlenheim (Millinenheim) gegründet, welches nachmals wegen Menge der Wunder, welche die von Rom gebrachten Leichen St. Marcellins und Peters wirkten, Seeligenstet genannt worden ist. Als dessen Abt ist Eginhard um das Jahr 848 gestorben, nachdem er von der Regierung Ludwigs und dem Bruderkriege seiner Söhne Zeuge gewesen.

Ueberhaupt sind es geistliche Stiftungen, welche Kaiser Ludwigs Namen in ruhmwürdigen Gedächtniß erhalten, und die Schande seiner Familienhändel aufgewogen haben.

Unter ihnen sind zwei für die Cultur der deutschen Nation sowohl als des gesammten

Nordens von großer Wichtigkeit geworden. Die eine derselben war das Kloster Corvei an der Weser, von seinem gleichnamigen, in Westfranken bei Amiens liegenden Mutterkloster benannt. Als Karl der Große viele der gefangenen Sachsen in westfränkischen Klöstern, vorzüglich in diesem Corvei, zu Geistlichen erziehen ließ, gab ihm Adelard, der daselbst Abt war, den Rath, von diesen Sachsen eine geistliche Colonie in ihrem Vaterlande anzulegen, damit die Verbreitung der Religion und Bildung durch Eingeborne besser von Statten ginge. Noch kam der Plan nicht zur Ausführung. Nach Karls Tode wußte ein anderer Adelard, der Ludwigs geheimer Rath und Liebling war, den Kaiser für diese Stiftung zu gewinnen, also, daß der Bau des Klosters Neu-Corvei im Sachsenlande, im heutigen Paderbornschen, bereits im Jahre 815 angefangen ward. Die Gegend aber war so unfruchtbar, daß die Sache keinen Fortgang gewann. Erst als der ältere Adelard mit seinen Brüdern Wala und Bernard wieder empor kam, ist durch ihre Begünstigung diese Abtei im Jahre 822 vollendet, und mit vielen königlichen Gütern ausgestattet worden. Viele Jahrhunderte hindurch ist Corvei die vorzüglichste Schule des ganzen Sachsenlandes gewesen, und eine große Menge gelehrter und frommer Bischöfe und Kirchenlehrer sind aus ihr hervorgegangen. Sie hat daneben das Verdienst, die fünf ersten Jahrbücher des Tacitus der Nachwelt erhalten zu haben, die wir ohne

*) *Omnia mihi studia, omnesque curas tam ad meas quam ad amicorum causas pertinentes exemit et excussit dolor, quem ex morte olim fidelissimae conjugis, jam nunc carissimae sororis et sociae, gravissimum cepi.* Eginhardi Epist. III. ad Lupum Abbatem apud Pagi ad annum 826.

die zu Corvei gemachte Abschrift nur dem Rufe nach kennen würden *).

Die zweite große Stiftung Ludwigs, das Erzbisthum Hamburg, ward im Jahre 832 in der Absicht angelegt, eine Pflanzstätte für die Befehrung des skandinavischen Nordens zu werden. Noch war das Christenthum über die Elbe hinaus nur wenig vorgebrungen; der weite Norden im ungeführten Besiz uralter väterlicher Götter, Haine und Opfer. Nur von Zeit zu Zeit nahmen Seeräuber von dorthier an der Küste des fränkischen Reichs die Taufe, manche wohl deswegen, um sich Taufhemden und andere Geschenke zu verschaffen **). Da nun aus diesem heidnischen Norden dem in Sachsen aufgerichteten Christenthume unaufhörlich Gefahr drohte, gedachte Kaiser Ludwig, den Norden selbst gründlicher denn durch Flüchtlinge, durch ausgesandte Glaubensboten zu bekehren. Als solcher zog E b b o, Erzbischof von Rheims, ein Sachse von Geburt, 822 nach Jütland, nicht ohne Erfolg, doch weit verdunkelt durch den Apostel des Nordens, den heiligen Ansgar, einen Jüdling Corveis, der für Skandinavien geworden, was Bonifaz für Deutschland gewesen. Dieser zog 827 in Gesellschaft des ver-

triebenen und gefauft wieder heimkehrenden Dänenkönigs Harald nach Dänemark. Darauf, als einer der schwedischen Kleinkönige, Björn, eine Gesandtschaft an den Kaiser geschickt und dadurch das seit den Zeiten des Tacitus ganz unbekannt gewordene Land der alten Sweonen der Südwest wieder in Erinnerung gebracht hatte, ging der unterdeß wiedergekehrte Ansgar zur Erwiederung der freundlichen Begrüßung als geistlicher Gesandter nach Schweden (829). Diesem durch Lehrgabe und lebendigen Eifer ausgezeichneten Manne gab Kaiser Ludwig das zu Hamburg gestiftete Erzbisthum, und Ansgar hat auf diesem Stuhle so wenig als Bonifaz auf dem seinigen träger Ruhe gepflegt. Sein weites Kirchengebiet war nicht sowohl zu verwalten, als zu erobern. Die Schüler, welche er zu diesem Geschäft gebraucht, zog er meist aus Corvei; er selbst scheute die Gefahr und die Mühe der Befehrungskreisen nicht. Hamburg und Bremen aber unterstützten den Anbau der nordischen Kirche durch ihren Handel, der hinwiederum durch diese Glaubensbotschafter bergestalt gefördert ward, daß diese Ortschaften schnell zu ansehnlichen Städten emporstiegen. Doch hatte Ham-

*) Die zu Corvei gefundene Handschrift wurde dem Papst Leo X. überbracht, und von Philipp Beroalbus herausgegeben. Sie befindet sich seitdem in der Medicischen Bibliothek. S. Fabricii Bibl. lat. ed. Ernesti II. p. 392. Davon der Fürstbischof von Paderborn, Ferdinand von Fürstenberg, in den Monumentis Westphalicis:

Sed quota pars rerum superaret Roma tuarum,
Aut quisnam Arminii nosceret arma mei,
Ni mihi quam Tacitus scriptor dedit inclytus, illi
Reddita Corbeiae munere vita foret?

**) So einer von den Normännern, die mit Harald gefauft wurden. Wohl zwanzigmal, sprach er zu dem Kaiser, bin ich hier schon gefauft, und nie habe ich ein so schlechtes Kleid wie dieses hier erhalten. Ein solcher Sack schiebt sich für Bauhirten, nicht für Krieger. Schämte ich mich nicht, nackend da zu stehen, gleich wollte ich dir deinen Rock sammt deinem Christus überlassen!

burg fünf Jahre nach des Kaisers Tode das Unglück, von einer Horde Normänner überfallen und zerstört zu werden, weshalb das dasige Erzbisthum nachmals nach Bremen verlegt ward.

Außer den geistlichen und Familienhändeln und der Richtung, welche die Reichsverfassung im Allgemeinen zur Aristokratie der Großen nahm, wissen wir von der Volksgeschichte unter Ludwig dem Frommen im Einzelnen nur wenig. Eine große Menge seiner Verordnungen über das geistliche und weltliche Regiment sind, nebst den Kapitularien seines Vaters, auf die Nach-

welt gekommen, zum lebenden Zeugniß, daß gute Absichten und Gesetze den Mangel eines kräftigen Vollbringens nicht zu ersetzen vermögen. Die alten Volksgesänge, die Karl der Große geliebt und gesammelt hatte, achtete Ludwig gegen kirchliche und Heiligengeschichten gering. Die deutsche Bibelübersetzung in Versen, die er einer alten Nachricht *) zu Folge durch einen sächsischen Dichter zum Besten der Ungelehrten verfertigen ließ, ist, wofern nicht hierbei eine Verwechslung mit Diefried Statt findet, verloren worden.

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Bruderkrieg der Söhne Ludwigs und Theilung des Reichs.

Lothar, der Feind seines Vaters, ward nach dessen Tode der Verfolger seiner Brüder. Seine Absicht war, mit Verachtung aller von ihm selbst geschworenen Verträge das ganze Reich an sich zu reißen; zum Vorwand nahm er seine Erstgeburt und die Kaiserwürde, die er mit den Reichsinsignien von seinem Vater überkommen hatte. Da er nun beide Brüder zu Grunde richten wollte, strebte er, sie zu trennen und einzeln zu verderben. Zuerst versicherte er den Neustrier Karl seines Schutzes und seiner brüderlichen Liebe, um ungestört den bairischen Ludwig bekriegen zu können. Aber zum Uebermaas der Bosheit fehlte ihm der Muth, der

allein seine kühn entworfenen Pläne vollenden konnte. Als Ludwig dem Angriff zu begegnen bereit schien, schloß Lothar sogleich einen Stillstand. Darauf fiel er, um sich für den versittelten Plan auf Deutschland zu entschädigen, in Westfranken ein, wo Karl, wie er wußte, von dem aquitanischen Aufruhr, den der junge Pipin erregt hatte, bedrängt war. Es ward ihm leicht, sich fast des ganzen Landes zu bemächtigen; die Kaiserin Judith selbst ward in Bourges eingeschlossen. Aber Karl ging mit dem Rest seines Kriegsvolks dem Angreifer muthig entgegen, und alsbald bot ihm dieser unter vortheilhaften Bedingungen Frieden.

*) De translatione divinatorum librorum in theudiscam linguam jussu Ludovici Pii facta apud Duchesne II. 326.

Raum hatte K. Karl denselben angenommen, als auch Lothar (841) schon den Krieg gegen den andern Bruder, Ludwig von Baiern, erneuerte, und über den Rhein in Deutschland einbrach. Aufgefordert und unterflüht ward er dabei durch Ludwigs Todfeinde, den Erzbischof Otgar von Mainz und den Grafen Adalbert von Metz. Verrath erleichterte ihm den Sieg, indem das deutsche Heer theils überging, theils ohne Widerstand floh, also, daß K. Ludwig in sein Reich zurückkehren mußte. Aufgeblasen durch diesen Erfolg glaubte sich nun Kaiser Lothar seiner Verpflichtungen überhoben, bestellte den Grafen Adalbert mit dem Titel eines Herzogs von Austraßen zum Hüter des Rheins, und suchte den K. Karl mit neuen Forderungen und Bedrückungen heim. Heuchlerisch klagte er, der selbst die angeordneten Grenzen überschritt, und einige Unterthanen seines Bruders ihrer Güter, andere sogar des Lebens beraubte, daß sein, durch den vorjährigen Frieden ohnehin verkürztes Gebiet beeinträchtigt werde. Karl schlug eine Zusammenkunft zur Ausgleichung vor; aber Lothar blieb aus, und statt seiner kamen Gesandte, deren aus der Luft gegriffene Beschwerden und Drohungen die nahe Erneuerung des Krieges ahnen ließen.

In dieser Verlegenheit erhielt K. Karl Boten von seinem Bruder K. Ludwig, der sich von seinem Unfall erholt hatte, und ihm eine Verbindung gegen Lothar zu ihrer gemeinsamen Rettung antragen ließ. Karl nahm dies Anerbieten an; aber noch glaubte er die Hülfe fern, als andere Boten mit der Nachricht kamen, daß K. Ludwig den Herzog Adalbert von

Austraßen bei Bregenz geschlagen habe, über den Rhein gegangen sey, und in Eilmärschen heran ziehe. K. Karl stand in einem durch Sümpfe gesicherten Lager, bei Chatillon. Er verließ dasselbe, um Ludwigen entgegen zu gehen, und zugleich Lotharn eine Schlacht anzubieten; dieser aber ließ die Vereinigung der beiden Brüder ruhig geschehen, indem er seiner Feigheit oder Unentschlossenheit die Ermattung seiner Pferde, die einer zweitägigen Ruhe bedurften, vorschützte. Eigentlich wartete er auf die Ankunft seines Neffen und Bundesgenossen Pipin von Aquitanien, der ihm frisches Volk zuführen sollte.

An diesem Abende klagten Ludwig und Karl mit einander über die Unbill, die sie von ihrem Bruder erleiden mußten; am folgenden Morgen aber riefen sie das Heer zur Versammlung, und sprachen öffentlich über diese Sachen. Als die Könige geebnet hatten, fand die Versammlung für gut, daß aus den Bischöfen und Weltlichen edle, unterrichtete und wohlwollende Männer erküht, und an den Kaiser gesendet würden, ihn durch Vorstellungen und durch das Anerbieten, ihm alles zu überlassen, was außer Waffen und Pferden in ihrem Lager sich vorfände, zum Frieden zu ermahnen. Also war dem verbündeten Heer, welches theils durch das bei Bregenz überstandene Treffen und den weiten Marsch sehr geschwächt war, theils großen Mangel an Pferden litt, durch die Betrachtung der Uebermacht Lothars und der ihm nahenden Hülfe Pipins der Muth entsunken. Lothar indes wies alles trohig zurück, und erklärte, die Schlacht müsse entscheiden. Da ermahnten die verbündeten Könige sich unter einander und die

Thrigen, lieber allen Mangel und den Tod selber zu erdulden, als die Ehre ihres Namens hinzugeben, und brachen gegen den hochmüthigen Bruder zur Schlacht auf. Dieser aber war nicht gemeint, sie vor Pipins Ankunft anzunehmen, und zog vor ihnen her. Eines Tages lagerten bei Auxerre die Heere in einer Entfernung von drei Stunden, durch Wald und Morast von einander getrennt. Da senden die verbündeten Brüder an Lothar, und lassen ihm sagen: „Es mißfalle ihnen sehr, daß er ohne Schlacht keinen Frieden machen wolle; doch wären sie bereit, dieselbe ohne Trug und Hinterlist mit ihm zu halten. Erstlich wollten sie beiderseits Gott durch Fasten und Gelübde anrufen; dann möge er, wenn er wolle, zu ihnen herüber kommen; sie versprächen ihm ungehinderten Uebergang. Alles Gepäck solle bei Seite geführt, und die Schlacht ganz redlich geschlagen werden. Ihre Boten könnten dies, wenn er es haben wolle, mit einem Eide bekräftigen. Wenn er aber nicht Lust habe, herüber zu kommen, so wollten sie ganz auf dieselbe Weise zu ihm hinüber gehen!“

Auf diesen ritterlichen Antrag versprach Lothar die Antwort durch die Seinigen zu übersenden. Kaum aber waren jene Abgeordneten von ihm gegangen, so brach er auf, und zog nach Fontenay. Die Brüder eilten ihm nach, und gewannen sogar einen Vorsprung, also daß sie bei dem Dorfe Tauriacum, vorwärts Fontenay, ihr Lager nehmen konnten. Aber trotz dieses Vortheils und der nahen durch Pipins Heranmarsch ihnen drohenden Gefahr walteten friedliche Gesinnungen in ihnen vor, und nochmals schickten sie Gesandte an Lothar: „Er

solle, eingedenk des brüderlichen Bandes, der Kirche Gottes und dem christlichen Volke Frieden gewähren, und sie die Reiche, die ihnen der Vater gegeben, ruhig beherrschen lassen; abermals böten sie ihm als Pfand der Versöhnung allen Reichthum ihres Heeres, Waffen und Pferde ausgenommen; wolle er dies Geschenk nicht, so solle er das Land zwischen dem Carbonarischen Walde und dem Rheinstrome sich nehmen; wenn er auch dies ausschlage, so möge das ganze Frankenreich von Neuem in drei Loose getheilt werden, und er das ihm beliebige wählen!“

Lothar antwortete, wie gewöhnlich, er werde seinen Entschluß durch seine Räte kundthun lassen. Diesmal aber, wo er nicht entrinnen konnte, und ihm alles daran gelegen war, Pipins Ankunft abzuwarten, schickte er wirklich Bevollmächtigte, die zum Behuf der Friedensunterhandlung einen Waffenstillstand abschlossen, und dabei im Namen ihres Herrn einen Eid ablegten, daß er dabei keine andere Absicht, als die Wiederherstellung des Friedens auf eine der angebotenen Bedingungen habe. So ließen die Brüder sich einschläfern, und feierten, anstatt die ihnen vortheilhafte Gelegenheit der Schlacht zu benutzen, das Johannisfest in ihrem Lager. An diesem Tage aber stieß der längst erwartete Pipin von Aquitanien zu seinem Oheim Lothar. Als bald veränderte derselbe seine friedliche Sprache, erklärte, daß er als Kaiser einer größern Ausstattung bedürfe, und seinem Rechte wie seiner Würde nichts vergeben könne, daher müsse er die gestrigen Vorschläge verwerfen. Darauf ließen die Brüder ihm sagen: „Da er alle Hoffnung der Gerech-

tigkeit und des Friedens vernichte, so würden sie auf den folgenden Tag um die zweite Stunde des Morgens zum Gericht des allmächtigen Gottes sich einstellen!“ Er antwortete trotzig: „Sie würden sehen, was er thun werde!“ Lothar aber war ein schlechter Kriegsfürst, und versäumte es, einen Berg, der sein Lager beherrschte, zu besetzen. Diesen Berg nahmen beim Aufgang der Morgenröthe die Verbündeten mit dem dritten Theil ihres Heeres ein, und die Könige selbst rückten, wie sie gelobt hatten, um die zweite Stunde des Morgens aus ihrem Lager zur Schlacht.

Also standen am 25ten Juni des Jahrs 841 bei Fontenay oder Fontenailles (Locus fontaneus) ohnweit Luxerre drei Söhne und ein Enkel des frommen Ludwigs mit der ganzen Frankenmacht gegen einander, wider Kaiser Lothar den bairische Ludwig, wider den aquitanischen Pipin der Neustrier Karl. Wie immer in Bürgerkriegen wurde mit wüthender Erbitterung gefochten. Karl und sein getreuer Adelhard hatten gegen Pipin, der um sein väterliches Erbe mit Verzweiflung stritt, einen harten Stand; erst als Lothar vor Ludwig floh, und der tapfere Graf Warin von der Provence den Neustriern frisches Volk zuführte, entschied sich der Sieg. Nie waren auf einen Tag so viele Franken gefallen; vierzigtausend, nach andern hunderttausend Erschlagene lagen auf dem Schlachtfelde; die langwierige Schwäche, in welche seitdem das Frankenreich versank, beweist, daß die Zahl wenigstens sehr groß war. Aber benutzt ward von den Siegern der Sieg nicht. Statt die Fliehenden zu verfolgen wurden die Könige von Trauer um den Bruder und

Neffen, und um das erschlagene Volk ergriffen; bald bemeisterte sich dieselbe Empfindung des ganzen Heers. Man ließ ab von der Beute, und ging einmüthig daran, die Todten ohne Unterschied zwischen Feind und Freund zu bestatten, eben so die Verwundeten zu erquickern und zu verbinden. Den Flüchtigen wurden Boten nachgeschickt, ihnen zu verkündigen, daß sie gefahrlos heimkehren könnten. Darauf beriefen die über so viel vergossnes Christen- und Bruderblut hochbetrübtten Fürsten und Völker ihre Bischöfe, und fragten: Was in dieser Sache zu thun sey? Die Bischöfe beruhigten ihr Gewissen durch die Erklärung: „Es sey hier für Recht und Billigkeit gestritten, und dieses durch das Urtheil Gottes selbst dargethan worden. Daher möge in dieser Sache sich ein jeglicher für einen Streiter Gottes achten; wer sich aber bewußt sey, aus Zorn, oder Haß, oder Ruhmsucht gehandelt zu haben, der möge seine Sünde beichten und büßen. Für die Sünden der gefallenen Brüder, für die Unvollkommenheit der eigenen Neue und um die fernere Gnade Gottes zu erkaufen, sey es gut, ein dreitägiges Fasten zu halten.“ Dieses übernahmen die Franken mit Freuden, worauf Ludwig gegen Rheims, Karl aber nach Aquitanien zog, wohin Pipin sich gewendet hatte.

Diese fromme Mäßigung hätte den Siegern beinahe die Frucht des blutigen Tages gekostet. In Westfranken ließ Lothar durch seine Anhänger die Nachricht verkünden, er sey Sieger, und König Karl selber erschlagen worden; in Deutschland aber, wohin er seine Flucht genommen hatte, wurde er dem Könige Ludwig besonders dadurch gefährlich, daß er den Normän-

nern einen Strich im Niederland, wahrscheinlich das heutige Walcheren, einräumte, und den Sachsen die alte Verfassung, die sie zur Zeit des Heidenthums gehabt hatten, wieder zu geben versprach. Freilich eröffnete er durch das erste einem grausamen und wilden Feinde den Weg in das Reich, freilich mißbrauchte er durch das zweite einen ohnehin unglücklichen Theil des Volks für ehrgeizige Zwecke, ohne wahre Theilnahme an der Befreiung, die er ihm vor- spiegelte, und ohne Rücksicht auf das Elend, in welches er es stürzte. Lothar handelte hierin der vor und nach ihm oft geübten Staatskunst gemäß, die Völker durch den Namen der Freiheit in Empörung gegen ihre Gebieter zu stürzen, und dann, wenn der eigne Vortheil anderes heischt, sie herzlos der Rache zu überlassen. In der That erhob sich alsbald durch das ganze Sachsenland Aufstand der vor- maligen Freien, die in Folge des karolingischen Staatsregiments unter das Joch der Grafen und Bögte gefallen waren. Sie rotteten sich unter dem Namen Stellingier oder Wiederhersteller zusammen, verjagten ihre Herren und die Amtsleute des Königs, und Ludwig fing an zu fürchten, sie möchten sich mit den Slaven und Normännern vereinigen, und die ganze Herrlichkeit des Christenthums im Norden über den Haufen stürzen: denn das Christenthum galt diesen Unglücklichen als ein Werkzeug der ihnen aufgelegten Knechtschaft, und das alte Heidenthum schmolz sich ihnen mit dem Bilde der verlorenen Freiheit zusammen. Es war dieser Aufstand der Stellingier der erste Bauern-

krieg, der in Deutschland gegen den Druck des Lehnsadels geführt worden ist. Indem nun K. Ludwig gegen die Auführer all seine Macht aufbot, fand Lothar Zeit, den Neustrier zu be- drängen. Umsonst versuchte er, ihn von dem Bündniß mit Ludwig durch täuschende Ver- sprechungen abzubringen: Karl blieb standhaft, und wie Kaiser Lothar ein sehr ungeschickter oder unglücklicher Kriegsfürst war, zog zuletzt König Ludwig, nachdem er seinen Sohn Karls- mann gegen die Sachsen zurückgelassen hatte, über den Rhein, nöthigte Lothar zum Rück- zuge von der Seine, und vereinigte sich am 14ten Februar 842 bei Straßburg mit seinem Bruder.

Diese Stätte nun ward der Schauplatz eines merkwürdigen Austritts.

Mitten auf dem Felde redeten die beiden Könige zu ihren Völkern *). „Ihr wißt, sprach König Ludwig zuerst in deutscher Sprache, wie Lothar nach dem Hinscheiden unsers Vaters mich und meinen Bruder auf den Tod verfolgt, wie er weder der brüderlichen noch der christli- chen Liebe einen billigen Frieden gewährt, und uns endlich gezwungen hat, mit ihm vor das Gottesgericht der Schlacht zu treten. Daraus ist er als Besiegter entflohn; wir aber, durch Gottes Barmherzigkeit Sieger, erbarmten uns des christlichen Volks, enthielten uns der Ver- folgung und der Vertilgung, und erboten uns wie vorher, jeder solle bei seinem gerechten Theile verbleiben. Indes ist alles vergeblich gewesen. Lothar, unbelehrt durch das Urtheil Gottes, fährt fort, mich und meinen Bruder

*) Die Rede und die Eidesformeln stehen bei Nithard libr. III.

zu bekriegen, und unsere Völker durch Brand, Raub und Mord zu beschädigen. Darum sind wir von Neuem zu festem Bündniß zusammen getreten. Damit ihr aber an unserer Ausdauer nicht zweifelt, haben wir beschlossen, dieses unser Bündniß vor euren Augen zu beschwören. Nicht durch Habsucht verleitet treten wir in den Kampf, sondern um im Frieden, den Gott uns durch eure Hülfe verleihen möge, das Gemeinwohl zu fördern. Sollte ich aber, was ferne seyn möge, diesen meinem Bruder geleisteten Eid brechen, so spreche ich einen jeden von Euch von meiner Botmäßigkeit und auch von dem mir geleisteten Eide los.“ Darauf, als König Karl eben dasselbe in romanischer Sprache gesagt hatte, schwur der deutsche Ludwig auf romanisch, damit ihn Karls Heer verstehen möchte, seinen Eid, dessen uns aufbewahrte Formel das älteste Denkmal der französischen Sprache ist, wie sich dieselbe als Verderbung des in Neustrien vorherrschenden Lateins zu bilden begann.

Pro deo amur et pro christian poble et nostro comun salvament dist di en avant in quant deus savir et podir me dunat, si salvarai jo cist meon fradre Karlo et in adjudha et in cadhuna cosa si cum om per dreit son fradre salvar dist in o quid il mi si altresí fazet et ab Ludher nul plaíd nunquam prendrai qui, meon vol, cist meon fradre Karle in damno sit.

Das ist: Um Gottes Liebe und um des christlichen Volkes und unser beider Erhaltung, von diesem Tage vorwärts, so fern mir Gott Weisheit und Macht giebt, so werde ich diesen meinen Bruder Karl halten in Schutz und in

jeder Sache, so wie man mit Recht seinen Bruder erhalten soll, und wie er mir ebenfalls thun wird, und mit Lothar werde ich keinen Vergleich machen, welcher, mit meinem Willen, meinem Bruder Karl schädlich seyn könnte.

Darauf sprach Karl denselben Eid in deutscher Sprache:

In Gottes Liebe und durch des christlichen Volkes und unser beider Erhaltung solches und unser bedhero gehalten von diesem Tage fortan so fern nissi fen thesemo dage framordes so fram so mir Gott Weisheit und Macht giebt so so mir got gewizei indi mahd furgibit so halte ich diesen meinen Bruder so man hald ih thesan minan bruodher so so man mit Recht seinen Bruder soll und daß mit rehtu finan bruodher scal inthiu thaz er mir auch so thue und mit Lothar er mig so sema duo, indi mit Lutherem will ich in keine Sache nicht gehen zu inno theinni thing ne gegango zhe meinem Willen ihm zu Schaden werden. minte willon imo ce scadhen werhen.

So schwuren die beiden Könige; die Heere aber traten dem Eide bei mit folgenden Worten; zuerst die Neustrier also:

Si Lodhwigs sacrament que son fradre Karlo jurat, conservat, et Karlus meos sendra de suo part non los tanit, si jo returnar non lint pois, ne jo ne neuls cui jo returnar int pois in nulla adjudha contra Lodhuwig nun hi fuer.

Das ist: Wenn Ludwig den Eid, den er seinem Bruder Karl geschworen, hält, und Karl, mein Herr, von seiner Seite ihn nicht

hält, so ich zurückhalten ihn nicht kann, so werde weder ich noch keiner, den ich zurückhalten kann, in keiner Hülfe gegen Ludwig ihm sehn.

Dann schwuren eben dieses die Deutschen:

Wenn Karl den Eid, den er seinem
 Oba Karl then eid, then er sinemo
 Bruder Ludwig geschworen, leistet, und
 bruodher Ludhuwig gesuor, geleistit, inde
 Ludwig mein Herr den er ihm geschwo:
 Ludhuwig min Herro then er imo gesuor,
 ren, bricht, wenn ich ihn nicht abwenden
 forbrichhit, ob ih inan es arwinden ne
 mag, noch ich, noch deren keines hindern
 mag, noh ih, no thero theinhes irwenz-
 mag, so will ich ihm zu belieben wider
 den mag, imo ce follusti widhar
 Karl nicht werden.
 Karle ne wirdhit.

Nachdem die beiden Könige ihr Bündniß also bekräftigt hatten, zogen sie nach Worms. Dasselbst wohnten sie als Brüder in Einem Hause, aßen an Einem Tische, und lebten alle Tage in Herrlichkeit und Freude; was dem einen ermangelte, reichte ihm der andre; auch hielten sie große Kriegsspiele, wobei die Vornehmsten ihres Gefolges in Haufen wider einander ritten, und abwechselnd siegten und die Flucht ergriffen, sie selbst aber den Weichenden mit großem Geschrei hervorbrechend Hülfe zuzführten. Während dieser Feste waren Boten an Lothar gen Aachen geschickt worden, ihm abermals Frieden anzubieten; sie kamen aber unverrichteter Sache zurück. Da brachen die Könige in drei Haufen (den dritten führte Karlmann, Ludwigs Sohn, der gute Nachricht von der Beruhigung der Stellingener gebracht hatte,)

wider den Hartnäckigen auf, welcher sogleich Aachen verließ, und in großer Eil gen Chalons, und von da über Troyes nach Lyon entfloh. Die Kostbarkeiten aus dem Hause Karls nahm er mit sich, den silbernen Tisch mit der Himmelskugel ließ der Barbar durch seine Leute in Stücken zerhauen.

Durch diese Flucht überließ Lothar den verbündeten Königen die Wohnstätte des Reichs; sie eilten dieselbe einzunehmen, versammelten daselbst ihre Bischöfe, und übertrugen es denselben, zwischen ihnen und ihrem Bruder zu entscheiden. Die Bischöfe erwogen, wie Lothar seinen Vater vom Reiche getrieben, wie oft er den Eid, welchen er geschworen, gebrochen, wie oft er nach dem Tode des Vaters seine Brüder zu verderben getrachtet, und wie viele Greuelthaten die Kirche und das Volk um seinerwillen erduldet; wie er überdieß durchaus nicht zu regieren verstehe, und in allen seinen Thaten auch nicht eine Spur guten Willens offenbare; wie er daher nicht mit Unrecht, sondern durch das gerechte Urtheil Gottes in der Schlacht besiegt, und zum zweiten durch seine Flucht zu Schanden worden sey. Also ward einmüthig erklärt: „Die Rache Gottes habe den Lothar wegen seiner Schlechtigkeit verworfen, und sein Königreich seinen Brüdern, die da besser als er wären, übergeben.“ Doch übertrugen sie ihnen dasselbe nicht unbedingt, sondern legten ihnen in öffentlicher Versammlung die Frage vor: „ob sie nach dem Beispiel ihres verstorbenen Bruders, oder nach dem Willen Gottes regieren wollten?“ Sie antworteten: daß sie, wenn ihnen Gott Erkenntniß und Vermögen verleihe, nach seinem Willen regieren wollten. Wohlan denn,

sprachen die Bischöfe, so ermahnen und befehlen wir Euch kraft göttlicher Vollmacht, daß Ihr das Königreich übernehmt und nach Gottes Willen beherrscht! Hierauf wurden von jedem Könige für das Theilungsgeschäft zwölf Männer ernannt, unter welchen sich auch Rithard, der Geschichtschreiber dieser Begebenheiten, befand, und Karl'n alles Land im Westen, Ludwigen alles Land im Osten der Maas zugesprochen.

Welch Glück für Deutschland und Frankreich, wenn diese Theilung bestanden hätte! Aber durch unglückselige Schwäche sollte dieselbe vernichtet und die natürliche Scheidungslinie beider Staaten verrückt werden. Als nemlich Lothar die Einigkeit seiner Brüder vernahm, und wohl merkte, daß er das Land mit Gewalt nicht wieder gewinnen möchte, suchte er glatte Worte hervor, und sandte drei seiner Großen, mit den Siegern zu unterhandeln. Er gestand, daß er sich an ihnen vergangen, erklärte, künftig Frieden halten zu wollen, und schlug als Grundlage desselben vor, ihm etwas über den dritten Theil des Reichs zu lassen, damit er die Würde des Kaiserthums behaupten könne; wenn aber dies nicht zugestanden würde, könne mit Ausschluß der drei Königreiche Lombardien, Baiern und Aquitanien, die in jedem Falle ihren Herrn behalten sollten, das übrige Reichsgebiet in drei gleiche Theile getheilt werden. Kaum hatten die Brüder, nach eingeholter Genehmigung der Bischöfe, ihre Bereitwilligkeit für den letztern Vorschlag erklärt, und ihm das Land zwischen der Maas und dem Rhein, der Saone und der Rhone als dasjenige Drittheil bezeichnet, welches sie ihm überlassen wollten, als Lothar, obwohl er weit über Verdienst em-

pfangen sollte, neue Schwierigkeiten erhob, und ohngeachtet seiner Schwäche die Unterhändler der Verbündeten durch hartnäckigen Troß zu dem thörichten Versprechen bewog, sein Gebiet solle bis an den Carbonarischen Wald ausgedehnt, und ihm die Wahl gelassen werden, welchen der drei Theile er zu nehmen beliebe. Darauf hielten in der Mitte des Juni 842 die drei Brüder zu Ansille, einer Insel in der Saone bei Macon, eine Zusammenkunft vor den Augen ihrer an beiden Ufern gelagerten Heere. Sie besprachen sich freundlich, sagten sich für die Folge gutes Vernehmen zu, und schlossen vorläufig Stillstand; die Theilung selbst ward auf die Herbstversammlung zu Meß verschoben. Darauf zog König Karl gen Aquitanien, König Ludwig aber nach Salz an der fränkischen Saale, um die sächsische Unruhe vollends zu dämpfen. Die Strafe welche Ludwig übte, war streng. Einhundert und vierzig Stellinger wurden enthauptet, vierzehn gehängt, und eine große Anzahl an den Gliedern verstümmelt. So endigte sich der letzte Kampf des Heidenthums und der altgermanischen Freiheit.

Als nun die Zeit der Herbstversammlung gekommen war, und die bestellten Räte, vierzig von jeder Parthei, ihr Geschäft begonnen hatten, erfuhren Ludwig und Karl, daß sich Lothar, seinem Versprechen zuwider, zu Diedenhofen in der Nähe von Meß niedergelassen habe, um auf den Gang der Unterhandlung seinen Einfluß zu üben. Darüber wurde die Versammlung nach Coblenz verlegt. Es ergaben sich aber der Schwierigkeiten so viele, da man, um den Ertrag der Länder auszumitteln, erst Abgeordnete herumschicken mußte, daß der Ab-

schluß wiederum auf das folgende Jahr verschoben ward. Erst in diesem gedieh das Geschäft zur Vollendung, und am eilften August des Jahrs 843 in der Nähe von Verdun, an einem Orte Namens Dugheih, ward das karolingische Reich unter die drei Brüder getheilt. Kaiser Lothar erhielt zu Italien alles Land zwischen dem Rhein und den Alpen, zwischen der Schelde, Maas, Saone und Rhone bis an das Mittelmeer, nebst einigen jenseits der Rhone gelegenen Graffschaften. Dieser weit ausgedehnte aber durch seine Lage schwache Staat, der Helvezien, fast ganz Burgund, Elfaß, Lothringen und Belgien umfaßte, ward von seinem Beherrscher, Lotharingien genannt, ein Name, der einem Theile desselben bis auf den heutigen Tag verblieben ist, da das Ganze selbst frühzeitig von den Nachbarn verschlungen, oder vielmehr Ursache einer langwierigen, bis jetzt noch unentschiedenen Reihe von Kriegen und Ansprüchen zwischen beiden Hauptvölkern geworden ist.

König Ludwig erhielt zu Baiern ganz Ostfranken oder alles Land bis an den Rhein, und

jenseits desselben die drei Städte Mainz, Speier und Worms mit ihren Gebieten, wohl weniger wegen des Weinbaus *), als weil die Bischöfe dieser Städte von ihren Sprengeln nicht getrennt werden wollten. Im Verhältniß zu der vorjährigen Theilung, und wenn man erwägt, daß Lothar von seinem Gebiete gänzlich vertrieben gewesen, verlor Ludwig das meiste.

König Karl erhielt das übrige Westfranken, nemlich Neustrien, Aquitanien, einen Theil von Burgund, Septimanie, (das heutige Languedoc) nebst der spanischen Mark, welche Karl der Große erobert hatte; auch versprach er, die Söhne Pipins zu versorgen.

Also zerfiel, wahrscheinlich zum Glück für die Menschheit, da drei Völker ihre selbständige Gestaltung retteten, das fränkische Reich in drei besondere Staaten, deren jeder in seinem abgesonderten Daseyn die karolingische Form beibehielt, welche einst das Ganze getragen hatte. Nach Lotharingiens frühzeitiger Theilung sind Ost- und Westfranken, Deutschland und Frankreich, als Nachbilder des Großreichs stehen geblieben, dessen Trümmer sie waren.

*) Sigbert Gembl. ad an. 844.

Viertes Buch.

Die Zeiten der karolingischen und sächsischen Könige und Kaiser.

Inhalt des vierten Buchs.

- Erstes Kapitel.** Das karolingische Deutschland. Grenzen. Völkerschaften. Der König. Die Fürsten. Die Kirche. Reichstage. Reichsfreiherrn. Mittelbare Unterthanen. Bürgerstand. Juden. Leibeigene.
- Zweites Kapitel.** König Ludwig der Deutsche.
- Drittes Kapitel.** Die Söhne Ludwigs des Deutschen, Karlmann, Ludwig der Jüngere und Karl der Dicke.
- Viertes Kapitel.** Kaiser Arnulf.
- Fünftes Kapitel.** König Ludwig das Kind.
- Sechstes Kapitel.** König Konrad I.
- Siebentes Kapitel.** König Heinrich I.
- Achtes Kapitel.** König Ottos I. erste Jahre.
- Neuntes Kapitel.** Wie König Otto die Verbindung mit Italien erneuert.
- Zehntes Kapitel.** Wie Herzog Ludolf sich gegen seinen Vater König Otto empört.
- Elfte Kapitel.** König Ottos großer Krieg mit den Ungarn.
- Zwölftes Kapitel.** Wie König Otto die Kaiserwürde wieder an die Deutschen gebracht hat.
- Dreizehntes Kapitel.** Die römische Kaiserwürde der deutschen Könige.
- Vierzehntes Kapitel.** Kaiser Ottos I. letzte Jahre und Tod.
- Fünfzehntes Kapitel.** Kaiser Otto II.
- Sechzehntes Kapitel.** Kaiser Otto III.
- Siebzehntes Kapitel.** Thronbesteigung Kaiser Heinrichs II.
- Achtzehntes Kapitel.** Kaiser Heinrichs II. polnische und italienische Züge.
- Neunzehntes Kapitel.** Die heilige Kunigunde.
- Zwanzigstes Kapitel.** Das Bamberger Bisthum.
-

Erstes Kapitel.

Das Karolingische Deutschland.

Mit Ludwig dem Germanier tritt Deutschland als selbständiges Ganzes aus der großen Masse des karolingischen Kaiserreichs hervor; hinfort ist nicht mehr die Rede von ausgewanderten Völkern, die jenseits der Grenzen des alten Germaniens neue Königreiche stiften, nicht mehr von ausländischen Herrschern, die, obwohl deutscher Abkunft, von einem höhern Thron herab Deutschland als eine Provinz zu behandeln gewohnt sind, sondern von einem bestimmten Lande, Volke, Könige und Reiche der Deutschen.

(Grenzen.) Am Ende des ersten christlichen Jahrhunderts, als das Land und die Bewohner Germaniens von den Römern beschrieben wurden, reichten dessen Grenzen weit hin gegen Osten bis an und über die Weichsel; jetzt aber, in der Mitte des neunten Jahrhunderts, gab es nicht nur in so fernem Gegenden kein Germanien mehr, sondern der von Osten gegen Westen fließende Strom slavischer Bevölkerung war sogar bis an die Elbe vorgerückt, und hatte demnach einen großen Theil des alten eigentlichen Germaniens selber verschlungen; in

dem heutigen Oesterreich, Mähren, Böhmen, Schlessien, Polen, Brandenburg, Meissen, Pommern und Mecklenburg, da, wo einst Quaden, Markmannen, Lygier, Gothen, Longobarden, Thüringer und Rugier gewohnt hatten, (wosfern nicht, was andre vermuthen, in diesen Gegenden von uralten Zeiten her das Wendenvolk einheimisch war,) wurden nun Karantaner, Tzechen, Sorben, Wilzen, Dobotriten und andere Slaven- oder Wendenvölker, alle in vielerlei Stämmen unter eigenen Fürsten, und in mehr oder minder abhängiger Verbindung mit dem deutschen Könige, gefunden. Auf der westlichen Seite gehörte das deutsche Land jenseit des Rheins, mit Ausnahme von Mainz, Speier und Worms zum Reiche Kaiser Lothars; doch war diese Trennung des jenseitigen Ufers von dem Mutterlande nur kurz; es kam noch unter Ludwig dem Germanier wieder zu Deutschland.

(Völkerschaften.) Außer den Slaven waren vier Völkerschaften unter dem Scepter Ludwigs. Die Franken am Main und am Rhein, die sich für das Hauptvolk achteten,

weil das Königshaus von ihnen entsprossen war, und nach ihrem Namen das ganze Reich Ludwigs Ostfranken genannt ward; die Baiern, deren Land König Ludwig als das Erbe seines Hauses, statt der abgesetzten Agilolfinger besaß; die Allemannen, nun nicht mehr Wanderer mit Ackerverlosung, sondern gleich den übrigen Deutschen in festen Wohnsitzen von Grafen oder Kammerboten des Königs regiert; endlich die Sachsen vom Niederrhein bis zur Elbe unter Heerführern oder Herzogen, die aus eingebohrnen Familien vom Könige gesetzt wurden*). Neben diesen, doch ohne Ruhm, die Thüringer und Friesen. Alle diese Völkerschaften lobten jedes nach den eigenen uralten Gesetzen, die Karl der Große ihnen gebessert und bestätigt hatte.

(Der König.) Wenn die Könige der freien Germanier Vorsteher der Volksgemeinde gewesen, so waren die Könige der salischen Franken glückliche Anführer besoldeter Kriegsschaaren, und brachten für ihren großen Wirkungskreis keine andere Staatskunst mit, als die sie aus der Verwaltung ihrer väterlichen Grundstücke entnommen hatten: ein erobertes Land galt ihnen für ein großes Landgut, das, um benutzt zu werden, an Hintersassen ausgethan werden müsse, sie selbst aber wurden für Herren alles Grundes und Bodens erkannt, theils von ihnen selber besessen, theils an ihre Kriegskleute verliehen war. Das Eigenthum

der freien deutschen Männer, die nicht Lehnleute waren, hatte ursprünglich außerhalb dieses Kreises königlicher Grundherrlichkeit gelegen; ihnen war der König nicht ein Herr, sondern ein Vorsteher und Richter gewesen. Als aber das Volk der Freien im Fortschritt der Lehnsvorfassung allmählig verschwand und in Dienfbarkeit des Königs, oder der Kirche, oder der weltlichen Großen trat, ward der König wirklich ein Grundherr über das ganze Land, und wie in den Staaten des Alterthums der Boden als Zubehör zu den Menschen, so wurden in den nunmehrigen Lehnstaaten die Menschen ganz als Zubehör des Bodens betrachtet. Bei dieser Härte des Begriffs der Lehnbarkeit hätten nothwendig alle germanischen Staaten zu morgenländischen Zwangsherrschaften sich gestalten müssen, wenn nicht der Mangel des Geldes die Könige gehindert hätte, ihrer Grundherrlichkeit über das ganze Land diejenige Ausdehnung und Wirklichkeit zu geben, die sie in der Idee besaß. Ein Theil des königlichen Landgebiets war gleich anfangs an Kriegskleute verliehen worden, ein anderer wurde es fortwährend als Zahlungsmittel an Staatsbeamte oder aus Gunst, und die Unmöglichkeit, ein stehendes Heer auch im Frieden zu besolden, setzte die Könige außer Stand, diese dem Namen nach nur nießbräuchlichen Besitzer des grundherrlichen Bodens auch nur in der Abhängigkeit zu erhalten, in welcher die freiesten Eigenthümer in den alten Staaten zum Mittelpunkte der Ge-

*) Schon Karl der Große hatte einen Heerführer (ducum) Gebert in Sachsen gegen die Normänner (um das Jahr 810) gesetzt, der jedoch im fränkischen Curialstyl nur Graf genannt wird. (Vita S. Idae apud Leibnitz I.) Dessen Sohn Luolf, von Ludwig dem Deutschen eingesetzt, ist der Stammvater des eitonischen Hauses, das nachmals den Kaiserthron bestiegen.

meinde gestanden hatten, oder die Unterthanen der heutigen Staaten zu ihrer Landesherrschaft stehen. Das von Karl dem Großen gestiftete Amt der königlichen Sendeboten verfiel schon unter Ludwig dem Frommen, indem die mächtigen Grafen, nachmals die Herzoge, dasselbe an sich zu bringen wußten, also daß die, welche beaufsichtigt werden sollten, selbst die Aufseher waren. Dergestalt bildete die knechtische Lehnbarkeit sich wieder zur Freiheit, aber, da alle Vortheile nur den Reichern und Mächtigen galten, nur für die Großen, die ihrer Stimme und ihrem Widerstreben Gewicht zu geben vermochten. Die Folge war, daß in allen germanischen Reichen statt der Zwingherrschaft eines Einzigen, auf die es angelegt schien, die Macht vieler einzelnen Großen, statt der Monarchien überall Aristokratien entstanden, und der angebliche Grundherr des ganzen Landes doch eigentlich nur Grundherr auf seinen Privatgütern war. Da es Gewohnheit der deutschen Könige blieb, auf diesen Gütern beständig herumzuziehen, und bald in dieser bald in jener Villa oder Pfalz mit ihrer Dienerschaft zu hoslagnern, so konnte um so weniger ein rechter Mittelpunkt der Staatsverwaltung sich bilden.

Wenn aber der Mangel an baarem Gelde als eine Hauptursache angesehen werden muß,

daß die Verfassung der germanischen Reiche die monarchische Form nicht behauptete, so darf dies nicht so genommen werden, als hätte man in jenen Zeiten die Kunst nicht verstanden, die Rechte des Staats auf den Boden des Landes durch Verpflichtungen, die man den Inhabern zu Natural- und Geldleistungen auslegte, geltend zu machen. Die Provinzen, in welchen der König sich aufhielt, mußten theils als Geschenke theils als Tribut Lebensmittel an das Hoflager liefern; sowohl der König selbst mit seinem Gefolge als die reisenden königlichen Beamten, mußten von den Gutsbesitzern beherbergt und unentgeltlich bewirthet werden, und ein *Etat*, *Tractorio* genannt, schrieb vor, was und wie viel einem solchen Beamten nach Verschiedenheit seines Standes, also nach Maßgabe seines größern oder geringern Gefolges, gereicht werden sollte; *) die königlichen Kriegsheere mußten auf Durchzügen verpflegt, (*annonam militaris seu fodram*), den öffentlichen Personen die in königlichen Geschäften reisten, Vorspann, (*Veredi seu Paraveredi*) gegeben, Kriegsführen, (*Angarien seu Pasangarien*) gestellt, Landstraßen und Brücken ausgebessert werden. Eben so wurden unter den verschiedenen Namen *Beden*, *Kerben* und *Steueren* Grundabgaben in Gelde erhoben, es gab Kopfgelder, *Bölle*, *Gerichtsgefälle*, *Geldbußen* und

*) Von Ludwig dem Frommen sind zwei solcher Verpflegungs-Etats vorhanden. Der erste, vom Jahr 819, (*Ludov. Pii Capit. V. a. 819*) verlangt für den königlichen Bevollmächtigten, wenn er ein Bischof war, täglich 40 Brodte, 1 Schwein, 3 Frischlinge, 3 Hühner, 15 Eier, 3 Tonnen Bier, 4 Scheffel Hartfutter für die Pferde. Für einen Abt, Grafen oder königlichen Ministerial, 30 Brodte, 1 Schwein, 1 Frischling, 2 Hühner, 10 Eier, 1 Tonne Bier, 2 Scheffel Hartfutter. Für einen bloßen Vasallen 17 Brodte etc. Zehn Jahre nachher erschien ein zweiter *Etat*, in welchem ohne weitere Rücksicht auf Rangunterschied festgesetzt wird, daß 40 Brodte, 1 Schwein oder Lamm, 2 Frischlinge, 4 Hühner, 20 Eier, 9 Sextarien Wein, 2 Tonnen Bier, 2 Scheffel Hartfutter, geliefert werden sollen.

Kriegsgelber *). Aber der Ertrag all dieser, immer nur außerordentlichen, Auflagen war nicht bedeutend, und, was die Hauptsache war, nicht regelmäßig genug, um eine Staatsgewalt, wie die der alten und neuern Republiken und Reiche, darauf zu begründen. Wie vielfältig daher die Namen der Geldabgaben seyn mögen, der Geldreichtum selbst war gering: keines der germanischen Länder hatte Bergwerke, und der Handel, der im Osten mit Constantinopel, im Westen mit den Arabern in Spanien getrieben wurde, war vermöge seiner meist passiven Natur mehr dazu geeignet, die Deutschen der aus den Römerzeiten herkommenden Geldvorräthe gegen Luxusartikel zu entledigen, als sie zu bereichern. Rechnet man die großen Summen hinzu, die durch Kirchenschmuck und Kirchengerräth dem Umlauf entzogen waren, so kann es um so weniger befremden, daß es trotz aller Finanzkünste doch auf keine andere Staatsverwaltung als auf die einfache angelegt werden konnte, welche statt des Geldes den Boden unmittelbar als Zahlungsmittel zu behandeln gewohnt war. Es war die Aufgabe der monarchischen Staatskunst, im Widerspruch mit der Natur der Sache den Boden beweglich zu erhalten, und das Festwerden der ausgeliehenen Besitzthümer zu hindern. Diese grundherrlichen Könige waren mächtig, so lange sie nach Gefallen Stücke ihres Eigenthums geben und nehmen konnten. Da aber jeder Besitz naturgemäß das Bestreben, ihn dauerhaft zu machen, hervor-

bringt, und der Mensch durch das Gefühl, daß ihm derselbe willkürlich entrisen werden dürfe, von selbst zur Beschränkung dieser Willkühr aufgefordert wird, so war in dem Wesen der Lehnbarkeit selbst ein feindseliges Streben des Beliehenen gegen den Verleiher begründet. So lange die Macht der Leetern, und mit ihr die Unsicherheit des Grundeigenthums vorwaltete, konnte die Landeskultur, die an Dauer und Sicherheit des Besizes geknüpft ist, nur geringe Fortschritte machen. Daher hat die von den Vasallen erkämpfte Erbllichkeit des Lehnguts, welche dem Reiche als Staat betrachtet so verberblich geworden ist, dem Lande zum Vortheil gereicht, und dessen Anbau und Bevölkerung in eben dem Grade vermehrt, als die Stärke der Monarchie durch dasselbe gebrochen worden ist.

(Die Fürsten.) Der König war indeß nicht bloß Grundherr des Bodens und als solcher Oberherr aller mit Grundstücken beliehenen unmittelbaren und mittelbaren, größern und kleinern Grundbesitzer: als Oberanführer im Kriege und Oberrichter im Frieden war er auch eigentliches Staatshaupt, und als solches theils mit hohen Staatsbeamten, zum Behuf der Reichsverwaltung, theils mit Hofbeamten zur Bedienung seiner Person, nach der von den germanischen Königen dem theodosianischen Kaiserhose nachgeahmten Prunkweise umgeben. Die hohen Staatsbeamten nun, das heißt die Herzoge, die Mark- Pfalz- und Landgrafen, mit Inbegriff der gewöhnlichen Grafen **),

*) Die Nachweisungen in Hüllmanns Finanzgeschichte des Mittelalters.

**) Erst späterhin ist der Grafentitel durch Reichsfreiherrn, das heißt große außerhalb dem Lehnverband gebliebene Gutbesitzer, die keine Staatsämter bekleideten, gemißbraucht und herabgesetzt worden.

wurden als Reichsfürsten angesehen, und bildeten nebst der Geistlichkeit die eigentlich stimmfähigen Mitglieder des Reichstags. Da ihre Besoldung in Reichsgütern, also in Grund und Boden bestand, über den letztern aber durchweg als über bewegliches, verlehnbare Gut verfügt ward, so lag die an sich sonderbare Begriffsverwechslung nicht fern, die Staatsämter als Grundstücke zu behandeln, und wie man naturgemäß nach Befestigung des beweglich gewordenen Bodens strebte, naturwidrig nach Erblichmachung des Geschäfts, welches mit demselben ausgestattet war, zu ringen; ein Widerspruch, dessen endliche Ausgleichung ganz zum Vortheil der Beamten ausgefallen ist, und erst zur Erblichkeit der Staatsämter, dann zur Verwandlung derselben in Landesherreschaften, eben darum aber zum Untergange der Königsmacht geführt hat. Der Weg, der sich geschichtlich nachweisen läßt, war gewöhnlich folgender. Die großen Gutsbesitzer einer Provinz trachteten nach öffentlichen Stellen, und suchten, wenn dies ihnen gelungen war, als Herzoge oder Grafen ihre Amtsgüter mit ihren Erbgütern zu vermengen und beide auf gleichen Fuß zu behandeln. Zwar hatten sie die letztern selber zu Lehnen gemacht; aber bei den reichen und mächtigen Freiherrn war die Uebertragung des Erbes in Lehn nur eine Förmlichkeit, um in die Körperschaft der Reichsvasallen aufgenommen zu werden; sie beherrschten ihr Erbgebiet mit gleichen Rechten wie vorher, und hatten nur den Vortheil, das Staatsgut in den Kreis desselben hinüber zu ziehen. Je fester sie aber durch diese Vermengung in den Staatsgütern wurden, desto fester wurden sie auch in den außerselbständigen

mit zusammenhängenden Ämtern, so daß es schwierig war, den Sohn aus einer herzoglichen oder gräflichen Stelle zu drängen, welche der Vater bekleidet hatte. An Bemühungen der Könige, dieses Festwerden der Staatsämter zu hindern, fehlte es nicht, und die ganze Geschichte des folgenden Zeitabschnitts wird von diesem Kampfe der Könige gegen die Anmaßungen ihrer Staatsdiener zeugen: aber ein Blick auf das spätere, auf das heutige Deutschland lehrt, für wen der Sieg sich entschied: die, so ursprünglich nichts als Diener und Beamten des Königs waren, sind nun selbständige Erbfürsten. Nur in Ostfachsen und Baiern hatte schon vor Entstehung des Reichs ein erbliches Herzogthum bestanden; auch die slavischen unter Hoheit des Reichs stehenden Länder hatten erbliche Fürsten: es war natürlich, daß diese Beispiele auch auf die übrigen verführerisch wirkten.

Diese Reichsfürsten wurden mit ihren Ämtern unmittelbar vom Könige vermittelt einer Fahne belehnt. Es gereichte ihnen zum Zuwachs an Ehre und Macht, wenn sie zugleich mit einem Hofamt bekleidet wurden, und bei feierlichen Gelegenheiten als Truchsesse, Mundschensken, Marschälle und Kämmerer den Oberherrn bedienen konnten, als dessen Begnadigungen ihre Ämter und Güter erschienen. Diese Ehre des persönlichen Dienstes wurde nur den Mächtigsten zu Theil, und häufte auf ihr Haupt neue Begnadigungen und Güter: die mit Hofämtern bekleideten Staatsdiener eigneten sich nachmals die Königswahl als ausschließendes Eigenthum zu. Eine scheinbare Unterwürfigkeit mußte dann den Königen den Verlust der wirklichen

Regierungsrechte ersehen, welche einst Karl der Große, als derjenige Fürst, unter welchem der Lehnsstaat in seiner größten Vollkommenheit erscheint, wirklich geübt hatte.

Indeß waren diejenigen Rechte, welche Ludwig der Germanier vorfand, noch immer bedeutend genug. Jene später ausgebildete Gestalt der Dinge, in welcher die Staatsbeamten als erbliche Fürsten dastehen, war nur erst im Keimen begriffen, und von ihrer Reife weit entfernt; noch war nicht einmal die von Karl dem Großen abgestellte herzogliche Würde wieder hergestellt; sondern das ganze Land von Grafen verwaltet; noch waren diese nicht bloß dem Namen sondern der That nach Diener des Königs, auf dessen Ruf sie mit ihren Dienstreuten zur Heeresfolge erschienen, in dessen Gegenwart ihnen übertragene, selbst in ihrem unmittelbaren Amtsbezirk alle stellvertretende Rechte, erloschen. Durch den erblichen Besiz der bojarischen Lande, und durch zahlreiche Erbgüter seines Hauses *), wurde die Macht des Königs mehr als durch den ihm gelobten Gehorsam der großen Vasallen begründet.

(Die Kirche.) Neben den weltlichen hohen Staatsbeamten galten auch die Erzbischöfe, Bischöfe und Äbte, als Fürsten oder Stände des Reichs; die Geschichte Ludwigs und seiner Söhne hat gezeigt, daß sie ihre frühere Theilnahme an Staatsgeschäften bis zu einer aus göttlicher Vollmacht herrührenden Obervormundschaft über die Throne zu steigern gewußt

hatten. Diese Fürsten erkannten so oft die Bischöfe als Richter in Angelegenheiten des Throns, daß nach und nach die königlichen Rechte selbst wie von der Kirche ausgeheilte Lehne erschienen. Ward doch Kaiser Lothar durch die Bischöfe im Namen Gottes seines Königreichs Lothringen entsezt, und dasselbe aus göttlicher Vollmacht seinen Brüdern gegen das Versprechen, es besser zu regieren, zugesprochen. „Von meiner königlichen Hoheit,“ klagte König Karl von Frankreich auf der Synode zu Toul im Jahr 859 wider die so seinen Bruder gegen ihn aufgerufen, „durste mich doch Niemand herabstoßen, wenigstens nicht ehe ich von den Bischöfen gehört und gerichtet war, durch welche ich zum Könige geweiht worden bin, und welche die Throne Gottes genannt werden, auf welchen Gott sitzt, und durch welche er seine Urtheile ausspricht, deren väterlichen Berweisen und züchtigenden Urtheilen ich mich zu unterwerfen bereit bin, und mich schon unterworfen habe**).“ Die in den Jahren 844 und 845 zu Diederhosen und Meß versammelten Bischöfe nannten sich Stellvertreter Gottes. Diesen Sieg der geistlichen Macht erweiterte und befestigte um diese Zeit der Betrug eines unbekanntes Mannes, wahrscheinlich eines der vielen Engländer, die sich zu Mainz zu Bonifazens Zeiten aufhielten, der unter dem Namen Sifors von Sevilla, eines eben so frommen als gelehrten spanischen Bischofs, eine theils ganz erdichtete, theils verfälschte Sammlung

*) Eine Aufzählung von 123 Karolingischen Erbgütern, von denen freilich ein großer Theil jenseit des Rheins in Lothringen lag, findet sich in Hüllmanns Finanzgeschichte des Mittelalters S. 19.

***) Concil. Tullense I. apud Saponarias v. Harduin. V.

von kirchlichen Befehlen, Concilienschlüssen und päpstlichen Briefen, in Umlauf brachte. Die Grundsätze, welche darin wie aus dem höchsten christlichen Alterthum (denn bis zum Jahre 93 reichten die päpstlichen Briefe hinaus) aufgestellt wurden, bestanden hauptsächlich darin, daß alle Bischöfe und Diener der Kirche nach dem Ausspruch des Propheten Zacharias als Gottes Augapfel in Ehren gehalten werden; daß alle geistlichen Personen und Güter von aller weltlichen Macht und von allen Abgaben befreit seyn müßten; daß die Gerichtsbarkeit über Geistliche, und in geistlichen Dingen auch über Weltliche, und dies sowohl über Fürsten als Unterthanen, nur den Bischöfen und geistlichen Gerichten zustehe, daß aber alle Bischöfe und Erzbischöfe als untergeordnete Kirchenvorsteher dem römischen Bischöfe unterworfen wären, und von demselben ihre ganze Gewalt bekämen. Von allen Bischöfen und Erzbischöfen gehe die Appellazion nach Rom; der Papst daselbst, auf dem die Gewalt der Schlüssel und das oberste Regiment der Kirche beruhe, habe allein Macht die Bischöfe und Erzbischöfe ein- und abzusetzen, eben so die Könige durch den Bann zu strafen und der Regierung unfähig zu machen; denn auf ihn sey der göttliche Ausspruch anzuwenden: „Siehe, ich setze dich über Völker und Königreiche, daß du sie ausreißest, zerbrechest, verstorren und verderben sollst, und bauen und pflanzen.“ (Jerem. I. 10.) Diese Sätze wurden damals aufgestellt, und hin und wieder gleichsam versuchsweise geübt; aber bis zu ihrer Anwendung im Ganzen und Großen schien damals der Weg noch weit. Der päpstliche Stuhl, auf

dessen Erhöhung sie vorzugsweise ausgingen, war auf der einen Seite noch ganz abhängig von den über Italien herrschenden Kaisern Lothar und Ludwig II., und empfand in mehr als einem Falle die weltlichen Hoheitsrechte derselben sehr schwer; auf der andern Seite schienen der Geistlichkeit selbst, besonders der höhern und mächtigen, Grundsätze mißfallen zu müssen, die darauf abzweckten, die bisherige Aristokratie der Kirche in eine fast uneingeschränkte Monarchie zu verwandeln. Auch spricht diese Stimmung in der von einem wihigen Kopfe jenes Zeitalters herrührenden allegorischen Erzählung von der Päpstin Johanna gar deutlich sich aus, die einige Jahrhunderte nachher von manchen Geschichtschreibern für historische Wahrheit genommen, und in neuern Zeiten von Gegnern des päpstlichen Stuhls aus einem besangenen Standpunkte als solche vertheidigt worden ist: ein Frauzimmer aus Mainz, engländischer Herkunft, soll, nachdem sie zu Athen studirt, oder vielmehr in griechischer Literatur einige Fertigkeit erlangt hatte, durch allerlei Ränke und Betrügereien, mit Verleugnung ihres Geschlechts, in Rom Kopist oder Notarius, nach mancherlei Ehrenämtern sogar Papst geworden seyn, und unter dem Namen Johann VIII. zwischen den Päpsten Leo IV. und Benedikt III. (von 855 — 57) die Kirche regiert haben, hierauf aber durch unvorhergesehene Entbindung von einer Leibesfrucht bei einem feierlichen Aufzuge verrathen worden, und alsbald verstorben seyn; eine Erzählung, deren Sinn kaum verkannt werden kann. Zu diesen mißlichen Verhältnissen des päpstlichen Stuhls

kam die Gefahr, in welche sich die Hauptstadt der christlichen Welt durch das Herandrängen der schon über Sizilien und einen Theil Italiens gebietenden Sarazenen gesetzt sah: Päpste, die wie Leo IV. Heere versammeln, Mauern wieder herstellen, Städte erbauen, Bündnisse schließen und ihre Mitbürger zu Schlachten anfeuern mußten, schienen wenig Zeit übrig zu haben, an dem Gebäude der Hierarchie weiter zu arbeiten. Dennoch ward unter all diesen Bedrängnissen das Ziel einer Oberhoheit über alle geistliche und weltliche Macht, welches sich in den Dekretalien Isidors angedeutet fand, nie aus den Augen verloren: derselbe Leo IV., der mit Mühe die Fahne des arabischen Propheten von den Gräbern der Apostel abwehrte, war es, der zuerst in öffentlichen Briefen seinen Namen dem des Kaisers vorsetzte, und es unterließ, ihn wie sonst geschehen war, seinen Herrn zu nennen *). Es ist die Macht von Seiten der Päpste durch folgerektes Vorschreiten nach einem bestimmten Ziel gewonnen, von Seiten ihrer weltlichen Oberherrn durch folgewardiges Vor- und Zurückschreiten allmählig verloren worden. Jene mußten immer, was sie wollten; diese schwankten zwischen den beiden Ideen weltlicher Herrschaft und geistlicher Sohnschaft umher, bis jene

in dieser aufgegangen war: derselbe Ludwig II., Lothars Sohn, der die Anmaßung der Römer, ohne seines Vaters Genehmigung einen Papst zu wählen, mit Heeresmacht hart gezüchtigt hatte, erklärte sich nachmals über seine von Leo IV. erhaltene Kaiserkrönung dahin: „daß er von Gott durch des Papstes Hand auf den Thron gesetzt worden sey“ **).

Wie aber dieser günstigen Vorbedeutungen ungeachtet das Ziel der Hierarchie noch fern, und die Anzahl der ihr bevorstehenden Prüfungen noch groß war, ehe sie dahin gelangte, wohin der falsche Isidor sie heben wollte, eben so fand sich auch das Verhältniß der deutschen Bischöfe in der Wirklichkeit ganz anders, als man, nicht etwa nur nach den bloß vorläufig aufgestellten Isidorschen Sätzen, sondern nach der in den Theilungshändeln öffentlich und urkundlich ausgesprochenen Anerkennung ihrer aus göttlicher Vollmacht herrührenden Obervormundschaft über die Throne erwarten sollte. Von dieser Obervormundschaft wird in dem neu aufgerichteten Königreiche Deutschland nichts wieder verlautbar, vielmehr erscheint die deutsche Geistlichkeit, trotz ihrer Zunahme an Gütern und weltlichem Glanze, noch lange Zeit hindurch in einer der weltlichen Macht sehr untergeordneten Stellung. Dieser scheinbare Wi-

*) Plancks Geschichte des Papstthums I. 29.

***) Epistol. Ludovici Imp. ad Basilium Imper. apud Baron. ad an. 871. Auch die Veränderung des kaiserlichen Curialstils ist merkwürdig für die Geschichte des Verhältnisses zwischen geistlicher und weltlicher Macht. Karl der Große schrieb noch vor der Zeit des Kaiserthums an Papst Leo III.: *Carolus, gratia Dei, Rex Francorum et Longobardorum ac Patricius Romanus, Leoni Papae, perpetuam beatitudinis in Christo salutem.* Dagegen Ludwig mit seinem Sohne Lothar an Papst Eugen II.: *Sanctissimo et reverendissimo Domino et in Christo Patri, Eugenio, summo Pontifici et universali Papae, Ludovicus et Lotharius, summa ordinante Providentia Imperatores Augusti, spirituales Filii vestri, sempiternam in Christo salutem.*

derspruch erklärt sich sehr einfach daraus, daß die Geistlichkeit, je mehr sie an Besitzthümern zunahm, immer weniger in ihrem kanonischen Verhältniß als Priester- und Lehrstand, sondern nur in ihrem feudalen Verhältniß als beliebene Eigenthümerin königlicher Güter angesehen ward, und folglich in dieselbe, unter Ludwig dem Germanier noch keineswegs aufgelösete Abhängigkeit gerieth, in welcher die weltlichen Großen zum Könige standen. Alle Versuche, die altchristliche kanonische Wahl der Bischöfe durch Gemeinden oder Priester wieder herzustellen, und von dem Ernennungsrechte des Königs frei zu machen, scheiterten in Deutschland eben so, wie sie im alten Frankenreiche unter den Merovingern gescheitert waren. Die Investitur oder Einsetzung in die Verwaltung und den Genuß der Kirchengüter, die der Natur der Sache nach eben so gut wie bei weltlichen Benefizialgütern die Belehnung, dem Könige zustand, und von ihm selbst bei den Stiftern, die das Recht der kanonischen Wahl ihrer Prälaten etwa behauptet oder erlangt hatten, vermittelt der altkirchlichen Insignien des Ringes oder Stabes verrichtet ward, diese Investitur, die anfangs nur Nebensache gewesen war, stieg demnach zur wesentlichen Bedingung empor, und galt, sobald die Kirche nicht mehr ohne ihre Lehngüter gedacht ward, für das Ernennungsrecht selbst. Als nun bei den weltlichen Lehen die Erblichkeit immer größere Fortschritte machte, entstand in den Königen der Wunsch, die Güter, welche sie nicht selbst behalten konnten, lieber an geistliche denn an weltliche Lehns-

träger zu bringen; jene schienen dem Throne ergebener, weil sie meist schwächer und von der Rücksicht auf Leibeserben frei waren, auch durch den Haß der Weltlichen genöthigt wurden, sich näher an den König anzuschließen. An wirklichen Kriegs- und Hofdiensten verlor der letztere nichts, weil die Geistlichen beide persönlich leisteten, wie dies die große Anzahl der bei den Kriegszügen thätigen und zum Theil in den Schlachten erschlagenen Bischöfe und Aebte bezeugt. Schon unter den Merovingern waren die kanonischen Verordnungen gegen den persönlichen Kriegsdienst der Geistlichen beseitigt worden; Karl der Große hatte dieselben im Jahre 803 erneuert, und allen Geistlichen das Tragen der Waffen und die Theilnahme an Feldzügen untersagt, und, da die Geistlichkeit fürchtete, daß ihr in Folge dieses Verbots auch das zum Kriegsdienst verpflichtete Landgebiet entzogen werden möchte, die Erklärung gegeben, daß dieser Befehl die Geistlichkeit als eine Gunst von der Kriegslast befreie *). Aber die Noth der Zeiten und die persönliche Kriegslust vieler Geistlichen machte diesen Befehl schon unter den ersten Karolingern bis auf sehr späte Zeiten vergessen: aus Furcht, die Kirchengüter zu verlieren, wenn sie die Obliegenheit zum Kriegsdienst nicht erfüllten, führten die Prälaten ihre Stiftsunterthanen selber ins Feld, und nahmen so den weltlichen Großen den Vorwand, unter welchem sie sich sonst bei den Königen um Belehnung mit Kirchengut, das ihnen wohlgefiel, erworben hätten, und in der That häufig genug bewarben. Ueberhaupt au-

*) Baluze I. p. 409 et 410.

ferten die Weltlichen große Erbitterung über das zunehmende Glück der Kirche, und deutlich ersieht man, daß im Ganzen der Kampf der geistlichen Gewandtheit gegen die Roheit der Seiten sehr schwer war, und der nachmalige Sieg der Kirche nicht als eine plötzliche und allgemeine Umgestaltung der Dinge gedacht werden kann *). Vorzüglich wurde eine Einrichtung, die von Karl dem Großen zum Schutz der Kirche erfunden worden war, das Kirchenvogteiwesen, den Stiftern und Klöstern verderblich. Er hatte nemlich im Jahre 813 (Capit. II. 22. 14.) den Bischöfen und Aebten Bögte angeordnet, welche sie in weltlichen Angelegenheiten und im Kriegsdienste vertreten sollten, und diesen Bögten statt der Grafen die Rechtspflege über das Kirchengut und die Kirchenknechte übertragen. Dafür erhielten sie Land und Lehne zur Nutzung. Aber das ursprüngliche Amt verwandelte sich bald in erbliches und Familienlehn, die anfänglichen Beschützer in Räuber und Feinde der Kirche, deren Rechte und Ländereien sie an sich rissen, gegen deren Mündlinge sie sich die empörendsten Gewaltthaten erlaubten. Auch die Könige, selbst diejenigen, die der Geistlichkeit am meisten ergeben schienen, erlaubten sich Zubringlichkeiten und Erpressungen, wie gegen Dummächtige und Geschöpfe ihrer Gunst. Spottete doch der

fromme Heinrich II., der sich einst Bischöfen zu Füßen warf, und um ihre Einwilligung zu einer neuen geistlichen Stiftung flehte, in lustigen Stunden des Bischofs Meinwerk von Paderborn sogar im kirchlichen Dienste! **) Andere Könige mußten, in Folge eigener Bedrängniß, die Prälaten zwingen, große Stifts- und Klostergüter wieder an solche weltliche Großen abzutreten, die sich den Königen furchtbar oder bedeutend gemacht hatten, und von ihnen nicht abgelohnt werden konnten. Viel häufiger noch thaten die Großen dies selbst. Es gab wenige Stifter und Klöster, die nicht mit benachbarten Anmaßern zu kämpfen hatten, und die Weihe der Religion und das Ansehen ihrer Diener vermochten bei weitem nicht immer, die Ausbrüche roher Leidenschaften zurück zu halten. Doch wurden bei dem Wunderglauben des Zeitalters an geheimnißvolle Kräfte, durch die Schrecknisse des Kirchenbanns und der Buße, und durch die sanften Gnadenmittel, welche das Reliquienwesen darbot, die schwersten Zeiten glücklich überstanden, bis die Grundsätze der Isidorschen Dekretalien festen Boden gewannen, und das völkerrechtliche Erziehungsgebäude der neuern Europäischen Menschheit dadurch vollendet ward, daß es dem größten der Päpste gelang, den Klerus aus der untergeordneten Verbindung mit der Laienwelt zu setzen,

*) Den Erzbischof Eberhard von Trier, ließ Graf Conrad von Luxemburg aufheben, und unter vielen Mißhandlungen ins Gefängniß werfen. Der Nachfolger Eberhards, Kuno, ward von einem jungen unbändigen Grafen Dietrich gefangen genommen, und von einem Felsen gestürzt. Dem Erzbischof Meinher von Trier ließ der Herzog Konrad von Schwaben, der nachmalige König, gegen den er den Bann ausgesprochen, auf der Reise gen Rom aufpassen, und im Gefängnisse die Augen ausstechen, woran der Unglückliche starb.

**) Vita Meinwercei apud Leibnit. I. p. 522. Er veränderte ihm famulus und famulabus im Gebetbuche in mulis et mulabus; ließ ihm Todessprophezeihungen über die Thür schreiben u.

und ausschließlich von Rom abhängig zu machen. Aber diese Zeiten waren noch fern, und bis zu ihrer Ankunft mußten geringere Mittel ausshelfen. Fortdauernd wurden Eide auf Reliquien abgelegt; an Fahnen und Lanzen wurden Reliquien angebracht, und eine der mehrfachen heiligen Lanzen sogar in die Zahl der Reichskleinodien aufgenommen. Als König Heinrich IV. den Mönchen zu Stablo die Abtey Malmedy genommen, zogen sie mit den Gebeinen ihres Schutzherrn St. Remakel zu dem Gastmahle des Königs, legten die Knochen vor ihn auf den Tisch, erklärten, daß der Heilige, der mit Christo herrsche, seinen Berauber täglich verflage, und erreichten so ihren Zweck.

(R e i c h s t a g e.) Diese weltlichen und geistlichen Reichsbeamten, Herzoge, Markgrafen, Pfalzgrafen und Grafen, Erzbischöfe, Bischöfe und Äbte waren es, die sich auf den Reichstagen zu gemeinsamer Berathung bei dem Könige einfanden. Wie zur Zeit Karls des Großen wurden diese Reichstage in doppelter Gestalt, als allgemeine Versammlungen aller Reichsministerialen, und häufiger als besondere (Hoftage) der Reichsbeamten einzelner Provinzen gehalten. Aber unter der alten Form entwickelte sich seit den Zeiten des frommen Ludwigs und der Bruderkriege des karolingischen Geschlechts eine große Veränderung; die ehemals nur berathschlagende Stimme der Versammlung wandelte sich in eine entscheidende um, und der König als gewähltes Oberhaupt ward an die Stimme seiner Stände gebunden. Auch diese Veränderung geschah nicht plötzlich, sondern im allmählichen Fortschritt, besonders seitdem beim häufigen Erlöschen der

Königsgeschlechter das Wahlrecht der Reichsstände in immer häufigere Übung gesetzt ward. Dieses Wahlrecht stand bis zur Mitte des dreizehnten Jahrhunderts allen geistlichen und weltlichen Fürsten ohne Ausnahme zu, wenn auch nicht alle bei jeder Wahl Gebrauch davon machten, und je länger je mehr Wahlberechtigte zu Hause blieben, theils um der beschwerlichen Reise überhoben zu seyn, theils um nicht in die Unruhen verwickelt zu werden, die von der oft streitigen Wahl unzertrennlich waren. Alle Klassen von geistlichen und weltlichen Reichsfürsten erscheinen bis zu dem angeführten Zeitraume als thätige Theilnehmer an den Königswahlen, mit gleichen Rechten; nur der Erzbischof von Mainz hatte die erste Stimme. Wie sich aber allmählig fast alle bürgerliche Herrschaft enger zusammen zieht, so ging die Wahl des Reichsoberhauptes, anfänglich ein Recht aller Reichsministerialen, seit dem Ende des zwölften und dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts bloß auf die größern über, und ward um die Mitte des dreizehnten das Alleinrecht der drei (rheinischen) Erzbischöfe und der vier weltlichen Fürsten, die sich in dem früher wechselnden Besitze der Oberhofämter als Kanzler, Truchses, Schenk, Marschall und Kämmerer zu befestigen gewußt hatten.

(R e i c h s f r e i h e r r n.) Außer diesen aus Reichsbeamten zu Reichsfürsten sich emporhebenden Vasallen standen im Anfange des gegenwärtigen Zeitraums noch einige der größern Land- oder Freiherrn, welche einst im alten Germanien die Versammlung der Männer oder Wehren gebildet hatten, als Ueberreste der im Lehnwesen untergegangenen Volksversammlung da;

denn trotz der glänzenden Vortheile des Herrendienstes wehrte vielen dieser altgermanischen Hausväter, wie die Sage von Ethiko dem Welfen bezeugt, der Stolz, besonders wenn sie sehr reich an Erbgütern waren, die angestammte Freiheit mit Abhängigkeit zu vertauschen. An diese sehr zusammengeschmolzene Zahl der außer der Lehnsverbindung befindlichen Reichsfreiherrn schlossen in der Folge diejenigen Reichsvasallen sich an, die bloß zum Behufe des Kriegs von den Königen in Dienst genommen waren, und dafür die Nutzung fiskalischer Ländereien erhalten hatten, ohne Staatsämter aber sich nicht zur Reichsstandschaft und Fürstenwürde empor schwingen konnten. So viele dieser unmittelbaren Glieder und Vasallen des Reichs sich in der Folge gegen die Versuche behaupten konnten, welche die zu Territorialherrschaft gewordenen Reichsfürsten machten, sie zu ihren Unterthanen herab zu drücken, diese haben sich bis zur völligen Auflösung des Ganzen, im südlichen und mittlern Deutschland in einer geschlossenen Körperschaft, im nordwestlichen vereinzelt als Reichsritter erhalten.

(Mittelbare Unterthanen.) Es bestand also das Königreich Deutschland aus einem Staate geistlicher und weltlicher Reichsbeamten und mit königlichen Lehngütern versehener Kriegskente; die übrigen Landbewohner, mit Abrechnung der wenigen Freiherrn, waren nicht unmittelbare Glieder des Reichs, sondern standen als Privatministerialen oder Hintersassen

auf den Privatgütern des Königs und der Reichsvasallen unter Mundschaft der Großen, oder als Leibeigene unter Knechtschaft. Die Kette von gegenseitigen Herrenrechten und Abhängigkeiten, durch welche dieser mittelbare, dem größern Lehnsstaate gleichsam untergeordnete Staat der Mundschaften zusammenhing, war fast unübersehbar. Denn wenn der oberste Grundsatz, von dem sie ausgieng, daß abhängiges Land unfreie Hand mache, oder aus der ursprünglichen Freiheit in persönliche Abhängigkeit setze, die mittleren Freien vermittelt der bittren Nothwendigkeit, ihr Erbe einem Schutzherrn zu übertragen, in Mundschaft gebracht hatte, so bewirkte auf der andern Seite bei dem allgemeinen Streben nach vergrößertem Landbesitz derselbe Grundsatz, daß auch viele der größern und mächtigern Reichsvasallen freiwillig unter die Mundschaft der Bischöfe und Äbte traten, indem sie von Erwerbslust angetrieben, sich Stiftsgüter verleihen ließen, oder einträgliche Ämter durch Uebertragung ihrer eigenen Güter an das Stift, und Zurücknahme derselben als Lehngüter, gleichsam eintauschten *). Die Eitelkeit der geistlichen Herrn, die sich geschmeichelt fühlte, angesehene Männer, Grafen, Pfalzgrafen, sogar Herzoge unter ihren Hofdienern zu zählen, und dergestalt ein Nachbild des königlichen Hofstaats um sich zu sehen, ward hierin oft den Stiftern selbst sehr nachtheilig; sie opferten wirkliche Besitzthümer auf, um von weltlichen Herrn scheinbaren Gehorsam und Ceremoniendienst zu erhalten, mit dem es, wenn

*) Die Belege in dem hierbei vielfach benutzten Werke von Hüllmanns Geschichte der Stände in Deutschland. II. 238.

die Beliehenen an sich reich und mächtig waren, ohngefähr dieselbe Bewandniß wie mit der nachmaligen Unterwürfigkeit der Reichsstände unter die Majestät des Reichsoberhaupt's hatte. Dadurch vorzüglich wurde die Veränderung vorbereitet, die in der Folge diese mittelbare deutsche Verfassung erfuhr, daß nemlich die Privatministerialen aus dem Stande der hbrigen Dienstbarkeit sich emporarbeiteten, und im Verhältniß zu ihrem Landesherren ähnliche Rechte, wie einst die Reichsministerialen zum Könige erwarben, oder wie die letztern zu Reichsständen und Reichsadel, so zu Landständen und Landadel sich bildeten.

(Bürgerstand.) In dieser engverschlungenen Masse abhängiger Gutsbesitzer und Landbauer werden auch die Anfangspunkte eines dritten Standes erblickt, welcher bestimmt war, in der Folge das vielseitigste Leben und die gewaltigste Kraft zu entwickeln, und die für die Mehrzahl des deutschen Volks in Abhängigkeit und Knechtschaft untergegangene Freiheit wieder ins Daseyn zu rufen. Von den Zeiten der Römer her gab es in den Rhein- und Donaugegenden Städte, (Mainz, Cöln, Trier, Coblenz, Worms, Speier, Straßburg, Basel, Constanz, Augsburg, Regensburg, Passau ic.) welche theils von den Fürsten der Volksstämme, theils bei Einführung des Christenthums von den Vorstehern der Kirche zu bleibenden Wohnsitzen gewählt, und aus ihrer durch die Völkerwanderung erlittenen Verwüstung wieder hergestellt worden waren. Die Vorliebe der altgermanischen Hausväter für das Landleben hatte die Städte ver-

schmährt, aber seit Unterdrückung der alten Verfassung fanden sich nun neben den Ueberresten alter Stadtbewohner verarmte Freie genug, die keine Neigung zum Uebergange in den Kolonenstand oder keine Gelegenheit zur Ausnahme in die Ministerialität hatten, und daher ihr Auskommen durch Handels-Unternehmungen, wenigstens durch Binnenhandel und kleinern Verkehr zu gewinnen suchten. Diese siedelten sich theils in den alten Städten, theils auf solchen königlichen Villen, in denen sich ein lebhafter Handelsverkehr gebildet hatte, theils in der Nähe der Stifter und Klöster an, denen die Mannigfaltigkeit der Ordenskleidung, der kirchlichen Geräthschaften und Verzierungen die Herbeiziehung und Begünstigung der Gewerbe und des Handels zur Pflicht machte. Solche Ansiedler waren der Gerichtsbarkeit der Patronatsherrschaft unterworfen, und leisteten derselben für die Erlaubniß des Aufenthalts und für den Genuß ihres Schutzes gewisse Abgaben. Die Anwesenheit des Hofes auf der Pfalz, die Haltung eines feierlichen Hochamts, eines Heiligen-Festes, oder die Ausstellung heilbringender Reliquien, setzten diese Künstler und Handelsleute in stärkere Nahrung, und veranlaßte Zusammenströmungen derselben, die sich nachmals zu Messen und Jahrmärkten gestalteten. Solche Jahrmärkte finden sich schon unter den Karolingern zu Ingolstadt, Passau, Linz, Trier, Speier, Mainz, Cöln, Friedberg, Halle, Merseburg *). Aber auch eigentliche Handelsplätze gab es; in Südosten war Lorch, in Niederösterreich ohnweit der Ens, der Stapel-

*) Fischers Geschichte des deutschen Handels I. 139.

platz der levantischen Waaren, die von den Waaren unter Theilnahme der Wenden, von den Griechen gezogen und an die Deutschen abgesetzt wurden; im Norden, wo die nördlichen Wenden, und mittelbar die Schweden in Handelsverbindung mit den Deutschen traten, das blühende Bardowik. Als Plätze für den Zwischenhandel kommen Magdeburg, Zell, Erfurt, Halagestadt, (Halberstadt), Forchheim, Benenberg, (vielleicht Nürnberg) und andere vor. Die Kaufleute, welche diesen Großhandel trieben, reisten in größern Gesellschaften, theils um sich bei dem Mangel an Wirthshäusern gegenseitig auszuhalten, theils und vorzüglich wegen des gemeinschaftlichen Schutzes gegen Straßenraub und nächtliche Ueberfälle, die das einsame Reisen gefährlich machten. Solche Gesellschaften hatten eine gemeine Kasse, nach der sie *Gilden* genannt wurden, und eigene durch die Gewohnheit geheiligte Gebräuche, besonders bei der Aufnahme, welche feierlich und unter Ablegung eines Eides geschah; daher die Namen-Verschwörung, Einigung oder Innung, welche diese Handelsgenossenschaften führten, und die von ihnen nachmals auf die spätern Verbrüderungen der Handwerker übergegangen sind; denn damals wurden die schwerern Handwerke noch von den Knechten und hbrigen Leuten des Hausstandes, die feinern Arbeiten des Webens, Kleidermachens ac. noch von den Frauen betrieben.

(Die Juden.) Wahrscheinlich würde sich aus diesen Anfängern noch früher ein freier Handels- und Erwerbstand gebildet haben, wenn die Eingebornen nicht Nebenbuhler an zahlreichen in ihrer Mitte angesiedelten Kolonisten gefunden hätten, die im Besiz großer Hilfs-

mittel und einer weitgreifenden Verbindung darauf ausgehen konnten, den Handel zu ihrem ausschließenden Eigenthum zu machen. Dieses waren die Juden. Von seinem ersten Gesetzgeber auf den Acker hingewiesen, ist dieses uralte Volk vor drei Jahrtausenden durch mühevollen aber beglückten Anbau eines an sich wenig fruchtbaren Landes, durch Kriegsmuth, Freiheitsliebe und eine auf Volksrechten ruhende und durch das Priestertum geheiligte Verfassung, unter den Völkern Asiens mächtig geworden, und reich an gewaltigen Helden, an fröhlichen Sängern und kräftigen Rednern gewesen, bis seine zu soldatischen Herrschern entarteten Könige die alte Freiheit umstürzten, die Helden in ihre Kriegsschaaren reichten, die Sänger verstummen machten, die Redner erwürgten, und so endlich nach lang geübter Tyrannei und Verkehrtheit das verschlechterte Volk unter das Joch assyrischer und babylonischer Eroberer brachten. Von diesen wurde der reiche und vornehme Theil desselben hinweggeführt, theils um die Macht, die ihnen einst gefährlich gewesen, zu brechen, theils um die eignen weiten Länder zu bevölkern; diese Hinweggeführten aber, zur harten Arbeit des Ackerbaus weder geeignet noch erzogen, ergaben sich dem Handel, und wurden reich im Lande ihrer Zerstreuung, also daß sie dasselbe lieber als ihr Vaterland hatten. Darum, als die Perserkönige zur Wiederaufrichtung der Stadt und des Staats der Juden Erlaubniß ertheilten, zogen nur wenige heim, diese wenigen aber erneuerten in desto größerm Eifer das uralte Gesetz und den Gottesdienst ihrer Väter, daß sie beide mit ihrer bürgerlichen Verfassung nur Ein Ganzes ausmachten. Von dem an ge-

langte zwar ihr Staat, von großen und kriegerischen Reichen umgeben und niedergehalten, zu keiner politischen Macht, wohl aber vermittelt jener Verschmelzung von Religion und Staat zu einer welthistorischen Einwirkung auf das menschliche Geschlecht, welcher der Einfluß weniger Völker gleich gekommen ist. Jener Eifer nehmlich für das Gesetz und den Gottesdienst wurde dadurch, daß fremde Oberherrn den Juden das griechische Heidenthum aufdrängen wollten, und auch die einheimischen Fürsten, die das Volk zu seiner Rettung an die Spitze stellte, auf dem Königsstuhl die nationale Religion und Sitte dem Griechenthum hintenansetzten, mächtig gesteigert; aber unglücklicher Weise wandte sich alle Neigung auf Formen und Gebräuche, aller Scharfsinn auf Buchstaben und Lehrmeinungen, alle Hoffnung auf Sehersprüche, in denen zur Zeit der tyrannischen Könige strafende und tröstende Redner eine nach großer Schmach bevorstehende Erlösung des Volks durch einen Heiland und Friedensfürsten, und darauf lange und glorreiche Tage großer Macht und Herrlichkeit verkündigt hatten. Obgleich diese sich wenig zu bewähren schienen, als der jüdische Staat nach viel erlittenem Unheil zuletzt unter die Herrschaft eines ausländischen in römischer Abhängigkeit stehenden Fürsten, dann unmittelbar unter römisches Joch fiel, blieben die angeregten Gemüther dennoch in Spannung, und der bessere Theil derselben für die großen Ideen des Christenthums, die sich an jene Formen, Gebräuche, Lehrmeinungen und Hoffnungen anknüpften, und den Geist derselben enthüllten, empfänglich. Also geschah es, daß das Christenthum unter den Juden eine bereitete Stätte

fand, und von einer großen Anzahl derselben aufgenommen und unter die Heiden getragen ward. Die Priester aber und Obersten, die von der kirchlichen Form Macht und Ansehen genossen, mit allen denen, die den Buchstaben höher als den Geist des geschriebenen Wortes achteten, beharrten beim Alten.

Unterdeß hatte die dem jüdischen Volke eigenthümliche Vermehrung der Menge, die mit dem Ertrage des Bodens in keinem Verhältnisse stand, viele Ueberzählige zum Auswandern genöthigt. Diese Auswanderer blieben vermöge der Stärke, mit welcher die National-Religion sie fesselte, in Mitten anderer Staaten und Völker nicht bloß dem Glauben ihrer Väter getreu, sondern auch alle unter einander durch die Beobachtung ihres bürgerlichen Gesetzes zu einem Volke verbunden, und von denen, unter denen sie wohnten, geschieden. Auch sie ergaben sich dem Handel als demjenigen Geschäft, bei welchem schon die frühern Auswanderer ihr Glück gemacht hatten, welches daher den Aermern, die ihren reichern Brüdern nachzogen, die leichtesten Wege des Fortkommens öffnete, und vermöge der beweglichen Natur seines Ertrags freiere Hand in Hinsicht der bürgerlichen Pflichten ließ, deren unbedingte Uebernahme, unverträglich mit ihren religiösen Grundsätzen, andere Erwerbsarten ihnen aufgezwungen haben würden. Also waren die Juden schon zur Zeit Christi nicht bloß über das Morgenland, sondern auch über das Abendland, wenigstens über Italien und Gallien verbreitet, daher sich auch nachmals in Tagen der Verfolgung die Juden zu Worms auf die Unschuld ihrer Vorfahren an dem zu Jerusalem verübten Verbrechen berufen

haben, da es gewiß sey, daß sie von dem Tode Christi erst lange nachher Kunde erhalten; als ob auch den arglosen Bürgern und Landleuten Judäas eine Uebelthat angerechnet werden könnte, welche verderbte Große und Vöbelführer der Hauptstadt begangen hatten. Indes wurden die jüdischen Kolonisten schon den heidnischen Römern durch den Wuchergeist, den ihnen ihr ausschließendes Geschäft gab, und durch ihre vom abendländischen Wesen so ganz verschiedene Denk- und Religionsweise verhaßt und verächtlich: die edlern Elemente des altjüdischen Volksthumus hatten sich in ihnen allmählig zu eben so viel abstoßenden Eigenschaften, ihr Volks- und Vaterlandsstolz in heimlich genährten Hochmuth, ihre Frömmigkeit in Aberglauben, ihre Thätigkeit in gierige Erwerbslust, ihr Scharffinn in List, ihre Geduld und Genügsamkeit in Gewöhnung an eine schmutzige bloß durch leibliche Genüsse ergözte Lebensweise verwandelt. Indem die edlern Genuß- und Bildungsmittel, welche die Menschheit des Alterthums in griechischer Kunst und Wissenschaft fand, von den jüdischen Synagogenvorstehern als eben so viele Greuel angesehen wurden, versank der religiöse Nationalgeist immer tiefer in den knechtischen Dienst geschmackloser Formen, in ein dumpfes Hinbrüten über selbstgeschaffnen Sylben- und Wortrâthseln, durch welche der tiefe Sinn der Schrift in Vergessenheit gebracht ward. Hierauf begab es sich, daß der in Palästina noch fortdauernde Judenstaat durch die Mißhandlungen, die er von römischen Statthaltern erleiden mußte, zum offenen Kriege gegen seine Bedränger gereizt ward. Die Römer nannten diesen

Freiheitskampf eine Empörung, und wurden seiner durch Uebermacht Meister; nach heldenmüthigem Widerstande endigte das Judenvolk als Staat mit dem Untergange seines Tempels und seiner Stadt ehrenvoller, als vor ihm die Griechen geendet hatten, und vier Jahrhunderte nach ihm die Römer endigen sollten. Aber die Verbindung der über den Erdkreis zerstreuten Juden, deren Zahl nun durch unermessliche Haufen Gefangener und Freigelassener vermehrt ward, hörte darum nicht auf, vielmehr wurde dieselbe durch ein Gefühl der Erbitterung über das letzte unglückliche Schicksal des gemeinsamen Vaterlandes verstärkt, und diesem Gefühl dadurch, daß das Christenthum die Herrschaft im römischen Reiche errang, eine völkerfeindseelige Richtung gegeben. Denn je mehrere der Bessern den Getödteten und Wiedererstandenen als den verheißenen Erlöser und Heiland anerkannt, und sein von den Propheten geweisagtes Reich in der Macht, Freiheit und Seligkeit des Glaubens an ihn gefunden hatten, desto gewaltiger stemmte sich das Vorurtheil und die Verstocktheit der geistesbeschränkten Eiferer, die am Buchstaben festhielten, der neuen vergeistigten Deutung der alten Lehrsätze entgegen, desto hartnäckiger hielt der Pöbel des Volks an dem Wortsinne der prächtigen Weissagungen fest, welcher ihm bereinst die Weltherrschaft und volle Rache an seinen Feinden verhieß; auch wollen wir nicht läugnen, daß die bald einreißende Verderbniß des Christenthums wohl manch edles Gemüth in dem Glauben der Väter befestigen konnte, dessen Gemeine wenigstens nicht arm an den Tugenden war, die durch Drangsale hervorgerufen werden. Natürlich

wurde diese gehässige Stimmung eines überwundenen und entwaffneten Volks der herrschenden Parthei mit Verachtung erwiedert; die fromme Einfalt vieler ungebildeten Christen aber, besonders der neubekehrten Deutschen, trug den Abscheu, den sie beim Vorlesen der Leidensgeschichte Jesu gegen seine Mörder empfanden, auf das ganze Volk über, das durch seine Gesinnung den Vorfahren Recht zu geben schien.

Wie groß indes der Einfluß der durch die Herrschaft des Christenthums entstandenen Religionsverhältnisse auf die Stellung, welche das Jüdische Volk in der neuern Welt eingenommen hat, gewesen seyn mag, so müssen wir doch der Meinung auf das bestimmteste entgegenzutreten, welche diese Religionsverhältnisse als den einzigen Erklärungsgrund anzieht. Lang vor Einführung des Christenthums wurden die Juden von den Römern, unter denen sie wohnten, nicht bloß als verächtliche, sondern auch als schädliche Fremdlinge behandelt, und unter andern von dem staatsklugen Liberius einst in großer Anzahl aus Rom nach Sardinien entfernt. Aber auch von Seiten der Juden war es nicht allein Religion, was ihre Gemeinheit zusammenhielt. Während die übrige Menschheit unter dem Joch der kaiserlichen Zwingherrschaft immer tiefer in bürgerliche Auflösung, knechtische Hingebung unter die Verkehrtheit der herrschenden Maßregeln, in Armuth und Elend versank, fanden die Juden nicht bloß in ihren messianischen Hoffnungen wie in den Trümmern ihres bürgerlichen und kirchlichen Regiments fortwährende Nahrung für ihr Volkthum, sondern auch in der Handelsver-

bindung die sich immer mehr unter ihnen befestigte, den größten äußern Anreiz, an demselben zu halten. Hätte das moderne Judenthum ohne Staat und Vaterland allein auf der morschen Grundlage verjährter Volksgewohnheiten und eines bedeutungslos gewordenen Religionsdienstes geruht, so würde dessen Fortdauer in der That eine der wunderbarsten Erscheinungen der Weltgeschichte seyn: aber diese Fortdauer ward zugleich durch das Geldinteresse des großen Kaufmannsvereins gestützt, in welchen das Volk zusammengetreten war, und die neuern Juden müssen daher nicht sowohl als ein Volk oder als eine Religionsparthei, sondern vorzüglich als ein großer Handelsstaat betrachtet werden, der in dem glücklichen Fortgange seines Geschäfts die Bedingung seines Bestehens und seiner Fortdauer fand. Volksthum, Aberglauben, Erwerbslust und Erwerbsgeschick hatten hier einen Bund geschlossen, dessen Zerspaltung zwar zuweilen versucht, aber immer auf die unrechte Weise versucht ward, indem man das Wesen des Judenthums einseitig in der Religion, nicht in der Zusammensetzung desselben mit bürgerlichen und Handelsvortheilern erblickte. Viele scheinbare Nachtheile der bürgerlichen Zurücksetzung der Juden waren im gewaltigen Druck der überspannten Verfassung des römischen Kaiserreichs eben so viele Vorthteile; außerdem verschaffte ihnen ihr Geld die Gunst der Fürsten und Minister, und machte es ihnen möglich, sich vermittlest derselben über die Staatsbürger, in deren Mitte sie lebten, durch Befreiungen von öffentlichen Pflichten zu erheben, deren Erfüllung ihnen lästig, kostspielig, oder ihrem Geschäft hinderlich zu seyn

schien. Zwar waren sie auch nach Ehrenstellen begierig, und ließen unter dem Kaiser Septimius Severus, dessen bekannte Habsucht sie zu benutzen wußten, durch ein besonderes Gesetz den Zutritt zu denselben sich öffnen; da aber im zunehmenden Verfall des römischen Reichs die Verwaltung der Gemeindeämter, besonders des Decurionats, welches nicht bloß zu dem lästigen Geschäft der Einsammlung der Steuer, sondern auch zur kostspieligen Vertretung des Ausfalls derselben verpflichtete, den Bürgern immer verhaßter und beschwerlicher ward, suchten sie sich im Voraus durch die Angabe, daß gewisse Ämter mit ihren religiösen Pflichten nicht verträglich wären, gegen den Dienst der Curie zu verwahren. Daher fanden sie es rathlich, dem Gesetz des Septimius die Klausel beifügen zu lassen; daß ihnen nur solche Ämter gegeben werden sollten, welche ihren Glauben nicht verletzten ¹⁾. Mit der Herrschaft des Christenthums wurde ihre Lage keineswegs so schlimm, wie gewöhnlich geglaubt wird, und wie aus dem Verfolgungsgeiste der Kaiser gegen christliche Keger erwartet werden könnte. Zwar verbot ihnen Constantin, christliche Sklaven zu beschneiden, dann sogar, überhaupt solche zu halten; ²⁾ zwar gab er, auf dringende Vorstellung des Magistrats zu Cöln, ein allgemei-

nes Gesetz, welches die Juden zur Curie verpflichtete, und ihre Immunität, zum Trost der frühern Gewohnheit, nur zwei oder drei Gliedern ihrer Gemeinde vorbehielt; ³⁾ aber er erneuert auch die Befreiung von persönlichen und bürgerlichen Ämtern zu Gunsten ihrer Synagogen = Vorsteher, Patriarchen und Presbyter, ⁴⁾ und seine wiederholten Gesetze zum Schutz derjenigen Juden, die wegen ihres Uebertritts zum Christenthum von ihren vormaligen Glaubensgenossen mit Steinen und andern Werkzeugen der Wuth verfolgt wurden, zeugen hinlänglich für den Muth und die Stärke der Synagoge; in dem ersten dieser Gesetze gebietet er, die Frevler mit allen Theilnehmern zu verbrennen, mildert aber bald darauf diese Strenge durch Festsetzung der gewöhnlichen Insurienstrafe ⁵⁾. Mehr Abneigung gegen die Juden zeigt sich in zwei Edikten des Kaisers Constanzius; in dem ersten wird ihnen die Verführung christlicher Weiber bei Todesstrafe untersagt; in dem zweiten, das seltsam genug zugleich des damaligen Cäsars Julians Namen trägt, der Uebertritt vom Christen = zum Judenthum mit Gütereinziehung belegt ⁶⁾. Bekannt ist es, daß derselbe Julian, sobald er durch Constanzius Tod selbständiger Augustus geworden war, aus Haß gegen das Christen-

1) Digest. libr. 50 tit. II. l. III. §. 3. Eos, qui Judaicam superstitionem sequuntur, Divus Severus et Antoninus honores adipisci permiserunt, sed et necessitates eis imposuerunt, quae superstitionem eorum non laederent. — Palaestinis plurima jura fundavit. Spartianus in Severo. — Judaeis privilegia reservavit. Lampridius in Alexandro.

2) Cod. Theod. libr. XVI. tit. IX. l. 1 et 2.

3) Loco citato tit. VIII. l. 3.

4) Loc. c. l. 2 et 4.

5) Loc. c. l. 1 et 5.

6) Cod. Theod. loc. cit. l. 7.

thum damit umging, die Herrlichkeit des jüdischen Tempels zu Jerusalem wieder herzustellen, und wie dieser Versuch durch wunderbare aus der Erde hervorbrechende Feuerbälle, die den Bau zertrümmerten, dann durch des Kaisers Tod vereitelt ward; ⁷⁾ aber vermuthlich hätte, auch wenn die Wiederherstellung gelungen wäre, bei der großen Verbreitung und reichen Ansiedelung des Volks in allen Provinzen des römischen Reichs nur ein kleiner Theil desselben, eben so wie unter Cyrus bei Erneuerung des ersten Tempels, Gebrauch von Julians Gnade gemacht. In jedem Falle wurden die Juden im Abendlande durch die wahrhaft goldenen Zeiten entschädigt, welche für sie mit der Regierung des aus Spanien stammenden Theodosischen Hauses, besonders unter dem elenden Honorius, begannen. Von nun an folgt im Eoder eine fast ununterbrochene Reihe ihnen günstiger Edikte, und öffentlich wurde von einem Dichter geklagt:

Wäre, so wünschen wir jetzt, doch nie Judäa bezwungen,
Hätte Pompejus nicht, Titus nicht Juden besiegt!
Denn sie schleicht umher, die ausgerottete
Seuche,

Und die Sieger erdrückt das besiegete Volk! ⁸⁾

In eben dem Grade aber, wie ihr Einfluß bei den Großen stieg, wuchs auch, wie aus den Edikten selber ersichtlich ist, die Erbitterung des Volks und die Lust, ihre Synagogen zu zerstören; eine ungesegnete Selbsthilfe, der durch mehrfache Verordnungen nicht gesteuert werden konnte, weil die übrigen Landesbewohner durch die auffallendsten bürgerlichen Begünstigungen desselben Volks, das ihnen die christliche Geistlichkeit als ein verworfenes darstellte, gedrückt und erbittert wurden. Zwei Edikte der Kaiser Arcadius und Honorius nehmen ihre Patriarchen, die dabei den hohen Titel *Illustres* erhalten, unter Androhung harter Strafen (*ultionis sententia*) gegen jedwede schmähende Erwähnung in Schutz; ein anderes setzt alle ihre Synagogen = Beamten, mit Erneuerung der alten Privilegien, den ersten christlichen Geistlichen gleich; ein drittes verbietet den weltlichen Richtern, in die Gerichtsbarkeit der jüdischen Vorsteher irgend einen Eingriff zu thun, oder ihnen Ausgestosne zur Wiederannahme aufzuzwingen; ⁹⁾ ein viertes verbietet, die Juden auf irgend eine Weise durch gerichtliche Verhandlungen in der strengen Beobachtung des Sabbath's zu stören; ¹⁰⁾ ein fünftes

7) Cum itaque rei fortiter instaret Alypius, juraretque provinciae rector, metuendi globi flammaram prope fundamenta crebris assultibus erumpentes fecere locum exustis aliquoties operantibus inaccessum: hocque modo, elemento destinatus repellente, cessavit inceptum. Ammian. Marcell. XXIII. c. 1. Es ist das Zeugniß eines Heiden.

8) Atque utinam nunquam Judaea subacta fuisset,
Pompeji bellis imperioque Titi.
Latus excisae pestis contagia serpunt,
Victoresque suos natio victa premit.
Rutil. Itiner. libr. 1.

9) Cod. Theod. loc. cit. l. II. 12, 13. §.

10) L. c. lex 20.

befiehlt, solche Juden, die aus Hoffnung gelinderer Strafen oder sonstiger äußerer Rücksicht zum Christenthum übertreten wollten, in ihre Gemeynden zurückzuweisen; ¹¹⁾ ein sechstes hebt das Gesetz Constantius, daß keine christliche Sklaven von jüdischen Herrn gehalten werden sollten, wieder auf, und erlaubt, mit harten Drohungen gegen die Insolenz der Judenfeinde, die Knechtschaft der Christen; doch sollen die Juden gestatten, daß die Christen ihrer Religion getreu bleiben, (conditione, ut propriam religionem eos servare permittant;) ¹²⁾ ein siebentes endlich, erledigt alle Juden des Kriegsdienstes, der bekanntlich damals so verhaßt war, daß die kriegspflichtigen Bewohner des Reichs sich demselben durch Abhackung der Finger entzogen, setzt aber, um die Ehre der Ausgestoßnen nicht zu beleidigen, hinzu, „diese Erledigung solle ihnen nicht zur Schande gereichen;“ auch wird ausdrücklich erklärt, die Advokatie, und folglich der Weg zu allen Staatsämtern, stünde ihnen nach wie vor geöffnet. ¹³⁾ In der That findet sich unter derselben Regierung ein jüdischer Patriarch, Namens Gamaliel, mit dem Amte der Präfectur bekleidet; der Kaiser befiehlt aber, ihm dasselbe abzunehmen, weil er seine Gewalt zu widerrechtlicher Erbauung neuer Synagogen, zu partheiischen Rechtsprüchen zwischen Juden und Christen, und zur Hinüberziehung christlicher Glaubensgenossen ins Judenthum gemiß-

braucht habe. Am auffallendsten ist die Vergleichung des zehnten und des achtzehnten Edikts. Jenes befiehlt, daß Christen, welche den Juden willkürliche Preise setzen, mit dem Tode bestraft werden sollen; dieses droht den Juden, von denen man in Erfahrung gebracht hatte, daß sie am Hamansfeste das Kreuz zum Hohn des christlichen Glaubens verbrannten, mit keiner höhern Strafe als mit dem Verlust ihrer Privilegien. Denselben Regierungsgrundsätze blieb auch König Theoderich von Italien getreu. Die Unzufriedenheit der Italiener mit der gothischen Herrschaft und ihre Hinneigung zu Constantinopel erklärt sich vielleicht daher, daß die Juden im östlichen Reiche durch strenge Gesetze eingeschränkt worden waren, während sie unter dem Schutze der Edikte des Honorius den Wohlstand Italiens an sich rissen. Theoderich selbst scheint dies eingesehen zu haben, weil er den Juden zu Mailand bei Bestätigung ihrer Privilegien zu erkennen giebt: „ihr Juden strebt nur zu sehr nach zeitlicher Glückseligkeit, und vernachlässigt dabei ganz das ewige Heil!“ *)

Also schon von den Römerzeiten her waren die Juden in Gallien und den Rheinländern zahlreich und mächtig. Im Frankenreiche nun, wo öffentliche Aemter nicht wie bei den Römern lästig, sondern einträglich waren, mußten unter den Merovingischen Königen Synodalbeschlüsse

11) L. c. lex 23.

12) L. c. tit. IX. 1. 5.

13) L. c. tit. VIII. 1. 24.

*) Cassiod. Var. V. 37. Sed quid Judaeae supplicans temporalem quietem quaeris, si aeternam requiem invenire non possis?

erlassen werden, den Andrang der Juden zu denselben zurückzuweisen *). Da das Theodosianische Recht für die alten Landesbewohner fortgalt, so blieben auch die den Juden günstigen Verordnungen der Kaiser in Kraft. Aber auch ihr Haß und Glaubenseifer gegen die Christen dauerte fort. Einst führte der Bischof Avitus von Auvergne einen Juden, der sich bekehrt hatte, in einem feierlichen Aufzuge mit weißen Kleidern angethan zur Taufe; am Stadthore aber, goß ein jüdischer Eiferer, „auf Anreiz des Teufels,“ eine Masse stinkenden Dels auf den Täufling herunter. Der fromme Bischof hinderte das erbitterte Volk, den Thäter augenblicks zu zerreißen; dafür ward am darauf folgenden Himmelfahrtstage die Synagoge von Grund aus zerstört, und diejenigen Juden, die sich nicht taufen lassen wollten, zum Abzuge nach Marseille genöthigt **). König Chilperich, der Gemahl der bösen Fredegunde, hatte zu seinen Geldgeschäften Juden an seinem Hofe, und lebte mit ihnen nach seiner halb lustigen halb tyrannischen Weise ziemlich vertraulich. Gregor von Tours theilt einen für die biblische Belesenheit des von der Geistlichkeit so übel bezüchtigten Königs sehr charakteristischen Befehrsversuch mit, welchen derselbe mit seinem Hofjuden Priskus anstellte ***). Unter dem Könige Dagobert wurden die Juden im Frankenreiche bedrückt und zum Theil vertrieben, angeblich auf Verlangen des Kaisers Heraclius,

der kurz vor dem Auftritte der durch Mohammed begeisterten Araber durch eine Weissagung vor einem beschnittenen Volke gewarnt worden seyn soll, welches die Herrschaft des Morgenlands an sich bringen würde.

Diese Bedrückungen erdrückten sie indeß so wenig, daß sie unter Karl dem Großen sich rühmen konnten, sie wären im Stande, den Bischöfen und Aebten von Kirchenkleinodien abzukaufen, was ihnen beliebe ****). Karl begnügte sich, der christlichen Geistlichkeit diesen ärgerlichen Handel zu untersagen. Sonst gebrachte er auch die Juden wegen ihrer Sprachkenntniß als Begleiter bei seinen orientalischen Gesandtschaften. Weit größeres Ansehen aber genossen sie bei seinem Sohne Ludwig dem Frommen, wohl weniger darum, weil er einen jüdischen Arzt Namens Zedekias an seinem Hofe hatte, als weil er, wie alle schwache Fürsten, der Raub feiler und geldbedürftiger Umgebungen war. Die übermäßigen Begünstigungen, welche die Juden durch die letztern errangen, und der Uebermuth, zu dem sie dadurch verleitet wurden, reizte besonders den Eifer der Bischöfe, die wegen Schmälerung der geistlichen Einkünfte der Vermehrung jüdischer Einwohner natürlich sehr abgeneigt waren. Am lauteſten machte sich der berühmte Erzbischof Agobard von Lyon, nachmals einer der ersten Mitspieler bei der Absetzung und Kirchenbuße des Kaisers,

*) Concil. Paris c. 15. ap. Hard. III. p. 553.

***) Gregor. Taron. libr. V. c. XI.

****) Gregor. Taron. libr. VI. c. 5.

*****) Capitul. V. ad an. 806.

kaum aber hatte er sich einige Schritte zur Be-
 zähmung der Juden seines Sprenges erlaubt,
 als er bei Hofe als Judenfeind angegeben ward.
 Sogleich wurden drei kaiserliche Commissarien
 nach Lyon abgeschickt, seine gegen die Juden er-
 griffenen Maßregeln zu untersuchen. Agobard
 erließ darüber ein in der Sammlung seiner
 Werke befindliches Schreiben an den Kaiser,
 über der Juden Frechheit (*de insolentia Ju-
 daeorum.*) „Es ist so weit gekommen, sagt
 er, daß die Juden den Christen vorschreiben
 was sie glauben und halten sollen, und in ihrer
 Gegenwart unsern Herrn und Heiland Jesum
 Christum lästern. Diese ihre Verkehrtheit wird
 durch die Aeußerungen der kaiserlichen Sendebot-
 ten und ihres Gefolges bestärkt, welche den Leu-
 ten in die Ohren flüstern, der Kaiser, weit ent-
 fernt, die Juden zu verabscheuen, liebe diesel-
 ben, und halte sie höher als die Christen. Ein-
 ge unserer Geistlichen, denen jene Sendeboten
 namentlich gedroht hatten, haben darum gar
 nicht gewagt, sich vor ihnen sehen zu lassen.
 Das Verbrechen aber, wofür ich diese üble Be-
 handlung erdulde, besteht darin, daß ich den
 Christen verboten habe, christliche Sklaven an
 die Juden zum Vertrieb nach Spanien zu verkauf-
 en; daß ich nicht zugegeben habe, daß die Ju-
 den christliche Miethlinge halten, die mit ihnen
 den Sabbath feiern, am Sonntage arbeiten und
 am Fasttage Fleisch essen. Die Juden gestehen
 selbst, daß sie täglich in ihrem Gebete Christum
 und die Christen verfluchen; dem christlichen
 Vieh, wie sie sich ausdrücken, verkaufen sie ihr
 unrein geachtetes Fleisch, und ihren verdorbe-

nen Wein; dennoch rühmen sie sich ihres Zu-
 tritts bei Hofe, erzählen, wie die Beamten und
 Verwandten des Kaisers ihren Weibern Geschen-
 ke machen, erbauen den Gefesgen zum Troh
 neue Synagogen, und bringen es dahin, daß
 viele unerfahrene Christen sagen, die Juden pre-
 digten ihnen besser als unsere Priester; zumal
 da auch die Sendeboten, um den jüdischen Sab-
 bath gegen Entheiligung zu schützen, die auf den
 Sonnabend fallenden Jahrmärkte zu verändern
 befahlen, und es in die Wahl der Juden gestellt
 haben, auf welchen Tag sie verlegt werden sol-
 len“. Ein zweites Schreiben des Erzbischofs,
 über den jüdischen Aberglauben, ver-
 sucht es, „seine den Juden so feindselige
 Stimmung aus der durch die Rabbinen bewirk-
 ten Verderbniß des jüdischen Glaubens, und den
 Aussprüchen der Kirchenväter zu rechtfertigen.
 Da der Handel mit Gefangenen und Leibeigenen
 einen Hauptzweig des damaligen Verkehrs aus-
 machte, so war nichts häufiger als die für den
 Religionsstolz des Zeitalters empörende Erschei-
 nung, daß Christen Leibeigene der Juden wa-
 ren, von denen ganze Heerden solcher Leibeige-
 nen ins heidnische Ausland, besonders an die
 Mauren nach Spanien verkauft wurden. Zwar
 enthält schon der Theodosianische Coder Verord-
 nungen über das Verhältniß christlicher Skla-
 ven zu jüdischen Herrn, *) zwar hatten schon
 unter den Mervingischen Königen Concilien-
 schlüsse gegen jenen Mißbrauch geeifert, und den
 Verkauf der Knechte außerhalb der fränkischen
 Grenze untersagt, damit nicht Christen in ewi-
 ge Gefangenschaft und jüdische Sklaverei gera-

*) Cod. Theod. l. XVI, tit. 9.

then möchten *), zwar verbot das Gesetz der Alemannen überhaupt allen Verkauf der Christen-
 flaven an Juden und Heiden: dennoch reichte
 dieser Uebelstand noch zu Agobards Zeiten den
 Eifer dieses Bischofs. Aber auch abgesehen
 von den allen war das ganze staatsbürgerliche
 Verhältniß der Juden sehr dazu geeignet, die
 eifrigen Christen zu erbittern, und die weniger
 Frömmen zum Uebertritt ins Judenthum zu ver-
 leiten: nicht die bessern Predigten der Rabbinen,
 sondern die Vortheile, welche die Juden
 voraus hatten, führten der Synagoge Proselyten
 zu **). Während die übrigen Landesbewohner der
 Last des Kriegsdienstes erlagen, und ihr zu entge-
 hen schaarenweise in Leibeigenschaft traten, trie-
 ben die Juden, durch das Gesetz des Honorius von
 dieser Verbindlichkeit frei, einträgliche Handels-
 geschäfte; während die Kirche von den Christen
 den Zehnten, die kaiserlichen Grafen aber das
 schwere Lösegeld des Heerbanns erpreßten, und
 das Joch hundertfältiger Abhängigkeiten und
 Dienstpflichten auf ihren Nacken legten, blie-
 ben die Juden allein, gleich den höchsten Reichs-
 beamten, unmittelbare Unterthanen des Kaisers,
 in der allgemeinen Knechtschaft der Welt fast die
 einzigen Freien. Hierzu rechne man den Druck
 der kirchlichen Ceremonialgesetze, die zum Theil
 mit Geldstrafen, Schlägen und Gliederverlust
 verpönte Verpflichtung zum Fasten und zum Got-
 tesdienst, und man wird es nicht wunderbar fin-
 den, daß die Synagogen einigen ersuchte Zu-
 fluchtsörter schienen, von der Mehrzahl des

Volks aber mit den Augen des Neides und der
 Erbitterung angesehen wurden.

Skaven. Wie in den alten germani-
 schen Zeiten gab es auch jetzt noch leibeigene
 Knechte in Deutschland, die als Handelsartikel
 auf Märkten gekauft und verkauft wurden.
 Solche Skavenmärkte wurden besonders in den
 Handelsplätzen an den Küsten der Ostsee gehal-
 ten; der Name Sklave für erkaufter Knecht ent-
 stand aber damals aus dem Umstande, daß seit
 dem feindseligen Zusammenstoß der Deutschen
 und Slaven die meisten dieser Unglücklichen aus
 dem letzteren Volke waren, dessen stolzer, den
 Ruhm bezeichnender Name, dergestalt in allen
 europäischen Sprachen zur Bezeichnung der am
 tiefsten herabgewürdigten Menschenklasse ge-
 braucht worden ist.

Also bestand die deutsche Nation unter ih-
 rem Könige und seinen Statthaltern, ihren künf-
 tigen Fürsten, aus ansässigen Lehnleuten, wel-
 che die Rechte freier Männer erworben, und den
 wenigen Grundherrschaften, die der alten Freiheit
 Untergang überlebt hatten. Alles Landvolk
 war im mehr oder minder abhängigen Dienste
 der Edlen; ungeheuer der Leibeigenen Anzahl.
 Die Erzbischöfe, Bischöfe und Äbte waren
 gleich den weltlichen Herren Mitglieder und Va-
 fallen des Reichs, und nahmen auf Versamm-
 lungen vor diesen den Platz. In den alten Rö-
 merstädten und um die Wohnplätze der Fürsten
 und Bischöfe versammelten sich allmählig Han-
 delsleute und gewerblustige Menschen, durch

*) Concil. Catal. sub Chlodov. II. ad an. 650.

***) Doch trat 839 sogar ein Diaconus, Namens Puto, zum Judenthum über. Annalista Saxo in Eck-
 hardi Scriptoribus. I. p. 195.

fein empfangenes Landeigenthum der persönlichen Freiheit verlustig, und Schutz und Schirm durch Abgaben erkaufend.

Der Anbau des Landes beschämte die alten Zeiten; groß ist die Mannigfaltigkeit von Gewächsen und Bäumen, welche das Kapitular Karls des Großen von den Landgütern nennt. Kupfer und Eisen, auch Silber, wurde aus den Schächten des Fichtelgebürge geholt, ja sogar Gold aus dem Sande des Rheinstroms ge-

waschen *). Doch ließen die Karolinger, wie die ältern fränkischen Könige, ihre Münzen meist aus eingeschmolzenem römischen Gelde prägen, dessen Namen, Pfunde, Solidi und Denare, ebenfalls beibehalten wurden **). Durch das Dickigt des alten germanischen Waldes gingen nun Landstraßen, über die Ströme Brücken und Fähren; es standen aber auch Häuser, um Bölle, Geleite und Straßengelcke zu erheben ***).

Zweites Kapitel.

König Ludwig der Deutsche.

Ein zwanzigjähriger Jüngling war König Ludwig, als er im Jahr 825 noch bei Lebzeiten seines Vaters an die Ufer der Donau zog, um von Regensburg aus das Land Bojoarien, morgenwärts die Länder der Slaven und Avaren, südwärts das Gebürge der Kärnthner, zu beherrschen. Auf diesen weitläufigen Gebieten war Regensburg die einzige Stadt. In Weis-

lern und Höfen zwischen Wald und Feld wohnte zahlreiches Volk; aber nur um Andachtsörter und Mahlstätten lagen menschliche Hütten gedrängter. Von den Hügeln schauten die Burgen der Grafen und Herren weit ins Land. Wohl war der alten Adelsstämme Glanz mit den Agilolfingen erloschen; aber andere Geschlechter wurden, obwohl sie Lehnsleute hießen, durch

*) Nach Diefrieds Zeugniß in der Vorrede zu den Evangelien:

Zu Nuze grebit man ouh dar
Er inthi Kuphar,
Ioh by thia Meina
Ihna Steina;
Duh thara zua fuaga
Silabar zu nuaga,
Ioh lesent thar in Lande
Golt in ira Sante.

Zu Nuze gräbet man auch da
Erz und Kupfer,
Ja bei dem Meine
Eisensteine.
Auch dort zur Fuge
Silber zur Genüge,
Ja sie lesen da im Lande
Gold in ihrem Sande.

Mehrere Nachrichten über den deutschen Bergbau siehe bei Fischer Geschichte des deutschen Handels. I. 84.

***) Das Pfund Silber (libra) enthielt 22 Schillinge (Solidos), der Schilling 12 Denare.

***) Carol. M. Capit. II. et III. an. 805 c. 13.

Kaisergunst und Kriegsglück größer, denn jene gewesen. So hatte Kaiser Ludwig den Welfen, aus deren Hause er sich seine Gemahlin Jubith genommen, ihr in Lehngut verwandeltes Erbe bis zu viertausend Hufen erweitert. Und solche Lehen gab Ludwig, vorher ohne Beispiel, zu immerwährendem Besizthum*). Dennoch erzählt die Sage, Ethiko der Welfe sey aus Gram, daß sein Geschlecht die angestammte Freiheit verloren, in die Deden des Ammergauß geflohen, und dort als Einsiedler gestorben**).

In seiner Pfalz zu Regensburg waltete König Ludwig mit seiner frommen Gemahlin Emma, eines Grafen Tochter, mild aber gerecht; anfangs mehr Statthalter seines Vaters, denn ein selbständiger König. Er war, (so schildert ihn ein Zeitgenosse, der Mönch von St. Gallen, ***) ein Fürst hohen Wuchses und schöner Bildung, blizenden Auges, heller und männlicher Stimme, vor allen aber, was das wichtigste war, scharfen und durchblickenden Geistes, den er nicht müde ward, durch fleißiges Lesen zu bilden und zu bereichern. Wohl erfahren in Schriften und Geschichten bekundete er diese seine Liebe zu edlen Dingen durch Redeschulen, die er in Frankfurt und Regensburg erbaute, durch viele und dicke Bücher,

die er abschreiben ließ, durch die Achtung, die er gelehrten und unterrichteten Geistlichen zeigte. Fromm nach Weise seines Zeitalters, zog er an Bußtagen wohl barfuß hinter dem Kreuze her, und enthielt sich wohlsmekender Speise; doch war er den Pfaffen nicht unterthan, und verachtete die Geistlichen, die nicht zu singen oder zu lesen verstanden. Freundlich, wie sein Blick, der sogar Traurige fröhlich zu machen vermochte, war sein Gemüth; nie konnte er dahin gebracht werden, einen Menschen zum Tode zu verurtheilen****). Doch ward diese Milde nicht, wie bei seinem Vater, zu weibischem Weichmuth: Treulose und Verräther wurden von ihm durch Verlust ihrer Güter und Aemter gestraft, und nie ließ er sich bewegen, einen von ihnen wieder auf seinen vormaligen Platz zu stellen. Ueberhaupt war Ludwig an Geist und an Thätigkeit um Ruhm und Herrschaft dem großen Ahnherrn gleich, der schon von dem sechsährigen Knaben geurtheilt hatte, es werde etwas Großes aus ihm werden. Aber sein Glück war geringer, und der Ertrag der großen Anlagen ist unter der Erwartung geblieben †).

Wir kennen seine Verwickelung in die Kriege, die durch des Vaters Schwäche und des Bruders Bosheit veranlaßt wurden: aber

*) Ludovicus in tantum largus, ut, antea inauditum, villas regias traderet fidelibus suis in possessiones sempiternas. Thegan. Doch erinnerte sich Thegan nicht an merovingische Schenkungen.

***) Monach. Weingart. apud Leibnitz. I. 782.

****) Libr. II. c. 16.

†) Damit stimmt jedoch die blutige an den Stellingen geköhte Strafe nicht überein.

†) Gleich vorthheilhaft wie der Mönch von St. Gallen, urtheilt von ihm Regino ad an. 816. Fuit iste princeps christianissimus fide catholicus non solum secularibus verum etiam ecclesiasticis disciplinis sufficienter instructus, quae religionis sunt, quae pacis, quae justitiae, ardentissimus executor.

Ludwig hatte noch andere Sorgen. Gegen die mächtigen Slavenvölker, die Deutschland vom baltischen bis zum adriatischen Meere umschlangen, bedurfte es, seit Karl sie mehr gereizt als bezwungen hatte, beständiger Hut und oft des gewaffneten Arms. Bald zogen von der untern Donau die Bulgaren herauf (827), ein asiatisches Barbarenvolk, das schon in den Zeiten König Dagoberts einen Schwarm nach Pannonien ausgesandt hatte. Dieser war theils durch das Schwert der Awaren, theils durch treulose Gastfreundschaft der Bojoarier ausgetilgt worden. Jetzt aber, wo sie in größern Haufen in Niedermörsien einwanderten, stifteten sie im Süden der Donau ein Reich, dessen Name heute noch einer Trümmer derselben verblieben; erschlugen den griechischen Kaiser Nicephorus, der ihnen wehren wollte, in einer blutigen Schlacht; machten die Ueberbleibsel vieler alten Völker in Pannonien zinsbar, und berührten endlich, am Draufuß, die Grenze der fränkischen Herrschaft. Vergeblich unterhandelte Ludwig; sie kamen, und verheerten das Land weit hinein bis nach Kärnthen. Da machte sich der König auf, und schlug sie, daß ihr Fürst, Moradkhan, um Frieden flehte und die Grenze der Franken zu ehren versprach. König Ludwig sandte ihnen Priester, sie durch das Christenthum zu mildern Nachbarn zu bilden. Nach diesem gab er die unbewohnten Drauthäler, wo aus den Römerzeiten noch viele Bruchstücke gewesenen Anbaus, große Heerstraßen und andere Denkmale sichtbar waren, dem Privina, einem Fürsten der Moraven, der des Christenthums wegen von seinem heidnischen Volk vertrieben worden war. Dieser zog mit seinem

Sohne Hezhil und vielen der Mähren, die ihm anhängen, hin, und richtete mit Hülfe des Erzbischofs Liutprant von Salzburg, der ihm Handwerker sandte, neue Ortschaften auf. Also ist die untere Steiermark wieder angebaut worden.

Dagegen entbrannte auf der andern Seite zwischen Slaven und Deutschen immer blutigere Feindschaft. Moymar, der moravische Fürst, der den Privina vertrieben, und Biztrach, Fürst der böhmischen Throwaten, verbündete sich gegen Ludwig. Es gelang diesem, den Moymar zu bezwingen und dessen Blutsverwandten Nasiz (Natislaus) an seine Stelle zu setzen; die Böhmen aber trieben ihren Uebermuth fort, und überfielen tückisch das deutsche Heer, wie es durch ihre Berge heimzog (847). In diesen gefährlichen Zeiten sahe sich Ludwig genöthigt, seinen Statthaltern in den Grenzländern mehr Macht zu lassen, so daß aus den Grafen wieder Herzoge wurden. Zwei Jahre darauf rüstete Ludwig eine große Heeresmacht gegen Böhmen, und übergab dieselbe tapfern Führern, den Herzogen Ernst und Tacholf; auch Bischöfe und Aebte waren gerüstet mit ihren Mannen bei dem Heer. Als die Böhmen geschlagen waren, begehrten sie Friede. Da stieg Tacholf, der als Herzog der sorabischen Mark des Wendischen kundig war, schweren Wunden trogend, vom Pferde, um mit ihren Boten zu handeln. Die übrigen Grafen und Herrn aber widersprachen dem Vertrage, aus Reid gegen Tacholf, und erneuerten das Drefsen. Nun fochten die Böhmen als Verzweifelte, die uneinigen Deutschen wankten und flohen. Dieses Glück der Böhmen war Ursache, daß sich

mehrere slavische Völker empörten; die Sorben an der Saale, die Moraven unter Rastiz, der die von dem Könige Ludwig erlangte Herrschaft benutzen wollte, der Slaven Selbstständigkeit zu begründen, raubten und brannten hinfort mit den Böhmen gemeinsam in den Gefilden der Deutschen. Erst im achten Jahr nach der Niederlage seines Heers durch die Böhmen siegte der König, vom Bischof Dtgar von Eichstädt und vielen Markgrafen begleitet, über dieses ihm furchtbare Volk, eroberte Biztrachs Stadt, und zwang dessen Sohn Slavitag, der nach dem Vater in Böhmen herrschte, gen Moravien zum stolzen Rastiz zu fliehen, der in seiner Felsenfeste Davina (zu deutsch der Jungfrau,) der Frankenmacht trotzte, und aus Haß gegen die Deutschen von Konstantinopel her zwei Befehrer, Cyrill und Methodius, entboten hatte, um nicht durch das römische Christenthum sein Volk mit den Deutschen zu befreundeten.

Unterdeß war Ludwig, nach des Vaters Absterben und dem Vertrage zu Verdun, König über ganz Deutschland geworden; die Ostfranken, die Sachsen, die Thüringer, die Baiern, und im Osten die Slaven vom baltischen Meer bis zum adriatischen Busen, so viele deren nicht dem Fürsten der Moraven gehorchten, waren unter seinem Scepter *). Von den innern Begebenheiten wissen wir wenig; so viel sehen wir, daß Deutschland, obwohl weit später als die übrigen Theile des großen Frankenreichs unter Einem Haupte vereinigt, von all diesen Reichen

das stärkste und glücklichste war. In Frankreich und Italien ging im unglücklichen Ankampf herrschsüchtiger und schwacher Könige gegen die Vasallenmacht, das Ansehen der erstern frühzeitig zu Grunde; schon Karl der Kahle, der doch seinen muthmaßlichen Vater, den Herzog Bernhard von Septimanien, mit eigener Hand ermordete, den eignen aufrührerischen Sohn blenden ließ, mußte einwilligen, daß Herzogthümer und Grafschaften sich vom Vater auf den Sohn vererben, Beneficien wie Erbgüter seyn sollten; in Deutschland behauptete es sich länger, weil Ludwig, der uralten Weise gemäß, alles mit den Großen, die nun das Volk waren, berieth, und kein Jahr ohne Reichstage hingehen ließ. So erhielt sich in gemeinsamen Rathschlüssen Gehorsam und Achtung gegen den König, welcher selbst dem Recht und Herkommen Achtung erwies. Während in Frankreich und Italien die Könige sich der Großen, die ihnen mißfielen, meist nur durch Mord zu entledigen wußten, ließ Ludwig selbst den Empörer Rastiz, als er ihn endlich bewältigt hatte, nur durch den Ausspruch der Franken, Baiern und Slaven verdammen. Dennoch hatte auch Deutschland seinen Theil an dem allgemeinen Elende, welches in diesen Zeiten, von außen und von innen, über die Länder sich lagerte. Wie sein Vater hatte König Ludwig mit aufrührerischen Söhnen zu kämpfen. Durch den immer weiter um sich greifenden, endlich ganz vollendeten Verfall des Volks wurden, wie die Könige abhängiger von

*) Der Mönch von St. Gallen nennt ihn *Rex vel Imperator totius Germaniae Retiarumque et antiquae Franciae, nec non et Saxoniae, Turingiae, Noricae, Pannoniarum atque omnium Septentrionalium nationum.*

den Großen, so die Reiche wehrloser. Daher verheerten nun die Normänner, deren Seegel schon der große Karl mit trüben Blicken gesehen, denen Ludwigs des Frommen Schwäche wenig gewehrt, und die Lothar unklug selbst an die Küsten von Friesland und Belgien gelockt hatte, immer regelmäßiger und furchtbarer das getheilte und verfallende Reich, dessen Beherrscher von dem Heerbann nicht mehr unterstützt, um die Hülfe ihrer Lehnsleute zu betteln genöthigt waren. Im Jahr 847 drangen diese Seeräuber in 120 Fahrzeugen die Seine hinauf bis nach Paris, wo König Karl, den man nur den Kahlen zu nennen wußte, ihren Abzug mit schwerem Gelde erkaufte. In demselben Jahre wurden auch Sachsen und Friesland von den Normännern heimgesucht; sie liefen sechshundert Seegel stark in die Elbe, verbrannten Hamburg und schleppten viele Menschen und Habe hinweg. Dieses Unglück war Veranlassung, daß, als mehrere Jahre nachher (858) das Hamburgische Erzbisthum mit dem Bisthum Bremen vereinigt ward, Anschar an den letztern Ort seinen Wohnsitz verlegte, also, daß in der Folge nur noch von einem Erzbisthum Bremen die Rede ist. Solche Einfälle geschahen in der Folge fast jedes Jahr im Rhein- und Frieslande, und es half wenig, daß den Räubern zuweilen die Beute abgejagt ward. Mehrmal stellten die fränkischen Könige über den gemeinsamen Nothstand ihrer Reiche gemeinsame Berathschlagungen an; (z. B. zu Marsam an der Maas 847

und 851,) aber den Hauptgrund der Wehrlosigkeit, den Verfall des Heerbanns, und die Ueberhandnahme der Hörigkeit um Knechtschaft, vermochten sie nicht mehr zu heben. Der Lehnsadel litt bei den Verheerungen weniger als die noch übrigen freien Landbewohner, weil er anfang sich durch feste Bergschlösser zu schützen. Dieß trug bei, daß Ordnung und Recht je länger je mehr verfielen. Ward nemlich den Besitzern der Schlösser nach fremden Gut lüstern, so zogen sie, vorzüglich am Rhein, wo die Königreiche an einander grenzten, und raubten erst im fremden Gebiete, gleichsam für das Recht ihres Herrn. Also zeigten sich schon stärker die Spuren des nachherigen Faustrechts, die schon vermöge der Straßlosigkeit, die es gewährte, zu Karls des Großen Zeiten sichtbar gewesen *).

Zu diesen Uebeln gesellte sich der Könige Zwietracht; denn trotz der oft beschwornen Friedensschlüsse und Bündnisse achtete jeder derselben, wenn er seinen Vortheil zu fördern glaubte, Recht und Treue gegen den andern für nichts. So begab sich, daß im Jahre 854 eine Parthei unter den Aquitanern, die K. Karl der Kahle durch Ermordung eines Grafen Gotzbert aufgebracht hatte, den deutschen Ludwig nach Frankreich einlud, und ihm die Krone seines Bruders antrug. Ludwig sandte seinen gleichnamigen Sohn. Dieser aber fand die Parthei zu schwach, und kehrte um. Unbelehrt durch diesen Ausgang, ließ sich Ludwig vier Jahre darauf durch den

*) Umsonst eiferten dagegen die Könige auf der Versammlung zu Marsam im Jahre 847. (Baluz. II. 42.) Ut rapinae et depraedationes, quae quasi jure legitimo hactenus factae sunt, penitus interdicantur, et nemo se impune posthaec eas praesumere posse confidat. Eben so vergeblich verbot in der Folge König Karl der Kahle die Erbauung von Schlössern. (Baluz. II. 195.)

Haß der Westfranken gegen seinen Bruder zum zweitenmale irre führen; denn ihre Boten stellten ihm gar kläglich, und nicht ohne Wahrheit, vor, daß Karls Tyrannei und Nachlässigkeit das ganze Reich zu Grunde richte, daß sie sich der Normänner nicht mehr erwehren könnten, und sich denselben ergeben müßten, wenn der deutsche König ihnen seinen Beistand versage. Dieser, mit dem Wendenkriege beschäftigt, stand lange an, sich in eine entfernte und gefährliche Unternehmung einzulassen; endlich überwog die Betrachtung, daß er als Karolinge bei dem Untergange Frankreichs nicht gleichgültig bleiben könne; daher brach er im August des Jahrs 858 mit drei Heeren von Worms aus zur Einnahme des brüderlichen Königreichs auf. R. Karl, der bisher ganz eigenmächtig regiert und keine Reichstage mehr gehalten hatte, rief in der Angst die Stände nach Chiersey, und suchte sie durch die demüthigsten Bitten und Versprechungen zu seiner Hülfe zu waffnen; auch schwuren ihm die wenigen, die sich eingefunden hatten, Treue. Dennoch verließ ihn bei Ludwigs Ankunft fast das ganze Reich. Auf den Rath des Erzbischofs Wanilo von Sens rief hierauf der König der Deutschen die französischen Stände nach Attigny, über die Krone zu rathschlagen. Sie erklärten, daß ihr König durch schlechte Regierung dieselbe verwirkt habe, löseten den ihm geleisteten Eid, und riefen Ludwig den Deutschen zu ihrem Könige aus. Karl, der ihm bei Orleans ein Treffen liefern wollte, wurde von denen, die noch bei ihm geblieben waren, vol-

lends verlassen, und entfloh mit geringer Begleitung nach Burgund.

Also schien Deutschland und Frankreich unter Ludwigs Scepter vereinigt. Bald aber zeigte es sich, daß die französischen Bischöfe und Großen durch Herbeirufung eines fremden Herrn größere Willkühr zu erlangen geglaubt hatten, und an der kräftigen Weise, mit welcher Ludwig das Regiment verwaltete, kein Gefallen fanden. Hierzu kamen die Bedrückungen, welche das Volk durch die Anwesenheit der deutschen Heere erfuhr. Als daher der neue König die Stände nach Rheims lud, damit ihm daselbst der Besitz des Reichs feierlich bestätigt werde, entschuldigten sich die Erzbischöfe von Rheims und Rouen in einem weitläufigen Schreiben *) mit der Kürze der Zeit und der Nothwendigkeit, die Geistlichkeit vorher in Provinzialconcilien zu versammeln, gaben aber zugleich dem Könige sehr nachdrückliche Anweisungen, wie er seinen Lebenswandel und seine Regierung einrichten müsse, wenn er die schnell erworbene Krone nicht wieder verlieren wolle. „Ihr, die ihr andere bessern wollt, fanget zuerst bei Euch selbst an, so wie geschrieben steht: Arzt, hilf dir selber! Euer Vorbild sey Christus. Wie er nicht für sich sondern für uns gestorben ist, so sollt ihr mehr für den Nutzen anderer als für das eigene Vergnügen zu leben suchen! Seyd eingedenk, daß ihr sterben und von all Eurem Thun Rechenschaft legen müßt! Euer Hauswesen richtet so ein, daß das Volk von Euch lerne, wie es sich und sein Haus demüthig,

*) Der Verfasser desselben war der Erzbischof Hincmar von Rheims. Es steht in dessen Werken II. p. 126 und im Baluze II. p. 101. Eine Adresse au Roi, worin Fouchés Geist im Tone des Mittelalters redet.

fromm, gerecht und mäßig einrichten und verwalten solle! Sorgt dafür, daß die Bösen, wo nicht um Gottes, doch um Eurer Furcht willen, das Böse nicht thun! Sehet Amtleute ein, die das Volk nicht drücken, nicht nach Gewinn trachten, nicht Wucherkünste üben, nicht neue Auslagen erfinden!“ Vor allen aber wurde dem Könige die Wiedererstattung, Pflegung und Mehrung der Kirchengüter zur Pflicht gemacht, und zur Bekräftigung dessen das Gesicht des heil. Eucharis erzählet, der in einer Verzückung den Frankenfürsten Karl Martell zur Strafe seiner an den Kirchengütern geübten Frevel in der Hölle brennen gesehen. Demnächst erhoben sie über die Bedrängnisse, welche die Landesbewohner von dem Kriegsvolk auszustehen hatten, laute und wahrscheinlich gerechte Klagen. Den letztern Punkt betreffend ließ Ludwig sich rühren, und schickte sein Heer, welches ohnehin der Einrichtung jener Zeiten gemäß, nur für den gegenwärtigen Feldzug versammelt war, nach Hause. Als nun im folgenden Jahre König Karl, der unterdeß in Burgundien Anhänger gesammelt hatte, gegen ihn rüstete, mußte sich K. Ludwig ganz allein auf den Beistand der französischen Vasallen verlassen. Diese, ohnehin wankender Dreu, wurden durch den Grafen Konrad, der verstorbenen Kaiserin Judith Bruder, der sich in K. Ludwigs Vertrauen geschlichen hatte, zum Uebertritt auf die Seite ihres ehemaligen Beherrschers verleitet. Im entscheidenden Augenblicke sah sich K. Ludwig, der die geringe Macht seines heranziehenden Bruders verachtet

hatte, von dem französischen Heere verlassen, und dadurch genöthigt, Frankreich zu räumen, welches dergestalt Karl ohne Blutvergießen wieder in Besitz nahm. Darauf hatten die französischen Bischöfe die Kühnheit, den deutschen König mit dem Bann zu bedrohen, wenn er den in Frankreich angerichteten Schaden nicht wieder erstatte, und mit dieser Drohung Abgeordnete zu ihm nach Worms zu schicken. Er aber wies dieselben mit der natürlichen Erklärung zurück, daß sie über ihn weder eine geistliche noch weltliche Gerichtsbarkeit hätten; doch wolle er die Sache mit seinen Bischöfen berathen. Nach mancherlei Unterhandlungen wurden endlich im Jahr 860 auf einer Zusammenkunft der Könige zu Coblenz diese Händel vertragen. Die Könige erklärten, künftighin den Rathschlägen ihrer Großen, als ihrer getreuen Helfer und Mitregierer, willige Ohren zu leihen *). Schon vor dieser Geschichte hatte Kaiser Lothar die Krone, die dem Reiche so vieles Blut und seinem Vater so viele Thränen gekostet hatte, mit der Mönchskutte vertauscht, um als reumüthiger Sünder im Kloster Prüm im Ardennenwald zu verschwinden. (855) Sein ältester Sohn Ludwig II. erhielt das Kaiserthum und Italien; der zweite, Lothar, das Land zwischen dem Rhein, der Maas und der Schelde, nebst einem Theil von Helvezien und Burgund; der jüngste, Karl, die Provenze mit Lyon. Kaiser Ludwig II. hat in Italien sein Lebenlang mit Normännern, Griechen und Sarazenen gestritten, nicht mit Erweiterung, nur mit Erhal-

*) Illorum communi consilio ad restitutionem ecclesiae et statum regni adsensum praebebimus, in hoc ut illi etiam sint nobis fideles ac veri adjuutores atque cooperatores. (Baluze II. 141.)

lung der angeflammten Macht beschäftigt, den Sarazenen die hartnäckig vertheidigte Festung Bari entrissen, gegen die Griechen das Kaiserthum behauptet, das sie im Einverständniß mit einer Parthei in Rom wieder mit dem Thron von Constantinopel zu vereinigen strebten. Der andere Bruder, König Lothar, zog sich durch Scheidung von seiner Gemahlin Thietberg, und durch eine zweite Vermählung mit seinem Nebenweibe Waldrade, schimpfliche Demüthigungen von dem römischen Bischöfe Nikolaus I. zu, der bei dieser Gelegenheit Isidors Grundsätze gleichsam versuchsweise geltend machte, den Ausspruch einer Synode zu Metz, die den König geschieden hatte, für ungültig erklärte, die Erzbischöfe von Trier und Cöln, die dem König beigestanden hatten, absetzte, und den letztern zwang, die Verstoßne wieder zu nehmen. Der dritte Bruder K. Karl von Burgundien, ward nur dadurch bemerkt, daß er zuerst von seinen Brüdern (863), kinderlos starb. Als wenige Jahre darauf auch Lothar in großer Unruhe, worein ihn die Wuhlschaft gestürzt hatte, verstorben (869), Kaiser Ludwig aber, der rechtmäßige Erbe, eben in Italien sehr bedrängt war, eilte König Karl von Frankreich, sich der Länder zu bemächtigen, und ließ sich zu Metz zum Könige von Lotharingen krönen. Dies vernahm König Ludwig von Deutschland, und schickte sogleich Gesandte an Karl, die Hälfte des Königreichs zu fordern. Darauf ist Lothringen zu Marsam am 9ten August 870 von den Räten der beiden Könige dergestalt getheilt worden, daß das Land im Osten der Maas mit den

Städten Cöln, Trier, Utrecht, Straßburg, Basel, Aachen, Lüttich, Metz ic., nebst der Betuwe und zwei Theilen von Friesland, zu Deutschland, die westliche Seite aber, oder die Städte und Gebiete von Lyon, Bisanz, Wienne, Tongern, Toul, Verdun, Cambrai, Biviers, Usez ic., an Frankreich gelangten *). Doch gab zwei Jahre darauf König Ludwig der Deutsche dem Kaiser seinem Neffen, an den auch seine Tochter Ingelberg vermählt war, auf Fürbitte der letztern bei einer persönlichen Zusammenkunft zu Orient seinen Antheil heraus, eine That der Gerechtigkeit, welche Karl der Kahle nicht nachahmte. Als aber Kaiser Ludwig II. unbeerbt starb, fiel dieses Lothringen natürlich wieder an Deutschland zurück.

Dieser Todesfall begab sich im Jahr 875. Der deutsche König hatte, als älterer Oheim des Verstorbenen, unstreitig das nächste Recht auf die Erbschaft, und ward zugleich durch die Kaiserin, seine Tochter, unterstützt; aber Karl von Frankreich, der früher über die Alpen zog, und den Papst und viele Italiener gewann, kam ihm zuvor. Da sandte König Ludwig erst seinen jüngsten Sohn Karl, dann, als dieser nichts ausrichtete, den tapfern Karlmann, seinen Erstgeborenen, mit Heeresmacht nach Italien, und brach selbst, seines Alters nicht achtend, mit seinem zweiten Sohne Ludwig in Frankreich ein, um seinen Bruder zu nöthigen, von Italien abzulassen. Dieser aber achtete des Einfalls in sein Erbreich nicht, und war nur bedacht, sich des gefährlichen Karlmanns zu entledigen. Da er seine Waffen scheute, übermannte er ihn

*) Divisio regni Lotharii a. 870. Apud Baluz. II. p. 222 et Annales Bertin. ad an. 870.

durch List, indem er vorschlug, die Ansprüche auf Italien friedlicher Entscheidung zu überlassen, und vorläufig dieses Land beiderseitig zu räumen. Also getäuscht zog Karlmann nach Baiern; Karl aber, als er ihn weit genug wußte, wandte um, eilte gen Rom, und ließ sich daselbst durch den Papst Johann VIII. zum Kaiser krönen. Als solcher hielt er zu Pavia einen Reichstag mit den italienischen Großen, und kehrte darauf nach Frankreich zurück, sich daselbst in der kaiserlichen Herrlichkeit zu zeigen. Ihr zu Liebe verachtete er die Sitten der Franken, legte die griechische Kaisertracht an, und begehrte mit Verleugnung des Königstitels ein Kaiser und Augustus über alle Könige dieses Meeres genannt zu werden. Doch hatte er zu Rom die Einkünfte und Rechte der Kaiserwürde unverständig vergeudet, nach Art unrechtmäßiger Besitzer, die das bald zu Verlierende nicht achten. König Ludwig, der Frankreich, wie es scheint in Folge des obigen von ihm genehmigten Vertrags, wieder verlassen hatte, verlangte indeß durch Abgesandte sein Recht, und die von Karl eidlich versprochene Theilung des Ludwigschen Erbes. Karl aber erwiderte nichts als Scheltworte über den von den Deutschen in Frankreich angerichteten Schaden, und setzte die Drohung hinzu: „Er, der als Kaiser König der Könige sey, werde Ludwigen zu züchtigen wissen, und mit einer Heeresmacht kommen, daß der Rhein von seinen Roffen ausgetrunken werden, und sein Volk trocknen Fußes hinübergehen solle, Deutschland zur Wüste zu machen“. Da beschloß König Ludwig abermals Krieg gegen den treulosen Bruder, ward aber unter den Anstalten dazu vom

Tode übereilt. Er starb am 28ten August des Jahrs 876 zu Frankfurt, in beständigen Unruhen ergraut, wenn nicht groß und gut, doch glücklicher als sein Vater und besser als seine Brüder. Auch gegen ihn hatte einst sein Sohn Karlmann aufrührerische Hände erhoben, und als derselbe bezwungen und reuig des Vaters Gunst wieder erworben, der übrigen Söhne Neid ihm schwere Tage gemacht. Sie zu befriedigen übergab ihnen der Vater die Verwaltung der Provinzen; aber seine Würde und Herrlichkeit behauptete er bis ans Ende: das Feuer seiner Söhne fand Gelegenheit gegen die Slaven. Der trotzigte Rastiz ist 869 gefangen, in Fesseln nach Regensburg geführt, und daselbst von den Franken, Baiern und Slaven, deren Gerichte ihn der König übergeben, zum Tode verurtheilt, nach Ludwigs Milderung aber nur geblendet und in ein Kloster gestossen worden. Zwentibold (Swiatopolk) sein Anverwandter, der ihn ausgeliefert hatte, hoffte als Lohn des Verraths das Land Mähren zu erhalten; aber Karlmann, Ludwigs Sohn, der diese Gegenden verwaltete, behielt es für sich. Da nun der Getäuschte verdächtige Bewegungen machte, ließ ihn Karlmann in Verhaft nehmen, doch nach einiger Zeit wieder frei; das letztere zu großem Unglück für die Deutschen. Denn Zwentibold trat, nachdem er die Baiern, die ihn heimgeleiteten, verrätherisch überfallen und zu Grunde gerichtet, als Befreier der im östlichen Deutschland wohnenden Slavenvölker auf, und herrschte nach diesem, als K. Ludwig gestorben und Deutschland in drei kleinere Reiche zerfallen war, viele Jahre lang als ein unabhängiger König in seinem Reiche, welches das heu-

tige Mähren, das Stück von Oesterreich im Norden der Donau, von Ungarn das Land zwischen der Donau und Theiß in sich begriff, und von den Geschichtschreibern das Großmährische Reich genannt worden ist. Einige Jahrzehnde zuvor hatten auch die Slaven zwischen der Oder, Warthe und Weichsel, welche den Fall ihrer Brüder im Westen vernommen haben mochten, in einen festen Bund sich zusammengethan, und einen frei gewählten König, Namens Piast, an ihre Spitze gestellt. Also bildeten unter König Ludwig sich zwei mächtige slavische Staaten.

Ludwig aber, der erste König des vereinigten Deutschlands, ist darum der Deutsche genannt worden. Wie er und seine Brüder haben sich seitdem Deutsche und Franzosen feindselig für immer gesondert, denn der kurze Gehorsam, den beide unter Karl dem Dicken einem gemeinschaftlichen Haupte geleistet, war keine Wiedervereinigung. Als gewaltige Scheidewand erhob sich nun zwischen beiden Völkern die Sprache. Längst hatten die meisten der Westfranken, wohnend unter Galliern und Römern, das Deutsche gegen das romanische Gemengsel verlernt, dessen erste Urkunde bei Gelegenheit des Straßburger Bündnisses geliefert worden; aber die Sprache des Hofes und der Großen war fortwährend deutsch, bis seit Karl dem Kahlen auch diese dem Strom der Volksthümlichkeit folgte. Ganz Westfranken, obwohl es

den Namen Frankenreich behielt, ward romanisch, und nur Ostfranken behauptete die ursprüngliche Deutschheit, welche die Wanderung der Völker so weit über die alten Grenzen hinaus getragen hatte.

Zwei unvergeßliche Männer waren unter Ludwig dem Deutschen bemüht, die Sprache des deutschen Volkes zu bilden, welche nun auch in Urkunden mit ihrem wahren Namen die deutsche Sprache (*lingua theotisca*) genannt wird: *) Rhabanus Maurus, Erzbischof von Mainz, und sein Schüler Otfried, Mönch in Weissenburg. Von jenem ist ein deutsches Wörterbuch in der Sammlung seiner Werke gedruckt, die Handschrift eines größern liegt in Wien; von Otfried besitzen wir eine dichterische Darstellung der in den vier Evangelien enthaltenen Geschichte, und in der lateinischen Zusage an den Erzbischof Liutbert von Mainz Klagen über die Vernachlässigung der Muttersprache, bei denen der gute Otfried nicht geahnt haben mag, daß sie noch neunhundert Jahre nachher ihre volle Anwendung finden möchten. „Unsere Sprache, sagt er, wird für bäuerisch gehalten, weil wir sie weder durch Schrift noch Sprachkunst gebildet haben, und die Thaten unserer Vorfahren nicht wie andere Völker aufzeichnen, oder, wenn dies ja geschieht, dazu die lateinische oder griechische Sprache gebrauchen. In diesen hütet man sich, schlecht zu

*) Dies geschieht zum erstenmal in dem Beschluß der Synode zu Mainz 847, nach welchem dem Volk Predigten in der Landessprache (*lingua theotisca*) gehalten werden sollen. (Ap. Eccard. II. 593.) Dieser späte Gebrauch hindert nicht, das Wort deutsch (richtiger theutsch) für die uralte Volksbenennung zu halten; wie die von Tacitus angeführte Herleitung des Volks von Theut oder Thuiſto, Virgils *ritus teutonius* (Aen. VIII.) und seines Erklärers Servius dabei angebrachte *lingua theotisca* bezeugen würden, wenn die an sich klare Sache solcher Zeugnisse bedürfte. Mehrere Beispiele über den Gebrauch des Namens deutsch bei Du Gange unter *Theotisci*.

schreiben, aber der Rohheit der Landessprache schämt man sich nicht; in fremden Sprachen erschrickt man über einen einzigen falschen Buchstaben, und in der Muttersprache macht man ruhig fast bei jedem Worte Fehler. Sonderbar, daß so kluge und gelehrte Männer so vielen Fleiß auf fremde Sprachen wenden, und ihre eigne nicht verstehen!“ *)

Volltönender aber ergießt sich Dtfried zum Lobe seiner Sprache, wie zum Preise des fränkischen Landes und Volks, in vaterländischen Worten am Eingange seines Werks. Seine Schilderung des Frankenthums ist bei unserer Armuth an Nachrichten für die Geschichte von Werth.

Nun viele Manne thäten
In ihrer Zunge schreiben,
Und jeglicher eilte
Das seine zu erheben,
Warum sollen Franken
Alleine das bewanken, (verfüumen,)

Nicht seyn fränkisch Beginnen,
Gottes Lob singen?
Sey's nie so gesungen,
Mit Regeln bezwungen,
Sie hat doch die Rechte,
In schöner Schlichte,
Eil du ihr zu Noth,
Daß schön es gelaut,
Und Gottes Weisheit dann
Erklinge schön daran *).

Noch begeisterter wird der Sänger, wenn er auf seine Franken kömmt:

Sie sind eben so kühne
Als selber die Römer,
Nicht darf man sagen,
Daß Griechen sie überragen.
Sie eignen sich zu Nuze
Dieselben Wiße,
Im Feld und im Walde
Sind sie eben so balde. (kühn.)

*) Eine zweite Zuschrift Dtfrieds ist an König Ludwig selber gerichtet, und fängt so an:
Ludwig ther snello
thes wisduames follo;
Er Ostarrichi rihtit al
so Frankono kuning scal.
Ubar Frankono lant gisal
so gengit ellu sin giwalt,
Thaz rihtit, so ih thir zellu,
thiu sin giwalt ellu.
Themo si jamer heili
joh salida gimeini.

**) Nu es filu mannu inthihit,
in sina zungun scribit,
Joh ilit er gigahc
thaz sinaz jo gihohe,
Uuanana sculun Frankon
einon thaz biuuankon,
Ni sie in Frenkisgon beginnen
sie Gotes lob singen?

Ludwig der Schnelle
der Weisheit volle;
Er Desterreich rihtet ganz
so der Franken König soll.
Ueber Frankentland berühmt
so geht alle seine Gewalt,
Das rihtet, so ich dir erzähle,
die seine Gewalt alle.
Dem sei immer Heit
und Seeligkeit gemein.

Nist niso gisungan
mit regulu bithuungan:
Si habet tho thia rihti
in sconeru slihti.
Ili thu zi note,
theiz sconu thoh gilute,
Joh Gotes uuizzod thanne
tharana sconu helle,

Reichthum zur Genüge,
 Auch sind sie viel kühne,
 Zu Waffen schnelle
 Sind die Degen alle.
 Sie wohnen mit Jüngen
 (So waren sie gewohnt)
 In gutem Lande,
 Dabei ohne Schande,
 Sie sind sehr muthig,
 Zu vielem Guten,
 Zu vielem Nutzen,
 Das ist ihr Wiße *).
 Sie sind sehr fertig
 Sich Feinds zu erretten,
 Nicht darf man beginnen,
 Sie zu überwinden.
 Kein Volk hat sie entführet,
 Das je ihr Land berühret,
 Wenn nicht aus Güte
 Sie ihm gedienet.
 Ja die Menschen alle
 Ihnen zufallen,
 Kein Volk, das beginne,
 Mit ihnen zu ringen.
 Das haben sie gemeinet,
 In Waffen erzeiget;
 Sie lehrten mit Schwerten
 Und nicht mit Wortem.

*) Sie sint sosama chuani,
 selb so thie Romani,
 Ni tharf man thaz ouh redinon,
 thaz kriachi ni es uuideron.
 Si eigun in zi nuzzi
 so samalicho unizzi.
 In felde, joh in uualde
 so sint sie sama balde.
 Rihiduam ginuagi
 joh sint ouh flu chuani.

Nachmals kommt der Dichter auch auf die alte Sage von der Verbindung, in welcher die Franken vor Zeiten mit den Macedoniern gestanden haben, eine Sage, deren geschichtlichen Grund nachzuweisen wir oben bemüht gewesen sind.

Ich las in aller Wahrheit
 In einem wahrhaften Buche,
 Daß sie waren in sieben oder achten
 Alexanders Schlachten,
 Ich fand auch in ihren Sagen,
 Daß aus Macedonien
 Ihre Leute in Würden
 Entlassen wurden.

Dann wird ihre alte Regimentsweise und ihr Abscheu vor fremden Königen also beschrieben:

Keiner unter ihnen, der's dulde,
 Daß ein König ihrer walte,
 In der Welt nicht einer,
 Als die sie ziehn daheim,
 Oder im Erdringe
 Ein andrer beginne,
 Von irgend einem Volke
 Ueber sie zu gebieten.
 Des haben sie Nutzen
 In Schnell' und in Wiße,

Zi uualane snelle
 so sint thie thegana alle.
 Si buent mit gezingon
 joh uuarun io thes giuonon
 In guatemo lante
 bithiu sint so unscante.
 Sie sint fast muate
 zi manageme guate,
 Zi manageru nuzzi
 thaz dueat in iri unizzi.

Und fürchten nicht einen,
Wenn sie ihn nur behalten.
(den eigenen Herrscher.)
Er ist gezählt über alle,
Wie ein edler Degen soll,
Weise und kühne,
Deren viele sie haben.
Er waltet sehr glücklich
Ueber viele Völker,
Erziehet sie reine
Wie die Eignen daheime.

Nicht thun sie ihm Schaden,
Wenn Franken ihn schützen,
Schnell zu erbitten,
Daß sie nahen mit Roffen.
Denn all was sie denken,
Das thun sie mit Gotte,
Nichts thun sie in Nöthen
Ohne sein Rathen.

Also hat Otfried das Volk der Franken unter Ludwig dem Germanier geschildert.

Drittes Kapitel.

Die Söhne Ludwigs des Deutschen, Karlmann, Ludwig der Jüngere und Karl der Dicke *).

Als König Karl von Frankreich, der sich nun römischer Kaiser nannte, den Tod des deutschen Ludwigs, seines Bruders, erfuhr, gedachte er, sich seines Königreichs zu bemächtigen, und zog über Aachen gen Cöln. Hier erhielt er Botschaft, daß die Normänner mit hundert Barken in die Seine eingelaufen wären, und sein eigenes Land verheerten; zugleich kamen Gesandte von seinem Neffen, dem jüngern Ludwig, der auf der andern Seite des Rheins mit den Sachsen und Thüringern gelagert stand, und baten um Gewährung des Rechts. Dieses verweigerte der französische König, weil er sich durch seine Uebermacht des Siegs gewiß glaubte, und das Elend seines Volks nie achtete. Da befahl

König Ludwig der Ostfranke seinem Heer, durch Fasten und Litaneien die Barmherzigkeit Gottes anzusehen, worüber die Westfranken, als sie es erfuhren, ihren Spott trieben. Darauf ließ er durch zehn Männer das Gottesurtheil des siedenden Wassers, durch zehn andere das des glühenden Eisens, und noch durch zehn das des kalten Wassers befragen, ob seine Forderung an den Rhein rechtmäßig sei? Da die Männer nun alle unverletzt befunden wurden, führte er sein Heer bei Andernach über den Rhein. Kaiser Karl erschrock, und entließ eilfertig seine schwangere Gemahlin Richildis gen Heistall. Bald aber erinnerte er sich, wie leicht durch Arglist gegen die Deutschen zu siegen sey,

*) 876 — 888.

und sandte, indem er selbst von Edln aufbrach, einige seiner Räthe an seinen Neffen, als ob er über den Frieden unterhandeln wolle. Ludwig ward getäuscht und blieb stehen. In der Nacht zum siebenten October aber ließ der Kaiser sein Kriegsvolk auffügen, und zog im Eilmarsch wider die Deutschen. Er möchte sie in der Finsterniß überfallen haben, wenn nicht in derselbigen Nacht Regengüsse, stets den Deutschen verbündet, alle Straßen unwegsam gemacht hätten. So kamen die Westfranken, von Weg und Wetter ermüdet, zu spät, und fanden das deutsche Heer in Bereitschaft. Indes ward der Angriff in keilsförmigen Haufen gethan. Da aber die Deutschen Stand hielten, wandten die Westfranken den Rücken und flohen. Der Kaiser selbst entrann nur mit weniger Mannschaft. Viele, welche hätten entkommen mögen, wurden gefangen, weil das ungeheure Gepäck, welches die Westfranken mit sich führten, den Weg der Flucht sperrte. In dieser Schlacht wurden die Grafen Ragenar und Hieronymus mit vielen andern erschlagen, mehrere, auch ein Bischof und ein Abt, auf dem Schlachtfelde und im benachbarten Walde gefangen, und von den Deutschen ungeheure Beute gemacht. Die Bauern zogen den Flüchtlingen, welche sie zu tödten verschmähten, alle Kleider vom Leibe und sandten sie nackend nach Hause. Die Kaiserin, die sich in Heristall nicht sicher geglaubt hatte, gebahr auf der Landstraße beim Hahnengeschrei einen Sohn, welcher nach kurzer Frist starb.

Als Ludwig der Ostfranke durch diesen Sieg bei Andernach das Erbe seines Vaters von den

Händen der Westfranken gerettet hatte, ward die Theilung desselben bei einer persönlichen Zusammenkunft der drei Brüder zu Swalifeld im Eichstädtischen erneuert oder bestätigt; Karlmann behielt die Länder Bojoarien, Kärnthen, und die zinsbaren Reiche der Slaven in Böhmen, Mähren und Pannonien, Ludwig Sachsen, Ostfranken, Thüringen und Friesland, Karl das Land Allemannien oder Schwaben von Main bis in die Alpen. Darauf schlossen die Brüder ein Bündniß, und schwuren in deutscher Sprache sich Treue.

Nach diesem gedachte König Karlmann an seinen Oheim Karl den Kahlen, der ihn um Italien glattzüngig betrogen hatte. Dieses Land, dessen Küsten von den nun im Mittelmeer herrschenden Arabern, die sogar nach Rom gestürzt hatten, wie die westfränkischen von den Normännern verheert wurden, hätte wohl eines andern Beherrschers bedurft, als der kraftlose Karl war; aber den bairischen Karlmann drängte nur ehrgeizige Lust, die Kaiserkrone davon zu tragen, die Karl widerrechtlich dem ältern Bruder entriß. Also zog K. Karlmann mit einem großen Heer Baiern und Slaven über die Alpen, nachdem er das Herzogthum in Kärnthen seinem Sohne Arnulf vertraut hatte. Karl der Kahle, der sich grade in Pavia befand, ergriff auf diese Nachricht eilige Flucht gen Maurienne, wohin seine Gemahlin voraus gereiset war. Auf dem Wege dahin starb der Ländersüchtige, nach Uebersteigung des Mont Genis, in einem armseligen Dorfe Namens Brios *). Karlmann wählte Herr von Italien zu seyn, begab sich

*) Am 6. October 877.

nach Pavia und empfing daselbst als König der Longobarden die Huldigungen der Großen. Darauf bewarb er sich um die Gunst des Papstes. Derselbe gab ihm die Zusicherung freundlicher Aufnahme in Rom. Aber Johann VIII. dem französischen Hause ergeben, zog sobald Karlmann Italien verlassen hatte, über die Alpen nach Frankreich, um Ludwig dem Stammeler, dem Sohne Karls des Kahlen, die Kaiserkrone zuzuwenden. Die Umstände schienen um so günstiger, da während dieser Umtriebe K. Karlmann erkrankte und zuletzt durch einen Schlagfluß den Gebrauch der Zunge verlor. Aber K. Ludwig der Stammeler sank noch eher als sein Nebenbuhler ins Grab, und seine jungen Söhne Ludwig und Karlmann waren kaum der Verteidigung des eignen Reichs gegen die Normänner gewachsen; also sah sich der Papst genöthigt, des deutschen Karlmanns jüngern Bruder, den K. Karl von Allemannien, den man den Dicke nannte, nach Italien einzuladen, damit er die Kirche gegen ihre Feinde beschütze. Während auf diese Art der König Karl der Dicke von Allemannien, König von Italien und Kaiser ward, trugen seinem Bruder, dem Könige Ludwig von Ostfranken, einige der französischen Großen, die den Söhnen Ludwig des Stammelers gehörige französische Krone an *). Dagegen bot ihm der Reichstag zu Meaux, der den minderjährigen Königen anhing, denjenigen Theil von Lothringen zur Entschädigung an, der bei der Theilung zwischen Ludwig dem Deutschen und Karl dem Kahlen an Frankreich ge-

kommen war. Ludwig nahm dieses Anerbieten an, und so ward damals das ganze Reich Lotharingen an Deutschland gebracht. Da unterdeß auch König Karlmann gestorben war **), und K. Ludwig nach dem Wunsche der bojoarischen Großen sein Land übernommen hatte, (denn Herzog Arnulf, wegen seiner Strenge verhaßt, ward unehelicher Geburt wegen vom Erbe ausgeschlossen und auf Kärnten beschränkt,) so herrschte jetzt K. Ludwig der Ostfranke von den Grenzen der Slaven bis jenseits der Maas über ganz Deutschland; nur Allemannien gehörte seinem Bruder, dem Kaiser, der nun in Italien war.

In diesen Zeiten K. Ludwigs des Ostfranken war das westfränkische Reich so heruntergekommen, daß Boso, ein Graf in der Provence, den Karl der Kahle zum Herzog erhoben hatte, es wagen durfte, auf Antrieb seiner Gemahlin Ermingard, die eine Tochter Kaiser Ludwigs II. war, das Königreich Burgund zu erneuern. Es geschah im Oktober des Jahrs 879, daß ihm die zu Mantala versammelten Bischöfe die Krone antrugen, entweder weil sie von ihm gewonnen waren, oder weil sie bei der Schwäche der westfränkischen Könige eines Beschützers gegen die weltlichen Großen bedurften. Drei Tage lang, so verlangte Boso, ward in allen Gemeinden gebetet, auf daß weder er noch sie in ihrer frommen Absicht fehlen und Mißvergünstigte Zeit haben möchten, sich anzugeben. Darauf ward er vom Erzbischofe Aurelian zu Lyon gekrönt;

*) Annal. Bertin.

***) Im März 880.

sein Reich, welches von seiner vornehmsten Stadt Arelat genannt ward, begriff, nach den Unterschriften der Erzbischöfe und Bischöfe, die ganze Provence, die Gegend von Lyon, das Delphinat, Savoyen, und die Grafschaft nebst einem Theile des Herzogthums Burgund, von den Grenzen Languedocs bis an den Genfer See. Als die französischen Könige dies erfuhren, sandten sie an ihre Vettern, die deutschen Karolinger, und stellten ihnen die Nothwendigkeit vor, mit vereinigten Kräften dem Abfall der Provinzen von ihrem Hause zu wehren; auch ist nachher Kaiser Karl der Dicke wirklich mit ihnen gegen Bienne gezogen, hat diese Stadt erobert, Trmengar den gefangen, und ihren Gemahl den König Boso in die Gebürge getrieben. Nach zwei Jahren aber, als die französischen Könige gestorben waren, und Boso sich der kaiserlichen Hoheit unterwarf, bestätigte Kaiser Karl diese

burgundische Krone, welche auf diese Art seinem Reiche lehnspflichtig ward.

König Ludwig der Dstfranke nahm an diesen Geschichten keinen Theil, weil ihn auf einer andern Seite andere Feinde, die Normänner, heftig bedrängten. Diese kühnen, seit den Zeiten der Kaiser Ludwig und Lothar im Niederland angesiedelten Räuber richteten nach der großen Niederlage, die sie im Jahr 881 bei Sodalcurt (Seaucourt) an der Somme von dem westfränkischen Könige Ludwig erlitten hatten*), unter Gottfried, Haralds Sohne, ihre Streifzüge mehr gegen die sächsischen Küsten und die Länder am Rhein; denn K. Ludwigs des Dstfranken Kraft war durch Krankheit gebrochen, der sächsische Heerbann, der das Reich schützen sollte, unkräftig oder unglücklich. In einer großen Schlacht bei Ebsdorf im Lüneburgschen, ward der sächsische Herzog Bruno nebst

*) Diese Schlacht ist durch ein fränkisches auf uns gekommenes Siegeslied, (Schilteri Thesaurus III.) verherrlicht worden. Die Anfangsverse:

Einen kuning weiz ich
heisset Herr Ludwig
der gerne Gott dienet
weilt er ihm lohnet.
Kind wart er vaterlos
das wardt ihm sehr bos

sind wohl später aus der ältern Sprache übergetragen. Eine Stelle aus der Mitte lautet:

Tho namher skild indi sper
ellianlicheo reit her.
Wold her warer rahchon
sina widarsahchon.
Tho ni was iz buro lango
land her thia Northmannon.
Godelob sageta
her siht thes her gereda.

Ther kuning reit kuono
sang lioth frano
joh alle samun sungun
Kyrie eleison.
Sang was gesungen
Wig was begunnen
Bluot skein in wangon
spilodunder Frankon.

Da nahm er Schild und Speer, eilend ritt er her, wollte sich wahrhaft rächen, an seinen Widersachern. Da war nicht langes zaudern, er fand die Normannen. Gottlob, sagete er, er sieht dessen er begehrte. Der König ritt kühne, sang den heiligen Sang, auch alle zusammen sangen Kyrie Eleison! Sang war gesungen, Kampf ward begonnen, Blut schien in Wangen kämpfender Franken.

C c c c

zwoß Grafen, zwei Bischöfen, denen von Minden und Hildesheim, und vielem Volke erschlagen; eine andere Horde plünderte oder verbrannte die Rheinstädte Cöln, Bonn, Zulpich, Jülich und Mays. Endlich kamen sie nach Aachen, und erfüllten die Drohung, die vor achtzig Jahren Gotric, damals wie im Wahnsinn, gegen Karl den Großen gethan; die Kaiserburg und die prächtigen Klöster rings umher fielen in Asche. Nimwegen, eine andere Lieblingspfalz Karls, war schon vorher ein Schutthaufen geworden, und auch das Kloster Prüm, wo Kaiser Lothar begraben lag, seit vielen Jahren der Sammelplatz fränkischer Schätze, ward Beute des Raubes und der Flamme. In dieser unglücklichen Zeit, über der man den Ruhm seiner frühern Jahre vergaß, starb König Ludwig der Jüngere zu Frankfurt am 20sten Januar 882, ohne Erben, da sein rechtmäßiger Sohn Ludwig zwei Jahre vorher zu Regensburg aus einem Fenster heraus zu Tode gefallen, sein natürlicher Sohn Hugo aber in einem Treffen gegen die Normänner umgekommen war. Ueber seinem Grabe wüthete der Verheerungskrieg fort; die Normänner zogen weiter gen Trier, dann nach Metz; hinter ihnen vergingen die Städte in Flammen. Damals gedachten die Einwohner von Lothringen, die bei den Deutschen keine Hülfe mehr fanden, sich an die Westfranken zu ergeben, deren König Ludwig III. die Normänner bei Seaucourt so ruhmvoll gedemüthigt hatte; aber die Zweige vom Stamme Karls des Großen verdorrt, wie einst die Zweige Chlodowichs:

König Ludwig III. von Westfranken starb, durch frühe Wollust erschöpft, und die Lothringer wandten ihre Hoffnung zu K. Karl, der erst K. von Alemannien, dann von Italien, durch den Tod seines Bruders Ludwig des Jüngern Beherrscher von ganz Deutschland geworden, und als solcher von den Großen auf einem Reichstage zu Worms anerkannt ward. In der That war es der erste Gedanke dieses Fürsten, das unglückliche Rhein- und Niederland von der Tyrannei der Normänner zu befreien, die sich von ihrer letzten großen Unternehmung in Verschanzungen bei Hasla ohnweit Mastricht an der Maas zurückgezogen hatten. Das Heer, welches für diesen Zweck aus allen Ländern des Reichs aufgeboden ward, zog in drei Haufen, der erste unter Herzog Arnulf von Kärnthen, des Kaisers Neffen, der zweite unter Graf Heinrich, des Markgrafen Poppo von Thüringen Bruder, der dritte unter dem Kaiser. Bei der Größe dieses Heers erwarteten die gemischten Völker, daß sie nun von den ruchlosen Plünderern befreit werden würden. Statt dessen ließ sich Karl, als die Normänner nach zwölftägiger Belagerung der Feste auf das äußerste gebracht waren, von furchtsamen oder bestochenen Rätthen, dem Bischof Luitward von Vercelli und dem Grafen Wicbert *), bewegen, mit ihren Heerführern Gottfried, Siegfried, Worm und Hals einen Frieden einzugehen, worin ihnen, den Bedrängten und fast schon Verzweifelten, der Besitz eines großen Theils von Friesland und der Maasgegenden, nebst einer von den Franken zu zahlenden Summe von

*) Annales Lambeciani ad an. 882.

2400 Pfund Silber gewährt wurde. Die Normänner gaben dagegen nichts als die eitle Zusage, daß sie Christen werden und die Raubzüge einstellen wollten. Also ging das fränkische Heer mißvergnügt und beschämt auseinander. Hugo aber, der ein Sohn K. Lothars II. von der Waldrade war, und nach Erneuerung des väterlichen Königreichs Lothringen trachtete, setzte seine Hoffnung auf die Hülfe Gottfrieds, und gab ihm seine Schwester Gisela zum Weibe. Auf seinen Anreiz soll es geschehen seyn, daß die Normänner bald nach dem Frieden zu Hasla, während Kaiser Karl in Italien war, ihre Feindseligkeiten erneuerten; sie zogen den Rhein herauf bis Duisburg, wurden aber durch den Markgrafen Heinrich und den Bischof Arno von Würzburg zum Rückzuge genöthigt; auf einer andern Seite schlug sie Graf Reginbert bei Nordwide im Bremischen in einem heftigen Treffen. Zu derselben Zeit wurden andere ihrer Haufen von Neuem gegen die Westfranken siegreich, und nahmen, nachdem das französische Heer vor ihnen geflohen, ihr Winterlager zu Amiens; es ging jetzt den Franken, wie es zu Julians Zeiten den Römern von den streifenden Germaniern ergangen war. Da entschloß sich K. Karlmann von Frankreich, ihren Rückzug durch Geld zu erkaufen, und zahlte ihnen die zwölfthausend Pfund Silber, die sie verlangten. Als aber bald darauf König Karlmann, auf der Eberjagd durch einen seiner Getreuen, Namens Berthold, aus Versehen verwundet, — edelmüthig gab er vor, vom Eber verlegt worden zu seyn — gestorben war, behaupteten die Normänner, der zwölfjährige Stillstand, den sie bewilligt, beziehe sich nur auf den verstor-

benen König, und der Nachfolger desselben müsse den Frieden nochmals bezahlen.

In dieser Noth Frankreichs erwogen die Stände die Macht der Normänner, und daß der junge Karl, des Verstorbenen Halbbruder, erst fünf Jahr alt sey. Daher sandten sie an Kaiser Karl nach Italien, und trugen ihm an, ihr König zu werden, damit er sie durch den Arm der Deutschen beschütze. Karl kam, und empfing zu Gondreville ihren Eid. Also wurden die Reiche Karls des Großen durch Karl den Dicken wieder vereinigt. Doch vermochte so großes Glück die Schwäche seines Geistes nicht zu verdecken, vielmehr schien es, als ob er nur so hoch gestiegen sey, um desto schimpflicher zu fallen. In Deutschland selbst war er längst verachtet; die Gewaltigen thaten daselbst, was ihnen gut deuchte, und schafften sich, ihm zum Hohn, Recht oder Rache. So begab sich, als die Markgrafen gegen Mähren Willihalm und Engelschalk gestorben waren, daß Karl einen andern Markgrafen Arbo einsetzte. Die Söhne der Verstorbenen aber, die schon das Amt ihrer Väter wie Erbgut ansahen, vertrieben den Arbo, und der schwache Karl bestätigte sie in dieser Anmaßung. Da ging Arbo, der bei dem Kaiser kein Recht fand, zu Zwentibold, dem Fürsten der Mähren, und beredete ihn, sich der Jünglinge zu bemächtigen, deren Väter ihm vielen Schaden zugesügt hätten. Dies gelang dem Mähren mit zwei derselben durch List; er ließ sie entmannen, ihr Antlitz zersehen und ihre Arme abhauen, hinderte sie aber durch diese Verstümmelung nicht, zu Arnulf, dem Herzoge von Kärnthén zu entkommen. Als nun dieser

dem grausamen Zwentibold ihre Auslieferung weigerte, überzog ihn der Morave mit Krieg, wandelte sein Land in eine Wüste und führte sein Volk in die Knechtschaft. Bald darauf kam der Kaiser aus Italien mit einem starken Heer durch diese Mark. Da ging ihm Zwentibold ehrerbietig bis an den Kahlenberg entgegen, und Karl, statt den Mann, der das Reich so hart beleidigt hatte, zu züchtigen, nahm von ihm Friedensversicherung und Lehnseid.

Ueber diesen schwachen Kaiser freute sich Hugo, Lothars Sohn, der das Königreich seines Vaters wieder aufrichten wollte. Also ermunterte er zuerst den Normann Gottfried, ihm Lothringen erobern zu helfen, und bot ihm die Hälfte des Landes zum Lohn. Gottfried, um einen Vorwand zum Brüche zu haben, schickte alsbald Abgeordnete nach Gondreville, wo der Kaiser reichstagte, und verlangte die Abtretung von Coblenz, Andernach und einiger anderer Rheinstädte. Da ward es Karl selbst offenbar, daß der Normann keinen Frieden halten wolle; doch fühlte er sich unvermögend, diesen gefährlichen Feind im unzugänglichen Friesland zu überwältigen. In dieser Verlegenheit sandte er den Grafen Heinrich mit dem Bischof Willibert von Cöln und einigen andern nach der Betuwe (so hieß nun die alte Insel der Bataver), um mit Gottfried zu unterhandeln. Dieser besprach sich mit ihnen bei Herispich, da wo heut Ehenkenschanz steht. In dieser Unterredung begehrte ein Graf Eberhard, der mit Heinrich war, das Land zurück, welches ihm der Normann widerrechtlich genommen hatte. Gottfried antwortete höhrend, der Beleidigte aber

zog das Schwert und erlegte ihn. Darauf wurden von den übrigen Franken alle Normänner, die sie auf der Insel antrafen, getödtet. In die Hand desselbigen Heinrichs ist nachmals auch Hugo, der diese That veranlaßt, gefallen, und geblendet in ein Kloster gestossen worden. Der Abt Regino, der diese Geschichten aufgezeichnet, hat diesem Enkel Kaiser Lothars zu Prüm selbst die Platte geschoren.

Die Rache für ihren erschlagenen Fürsten wandten die Normänner gegen Frankreich, ließen unter ihrem Anführer Siegfried mit siebenhundert Fahrzeugen in die Seine und kamen im November 883 vor Paris, welches der Graf Ddo, dessen Bruder Robert, der Bischof Gohlen, der Abt Abbo von St. Germain, und einige andere geistliche und weltliche Großen tapfer vertheidigten. Im Februar des folgenden Jahrs führte Graf Heinrich ein ostfränkisches Heer zum Entsatz; aber die Normänner waren fest verschauzt, und in der Stadt wüthete die Pest; also hielt Heinrich es für räthlich, sich zurückzuziehen, nachdem er die Belagerten mit Lebensmitteln versorgt hatte. Hierauf reiste Graf Ddo selbst zum Kaiser, flehte ihn um Beistand, und bewirkte, daß Heinrich zum zweitenmal befehligt ward, den Entsatz um jeden Preis zu versuchen. In diesem Wagstück ward der tapfere Mann sammt den Begleitern, mit denen er die Verschanzungen der Normänner in Augenschein nehmen wollte, umringt und niedergehauen, und nur sein Leichnam durch den Grafen Raginer den Händender Feinde entrisen. Nicht größere Thaten haben durch Homer eine Unsterblichkeit erhalten, welche der Abt Abbo

von St. Germain dieser Belagerung durch seine lateinischen Verse freilich nicht zu geben vermocht hat *). Endlich im October (884), zog der Kaiser selbst der bedrängten Stadt mit großer Heeresmacht zu Hülfe. Aber beim Anblick der feindlichen Schaaren entfiel ihm der Muth; statt zu schlagen, sandte er wie bei Hasla Friedensboten, und siebenhundert Pfund Silber, auf den März des folgenden Jahrs zahlbar, wurden der kostbare und schimpfliche Preis des Rückzugs der Normannen, denen bis zu ihrer Befriedigung Quartiere in Burgundien angewiesen wurden. So blieb auch nach diesem schimpflichen Vertrage das Land noch lang dem Durchzuge plündernder Schaaren geöffnet.

Verfolgt von Verachtung und Schande zog Karl der Dicke nach dem Elsaß, wo ihn eine heftige Krankheit aufs Lager warf, dann, sobald er genesen, nach Allemannien. Unerträgliche Kopfschmerzen nöthigten ihn, sich Einschnitte machen zu lassen; die Unfähigkeit dieses Fürsten war vielleicht mehr körperliche als geistige Schwäche, wie er den schon in seiner Jugend krampfhaftige Zufälle, die für eine Teufelsbesitzung gehalten wurden, gehabt hatte. In diesem Elend verstieß er den Bischof Liutward von Vercelli, seinen Kanzler, der bisher für ihn regiert hatte. Dieser Emporkömmling war längst von dem Hasse der Großen verfolgt worden; aber sein Sturz gelang nicht eher, als bis der Kaiser überredet oder überzeugt ward, er pflege verbotenen Umgang mit der Kaiserin Richardis. Da nahm er Liutwarden Amt und

Würde, und klagte die Kaiserin an vor dem Volk; sie erklärte, daß sie zehn Jahre lang des Gemahls Unmichtigkeit verschwiegen, und ihre unversehrte Jungfräulichkeit durch Wehemütter und durch die Feuerprobe kund thun könne. Darauf begab sie sich in das von ihr gestiftete Kloster Andlo im Elsaß, wo sie nach ihrem Tode Wunder that, und als Heilige verehrt ward, Liutward aber zu Herzog Arnulf von Kärnthn nach Moosburg. Wenige Monate darauf erhob sich der letztere wider seinen Oheim, den Kaiser, mit einer großen Macht von Baiern und Slaven; die Rathschläge des Vertriebenen, die Verachtung, in welche Karl sein Ansehen gebracht, und das Gerücht, daß derselbe seinen unehelichen Sohn Bernhard zu seinem Nachfolger erklären wolle, bestimmten ihn, sich des Reichs zu bemächtigen, das seinem Vater Karlmann durch unzeitigen Tod entgangen. Der Kaiser war auf dem Wege nach Tribur, wohin er auf den November (887) eine Reichsversammlung ausgesprochen hatte; aber schon zu Frankfurt erklärten sich die Franken, Sachsen und Thüringer für Arnulf; zu Tribur verließen ihn auch die Allemannen, die als seine ältesten Unterthanen am längsten an ihm geblieben, und fielen der Wahl der übrigen Völkerschaften bei. Der unglückliche kranke Karl ward unedelmüthig sogar dem Mangel Preis gegeben; kaum erhielt er, daß man ihm einige seiner Erbgüter in Schwaben ließ, und ohne das Gnadenbrodt, welches ihm der Erzbischof Liutbert von Mainz reichte, wäre er noch vor dieser Bewilligung verhungert. Das war das

*) Du Chesne II. p. 499.

beste, daß er sieben Wochen nach seinem Fall, am 12ten Januar 888 starb. Ein Geschichtschreiber *) erwähnt des nicht wahrscheinlichen

Gerüchts, daß er von einem Bedienten ermüret worden; der Unglückliche war wohl zu unbedeutend, um ein Verbrechen zu veranlassen.

Viertes Kapitel.

König Arnulf **).

Karls des Dicken Untergang löste das schwache Band, durch welches während seines Lebens die Reiche Deutschland, Frankreich und Italien zusammengewachsen hatten; das Kaisertum war herabgewürdigt, und der Ehrgeiz der Großen eifertig, nach dem Besitz einzelner Kronen zu greifen. In Italien verglichen sich die Herzoge Berengar von Friaul und Guido von Spoleto, daß jener, ein Enkel Ludwigs des Frommen von dessen Tochter Gisela, das Königreich Italien, dieser, durch seine Mutter ein Enkel König Pipins von Italien, das Königreich Frankreich beherrschen sollte. Als aber Guido in Frankreich seine Parthei schwach und von der Mehrzahl der Großen einen andern König gewählt fand, kehrte er nach Italien zurück, und stritt nun mit Berengar über die Krone, welche dieser schon empfangen hatte. Der König, welchen die Franzosen erhoben, war der tapfere Graf Ddo (Otto, Eudes) von Paris, ein Sohn Roberts des Tapfern von Kaiser Ludwigs des Frommen Tochter Adelhaid, ein Mann schön und stark, der seine Wahl gar bald durch einen

Sieg, mit geringer Mannschaft über die Normänner erfochten, rechtfertigte. Dieses Glück derer, die in weiblicher Linie mit dem Hause Karls verwandt waren, bewog den Herzog Rudolf von Burgund, der über das helvezischlotharingische Burgund gesetzt und ein Enkel derselben Adelhaid war, die in zweiter Ehe Ddos Mutter geworden, ebenfalls nach dem Besitz einer Krone zu streben: als er die Bischöfe gewonnen, ward er von ihnen zu St. Mauriz in Wallis gesalbt und gekrönt. So entstand ein transjuranisches Königreich Burgundien zwischen dem Jura und den penninischen Alpen, welches das heutige Helvezien und Savoyen ist, neben dem neun Jahre früher von R. Bosso gestifteten Königreich Arelat oder Niederburgund.

Ueber diese Zersplitterung des karolingischen Reichs ergrimte Arnulf, König der Deutschen; denn den Mangel ächter Geburt, welchen seine Feinde ihm vorwarfen, ersetzten Geisteskraft und hohe Gesinnung. Sobald er daher auf einem Reichstage zu Regensburg seine Herrschaft über Deutschland und Lothringen befe-

*) Hermann Contract. ad an. 888.

***) 887 — 899.

fligt hatte, brachte er, auf einer andern Versammlung zu Frankfurt, das Recht seines Hauses auf die übrigen Königreiche in Anregung. Es gelang ihm, die Großen für seinen Vortheil zu stimmen, und so ward Krieg beschlossen gegen Odo, der sich das Erbe der Karolinger angemaßt habe. König Odo von Frankreich aber scheute sich vor der einträchtigen Deutschen überlegener Macht, und erschien als ein Bittender vor ihrem Könige, der sich von Frankfurt nach Worms begeben hatte. Dasselbst begütigte er ihn durch Auslieferung des Diadems, des Scepters und der übrigen karolingischen Reichsinsignien, welche von den Zeiten Ludwigs und Karls des Kahlen her in Westfranken geblieben waren. Darauf hat Odo das Königreich Frankreich von der Gnade König Arnulfs, den er als seinen Oberherrn anerkannte, wieder empfangen *), dieser aber die Parthei Guidos, welche nunmehr dieses Königreich ihm selbst antrug, abgewiesen.

Nicht weniger als der König von Frankreich ward der neue König von Burgundien Arnulfs überlegene Macht anzuerkennen genöthigt. Anfanglich glaubte derselbe, sogar die Eroberung Lothringens versuchen zu können. Da sandte Arnulf von Worms aus einen Theil des Heers nach Burgund, worauf Rudolf, nach fruchtlosem Widerstande, selbst nach Regensburg kam, sich unterwarf und mit seinem Königreiche begnadigt ward. Nachmals ist auch aus dem an-

dern burgundischen Reiche, dem von Arelat, Stremgard, Bosos Wittve, gekommen, für ihren Sohn Ludwig um die Bestätigung seiner Krone zu stehen, und hat von Arnulf Gewährung erhalten. Dieses geschah zu Forchheim, zwei Jahre nach dem Anfange der Herrschaft Arnulfs. Schon früher aber, im ersten Jahre seines Königreichs, hatte Arnulf auch Italien an seinen Namen erinnert. Eben war daselbst Berengar in einer großen Schlacht bei Breseia von seinem Gegner Guido überwunden worden, als Arnulf mit einem Kriegsheer in den Alpen erschien. Der geschwächte König von Italien ging ihm alsbald entgegen bis Trient, erklärte seinen Gehorsam, und erhielt Italien als Lehn; nur zwei Städte, la Nave und Sagum, wollte Arnulf verwahren. Da ihn aber andere Sorgen nach Deutschland zurückriefen, blieben die Sachen Italiens sich selbst überlassen, Berengar auf den Besitz seines Herzogthums Friaul beschränkt, und Guido so mächtig, daß ihn die Bischöfe zu Pavia als König erkannten, endlich der Paps Stephan V. in Rom sogar zum Kaiser krönte **). Seine Münzen bezeugen, daß er das Reich Karls des Großen erneuert zu haben wähnte. Um es in seinem Hause zu befestigen, ernannte er nach altrömischer Weise seinen Sohn Lambert zum Augustus, und befahl dem Paps, ihm die Krone aufzusetzen. Damals hätte in Italien wiederum ein eingebohrnes Kaisergeschlecht aufkommen mögen; bald aber wirkten des Volks Wankelmuth, der Eigenwille der Großen, und der Vor-

*) Huic (Arnulpho) Odo diadema et sceptrum et caetera regalia ornamenta obtulit, imperiumque Domini sui Gratia Imperatoris Arnulphi obtinuit. Wittekind. I. Daegeleichen Annal. Fuld. ad an. 888.

**) 2ten Februar 891.

theil des römischen Stuhls einheimischer Herrschaft entgegen.

Der vielthätige Arnulf tritt unterdeß mit den Normännern, und rächte die schwer gekränkte Ehre des deutschen Namens. Sie hatten ihm an der Geule ohnweit Mastricht ein Heer sammt den beiden Anführern, dem Erzbischof Sunderold von Mainz und einem Grafen Arnulf, erschlagen. Als nun der König selbst wider sie zog, lagerten sie sich an der Dyle, ohnweit Ewven. Die Gegend war sumpfig und das Lager zwischen den Armen des Flusses, den Deutschen aber fehlte es an Fußvolk, daher riefen ihnen die Normänner, vor der Reiterei ohne Furcht, spottend den Schrecknamen Geule zu. Der König aber ließ den einen Arm des Flusses ableiten, und vermahnte die Seinigen, die Verschanzung zu Fuß zu erstürmen. Dies geschah mit großem Erfolge. Beide Könige der Normänner, Gottfried und Siegfried, mit ihnen sechszehn andere Führer, fielen erschlagen, die übrigen stürzten sich fliehend in die Dyle. Damals ist an den Normännern der lang geübte Frevel gerochen worden. Hunderttausend soll die Zahl ihrer Erschlagenen gewesen seyn, die

Dyle floß langsam, von ihren Leichen gedämmt; die sechszehn genommenen Banner sandte König Arnulf nach Regensburg seiner Hauptstadt. Seit dieser großen Niederlage der Normänner haben wohl noch einzelne ihrer Haufen plündernd in Lothringen gestreift, aber kein Normännisches Heer ist weiter den Deutschen fürchtbar geworden. Aber wie im Nordwesten die Macht der Normänner fiel, wurden an der Ostgrenze die Slaven gewaltig. Zwentibold, der Moraven treulofer Fürst, der unter Karl dem Dicken so schwere Frevel am Reiche der Deutschen geübt, die Jünglinge Berner und Wezilo unmenschlich verstümmelt, und Arnulfs Herzogthum Kärnthen greulich verwüstet hatte, that, als Arnulf König geworden, gegen ihn freundlich, also, daß dieser hoffte, er möge den gefährlichen Nachbar auf immer verpflichten. In dieser Meinung übertrug er ihm das erledigte Herzogthum Böhmen. Zum Dank weigerte der hochmüthige Wende, der sich selbst König von Moravien nannte, fernern Gehorsam. Höchst erbittert über diesen Abfall besprach sich Arnulf auf dem Hengist- oder Marchfelde mit einem slavischen Fürsten Brazlav über ein Bündniß.

(Die Fortsetzung dieses Kapitels folgt im nächsten Heft.)

König Arnulf *).

(Fortsetzung des vierten Kapitels.)

Da ward K. Arnulfen angefangt, daß die Soraben an der Elbe, im Bunde mit Zwentibold, den Bischof Arno von Würzburg, der auf Geheiß des Herzogs Poppo von Thüringen wider sie ausgezogen, bei Chutizi (Skeudih) im Treffen erschlagen hatten. (892.) K. Arnulf, im Grimm, nahm dem Poppo das Herzogthum über Thüringen; da er sich aber auch an den Mähren rächen wollte, sandte er zugleich Bofen in das Innere Pannoniens, von wo seit dreißig Jahren das Gerücht von einem neuen kriegerischen Barbarenvolk, den Ungarn, die sich selbst Madsharen nannten, ausgegangen war. Diese Ungarn, eine große Horde kalmükischen Stamms, waren vom Fuße des Ural auf dem alten Hordenwege durch die Länder an der Wolga, dem Don und dem Dnieper, in sieben kleinern Haufen bis an die Karpathen gekommen, und über diese in Pannonien eingewandert, welches seit dem Untergange der Awaren von keinem großen Volke mehr bewohnt war. Unter ihren Häuptern hatte Almus, Ugeks Sohn, die meiste Gewalt; ihm folgte sein tapferer Sohn, Arpad. Die Sitten und die Gestalt der Ungarn werden von Regino und Otto von Freisingen auf dieselbe Weise, zum Theil mit denselben Worten beschrieben, womit ältere Schriftsteller die ungestalten und schreckbaren

Hunnen abge schildert hatten; auch sind sie wohl, wo nicht Brüder, doch Verwandte der Hunnen. An dieses wilde Volk, das bisher mit den sparsamen Ueberresten der pannonischen Bevölkerung, auch mit den Bulgaren und mit den Griechen gestritten, sandte König Arnulf und lud es ein, gegen die übermüthigen Mähren zu ziehen. Sie kamen unzählbar auf Rossen, während von der andern Seite Arnulf selbst mit dem Heerbann der Schwaben, Franken und Baiern in Moravien einbrach. Schlachten wurden nicht geschlagen, aber das Land ward graunvoll verwüftet. Zwentibold, von Unglück übermannt, unterwarf sich, versprach Tribut dem deutschen Könige, und gab zum Pfande der Treue den eigenen Sohn. Doch ertrug er seine Abhängigkeit und den Verfall der moravischen Macht nicht lange, legte seine Gewalt nieder, und zog in die Einsamkeit des Bergwaldes Zober, worin er starb. Nach andern hat er auf seinem Sterbelager das Reich unter seine Söhne getheilt, denen er vorher durch ein aufgelöstes Ruthenbündel die Gefahren der Zwietracht veranschaulichte. Doch hat diese Lehre nicht ge fruchtet. Nach großem Zwiespalt zwischen seinen Söhnen Moymar und Zwentibold ist das Land Böhmen, wozu auch das heutige Schlessien bis an die Oder gehört zu haben scheint **), an

*) 887 — 899.

**) Cosmas Pragensis. Arnulphus Imperator, qui sibi (Zwentiboldo) non solum Bohemiam, verum etiam alias regiones hinc usque ad fluvium Oderam subjugavit.

einen eigenen Fürsten Borzivoj *), mit Arnulfs Genehmigung, gekommen, und nur Mähren dem jüngern der beiden Brüder verblieben; das Land vom Flusse Gran bis an die Karpathen, welches auch zu Mähren gehörte, ist nachmals Beute der Ungarn geworden, zur Zeit, als dieselben König Arnulfs an sie erlassnen Ruf den Deutschen so übel vergaltten.

Damals aber war das Glück König Arnulfs und seines Hauses noch im Steigen begriffen. Während Odo, König von Frankreich, und der junge Karl, welchem derselbe den Thron seiner Väter entrissen, auf die Reichstage der Deutschen kamen und mit großen Geschenken um die Gunst ihres Königs buhlten, ward derselbe an die ihm fehlende Kaiserkrone erinnert. Es kamen nehmlich Boten vom Papst Formosus, gegen Herzog Guido von Spoleto, welcher zum Kaiser gekrönt auch kaiserliche Rechte geltend machen wollte, Hilfe zu flehen; dasselbe that Guidos Nebenbuhler, Berengar, der zu Trient Arnulfs Schützling geworden. Also ermuntert zog der König der Deutschen, dem Berengar den Schild trug, über die Alpen (893). Er betrachtete sich als Erben der karolingischen Größe: als ihm, nach Veronas freiwilliger Unterwerfung, Bergamo den Eintritt weigerte, ließ er die Stadt stürmen und plündern, und den Grafen Ambrosius, der sie vertheidigt hatte,

in voller Rüstung am Stadthore aufhängen. Darauf ergaben sich Mailand und Pavia ohne Schwerdschlag; doch kehrte der König schon in Piacenza um, weil er den Abfall des burgundischen Rudolfs vernahm, und diesen gefährlichen Gegner im Rücken nicht aus der Acht lassen konnte. Bald nach seinem Abzuge starb Guido; seine Wittve Engeltrude suchte das Reich für ihren Sohn Lambert, der schon zum Kaiser gekrönt war, zu behaupten. Auf der andern Seite fand Berengar, besonders in Oberitalien, mächtigen Anhang. Der Papst aber und einige Großen, die gar keinen einheimischen Kaiser haben mochten, riefen abermals den König der Deutschen herbei. Arnulf kam **), ließ den Berengar, der sich verrätherisch mit Lambert vergleichen wollte, in Lucca gefangen nehmen, und zog, unaufgehalten durch die winterlichen Regengüsse, im Februar des folgenden Jahres vor Rom, wohin sich Engeltrude zurückgezogen hatte. Als nun ihre Kriegsheere von der unersieglich geachteten Mauer herab auf die Belagerer spotteten, wurden die Franken und Allemannen zu so heftiger Kriegeswuth gereizt, daß sie Sturm liefen und die Stadt gewannen ***). Es ward aber nur das Leoninische Stadtviertel, da wo der Vatikan und das heutige Rom ist, erobert: denn Engeltrud behielt Zeit zu entfliehen, die römischen

*) Dieser Borzivoj ward auf folgende Weise Christ: Er kam als Jüngling an den böhmischen Hof, und ward daselbst kostbar, aber auf dem Fußboden bewirthe, weil er als Heide der Ehre des Tisches nicht werth sey. Dies kränkte ihn so, daß er sich taufen ließ.

**) Im September 895.

***) Luitprand läßt die Belagerer einem Hasen nachlaufen, die Belagerten aber in der Meinung, jene liefen Sturm, die Mauer verlassen; offenbar ein Geschichtchen, zum Spott römischer Feigheit von den Deutschen erfunden, das nachher durch den Volkswitz viele Brüder gefunden.

Obrieken und Priester aber kamen den Sie- gern mit Fahnen und Kreuzen bis an die Mil- vische Brücke entgegen, und führten sie nach der Peterskirche, wo König Arnulf vom Papst For- mosus empfangen und zum Kaiser gekrönt ward. Darauf ließ er das römische Volk in der St. Paulskirche Treue schwören, und diejenigen Hauptleute, die es mit Lambert gehalten hat- ten, gefangen nach Baiern führen. Aber kaum hatte er, selbst von Krankheit gepeinigt, Rom und Italien verlassen, als Berengar und Lam- bert wieder hervortraten, und mit einem drit- ten, dem Markgrafen Adalbert von Toskana vereinigt, die zurückgelassenen Statthalter und Hauptleute vertrieben. Italien, von Arnulf aufgegeben, fiel in fluchwürdige Greuel. So ließ Papst Stephan VI. den Leichnam des For- mosus, der Arnulfen zum Kaiser gekrönt hatte, aus dem Grabe heben, wegen der Krönung Gericht über den Todten halten, und ihn nackt, mit zwei abgehauenen Fingern, in die Tiber schleifen.

Arnulf vergaß diese Krone über anderen Sorgen. Seinem geliebten Sohne Zwentib- hold *), dem dadurch, daß die Kaiserin Uta

einen Erben gebahr, die schon zugesicherte Nach- folge entging, verschaffte er das lotharingische Königreich; doch sollte dasselbe von Deutsch- land abhängig bleiben. Aber Zwentibold ward durch die Unzufriedenheit, die er von seinen Vasallen, und durch die äußere Bedrängniß, die er von den Normännern erfuhr, ein unglück- licher Fürst. Zu diesem Kummer des Vaters gesellte sich eigene häusliche Schmach. Uta ward beschuldigt, daß sie ihren Leib in heim- licher Wollust entweihe, und vor einem offenen Gericht zu Regensburg nur durch das eidliche Zeugniß, welches zwei und siebenzig Herren für ihre Unschuld ablegten, gerettet. Ihn selbst, den Kaiser, der auf dem italienischen Zuge schwer erkrankt war, plagte der Verdacht, ver- giftet zu seyn, und doch rief ihn noch die Em- pörung eines Markgrafen Hsangrim **) im Lande ob der Ens in die Waffen. Dieser Feld- zug war sein letzter; denn gegen Ende des Jahrs 899 starb er zu Regensburg, gewiß nicht ohne bittre Erinnerung an die großen fast alle nun in Nichts ausgegangenen Entwürfe, mit denen er sich auf den Thron des unglück- lichen Oheims gesetzt hatte.

*) Diesen Zwentibold hatte der Mährenfürst gleiches Namens aus der Taufe gehoben.

**) Dieser Herzog Hsangrim von Oesterreich und der Lothringische Graf Reginar sind Helben berühmter Volksgefänge geworden, in welchen jener unter der Gestalt des Wolfes, dieser unter der des Fuchses auf- trat; daraus ist später das niederdeutsche Gedicht Heinecke der Fuchs entstanden. Daher die scherzhaften Namen Hsangrim und Heinecke für Wolf und Fuchs.

Fünftes Kapitel.

König Ludwig das Kind *).

Nach Kaiser Arnulfs Tode versammelten sich die Großen und das Volk der Deutschen auf einem Reichstage zu Forchheim, und erhoben und krönten daselbst zu ihrem Könige des Verstorbenen sechsjährigen Sohn, Ludwig, wie sie fünf Jahre vorher auf einer Versammlung zu Tribur dem Vater versprochen hatten, und wie es die alte Gewohnheit des fränkischen Königthums mit sich brachte **). Bei dieser Minderjährigkeit Ludwigs führte Erzbischof Hatto von Mainz das Regiment; die Person des jungen Fürsten ward dem Bischof Adalbero von Augsburg vertraut; denn auch Arnulf hatte vielleicht aus Abneigung gegen den stärkern Eigenwillen der weltlichen Großen die ersten Staatsämter den Händen der Bischöfe übergeben. Unter den weltlichen Großen nahmen vor den andern Herzog Otto von Sachsen, und Markgraf Luitpold von Bessereich, der Isangrimms Nachfolger geworden war, an der Staatsverwaltung Theil. Die Geschichte derselben kennt nur ein glückliches Ereigniß, die Wiedervereinigung Lothringens, das Kaiser Arnulf dem zu sehr geliebten Zwentibold gegeben hatte. Von diesem gewalthätigen Fürsten, welcher Weibern und niedrigen Leuten ergeben war, vielen Großen ihre

Güter nahm, einen Grafen Reginar so heftig verfolgte, daß die List, womit sich derselbe verbergen mußte, in Volksliedern besungen ward, die Bischöfe ungebührlich schalt, und dem Erzbischof von Eßln Stockschläge gab, wandten sich bald nach Arnulfs Tode die längst unzufriedenen Lothringer erstlich zu Frankreich, wo jetzt nach K. Dobs Tode Karl der Einfältige, aus dem Hause der Karolinger, König war, dann als dieser sie verließ, zu dem Reiche der Deutschen. Zwentibold, welcher dies zu rächen mit Mord und Brand in seinem Königreiche umherzog, ward in einem Treffen an der Maas von den lothringischen Grafen Stephan, Gerhard und Matfried erschlagen **), das Land seitdem durch Herzoge oder Grafen verwaltet.

Dieser Glücksfall im Westen ward aufgewogen durch die grause Verheerung, welche von Osten her über das Reich kam. Jene Ungarn, mit denen sich Kaiser Arnulf gegen die Mähren verbündet hatte, fielen, als sie von der Herrschaft des Kindes vernommen, und des Reiches Schwäche durch trügerische Gesandten erspäht hatten, in großen Schwärmen durch das wehrlose Moravien in Baierland ein. Funfzig Meilen weit und breit ward alles ein Schauplatz

*) 900 — 911.

**) Diesen Grund giebt Erzbischof Hatto in seinem Schreiben an den Papst Johann IX. an: *Quia reges Francorum semper ex uno genere procedebant, maluimus pristinum morem servare quam novam institutionem incipere.*

***) Am 15ten August 900.

wilder Verheerung, die offenen Orte und Klöster loderten in Flammen empor. Es war ein grausames, reißenden Thieren vergleichbares Geschlecht, das durch seine entsetzliche Gestalt, mit nacktgeschornem Kopfe, tiefliegenden Augen neben kaum sichtbarer Nase und braungelbem Angesicht, schon von Weitem Entsetzen einflößte; dazu hieß es, daß Blut ihr Trank und Menschenherzen ihre Arznei sey. Mit unglaublicher Sicherheit schnellten sie aus der weitesten Ferne ihre Pfeile vom Bogen, ihren behenden Rossen mochte kein Verfolgter entfliehen, kein Verfolgender sie erreichen. Gegen diese Verwüster waffnete sich Euitpold, der Markgraf von der Ens, und der Bischof Richard von Passau. Aber jener vermochte nur einen ihrer Haufen, der sich am linken Donauufer verspätet hatte, zu ertappen. Wiewohl fast ohne eignen Verlust bei zwölfhundert Mann erlegt wurden, war doch die Rache gering, denn die übrigen verstoßen, und bezeichneten ihren Rückweg durch die Spur ihres Kommens. Darauf ward, nicht weit vom Einfluß der Ens in die Donau, die Festung Ensburg zur Hut gegen die Feinde gebaut, und dem tapfern Bischof von Passau als Ersatz für die eingäscherten Klöster gegeben.

Bessern Schutz als Burgen, an denen die Ungarn vorüber jagten, hätte das Aufgebot des Heerbanns gewährt; aber das Volk lag in der Knechtschaft der Bischöfe und des Lehnsadels, der Lehnsadel selbst diente einzelnen mächtigen Geschlechtern, die durch Erbe, Gunst oder Gewalt große Güter zusammengebracht hatten. Diesen, vor dem Könige, gehorchten die Heere von Getreuen und Lehnsträgern, die ihrem Dienst sich ergaben, die Herren selbst aber, im

Gefühl ihrer Macht, fingen an zu vergessen, wen sie für ihrer aller Lehnsherrn und Richter erkannt hatten. So gefellte sich zu dem Greuel feindlichen Einfalls innere Fehde.

Es waren zu derselben Zeit zwei Geschlechter reich und mächtig vor andern, die vier Brüder von Babenberg oder Bamberg, Söhne des tapfern Herzogs Heinrich, der vor Paris gegen die Normänner gefallen war, und die vier Brüder von Rothenburg, mit dem Könige verwandt. Der letztern einer, Rudolf, ward nach Bischof Arnos Untergang Bischof von Würzburg; ein anderer, Konrad, erhielt das durch Poppo's Absetzung erledigte Herzogthum Thüringen. Ueber dieses Glück der Rothenburger nun sahen die Babenberger scheel; denn Poppo war ihres Vaters Bruder, und schon länger mochte Zwietracht zwischen beiden Familien herrschen. Als sie nun nach langem Hader von ihren Burgen herab zur Fehde zogen, wurden die Babenberger geschlagen, Markgraf Adalbert schwer verwundet, sein Bruder Heinrich getödtet, Adalhard, sein anderer Bruder, gefangen. Dem letztern ließ Eberhard von Rothenburg, der Sieger, der im Kampf auch einen seiner Brüder, Gerhard, verloren hatte, im Schmerz darüber den Kopf abschlagen. Rache dürstend kam im folgenden Jahr Markgraf Adalbert mit doppelter Macht, verheerte die Landschaften des Rothenburgers, und jagte den Bischof von Würzburg aus seiner Stadt. Zwar gebot K. Ludwig Landfrieden, und erklärte den Markgrafen, als derselbe dieses Gebotes lachte, seiner Würden und Güter verlustig; dieser aber erschlug zur Antwort den Herzog Konrad, auch

einen Rothenburger, in offner Feldschlacht bei Fritslar. Darauf lud der König den Babenberger vor den Reichstag nach Tribur, und zog selbst, wie er sich zu kommen weigerte, mit Heeresmacht vor dessen Burg. Mit dem Könige war Erzbischof Hatto, sein Erzkanzler. Dieser versprach, er wolle machen, daß der Markgraf komme, der König solle sorgen, daß er nicht wieder heimkehre. Dies gewährt ritt er als Vermittler zu Adalbert, und beredete ihn, hinab ins königliche Lager zu gehen, indem er ihm eidlich gelobte, er selber werde ihn in seine Burg zurückführen. Da sie nun weggeritten waren, gab Hatto plötzlich vor, er habe das Frühstück vergessen, und fühle nun Hunger. Als bald kehrte Adalbert mit ihm um in das Schloß, dann zum zweitenmal in des Königs Lager. Hier ward er verhaftet, und zum Tode verurtheilt. Als er nun hingeführt wurde, blickte er auf den Erzkanzler und beschuldigte ihn laut des Meineids. Dieser aber entgegnete: „das sage er mit Unrecht, denn unverfehrt habe er ihn dem Versprechen gemäß in die Burg zurückgebracht! Warum sey er zum zweitenmal ausgezogen?“ So fiel das Haupt des Babenbergers, sein Gut ward vertheilt, sein Schloß mit der umliegenden Gegend behielt der König; das Bubenstück des Erzbischofs aber blieb im Andenken des Volks, und noch nach Jahrhunderten sang dasselbe von dem Untergange des Grafen und von der wun-

dervollen Rache, die der Himmel durch einen Blitzschlag an dem Verräther genommen *).

Dies geschah im Jahre 905. Zwei Jahre darauf brachen die Ungarn mit größerer Macht denn zuvor in die Ostmark. Da versammelte König Ludwig ein starkes Heer vieler Grafen, Bischöfe und Äbte, mit ihren Dienstleuten, bei Ensburg, übergab dasselbe dem Herzog Luitpold, welcher damals über Baiern gesetzt worden war, und sandte ihn weiter hinab an die Donau, wo jenseits derselben die Ungarn ihr Lager hatten; er selbst blieb mit einem Heerhaufen an der Ens. Wenige Tage darauf wurden jene in finsterner Nacht, wo sie allzu sorglos schliefen, von den Ungarn, welche leicht bewaffnet durch den Strom geschwommen waren, überfallen. Das Schlachten währte drei Tage; Herzog Luitpold selbst, Erzbischof Dietmar von Salzburg, Otto Bischof von Freisingen, Bischof Zacharias von Seben, mit ihnen noch andre tapfere Äbte und Grafen, sind darin umgekommen, wenige nur zum König an die Ens entronnen. Dieser, der den Seinigen Hülfe bringen wollte, fiel selbst durch arglistige Flucht der Feinde gelockt in einen Hinterhalt, daß er mit Mühe gen Passau entkam. Nun überschwemmten die wilden Schaaren das offene Land, die Dörfer, die Klöster, Regensburg selbst, gingen in Flammen auf, unermessliche Beute ward fortgeführt, viele tausend Männer, Weiber und Kinder an den Haaren zusammen-

*) Die Mähr von den Mäusen, die den Erzbischof verfolgt und endlich gefressen, gilt einem andern Erzbischof Hatto von Mainz, der zur Zeit einer Hungersnoth arme Leute in einer Scheuer verbrannt hatte. Die Geschichte selbst, welche Ehard zweifelhaft zu machen sucht, um der erzbischoflichen Würde nicht zu nahe zu treten, war schriftlich und mündlich verbürgt. Itaque non solum in Regum gestis invenitur, sed etiam in vulgari traditione, in compitis et curiis hactenus auditur. Otto Frising. VI. 15.

gebunden in die Knechtschaft nach Ungarn getrieben, glücklich die, welche Leben und Freiheit durch Lösegeld zu retten vermochten. So ging's seitdem von Jahr zu Jahr; denn als Baiern ausgeraubt war, wandten sich die Ungarn nach andern deutschen Landschaften, nach Thüringen, wo sie mit den wendischen Dalaminziern verbündet, den Herzog Burkard erschlugen, nach Sachsen, Allemannien, Franken. Umsonst bot K. Ludwig den Heerbann auf, drohend jedweden, der den Streit scheue, hängen zu lassen; er ward abermals in die Flucht getrieben, und endlich schmachvollen Frieden oder Stillstand um Geld von den Ungarn zu handeln genöthigt.

In diesem Mißgeschick starb K. Ludwig, von Kummer erdrückt, im achtzehnten Jahre seines

Alters, am 20sten Junius 911, unvermählt, in Deutschland der letzte des Karolingerstamms, der in Frankreich noch einige schwächliche Zweige forttrieb. Wehe dem Lande, des König ein Kind ist, sprachen die Zeitgenossen, als ob der unglückliche Jüngling das Elend der Zeiten verschuldet, und auch neuere Geschichtschreiber verklagen unbillig seine hilflose Jugend; doch ist K. Ludwig in alle Wege mit den Feldlagern gezogen, und hat keinen Streit für des Volkes Rettung gescheut. Darum gehört das über ihn ausgerufene Wehe den Fürsten, die seinen Befehlen nicht gehorchten, sondern sich des Unheils freuten, weil sie in solchen Zeiten als Könige herrschen konnten *). Zu Regensburg liegt K. Ludwig begraben.

Sechstes Kapitel.

König Konrad I. **).

Da das Geschlecht Karls des Großen nur in Deutschland erloschen war, in Frankreich aber noch fortbauerte, so hat es vielen geschienen, die Deutschen hätten sich an den Fluch erinnern sollen, den Papst Stephan IV. über das Volk der Franken ausgesprochen, wenn es je einen andern als einen Nachkommen Pipins des Kur-

zen zum König erwählen würde. Aber theils mochte das Andenken an jenen längst vergessen seyn, theils betrachteten sich seit dem Vertrage zu Verdun, und den durch Karls des Kahlen Thöcke und Ländergier veranlaßten Händeln, Ost- und Westfranken nicht bloß als geschiedene, sondern sogar als feindseelige Völker. Sprache

*) Nonnulli Hungaris non solum pugnam non inferebant, sed ut proximi caderent laetitiam habebant, atque hoc ipsi perversi perverse fecerunt, quatenus, dum proximi caderent, soli ipsi liberius quasi regnarent. Luitprandus.

***) 911 — 918.

und Sitte, die wahrhaften Kennzeichen zusammen gehöriger Massen, waren immer weiter aus einander gegangen, je mehr die in das alte Gallien eingewanderten Franken durch Annahme des romanischen Wesens zu Franzosen geworden waren: die politische Trennung drückte nur das Siegel auf die lang vorher bestandene Trennung der Gemüther.

Zwar waren auch in Deutschland selbst die fünf Hauptvölker, aus deren Verbindung zuletzt das Reich bestanden, nicht einig, denn die lothringischen Großen, denen die Ohnmacht des französischen Königs vortheilhaft dünkte, neigten sich zu Frankreich, und der Baiernherzog Arnulf strebte die Selbständigkeit zu behaupten, die er ohne weitere Hülfe vom Reich gegen die Hunnen vertheidigen mußte. Aber zum Glück für Deutschland stimmten wenigstens die beiden Hauptvölker, Franken und Sachsen, mit ihnen wahrscheinlich auch die Schwaben, in der Ueberzeugung überein, die bisherige Verbindung der deutschen Nation müsse durch die Wahl eines gemeinschaftlichen Königs aufrecht erhalten werden. Wo die Zusammenkunft geschah, wird nicht gemeldet, dagegen erzählt der sächsische Geschichtschreiber Wittekind, daß die Wahl zuerst auf Otto, den erlauchten Herzog der Sachsen und Thüringer fiel; daß aber derselbe, sein hohes Alter erwägend, den Frankenherzog Konrad von Freilich, den Sohn jenes vom Babenberger Adalbert erschlagenen Konrads, statt seiner zur Königswürde empfahl. So blieb die Macht bei derjenigen der deutschen Völkerschaften, bei welcher sie seit dem Emporkommen der Pipiniden gewesen, bei den germanischen Franken, deren Name jetzt, nachdem

sich Franzosen und selbst Lothringer von ihnen gesondert hatten, auf die Völker am Main und am Rhein zwischen Alemannen und Sachsen eingeschränkt war.

Indeß fehlte viel, daß Konrad der Franke mit dem Namen König auch das Reich überkommen hätte; alle Macht war seit Wiederherstellung der Herzogthümer dergestalt in die Hände der Großen gerathen, daß Konrads ganze Regierung nur einer Reihenfolge von Bestrebungen ward, dasjenige erst zu erwerben was ihm durch die Wahl mehr dem Namen als der Sache nach übertragen worden war. Die Mittel, welche er anwandte, bestanden theils in der für den Augenblick staatsklugen Bereicherung der Geistlichkeit mit Reichsgütern, welche nur unter diesem Vorwand dem angemessenen Besitz der Weltlichen entzissen werden konnten, theils in offenem Kriege gegen diejenigen, welche sich des Gehorsams gegen die Königsmacht weigerten, und das Reich in selbständige Herzogthümer zu zerfallen trachteten. Am schmerzlichsten aber empfand er, daß es dem einfältigen Karl von Frankreich, der so eben eines der schönsten Stücke seines Landes den Normännern hatte überlassen müssen, durch Vorschub eines Verräthers, des Grafen Reginar, gelungen seyn sollte, Lothringen und damit den heiligen Boden des alten Frankenreichs den Deutschen zu entreißen. Daher war gleich Konrads erster Kriegszug nach Lothringen gerichtet; aber ohngeachtet weder die Rebellen in diesem Lande, noch der französische König, ihm gewachsen waren, so geschah es doch durch eine unglückliche Verkettung von Umständen, die mit den spätern über diese Länder gekommenen Schicksalen große Aehnlichkeit

haben, daß die Franzosen, mit Ausnahme der Landschaft Elfaß, deren Besitz Konrad behauptete, Lothringen behielten. Als nehmlich Herzog Otto von Sachsen gestorben war, hielt es Konrad für gut, wenn er Ottos Sohne, Heinrich, einem tapfern Manne, der noch bei des Vaters Lebzeiten gegen die Wenden siegreich gefochten hatte, wo nicht das Herzogthum über die Sachsen, doch einen Theil der von seinem Vater verwalteten Reichsgüter (vielleicht Thüringen), entzöge; aus Scheu aber vor der Größe des Mannes und der Liebe, welche die Sachsen zu ihm trugen, stellte er sich, als ob er ihm statt der zurückgehaltenen größere Güter und Ehrenstellen verleihen wollte. Die Sachsen jedoch achteten auf diese Versprechungen nicht, und riethen ihrem Herzoge, sich mit Gewalt in Besitz dessen zu setzen, was sein Vater gehabt hatte. Da nun K. Konrad Heinrichs Abfall ahnte, soll, nach dem Bericht des sächsischen Geschichtschreibers Wittekind, Erzbischof Hatto, der dieses Königs ganzes Vertrauen besaß, einen Anschlag gefaßt haben, den gefährlichen Gegner der königlichen Macht durch eine goldene Halskette, die ihm geschenkweise bei der Tafel überbracht und angelegt würde, erwürgen zu lassen. Der Ränksler aber, durch eine wehmüthige Aeußerung des Erzbischofs aufmerksam gemacht, entdeckte Heinrich die Gefahr. Auf dieses ließ derselbe alle Güter, die der Erzbischof in Sachsen und Thüringen besaß, in Beschlag nehmen, verjagte auch die Grafen Burkhard und Bardo, königliche Verwandte und Günstlinge, die wie es scheint mit

den Reichsgütern, über deren Entziehung Heinrich sich beklagte, beliehen worden waren, und vertheilte die Güter an seine Kriegsleute. Darauf sandte König Konrad seinen Bruder Eberhard mit einem Heere nach Sachsen. Heinrich hatte sich in der Harzburg (Heresburg) eingeschlossen, und Eberhard, der im offenen Felde keinen Feind antraf, spottete schon des furchtsamen Gegners; unerwartet aber ward er eine Meile von der Harzburg von den Sachsen angefallen und gänzlich geschlagen. Wo wird es, fangen nun die Säger der Sachsen, eine so große Hölle geben, so viele erschlagene Franken zu fassen? Nun zog K. Konrad selbst aus mit überlegener Macht, und belagerte den Herzog in dem Schlosse Grona, in der Nähe des heutigen Göttingens. Schon waren Unterhandlungen wegen der Uebergabe angeknüpft, also, daß Heinrich sich unterwerfen und des Königs Freund werden sollte, als einer seiner Anhänger, Graf Dietmar, der nur mit fünf Männern gekommen war, die erdichtete Botschaft brachte, daß dreißig Haufen zu seiner Hülfe im Anzuge wären. Darüber verließen des Königs Boten in Bestürzung das Schloß, und bald darauf das ganze Kriegsheer die Gegend. Also der sächsische Geschichtschreiber. Vielleicht lag indes die Ursache dieses schnellen Abzugs weniger in jener rohen Kriegslust, als in der Verbindung, in welche der Sachsenherzog mit dem Lothringer und dem Könige von Frankreich getreten war. Wir kennen diese Verbindung, deren sich der sächsische Wittekind geschämt zu haben scheint, aus französischen Quellen der zweiten Hand *).

*) Eckhardt II. p. 842.

So verderblich wirkt das engherzige Streben nach völkerschaftlicher Vereinzelung, wenn dasselbe einmal des Gefühls volkstümlicher Ganzheit mächtig geworden, daß selbst der hochsinnige Heinrich sich erniedrigen konnte, um dem rechtmäßigen Könige nicht zu gehorchen, Karls des Einfältigen Lehnsträger zu werden, und im Pallast Karls des Großen das Gehör seines schwachsinnigen Urenkels zu erbetteln. Aber diesen Flecken hat Heinrich nachmals durch die Rettung Deutschlands abgewaschen.

König Konrad, durch schlimme Nachrichten aus Böhringen erschreckt, brach nach der Kriegsgart jener Zeit, die immer mehr nur das Einzelne ins Auge zu fassen anfing, auf, den Ueberrest dieses Landes zu retten. Vom Erfolge haben wir keine Nachricht; aber bald darauf finden wir ihn in Schwaben, wo ebenfalls gefährliche Unruhen ausgebrochen waren. In diesem Lande verwalteten zwei Brüder, die Kammerboten Erchanger und Berthold, die herzogliche Gewalt. Diese, nachdem sie im Bunde mit dem Herzog Arnulf von Baiern gegen die Hunnen am Innfluß eine siegreiche Schlacht geschlagen hatten, übten schwere Frevel gegen den Bischof Salomo von Cosniz, aus habgieriger Erbitterung, daß der König ihm und seinen Klöstern viele Güter zum Geschenk gegeben hatte, welche, obwohl sie des Königs waren, die Kammerboten doch schon als ihr Eigenthum ansahen. Da sie nun der Bischof erinnerte, wie bloß auf seine Fürbitte schon K. Arnulf ihnen frühere Bosheiten verziehen, wurden sie so ergrimmt, daß sie ihn auf der Landstraße fingen

und in ihr Schloß Diepolsburg führten; doch hinderten sie ihren Neffen Luitfried, der ihn mit dem Schwerdte tödten wollte. Einer aber aus dem Geschlecht des Bischofs, Siegfried von Rainschwag, waffnete seine Diensteute, nahm die Kammerboten des Nachts in einem Walde gefangen, und brachte sie vor den König. Dieser verurtheilte den Erchanger, dessen fromme Gemahlin Bertha den Bischof schon erledigt hatte, zur Landesverweisung. Statt zu gehorchen ließ sich Erchanger, auf die Zahl seiner Anhänger und auf den Besitz der Bergfeste T w i e l in Hegow, ohnweit des Bodensees, trohend, zum Herzog von Allemannien ausrufen; es lockte ihn das Beispiel des Herzogs von Baiern, der sein Land wie ein unabhängiges Reich beherrschte. In dieser Noth gaben die Bischöfe dem Könige den Rath, den Erchanger und seine Freunde zur Fürstenversammlung nach Altheim zu berufen. Sie kamen auf sicheres Geleit, aber die Bischöfe, Fürsten und Grafen sprachen das Urtheil, daß Erchanger, Berthold und Luitfried den Tod verdient hätten; zu Abingen wurden sie enthauptet *). Nach diesem Untergange der Kammerboten ist Burkhard, der Sohn Adalberts, Grafen im Thurgau, mit dem Beifall aller schwäbischen Großen zum Herzog in Allemannien erhoben, und mit den eingezogenen Erbgütern der Kammerboten ausgestattet worden; doch mag, da er vorher unter den Gegnern des Königs genannt wird, diese Erneuerung des alten Herzogthums Allemannien wohl schwerlich aus Konrads gutem Willen geschehen seyn.

*) Am 21ten Januar 917.

Nach wider den Baiernherzog Arnulf, der den schwäbischen Kammerboten, seinen Anverwandten, beigestanden, und nun im Troß gegen den König sogar mit den heidnischen Ungarn Freundschaft errichtet hatte, sprach die Versammlung zu Altheim den Bannfluch, obwohl seine Mutter Kunigunde, der Kammerboten Schwester, nach ihres ersten Gemahls Tode K. Konrads Gemahlin geworden war. Ueber Forchheim drang der König im Baiernland ein, wo viele Bischöfe und Herren ihm zufliehen, eroberte Regensburg, und ernannte seinen Bruder Eberhard zum Herzog, während Arnulf mit Weib und Kindern nach Salzburg entfloß. Aber einige Zeit darauf, als Konrad noch mit den schwäbischen Unruhen beschäftigt war, gelang es Arnulfen, sich seines Landes sammt der Hauptstadt wieder zu bemächtigen. Da erschien der König von Neuem mit großer Heeresmacht, und zwang Arnulfen abermals zur Flucht. Dieser zog in die Ostmark, die unter den Ungarn stand; ein neuer großer Raubzug, den dieselben im Jahr 917 durch Baiern und Schwaben bis nach dem Elsaß und Lothringen hin unternahmen, und wobei sie unter andern Basel zerstörten, ward seinem rathgierigen Anreiß zugeschrieben.

In diesen Unruhen erkrankte der im Baiernkriege verwundete König Konrad, und fühlte bald, daß er sterben würde. Da sprach er zu seinem Bruder Eberhard, der ihn zu besuchen gekommen war: „Siehe, mein Bruder, ich

sterbe; du aber sorge für dich und das Reich der Franken, und achte meines Raths. Wir Franken besitzen Heeresmacht und Heerführer, Städte und Waffen nebst allem königlichen Schmuck, aber Glück und Tugend sind von uns gewichen, und zu den Sachsen hinüber gegangen. Nimm also die Zeichen der Königswürde, die heilige Lanze, die goldenen Armbänder mit dem Königsmantel, dem Schwerdt und der Krone, gehe zu unserm Gegner Heinrich, und mache mit ihm Frieden und immerwährendes Bündniß! Warum soll das Volk der Franken mit dir vor ihm vergehen? Es ist ihm bestimmt, ein Herrscher vieler Völker zu werden!“ Mit vielen Thränen versprach ihm Eberhard also zu thun. Desgleichen ließ K. Konrad auch die vornehmsten Franken zu sich kommen, und rieth ihnen, den Herzog Heinrich als den Tüchtigsten zu seinem Nachfolger zu erwählen. Nach dieser That der Selbstverläugnung aus Vaterlandsliebe, starb K. Konrad im Jahre 919 zu Willinaburg, vermuthlich Linsburg an der Lahn, und ward daselbst begraben. Zu den großen Gaben des Verstandes und der Tapferkeit fehlte ihm nur besseres Glück: Deutschland war unter ihm schwach und elend, weil er nicht im Stande war, den Eigenwillen der Häupter, die der Einheit des Volks widersirebend besondere Staaten bilden wollten, zu brechen. Doch kann man dem Könige nicht vorwerfen, daß er nicht das Rechte erkannt und zu fördern gestrebt habe.

S i e b e n t e s K a p i t e l .

König Heinrich I. *).

Was König Konrad im Leben nicht vermocht hatte, bewirkte seine Selbstüberwindung auf dem Todbette: Deutschland ward einig und stark durch den Nachfolger, den er sterbend empfahl. Herzog Eberhard that nehmlich, wie ihm sein Bruder geboten, und brachte die Reichskleinodien zu Heinrich, der sich in stolzer Einsamkeit auf seinen Gütern in der Gegend des Harzes aufhielt. Er ahnte, heißt es, von diesen Begebenheiten nichts, und war eben mit Vogelfang und Waidwerk beschäftigt; daher der Beiname Finkler oder Vogelsteller, womit viele Geschichtsbücher den nennen, welchen sie den Großen zu nennen versäumt haben. Als nun Heinrich dem Antrage Gehör gegeben hatte, versammelten sich die Fürsten und Ketzesten der Franken und Sachsen auf einem Reichstage zu Frisklar, und das Kriegsheer der Franken rief den Sachsenherzog zum Könige aus. Hierauf verlangte der Erzbischof Heriger von Mainz, ihn zu salben und zu krönen; Heinrich aber sprach: „Es ist genug, daß ich durch Gottes Gnade und Eure Ergebenheit vor meinen Vorfahren König genannt werde. Salböl und Krone mögen andere erhalten, ich achte solcher

Ehre mich unwerth.“ Diese Rede gefiel der Versammlung. Alle hoben ihre Hände empor, und wiederholten im Freudenrufe den Namen des Königs **).

Also gelangte das Reich der Deutschen an einen König aus dem Volke der Sachsen. Es wird Heinrichs Stamm hinauf geführt zu Egbert, den Karl der Große ums Jahr 809 zur Zeit der Normännischen Einbrüche zum Heerführer zwischen der Weser und dem Rheine setzte, nachdem er ihm, zur Befestigung der Treue, die fromme, nachmals heilige Ida, die Tochter eines vornehmen fränkischen Hauses, zum Weibe gegeben, und viele Güter jenseit des Rheins verliehen hatte; ***) denn der damals noch bestehende sächsische Heerbann, mit welchem die Normänner zurückgetrieben werden sollten, bedürfte wohl eines eingeborenen Grafen zum Anführer. Egbert aber hatte Güter im Gau Dreini, bei Dreisteinfurt an der Lippe. Dessen Sohn vermuthlich ist jener Ludolf gewesen, der (nach Groszwithens Zeugniß) von König Ludwig dem Deutschen zum ersten Herzog von Sachsen ernannt ward. Von Ludolfs Söh-

*) 919 — 936.

**) Die Worte des Geschichtschreibers und die Weigerung Heinrichs, sich salben und krönen zu lassen, bezeugen deutlich, daß Heinrich, — durch das Unglück seines Vorgängers belehrt, es für nützlich hielt, seine Macht auf das Kriegsheer oder die Dienstmannschaft als auf das ganz unterdrückte Volk zu begründen, daß er nach Pipinischer Weise Kriegsfürst seyn wollte, ehe er König wurde. Indes fand man, nach Dietmars Äußerungen, die Unterlassung der Salbung sehr bedenklich, obwohl er der Krönung erwähnt.

***) Quelle hierüber ist das Leben der heiligen Ida bei Leibniz I. S. 174.

nen ist der älteste, Herzog Bruno, 880 in der Schlacht bei Epsdorf mit zwölf Grafen und zwei Bischöfen von den Normännern erschlagen worden, der andere, Herzog Otto der Erlauchte, nach dem Tode König Ludwigs durch Ablehnung der Krone berühmt geworden. Dessen Sohn Heinrich aber ward berühmter durch Annahme derselben.

Nie ist eine glücklichere Wahl für Deutschland getroffen worden, und nie war Deutschland mehr derselben bedürftig. Innerlich wüthete die Zwietracht in Fehde und Raub, nach außen waren die schützenden Grenzländer, Lothringen im Westen und die Mark im Osten, verloren, Franzosen und Ungarn der Weg in das Herz des alten Germaniens geöffnet; zwei der mächtigsten Fürsten, die von Baiern und Schwaben, in selbstsüchtigem Streben nach Eigenmacht dem gemeinsamen Volke entfremdet. Aus diesem Verfall hat Heinrich binnen zwanzig Jahren Deutschland zum ersten Reiche der Christenheit erhoben; daher dürfen kaum Worte bezeugen, was für ein Mann er gewesen. Die Geschichtschreiber rühmen seine männliche Schönheit, den Liebreiz seiner Sitten, die Stärke seines Arms in Jagd und Krieg, (oft erlegte er an einem Tage vierzig Stück wilder Thiere, und in Waffenübungen war er furchtbarer Meister,) seine strenge Gerechtigkeit, die selbst den Vorbitten der zärtlich geliebten Mathilde nichts zugestand, vor allen aber die ungeheuchelte Frömmigkeit, womit er Gott und den Heiligen vertraute; doch verschweigen sie auch zweierlei Unbill nicht, die er in seiner Jugend begangen; einmal, als er Hatburgen, eine

schöne und gütereiche Wittve, die bereits den Schleier genommen hatte, durch dringende Werbung sein Weib zu werden bewogen, und sie nach kurzer Ehe gegen die jüngere, ihm angemessnere Mathilde, Graf Dietrichs in Thüringen Tochter, verstoßen; zweitens, daß er sich mit den Westfranken gegen König Konrad verbündet hatte. Aber der ungestüme Geist seiner Jugend war längst zu männlicher Besonnenheit gereift, als ihm die Krone der Deutschen zu Theil ward, und dasselbe Feuer, welches den Jüngling über die Schranken der Pflicht und Klugheit hinausgetrieben hatte, kräftigte den Mann zur Rettung des Vaterlands.

Sein erstes Geschäft war Wiederherstellung der innern Ruhe und Einheit des Reichs. Er zwang den Herzog Burkhard von Allemannien, sich ihm mit all seinem Volk zu unterwerfen; da derselbe dies noch zur rechten Zeit gethan, ertheilte ihm Heinrich auf einer Reichsversammlung zu Worms die Lehen über sein Land und die Bestätigung in allen Gütern, die bereits zum Herzogthum geschlagen worden waren. Darauf wandte er sich gegen den Herzog Arnulf von Baiern, der bald nach K. Konrads Tode in sein Land zurückgekehrt war, und nun, im Besitz desselben, selbst nach der Königskrone trachtete. Umsonst belagerte K. Heinrich die bairische Hauptstadt Regensburg, die Arnulf mit neuen Ringmauern und Streitthürmen umzogen hatte. Da ließ er dem Herzog durch einen Herold entbieten, er solle kommen, die Sache mit ihm zwischen beiden Heeren auszumachen. Arnulf, eines Zweikampfs gewärtig, erschien gerüstet, Heinrich unbewehrt. Ich

habe, sprach der König, die Krone nicht gesucht, Gott hat sie mir gegeben. Wider wen freitest du also? Wärest du mein König geworden, ich würde dir gehorchen! Da erkannte Arnulf sein Unrecht, ehrte Heinrich als seinen Oberherrn, und empfing von ihm das Herzogthum, mit größerer Gewalt, denn andere Herzoge; sogar Bischöfe durfte er ernennen, gleich einem Könige.

Nun richtete Heinrich seinen Blick auf die slavischen Völker im Osten der Elbe, und bildete aus den handfesten und kühnen Leuten, welche durch Räubereien die Ruhe des Landes zu stören gewohnt waren, einen streitbaren Haufen, dem er die Altenburg vor Merseburg zum Aufenthalt anwies. Von hier aus wollte er die Slaven bekämpfen, und sie, wie einst Karl der Große die Sachsen, durch Christenthum und deutsche Sitten zum Friedstande bringen. Da erhielt er Botschaft, daß König Karl von Frankreich, sein ehemaliger Bundesgenosse, den Elfaß, den noch bei Deutschland gebliebenen Ueberrest von Lothringen, feindlich überfallen habe, und bis Worms heraufgezogen sey. Als bald versammelte Heinrich seine Getreuen zu Worms. Da ergriff der König der Franzosen eifertige Flucht. Seitdem schwankte der Besitz von Lothringen; es scheint, daß einige der Großen dieses Landes sich für Frankreich, andere für Deutschland erklärten. Zwar vertrugen sich beide Könige bei einer Zusammenkunft, die sie ohnweit Bonn auf einem Schiffe in der Mitte des Rheins hielten; in dem dabei

abgeschlossnen Vertrage erkannte König Karl der Karlinge Heinrich den Sachsen als einen König der Ostfranken. Als aber Karl bald darauf seine eigne angestammte Krone nicht zu behaupten vermochte, und ein Theil seiner Großen den tapfern Grafen Robert, den Bruder jenes Odo, der schon die französische Krone getragen hatte, zum Könige erhob, benutzte der staatskluge Heinrich die Gunst der Umstände, und forderte die bestimmte und gänzliche Rückgabe des Königreichs Lothringen an das Reich der Deutschen, dem die Natur selber dieses Grenzland angewiesen. Umsonst schickte ihm Karl die Hand des Märtyrers Dionysius, in Gold und Edelsteinen gefaßt; der König der Deutschen blieb standhaft, und so erfolgte, unter Eidschwüren der Bischöfe und Großen beider Länder, die Rückgabe im Jahre 923 auf einem Tage zu Bonn *). Nach diesem blieb der deutsche König bei den französischen Thronhändeln gleichgültiger Zuschauer, obgleich sowohl Karl, als Robert und dessen Nachfolger Rudolf sich um seine Hülfe bewarben. Als Karl im Gefängniß zu Peronne gestorben war, erkannte Heinrich Rudolfen für einen König, sobald derselbe die Abtretung Lothringens bestätigt hatte. Ueber das Land selbst ward nicht wie von Arnulfen ein König, sondern Graf Gisselfert, Herzog Reginars Sohn, zum Herzog gesetzt. Derselbe, der lange Zeit ein Feind des deutschen Königs gewesen, ward ihm durch Verräther überliefert; Heinrich aber gewann ihn lieb und gab ihm seine Tochter Gerberge zum Weibe; ihm zur Seite saß Eberhard, K. Kon-

*) Sigebert. Gemblac, ad an. 925. Continuator Regin. ad an. 924.

rads Bruder, als Pfalzgraf in Lothringen; denn das Volk daselbst war wandelbar, ränkesüchtig, und zu Neuerungen geneigt.

Diese glückliche Wiederherstellung der Westgrenze ward durch großes Unglück im Osten aufgewogen. Noch immer behaupteten die Ungarn durch leichte Bewaffnung und schnelle Rosse entschiedene Ueberlegenheit über die Deutschen, welche die Bewaffnung ihrer Väter abgelegt hatten, und nun mit schweren von den Römern entlehnten Rüstungen und Waffen ohne Kriegskunst und ohne die Fertigkeit fochten, womit die Römer dieselben gehandhabt hatten. Die Ungarn standen in Verbindung mit den Slaven, und richteten, seit das Gerücht von Heinrichs Wahl zu ihnen erschollen war, ihre Streifzüge gegen Sachsen, das Land seiner unmittelbaren Beherrschung, um ihn zur Erneuerung der Tribute zu zwingen. Heinrich selbst ward bei Bichin (wahrscheinlich in der Nähe von Wurzen) geschlagen, und entkam mit Lebensgefahr nach Werle, (im jetzigen Stift Hildesheim). In den Mauern dieser Feste verschloß er sich mit seinem jungen ungeübten Kriegsvolk, das er dem Feinde nicht entgegen zu stellen wagte, denn der Kern seines Heers war gefallen *). Unterdeß ward das offene Land der Schauplatz wilder Verheerung; die Ungarn vergalteten, was vor Zeiten Karl der Große in ihrem Lande an den Avarn gethan hatte. Glücklicher Weise ward einer ihrer Anführer von den Deutschen gefangen. Die Ungarn boten viel um seine Freiheit,

Heinrich aber setzte einen Waffenstillstand von neun Jahren zum Preise. Die Feinde bewilligten ihn gegen Fortzahlung des Tributs, und zogen heim (924).

Diese neun Jahre hindurch hat K. Heinrich Großes für Deutschland gethan. Oben an steht die von ihm bewerkstelligte Anlage von Städten in Gegenden, wo man bisher nur offene Dörfer oder Flecken gekannt hatte. Zwar gab es in den Theilen Deutschlands, die einst den Römern gehorcht hatten, am Rhein und an der Donau, schon längst große und feste Städte, einst für römische Besatzungen und Bürger erbaut, dann, nach ihrem Verfall in der Völkerwanderung, durch Bischümer und Domkirchen wieder empor gebracht; im innern Lande aber hatte die Vorliebe des Volks für die ländliche Lebensart, und der Mangel des Handels und Gewerbes die Anlage ähnlicher Plätze gehindert; die Dörfer, welche bei den Chronisten zuweilen Städte heißen, waren größere offene Dörfer, zu deren Erweiterung eine Reichsversammlung oder der öftere Aufenthalt des Königs Anlaß gegeben hatte; die Festungen waren nur Bergschlösser, durch ihre Beschränkung zur Aufnahme einer beträchtlichen Menschenmenge und zur Beschützung des umliegenden Landes ungeschickt. K. Heinrich aber, der in Städten nach römischer Weise, wo dicht aneinander gebaute Häuser keinen zu weitläufigen Umfang der Mauer verlangten, das sicherste Schuttmittel des Landes erkannte, ließ theils ganz neue Städte nach

*) Es bleibt unentschieden, ob die im Euitprand befindliche Nachricht von Heinrichs Krankheit (Rex Henricus gravissima valetudine detinetur) in die Zeit dieses ersten hunnischen Einfalls, oder in die des zweiten zu setzen ist. Euitprands Erzählung sondert beide Begebenheiten nicht.

diesem Muster anlegen, theils ältere Flecken und Dörfer, deren Umfang nicht zu ausgedehnt war, mit Mauern umziehen. In eine solche Stadt mußte von den Ministerialen, die für die Nutzung angemessener Grundstücke Kriegsdienste verrichteten *), der neunte Mann einziehen, um die Vorrathshäuser, die den dritten Theil der Erndte aufnahmen, zu bewahren, den Bau der Mauern zu fördern, und die Beschwerden und Langeweile des Dienstes tragen zu lernen; das Land des neunten sollte von den übrigen acht Männern bestellt werden. Zugleich wurden alle öffentlichen Versammlungen des Bezirks, auch die Zusammenkünfte zum Behuf geselliger Vergnügungen und Gastmähler, in die Städte verlegt, um das Wohnen darin minder unerträglich zu machen. Also sind zu Heinrichs Zeiten die Städte Quedlinburg, Nordhausen, Duderstadt, Goslar, Meissen, Merseburg, entstanden.

Indeß wollte K. Heinrich den Ungarn nicht bloß Festungen, sondern auch eine Kriegsmacht entgegen stellen; daher erneuerte er das alte Sachsenrecht, das einen jeden nach dem ein und zwanzigsten Jahre **) für kriegspflichtig, und den, der drei Tage nach dem Aufgebot ausblieb, des Todes schuldig erklärte. Er erkannte aber, daß gegen die wohlberittenen Feinde eine tüchtige Reiterei von vorzüglicher Nothwendigkeit

sey. Wittekind und Luitprand erzählen, wie er dieselben in Waffenkünsten geübt, und für diesen Zweck die Kriegsspiele wieder hergestellt, die schon an den Höfen der karolingischen Fürsten des Vergnügens wegen getrieben worden, wie er die Reiter zu geschlossenem Ritt in ganzen Gliedern, zur Aufnahme der ersten Lage der feindlichen Pfeile mit vorgehaltenen Schilden, zu geschickten Wendungen, zu fertigem Gebrauch der Schwerdter und Lanzen gewöhnt, kurz aus der Fechtkunst eine Kriegskunst geschaffen habe. Auch fand sich zu ernsthaftern Uebungen Gelegenheit in den erneuerten Kriegen mit den slavischen Völkern an der Elbe, Saale, Mulde und Havel. In diesen Kriegen, deren einzelne Begebenheiten wir wenig kennen, ist die Macht dieser auf den altgermanischen Boden vorgebrungenen Fremdlinge gebrochen, Bran-nibor, die Hauptstadt der Heveller, in winterlicher Belagerung durch Hunger, Schwerdt und Kälte bezwungen, darauf Gana, der Hauptort der Daleminzier, erobert, und auf einem mit Wald bewachsenen Berge an der Elbe die Festung Meissen erbaut worden. Darauf haben sich die Böhmen nach dem Fall ihrer Hauptstadt Prag (928), die Dbotriten an der Däsee, die Milzener in der Gegend von Budissin, die Rhedarien an der Peene, und die Ukrer, den Deutschen unterwerfen müssen. Böhmen behielt sein

*) Nächst den an Menge sehr verschiedenen Patrimonialen, Ministerialen, die den größten Theil der Städtebewohner ausmachten, finden sich unter ihnen frühzeitig viele Freie als Künstler und Kaufleute, die entweder ohne Verbindung zu keiner Dienststelle hatten gelangen können, oder den Werth der Freiheit höher als die Ehre des Dienstes achtend, um des Unterhaltes willen ein Gewerbe ergriffen hatten.

**) Luitprand II. S. Est enim Saxonum mos laudandus atque imitandus quatenus annum post unum atque vicesimum nemini militum bello deesse contingat. Die Besart unum atque duodecimum wird durch den gesunden Menschenverstand verworfen. Mit dreizehn Jahren ist Niemand zum Kriegsdienst tüchtig.

uralkes von Przemisl abstammendes bereits christliches Fürstenhaus, der Fürst der Dobritzen ward getauft. Diese Kriege wurden nicht ohne Grausamkeit geführt: in Gana, der Stadt der Daleminzier, ließ Heinrich alle erwachsenen Mannspersonen als Empörer niederhauen. Die Erbitterung der Slaven und ihre stets erneuerten mit den größten Grausamkeiten verbundenen Aufstände machten solche Strenge vielleicht nothwendig; doch ward der Freiheitsinn des Volks noch lang nicht gebrochen. Kaum bezwungen, empörten die Rbedarier sich (930) von Neuem, überfielen die Stadt Wallislewe, (Wallerleben im Lüneburgschen,) und hieben alle Einwohner nieder. Da auch die übrigen Wendenvölker an diesem Aufstande Theil nahmen, sandte der König die Grafen Bernhard und Thietmar mit Heeresmacht aus, sie zu bezwingen. Diese zogen vor Lunkini (Lenzen in der Priegnitz), eine Festung der Wenden, und belagerten sie, wurden aber bald durch die Nachricht erschreckt, daß ein unzählbares wendisches Heer zum Entsatz heranrückte. In derselbigen Nacht, wo viele der Deutschen vor einem Angriffe und Kampfe in der Dunkelheit verzagt waren, und die Anführer dem ganzen Lager geboten hatten, denselben wachend zu erwarten, fiel ein unermesslicher Regen, also, daß die Wenden ihre Absicht nicht ausführen konnten. Mit Aufgang der Sonne hörte der Regen auf, und die Deutschen zogen mit ihren Fahnen aus dem Lager den Feinden entgegen. Bald aber kamen ihre Vortruppen mit der Meldung zurück, die Wenden hätten große Haufen Fußvolk, doch nur wenige Reiter; ihre an Zahl weit überlegene Menge, die auf den überschwemmten

Begen und Felbern nicht vorwärts könne, möge daher leicht durch die Reiterei überwältigt werden. Da nun die Sonne den armseeligen Zustand des durchnässten Wendeheers beleuchtete, und die Deutschen zugleich den Rauch aus ihrem Lager in grader Richtung empor steigen sahen, faßten sie Muth, und thaten den Angriff mit lautem Geschrei. Die Wenden aber, obwohl ihre Massen hin und wieder durchbrochen und ihrer viele erschlagen wurden, hielten Stand und flohen nicht. Da ward der Streit sehr hart, und wankte lange, bis ein Haufe von fünfzig Schwerverüsteten, den der eine deutsche Feldherr abgeschickt hatte, die Wenden von der Seite anfiel, und ihre Reihen in Unordnung brachte. Jetzt ergriffen sie die Flucht in der Richtung gegen Lenzen. Der andere deutsche Feldherr aber schnitt ihnen dieselbe ab, und trieb sie in den benachbarten See, also, daß alle, welche das Schwerdt geschont hatte, im Wasser umkamen; nur wenige ihrer Reiter entrannten. Am folgenden Tage ergab sich die Stadt, die vergeblich Rettung gehofft hatte. Die Sieger ließen alle erwachsenen Männer entwaffnet abziehen, führten aber die Weiber, Kinder und Sklaven, nebst der unermesslichen Beute ihrem Könige zu. Deutscher Seits waren zwei Lothare und viele andere Edle gefallen; der Wenden sollen zweimal hundert tausend geblieben seyn. Alle in der Schlacht Gefangene wurden am folgenden Tage enthauptet, wie ihnen als Empörer angedroht worden war.

Damals schon war der Ruhm des Königs der Deutschen so hoch gestiegen, daß ihm, als er seinen Sohn Otto vermählen wollte, König

Athelstan von England zwei Töchter A. Eduards, seine Schwestern, zur Auswahl zusandte. Edith, die jüngere, ward an Otto, Adgita, die ältere, an einen Herzog in den Alpenländern vermählt *). Der König aber vergaß in seinem Glücke der Sorge nicht, dasselbe zu besessigen, und sicherte die östliche Wendengrenze durch Stiftung der Markgrafschaft Nordachsen, der heutigen Altmark, und der von Meissen, aus welcher das heutige Königreich Sachsen entstanden ist. Im Norden aber, wo die Dänen ihre alten Räubereien an den Küsten wieder angefangen hatten, und sogar das daselbst aufblühende Christenthum mit völliger Zerstörung bedrohten, errichtete er nach Besiegung des Dänenkönigs Gorm die Mark Schleswig, und bevölkerte das umliegende Land mit sächsischen Kolonisten. Einer der dänischen Fürsten, Namens Knut, nahm die Taufe; die übrigen Dänen versprachen, die Menschenopfer, welche sie zu Lethra auf Seeland alle neun Jahre ihren Göttern darzubringen pflegten, zu unterlassen.

Also verfloß die Zeit des hunnischen Stillstands. Als nun der König sein Volk gestärkt sah, rief er die Versammlung desselben zu sich, und sprach: „Ihr wisset, wie das Reich einst durch innerliche Zwietracht und äußere Kriege verderbt war, und wie es jetzt einig und stark ist. Gott hat unser Bemühen und eure Anstrengung gesegnet: die Barbaren in unsern Grenzen sind besiegt und unterwürfig gemacht! Aber

noch ist übrig, das Joch abzuschütteln, welches von unsern gemeinsamen Feinden, den Ungarn, uns aufgelegt worden ist. Bisher habe ich bloß euch, und eure Söhne und Töchter beraubt, um den Schatz dieser Unholde zu füllen; jetzt werde ich auch die Kirchen und ihre Diener plündern müssen, weil außer den nackten Leibern keine andere Habe uns übrig geblieben. Rathet euch daher selbst, und entscheidet, was in dieser Sache zu thun ist, ob ich den zum Dienste Gottes bestimmten Schatz nehmen, und den Feinden Gottes für unsere Befreiung hingeben soll? oder ob wir lieber damit uns die Gnade Gottes erkaufen sollen, auf daß wir durch ihn, der zugleich unser Schöpfer und Erlöser ist, auch von diesen unsern Feinden erlöst werden?“ Da rief alles Volk, es wolle durch Gott erlöst werden, und gelobte dem Könige mit aufgehobenen Händen einmüthige Treue gegen den gewaltigen Feind. Als nun die Gesandten der Ungarn kamen, den Tribut zu fordern, ließ ihnen Heinrich, mit beschimpfender Anspielung auf den hunnischen Namen, einen an den Ohren und am Schwanz verstümmelten räudigen Hund überreichen **). Darauf brachen die Ungarn in zwei großen Heeren durch Franken in Thüringen ein. Das eine blieb vor Merseburg liegen, durch das Gerücht von großen, daselbst aufbewahrten Schätzen gelockt, das andere zog weiter, bis es (ohaweit Sondershausen) auf das vereinigte Heer der Sachsen und Thüringer stieß. Hier wurde es überwunden und zerstreut;

*) Meibomius ad Wittech. p. 683 und 84.

**) So das Chronicon Mindense apud Meibonium. Wittechind läßt unwahrscheinlicher den Hund durch die Dalemingier, die ehemaligen Bundesgenossen der Hunnen, bei Gelegenheit des Durchzugs übergeben; wofern nicht etwa unter Dalemingiern die in Meissen liegende Besatzung zu verstehen ist.

viele Tausende, die in den Sümpfen und Wäldern herumirrten, fielen durch Hunger, durch Kälte und durch die Rache des Landvolks. Unterdeß stand das Lager des Königs im Nied auf zwei Anhöhen, an deren Fuße die Saale fließt, zwei Meilen von Merseburg. Das Andenken hat bei den Bewohnern dieser Gegend sich erhalten, noch heißt ein Dorf daselbst Königsberg oder Keuschberg. Von hier rückte Heinrich auf das Hauptheer der Hunnen, welches Merseburg belagerte, und schon einen nächtlichen Sturm unternommen hatte; zugleich erhielten sie die Nachricht von dem Untergange ihrer Brüder. Da steckten sie ihre Feuerzeichen an, die weit über das Land verbreiteten Schaaren zu sammeln. Heinrich aber vermehrte seine Reiter, in fest geschlossenen Reihen mit vorgehaltenen Schildern langsam vorzurücken, und die erste Lage der Pfeilschüsse abzuwarten, dann aber im Sturm einzudringen. Da er aber fürchtete, die Ungarn möchten nicht Stand halten, hatte er eine Schaar Thüringer voraus geschickt, ihnen die Flucht abzuschneiden oder zu erschweren. Der Angriff geschah von Seiten der Deutschen mit dem schon bei den Franken gebräuchlichen Feldgeschrei *Kyrie*; von den Ungarn scholl ein barbarisches *Hui Hui* herüber. Auf dem Hauptpanzer der Christen war das Bild eines Engels gemalt, der König selbst, als wahrhafter Streiter Gottes, flog von Schaar zu Schaar. Es flohen aber die Hunnen nach kurzem Gefecht in so gewaltiger Eil, daß über eine Meile Wegs nur wenige getödtet oder gefangen wurden; erst weiterhin mochten die vorausgeschickten Haufen ihnen verderblicher werden. Dafür gewann Heinrich das ganze

Lager mit einer großen Anzahl Gefangener von jeglichem Geschlecht und Alter. Diese alle wurden befreit; die übrige Beute nebst dem Tribut, den die Ungarn sonst jährlich erhalten hatten, schenkte der König zum Theil den Kirchen und Klöstern, zum Theil den Armen, die in diesem Kriege das Ihrige verloren. Den Sieg selbst ließ Heinrich im obern Stock seines Pallastes zu Merseburg abmalen; aber schon längst ist dies Denkmal von der Zeit getilgt worden, während ein jährlicher mit einem Volksfest verbundener Gottesdienst im Kirchspiele Keuschberg die Erinnerung an den großen Heinrich und die Hunnenschlacht dem Volke noch lebendig erhält.

Der Ruf dieses Siegs erscholl weit über Europa, denn auch nach Frankreich und Italien hatten die Ungarn ihre furchtbaren Verwüstungszüge ausgedehnt; daher rief Frankreich Heinrichen als Schiedsrichter in den innern Unruhen an, die seit Unterbrechung der karolingischen Erbfolge seinen Thron erschütterten, Italien erwartete, den König der Deutschen als Kaiser über den Alpen zu sehen! Schon auf dem Siegesfelde hatte sein Heer ihn, in dunkler Erinnerung vormaliger Zeiten, mit dem Kaisertitel begrüßt, und Heinrich selbst ging mit dem Entschluß um, nach Rom zu ziehen, und dort die Krone auf sein Haupt zu setzen; aber die Abnahme seiner Kraft unterbrach diese Entwürfe. Heinrich sollte nur als Vater des Vaterlands in der Geschichte genannt werden. Als er sein Ende nahe fühlte, rief er die Großen seines Reichs nach Erfurt, und ließ daselbst seinem erstgebohrnen Sohne Otto die Krone bestimmen; denn er wollte nicht, daß das Reich, wie in den Zeiten der Mervinger und Karlin-

ger geschehen, gleich einem Landgut getheilt würde. Auf der Rückreise starb er am 7ten Juli 936 zu Memleben an der Unstrut, im sechzigsten Jahre seines Lebens, und ward in der von ihm gestifteten Domkirche zu Quedlinburg begraben, „der größte unter Europas Königen, der keinem an Vorzügen des Geistes und Körpers nachstand, und seinem Sohn ein ausge dehntes mächtiges Reich hinterließ, das er nicht von seinen Vorfahren geerbt, sondern durch eigene Verdienste erworben hatte.“ *)

Aus seiner Ehe mit der Hatburg hinterließ K. Heinrich einen Sohn Thankmar, und eine

Tochter, die an einen sächsischen Grafen Siegfried vermählt ward. Seine zweite Gemahlin Mathilde gebahr ihm drei Söhne, Otto, seinen Nachfolger, Heinrich, der in der Folge Herzog von Baiern ward, und Bruno, nachmals Erzbischof von Oeln. Außerdem sind zwei Töchter dieser Ehe berühmt geworden, Gerberge, zuerst an den Herzog Giselbert von Lothringen und nach dessen Tode an den König Ludwig Transmarinus von Frankreich vermählt, und Hedwig, Gemahlin des Herzogs Hugo, und Mutter des Königs Hugo von Frankreich, von dem die Kapetinger abstammen.

Achtes Kapitel.

König Otto I. erste Jahre.

Thankmar, Hatburgens Sohn, der Erstgebohrne K. Heinrichs, ein tapferer und geistvoller, nur in Unkeuschheit übel berüchtigter Jüngling, verlor darum, weil die Ehe seiner Mutter als unrechtmäßig getrennt worden war, das Erbe an die Kinder Mathildens. Auch unter diesen bereitete sich Zwiespalt über die Nachfolge; denn Mathilde, die Königin, strebte ihren zweiten, geliebteren Sohn Heinrich auf den Thron zu bringen, vorwendend, daß Otto, der ältere, gebohren worden, als sein Vater noch nicht König gewesen. Dies gewahrend hatte König Heinrich, von Ottos größeren Gaben überzeugt, diesem im Voraus die Krone zusichern lassen. Doch achteten die Großen durch

diese vorläufige Zusicherung ihr Wahlrecht nicht völlig gehemmt, und rathschlagten nach Heinrichs Tode nochmals, welchen der Brüder sie zum Könige machen sollten. Die Parthei aber, die sich für Otto, den einsichtsvollern und ältern, erklärte, behielt die Oberhand. Darauf geschah zu Aachen, in der Stadt Karls des Großen, die feierliche Wahl. Die Herzoge nebst den vornehmsten Reichsbeamten, so wie die übrigen Großen und Ritter versammelten sich in der Halle, welche mit der von Karl dem Großen erbauten Kirche zusammen hing, und wählten und erhoben Otto den Großen nach alter Sitte zu ihrem Könige, nur daß sie ihn nicht, wie man ehemals gethan, auf einen

*) Worte Wittekindes.

Schild setzten, sondern auf einen für diesen Zweck in der Halle erbauten Thron. Hierauf erfolgte ein Handschlag, mit welchem sie ihm Treue und Hilfe gegen alle seine Feinde versprachen. Unterdeß warteten die Erzbischöfe und Bischöfe nebst der übrigen Geistlichkeit unten in der Kirche. Sobald nun der König hereintrat, ging ihm der Erzbischof Hildebert von Mainz im vollen Schmucke entgegen, führte ihn bis in die Mitte der Kirche, und zeigte ihn dem Volke mit folgenden Worten: „Seht, hier führe ich Euch den von Gott zur königlichen Würde erkohrenen und jetzt von allen Ständen zum Könige erhobenen Otto zu. Hat diese Wahl euren Beifall, so hebt Eure rechte Hand in die Höhe!“ Als bald erhoben sich unter lautem Segensruf alle Hände. Hierauf führte Hildebert den König, der nach fränkischer Sitte ein dicht anschließendes Kleid trug, an das Altar, auf welchem die königlichen Insignien, das Schwerdt mit dem Wehrgehénke, der Mantel, die Armbänder, der Bischofsstab, das Scepter und die Krone lagen, damit der König geschmückt, dann aber mit dem heiligen Oele gesalbt werde. Zwar hatte sowohl der Erzbischof Wichfried von Eöln, als Ratbert von Trier auf Verrichtung dieser feierlichen Handlung Anspruch gemacht, jener, weil sein Bisthum das ältere und vom Apostel Petrus selbst gestiftet sey, dieser, weil die Wahlstadt Aachen in seinem Kirchsprengel liege; aber das persönliche Ansehen des frommen Erzbischofs Hildebert machte, daß sie diesem den Vorrang ließen. Also ging er zum Altar, nahm das Schwerdt mit dem

Wehrgehénke herunter, wandte sich an den König und sprach: „Nimm dieses Schwerdt, und vertreibe damit alle Feinde Christi, die Heiden und bösen Christen, vermöge des Ansehens, welches Gott dir verleihet, und mit der Macht des ganzen Frankenreichs, zur Beförderung eines festen Friedens der gesammten Christenheit!“ Darauf legte er ihm die Armbänder nebst dem Mantel um, und fuhr fort: „Durch diese zur Erde sinkenden Zipfel laß dich erinnern, wie du glähen sollst vom Eifer des Glaubens, und in Aufrechterhaltung des Friedens beharren bis ans Ende!“ Dann übergab er ihm Scepter und Bischofsstab mit den Worten: „Durch diese Zeichen wirst du ermahnt, deine Unterthanen mit väterlicher Zucht zu regieren, und vor allen Dingen den Dienern Gottes, so wie Wittwen und Waisen die Hand des Mitleids zu reichen, damit du jetzt und künftig ununterbrochen belohnt werdest!“ Nun wurde der König mit dem heiligen Oele gesalbt, von den drei Erzbischöfen mit einer goldenen Krone gekrönt, und zu einem zwischen zwei Marmorsäulen aufgerichteten Throne geführt, auf welchem er Jedermann sehen und von Jedermann gesehen werden konnte. Nachdem nun das Loblied gesungen und das Hochamt gehalten worden war, begab sich der König nach dem Pallaste, und setzte sich mit den Erzbischöfen, Bischöfen und dem ganzen Volke *) zu dem Gastmahle nieder, welches auf königlich geschmückten Marmortischen bereitet war; die Herzoge aber verwalteten ihre Hofämter. Giselbert, Herzog von Lothringen, unter dessen Gerichtsbarkeit Aachen

*) Cum omni populo. Witteck.

gehörte, besorgte als Erzkämmerer die allgemeine Verpflegung; *) Eberhard, Herzog in Franken und Pfalzgraf in Lothringen, sorgte als Erztruchses für die Tafel; Herrmann, Herzog in Schwaben, Nachfolger Herzogs Burcharbs, dessen Wittwe er geheirathet hatte, stand an der Spitze der Mundschenken; Arnulf, Herzog von Baiern, führte als Erzmarshall die Aufsicht über den Marfall und das Lager. Siegfried aber, (vermuthlich derselbe, der nachmals ein Graf von Merseburg genannt wird,) der vornehmste unter den Sachsen, nach dem Könige der zweite, einst eines Königs Eidam und jetzt Ottos Schwager, also Gemahl einer Tochter König Heinrichs, war abwesend, weil er Sachsen gegen feindlichen Einfall decken, und den jungen Heinrich, den Bruder und Nebenzuhler des Königs, verpflegen oder in Verwahrung halten mußte. Zum Beschluß der Feierlichkeit machte Otto mit königlicher Freigebigkeit den Großen des Reichs angemessene Geschenke, und entließ unter allgemeiner Fröhlichkeit die Versammlung. **)

Also ward die äußere Gestalt des karolingischen Kaiserthums von Otto, dem Sohne Heinrichs, der das Reich der Deutschen wieder hergestellt hatte, zu Neuen erneuert, ehe noch mit dem Königreiche der Deutschen das römische Kaiserthum wieder vereinigt ward. Es war aber König Otto einer der gewaltigen Geister,

welche Gott zu Herrschern zu setzen pflegt, wenn er ein Volk vor andern mächtig zu machen beschloß, klug im Rath, Held in der Schlacht, selbstthätig, durchschauend, beharrlich in Regiment, verschlossen persönlicher Gunst, dienstbar nur dem Ausspruch des Gesetzes, also, daß er aus Haß gegen Willkühr sogar eine streitige Rechtsfrage durch Zweikampf entscheiden ließ. ***) Zu diesen großen Eigenschaften des Königs gesellte sich ein edles und wohlwollendes Herz; nie hat ein Fürst Strenge und Milde zweckmäßiger zu handhaben gewußt, keiner die Kunst wie er verstanden, seine erbittertesten Gegner durch ernste Behandlung, ohne Verletzung der Gerechtigkeit und der eignen Würde, zu gewinnen, Feinde in Freunde, Verräther in treue Diener zu verwandeln. Daher konnte das Glück, mit welchem er aus den härtesten Prüfungen und den gefährlichsten Lagen siegreich hervor ging, viel weniger wie eine Gunst des Schicksals, als wie das Werk des eignen Verdienstes erscheinen, wenn wir nicht wüßten, wie viele größere Männer, als Otto war, dem stärkern Arm ihres Verhängnisses unterlegen haben.

Ottos sechs und dreißig jährige Regierung ist eine fast ununterbrochene Reihe von innern und äußern Kriegen, wodurch, den Aussagen der Zeitgenossen zum Troß, viele spätere Geschichtsschreiber verleitet worden, seinen Charakter zu

*) Omnia procurabat.

***) Alles nach Wितtehind, der etwa vierzig Jahre nach diesen Geschichten geschrieben.

****) Die Rechtsfrage nehmlich, ob die Enkel zugleich mit ihres verstorbenen Vaters Brüdern zur großväterlichen Erbschaft zugelassen werden sollten. Der Kämpfer zu Gunsten der Enkel siegte, und seitdem gilt im deutschen Recht die Repräsentation der Enkel. Die Entscheidung geschah auf einem Reichstage zu Stela. Wितtehind S. 644.

verunglimpfen. Diese aber haben die damalige Lage Europas und die Verfassung der germanischen Reiche wenig erwogen. Ueberall strebten die mächtigen Lehnsträger nach Unabhängigkeit, und der bis zu bettelhafter Armuth entwürdigte Königsthron in Frankreich, die Geselozlosigkeit und das Elend Italiens belehrte über das Schicksal solcher Könige, die nicht die Eigenmacht ihrer Diener zu brechen verstanden. Von diesen Uebeln ward Deutschland durch Ottos siegreiches Schwerdt gerettet, und bald über alle Reiche des damaligen Europas zur Eintracht, also zum Vorrang erhoben. Und doch waren die in seinem Schooß gährenden Elemente des Feudalwesens um so gefährlicher, weil nicht bloß die Ost- und Nordgränze von Feinden bedroht, und die Westgränze durch den Bankelmuth der Lothringer schwach war, sondern feindselige Barbaren, die mit Widerwillen das ihnen aufgelegte Joch trugen, selbst auf dem Boden des Reichs ansäßig geworden waren. Hierzu die uralte Abneigung der deutschen Volksstämme gegen einander, unter denen besonders die Franken es schmerzlich zu fühlen begannen, daß sie die Herrschaft an die einst von ihnen bezwungenen Sachsen verloren hatten.

Gleich im ersten Jahre brach eine Empörung des schon von den Karolingern, nachmals von Heinrich I. der deutschen Hoheit unterworfenen Böhmens aus. Herzog Wenzeslaus, der sanftmüthige Sohn der heiligen Ludemilla, ward von seinem Bruder, dem grausamen Bo-

leslaus, bei einem Gastmahle ermordet, und als Otto die That zu strafen Kriegsvolk absandte, die Merseburgsche Schaar mit ihrem Anführer Ejsko erschlagen. Seitdem fiel das Schrecken der böhmischen Waffen auf die umwohnenden Völker. In diesem vierzehnjährigen Kriege erprobte Otto die Treue und Tapferkeit Hermann Billungs, den er zu seinem Feldhauptmann, und nachmals (ungewiß in welchem Jahre,) zum Herzoge von Sachsen ernannte. Denn so reich und mächtig waren die Könige der Deutschen an königlichen Gütern, daß sie es für unschicklich achten konnten, das angeerbte Herzogthum beizubehalten, und dergestalt Lehnsträger von sich selber zu seyn. In der weitläufigen Verkettung von Abhängigkeit und Dienstbarkeit ziemte es sich, daß der, welcher das oberste Glied in Händen hielt, ganz und ohne alle Nebenbeziehung frei war. Es ist aber der böhmische Krieg zuletzt von Otto selbst dadurch beendigt worden, daß er den Herzog in seiner neuen Stadt (wahrscheinlich Jung-Bunzlau) belagerte, und zur Unterwerfung zwang. Dies geschah im Jahre 950, Boleslaus ward Christ und Lehnsmann des Reichs; aber erst sein Sohn Boleslaus II. stiftete im Jahr 967, um das Christenthum dauerhaft zu machen, mit Bewilligung und Bestätigung Ottos, der damals schon Kaiser war, das Bisthum Prag, dessen Urkunde selbst zwar verloren, von K. Heinrich IV. aber dem wesentlichen Inhalt nach, bei Bestätigung des Bisthums wiederholt worden ist. *)

*) Sie ist für die Gränzbestimmung des heutigen Schlesiens, welches damals größtentheils zu Böhmen gehörte, von Wichtigkeit, und ist unter andern abgedruckt in Menkenii Scriptor. I. p. 1994.

Außer Böhmen drohte auch Baiern mit Abfall. Herzog Arnulf war (937) gestorben, und Eberhard, der älteste unter seinen drei Söhnen, der das Herzogthum übernahm, verachtete es, des Königs Lehnsträger zu seyn. Darum überzog ihn Otto (938), bezwang ihn nach schwerem Widerstande, und gab das Land dem Markgrafen Berthold, dem Bruder Arnulfs. Aber die bisherige Vollmacht des Herzogs ward geschwächt, die Grafen in Oesterreich unter der Enns, in Histerreich, Trungau und Steyermark dem Könige unmittelbar als eigene Fürsten unterworfen, in Regensburg, der bairischen Hauptstadt, ein königlicher Pfalzgraf zur Verwaltung des Königbanns oder der peinlichen Rechtspflege über königliche Güter und Klöster gesetzt. Diese Pfalzgraffschaft gab er Arnulfs, dem zweiten Sohne Herzog Arnulfs, aber ihm zur Seite war noch ein anderer Vertreter des Oberherrn, der Burggraf (Otto von Nordgau) geordnet, damit, wie der Herzog, so auch der Pfalzgraf, beschränkt siehe. Nur wenn der König selbst ins Land einzog, erlosch seiner Diener Gewalt, und das Oberhaupt des Reichs ward der höchste Richter. Auch konnte von nun an nur der König Bischöfe in Baiern ernennen.

Eine dritte noch gefährlichere Unruhe erregte Eberhard, Herzog von Franken, derselbe, der Ottos Vater, dem Könige Heinrich, die Krone überbracht hatte. Ein Sachse, Bruning, der unger ihm stand, und gleich den übrigen Sachsen sich mehr denn die andern Deutschen dünkte, verweigerte ihm, dem Franken, Ge-

horsam, und Eberhard, darüber erzürmt, überfiel seine Stadt Elmeri (Elmershausen), verbrannte sie, und erschlug die Bewohner. Als dies der König erfuhr, verurtheilte er den Herzog zu einer Geldstrafe von hundert Talenten*), welche derselbe in Pferden erlegte; die Anführer seines Kriegsvolks aber mußten zur Strafe Hunde bis nach Magdeburg, Ottos Königstadt, tragen. Diese gelinde Strafe brach indeß ihren Muth nicht, zumal, da der König, des Brostes wegen, sie mit Geschenken entließ. Darum, als derselbe in Baiern stand, erneuerte Eberhards Parthei die Fehde gegen Bruning mit Brand und Verheerung. Umsonst forderte sie der König auf einen Reichstag zu Stela (Steyl in Westphalen,) vor Recht; sie blieben aus, durch den Hinzutritt Thankmars, des königlichen Halbbruders, ermuthigt, der aus Verdruß, daß ihm Otto das Erbe Siegherts, des Oheims seiner Mutter Hathurge, verweigert hatte, den Empörern sich beigefellte. Diese eroberten Babilik, eine Burg in Westphalen, und fanden darin des Königs Bruder Heinrich, welchen sie dem Herzog Eberhard, seinem Feinde, übergaben; Thankmar aber rückte vor Eresburg, gewann es, und verbeerte von dieser Festung aus das umliegende Land. Nicht lange, so erschien der König selbst mit großer Macht, die verübten Frevel zu strafen. Da nun die Einwohner von Eresburg alsobald die Thore öffneten, floh Thankmar in die Kirche, welche Papp Leo III. während seines Besüches bei Karl dem Großen dem h. Petrus geweiht hatte.

*) Ein sächsisches Talent enthielt 20 Solidos, nach unserm Gelde ohngefähr 30 Thaler. Sachsenpiegel B. III. A. 51.

Diese heilige Stätte aber schützte ihn nicht. Ottos Krieger, und unter ihnen besonders die Vasallen des gefangenen Heinrichs, zerschmetterten die Thüren, drangen hinein und schossen auf Thankmar, der sich an das Altar, auf welches er seine Waffen und seine goldene Kette niedergelegt hatte, fest hielt, mit Pfeilen. Da wandte er sich um, und versetzte einem seiner Angreifer, Namens Thietbold, einen tödtlichen Schlag, ward aber gleich darauf selber von einer Lanze, die einer Namens Maginzo durch ein Fenster ihm in den Rücken warf, getödtet. Der König bedauerte das Schicksal seines Bruders, konnte aber die Thäter nicht strafen; vielmehr wurden mehrere von dessen Genossen als Auführer und Friedensbrecher nach fränkischen Gesetzen verurtheilt, und durch den Strang hingerichtet.

Herzog Eberhard sahe nun wohl, daß er mit Gewalt nicht viel ausrichten würde. Daher begab er sich zu seinem Gefangenen, dem Herzoge Heinrich, dessen Herrschgier ihm aus frühern Zeiten bekannt war, flehte ihn kniefällig, die erlittene Unbill zu vergessen, und stellte ihm vor, wie er ihm durch seinen Rath und Beistand zu dem Thron verhelfen wolle, den König Otto widerrechtlich bestiegen. Heinrich, des alten Ehrgeizes noch nicht genesen, schlug ein, und kehrte, nachdem sie den Weg der Verstellung zu wählen beschlossen hatten, zu seinem Bruder dem Könige zurück, von dem er mit liebevoller Theilnahme an seinem erlittenen Unfalle aufgenommen ward. Auch Eberhard wandte sich auf den Rath des Erzbischofs Friedrich von Mainz an den König, bat süßfällig um Vergebung, und ergab sich ihm auf Gnade

und Ungnade. Otto verzieh. Um der beleidigten Gerechtigkeit Genüge zu leisten, sandte er ihn zwar nach Hildesheim wie in die Verbannung, rief ihn aber bald darauf zurück, und stellte ihm alle seine Würden und Aemter wieder her.

Eberhard aber, der diese Großmuth schon berechnet hatte, ward nicht beschämt; sein Geist war durch verbrecherisches Gelüst nach der Krone geblendet. „Seht ruhest du noch an dem Busen eines Grafen, sprach er einst zu seiner Gemahlin, bald wirst du dich in den Armen eines Königs erfreuen!“ Da er indeß zur Durchsetzung dieses ehrgeizigen Plans mehrerer Genossen bedurfte, gewann er auch den Herzog Giselfert von Lothringen, des Königs Schwager, durch dieselben Aussichten zum Thron, die er bereits Heinrichen vorgehalten hatte. Der letztere veranstaltete indeß eine Versammlung vieler vornehmen Sachsen, deren Ergebenheit ihm bekannt war, zu Saalfeld, bewirthete sie, und brachte die meisten durch Geschenke und Verheißungen auf seine Seite. Doch riethen ihm andere, denen an Entzündung eines Kriegs im Sachsenlande nichts gelegen war, er solle in Sachsen nur die festen Städte besetzt halten, für seine Person aber nach Lothringen gehen, weil er in diesem entfernten und dem Könige abholden Theile des Reichs mit größerem Erfolge auftreten würde. Heinrich folgte diesem Rath; der König aber, der Anfangs der Sache keinen Glauben beimessen wollte, eilte ihm, als er sich überzeugt hatte, nach, und bezwang die Städte, welche ihn aufhalten sollten, durch das Schrecken seines Namens. Aus Dortmund zog ihm das Heinrichsche Kriegsvolk, das sich an das Schicksal Thankmars und seiner Genossen

erinnerte, freiwillig entgegen. Otto verzich ihnen, und sandte ihren Anführer Agina an seinen Bruder, um diesen zur Treue zurückzuführen; doch ließ er ihn vorher schwören, wiederzukommen, wenn diese Absicht mißlänge. Darauf rückte der König weiter bis an den Rhein, sandte abermals Boten an die Empörer, und setzte, während er deren Zurückkunft gewärtigte, einen Theil seiner Mannschaft über den Fluß. Die Boten aber kamen mit unbestimmter, nach ihnen Agina mit der entscheidenden Antwort zurück, daß Heinrich den Frieden verwerfe, und mit großer Heeresmacht nahe sey. „Dein Bruder, sprach er, ist mein Herr; hätte er meinem Rathe gefolgt, es wäre anders gekommen, so aber habe ich nichts thun können, als das Wort halten, das ich beschworen!“ Diese Nachricht machte den König äußerst besorgt um den jenseit des Flusses befindlichen Heerhaufen, auf den die ganze Macht der Feinde fallen mußte. Er ergriff die heilige Lanze, sank auf seine Knie, und rief mit zum Himmel erhobenen Händen: „Herr, der du über alles gebietest, blicke auf das Volk, über welches du mich gesetzt hast, und errette es von seinen Feinden, damit die Menschen einsehen, Niemand dürfe ungestraft deinem Willen entgegen handeln!“ Indes hatten die, für welche der König betete, eine feste Stellung hinter einem großen Teiche gewonnen; ihre geringe Zahl ward ersetzt durch den Muth der Verzweiflung, das Gepäck wandte sich nach Xanthen. Da nun die Feinde in Siegeszuversicht von der einen Seite heranzürmten, zog sich ein Theil der Königlich um den Teich herum, und fiel den Lothringern in den Rücken. Zugleich riefen ihnen einige Sach-

sen, die der französischen Sprache kundig waren, zu, als ob sie von den ihrigen wären, sie sollten sich durch die Flucht retten, weil sie von hinten angefallen würden. In diesem Schrecken ließen sie der weit kleineren Anzahl mit großer Beute den Wahlplatz. Der Ort, wo das Treffen vorfiel, wird Bierzuni genannt, und von einigen für das heutige Buderich oder Bürich im Herzogthum Cleve gehalten. Maginzo, der den Thantmar erschlagen hatte, fiel in demselben; Dadi aber, ein Thüringer, sandte Boten an die Befehlshaber der Städte im östlichen Sachsen, die Heinrich hatte besetzen lassen, und ließ ihnen sagen, in dieser Schlacht sey der Herzog Heinrich selber gefallen. Da ergaben sie sich alle, bis auf Merseburg und Scheidingen, deren Befehlshaber der Nachricht mißtrauten. Bald darauf kam Heinrich, durch die verlorene Schlacht und die Kunde vom Uebergang seiner Städte tief gebeugt, mit sieben Getreuen nach Sachsen zurück. Merseburg öffnete ihm die Thore, und vertheidigte ihn tapfer zwei Monate hindurch; da aber alle Hoffnung des Entsatzes verschwunden war, begab sich Heinrich in das Lager seines Bruders, und erwirkte für sich und die Seinigen freien Abzug aus Sachsen. Es ward dabei festgesetzt, daß derselbe innerhalb dreißig Tagen erfolgen solle, und binnen dieser Zeit jeder der Anhänger Heinrichs ohne Besorgniß der Strafe zum Könige übergehen könne. Heinrich zog nach Lothringen, um in Verbindung mit Gisibert und Eberhard seine Pläne zu verfolgen. Diese beiden treulosen Vasallen hatten sich unterdeß an den König Ludwig IV. von Frankreich gewendet, und ihm die Wiederherstellung der von seinem Vorfahr Karl dem

Einfältigen eingebüßten Oberherrschaft über Lothringen verheißten, wenn er ihren Aufstand gegen K. Otto unterstützte. K. Ludwig willigte ein, und rückte über Verdun in den Elsaß, wo er mit dem Bischof Ruthard von Straßburg Verständnisse hatte. König Otto, der seinem Bruder nachgegangen war, belagerte damals grade die Festung Kievermont (Chevremont), in welche sich Giselbert geworfen hatte. Nun verließ dieser zwar heimlich den Ort; dennoch aber zog die Belagerung sich in die Länge, und mußte endlich ganz aufgehoben werden, theils weil die Franzosen sich näherten, theils, weil ein allgemeiner Aufstand der slavischen Völker Ottos Gegenwart im Osten nothwendig machte. Gero, den der König als Grafen über die Ostmark, oder alle von K. Heinrich I. den nördlichen Slaven und Sorben abgenommenen Länder zurückgelassen, hatte diesen Aufstand durch eine Greuelthat verschuldet, die er nur mit Mühe durch die Nothwendigkeit der Abwehr zu rechtfertigen vermochte. Er ließ nehmlich dreißig vornehme Slaven bei einem festlichen Mahle, zu dem er sie geladen, ermorden, und behauptete nachher, dieß darum gethan zu haben, weil diese Slaven es darauf angelegt hätten, ihn aus dem Wege zu räumen. Dieser Mord war die Losung zu einem furchtbaren Kriege aller slavischen Völkerschaften an den Grenzen Sachsens und Thüringens, die seit den Siegen König Heinrichs dem Reiche verpflichtet waren. In vielen schrecklichen Treffen ward das Blut der hinterlistig Geschlachteten gerächt, der König selbst mußte seinen wankenden Heerführern zu Hülfe eilen, wenn diese Grenze nicht ganz überwältigt werden sollte. Doch gelang

zuletzt die Bezwingung der Slaven durch Bisf. Tugumir, ein Fürstsohn aus dem Volke der Heveller, der von K. Heinrich gefangen, und an Ottos Königshofe herangewachsen war, ward bewogen, in seine Vaterstadt Brennaburg zurückzukehren, als ob er widerwilligem Gefangniß entflohen sey. Die Heveller erkannten ihn alsbald für ihren Herrn, er aber benutzte seine Gewalt, ihre Stadt seinen Freunden, den Deutschen, in die Hände zu spielen. Seitdem unterwarfen sich die slavischen Völkerschaften bis an die Oder hin dem Gehorsam des Reichs von Neuem.

Während dieser Bedrängnisse des Königs hatte Herzog Eberhard die Larve der bisher beobachteten Verstellung völlig weggeworfen, und sich offen mit Giselbert vereinigt; beide, mit Heinrich verbündet, wütheten in den Gegenden des Niederrheins. Da verließ K. Otto den slavischen Krieg, wandte sich wieder gegen den Rhein, und lagerte sich vor eins von Eberhards Schloßern, das feste Breisach im Breisgau, zu derselben Zeit als sich K. Ludwig IV. von Frankreich über den Elsaß ausgebreitet hatte. Die Festung widerstand, und Ottos Kriegsvolk ward schwierig, besonders verließen viele Bischöfe, durch Verrath oder Furcht bewogen, sein Lager, und zogen nach ihrer Heimath zurück. In dieser Verlegenheit sandte K. Otto den Erzbischof Friedrich von Mainz ab, um mit den Verbündeten zu unterhandeln. Hier schloß der Erzbischof einen Vertrag, der, ungewiß ob aus Verrath oder Feigheit, so schimpflich ausfiel, daß ihn der König als seiner Hoheit entgegen, verwarf. Darüber entwich der Erzbischof mit dem Bischof Ruthard von Straß-

burg des Nachts, und begab sich nach Meh, um daselbst mit Heinrich und Giselbert zusammen zu treffen.

Unterdeß hatte K. Otto Verstärkung erhalten; wenigstens war er im Stande, den Herzog Herrmann, *) mit einem Heerhaufen abzuschicken, um den Verwüstungen ein Ende zu machen, welche die Verbündeten auch auf dem rechten Rheinufer in der Absicht verübten, ihn von Breisach abzuführen. Herrmann traf sie gegenüber von Andernach, als sie bereits den größten Theil ihres Heers mit Beute beladen über den Rhein zurückgeschickt hatten. Ein verzweifelter Kampf begann. Eberhard fiel, ganz von Geschossen durchbohrt, Giselbert warf sich in einen Kahn, um durch die Flucht zu entgehen; aber die Menge seiner Begleiter machte das Schiffelein sinken, und alle wurden von den Fluthen verschlungen. So endigten Eberhards und Giselberts kühne Entwürfe an Einem Tage. Unmittelbar darauf ergab sich Breisach; der König aber weihte dem Andenken der gefallenen Helden eine Thräne, und veranstaltete dann, auf Verlangen seiner Getreuen, ein großes Dankfest für die unerwartete Befreiung von der Hand seiner Widersacher **).

Diese Wendung versetzte den Herzog Heinrich und die treulosen Bischöfe in die größte Bestürzung. Der Erzbischof Friedrich eilte sogleich nach Mainz, fand aber von den Bewohnern, welche den Thron des Königs scheuten, die Thore verschlossen, und mußte seine Reise wei-

ter fortsetzen. Auf dieser Irrfahrt fiel er königlichen Leuten in die Hände, die ihn sogleich vor seinen beleidigten Herrn brachten. Otto verwies ihn nach Hamburg, seinen Genossen Rüdhard nach Corbey, begnadigte sie aber in kurzer Zeit, und gab ihnen mit gewohnter Güte ihre Ämter und Würden zurück.

Auch der verrätherische Heinrich erprobte Ottos Langmuth von Neuem. In der ersten Bestürzung wollte er sich in Kievermont vertheidigen. Aber seine Schwester Gerberge, Giselberts Wittve, bewog ihn, allen Widerstand fahren zu lassen, und sich der Großmuth des Königs und Bruders zu überliefern. Als nun Heinrich vor Otto stand, und um Vergebung flehete, sprach der überraschte König mit Ernst: „Du bist es nicht werth, daß ich mein Auge mitleidig auf dich hefte; doch rührt mich dein Unglück. Stehe auf, denn ich will nicht Gleiches mit Gleichem vergelten!“ Er behielt ihn anfangs bei sich, und wies ihm nachher einige Städte Bothringens zum Unterhalt an.

Hierauf rückte K. Otto weiter in Bothringen vor, und bezwang einen der widerspenstigen Vasallen nach dem andern. Zuerst ergab sich ihm Immo, ein Graf, der, wie es scheint, nur darum die Waffen gegen den König ergriffen hatte, um einigen rebellischen Großen Zutrauen gegen sich einzuschließen; wenigstens beredete er bald darauf die Grafen Aufried und Arnold, welche das unbezwingliche Kievermont inne hatten, zu einer Zusammenkunft, bei

*) Man weiß nicht, ob den Herrmann Billung von Sachsen, oder den Herzog Herrmann von Schwaben.

***) *Haud gaudens inimicorum de morte suorum,
Sed plus tantorum moerens de corde virosum!*

welcher er sie gefangen nahm und dem Könige zuschickte. Dieser hielt sie so lange in Verwahrung, bis er sie durch Güte und Barmherzigkeit zu seinen Freunden gemacht hatte. Den längsten Widerstand leistete der Bischof von Metz, aber auch er ward endlich zur Unterwerfung gezwungen. Weiter rückte K. Otto gegen König Ludwig IV. von Frankreich, der sich so unzeitig in diese Händel gemischt hatte, nach Neustrien vor. Zu Vitigny kamen ihm Herzog Hugo der Große, Graf Herbert von Vermandois und Roger Graf von Douay entgegen, und huldigten ihm als ihren Lehnherrn. K. Ludwig wich erschrocken nach Burgund zurück; die Deutschen aber zogen ihm nach, und lagerten sich an der Seine. So würde er einer harten Züchtigung nicht entgangen seyn, wenn nicht Ottos Schwester Gerberge, Gisberts Wittwe, welche Ludwig unterdeß geheirathet hatte, einen Stillstand vermittelt hätte, der sich zwei Jahre nachher (942) bei einer Zusammenkunft beider Könige in einen förmlichen Frieden verwandelte, in welchem die deutsche Herrschaft über Lothringen abermals bestätigt, und die Reichsgränze in Belgien durch den Dittonischen oder Hontgraben, der gewöhnlich die Wasserscheide heißt, bezeichnet ward. Der schwache Ludwig verdankte es dem deutschen Könige, daß sein Schwager Hugo der Große, der Gemahl von Ottos jüngerer Schwester, der als Graf von Paris und Herzog von Franzien mächtiger als der König selbst war, ihm die Krone nicht nahm.

Darauf übergab K. Otto das Herzogthum Lothringen erst seinem Bruder Heinrich, und als dieser sich nicht zu behaupten vermochte, *) einem seiner Großen, Namens Otto, dem Sohne Ricwins, den er zugleich zum Vormunde seines Neffen Heinrichs, des Sohnes Gisberts, bestellte. Indeß starben Vormund und Mündel in kurzer Frist, worauf der König das erledigte Herzogthum dem Grafen Konrad von Worms, beigenannt der Weise, verlich, und ihm zugleich seine Tochter Luitgarde vermählte. Diese Luitgarde ward (ungewiß ob noch als Jungfrau oder nach ihres Gemahls Tode,) der Gegenstand eines merkwürdigen Rechtsstreits.**) Ein gewisser Kuno, der vergeblich um ihre Liebe geworben hatte, verbreitete, sie lebe mit ihm in heimlicher Buhlschaft. Sobald der König dies erfuhr, rief er seine Fürsten zusammen, und besprach sich zuerst mit ihnen heimlich über diese Sache; dann, als die Angeklagte auf den Namen Christi und die Sakramente ihre Unschuld betheuerte, forderte er in offner Versammlung, daß einer die Ehre seiner Tochter mit den Waffen vertheidige, und versprach dem, der dies thun würde, seine immerwährende Freundschaft. Da trat ein Graf Namens Burchard auf, und strafte den Kuno als einen Lügner; dieser aber wiederholte auf die Sakramente seine Aussage. Nun mußte der Zweikampf entscheiden, und er entschied für Luitgarden, indem Burchard ihrem Ankläger beim ersten Gange die rechte Hand abhieb. Also ward ihre Unschuld erwiesen.

*) Regimonis Continuator ad an. 940. Wित्तेhind weiß von dieser Verleihung Lothringens an Heinrich nichts.

**) Ditmar Merseb. II. p. 339. apud Leibnitz. Eine Zeitbestimmung findet sich nicht.

Die Verfügungen über Lothringen müssen aber in Herzog Heinrich neue Galle rege gemacht haben, denn bald darauf finden wir ihn abermals in ein verbrecherisches Unternehmen gegen seinen Bruder verwickelt. Der Krieg gegen die Slaven war noch nicht ganz beendet, als das Kriegsvolk des Markgrafen Gero über die unaufhörlichen Beschwerden und über die verkürzte Auszahlung der gewöhnlichen Geschenke, die sonst von den Tributen der Slaven bestritten wurden, unzufrieden und auffässig ward. K. Otto aber untersühte seinen Statthalter und strafte die Auführer. Darüber wurden sie ihm gram. Herzog Heinrich benutzte diese Stimmung, das Heer durch Geschenke für sich zu gewinnen; ein Plan ward entworfen, den König am Osterfeste 941 zu Quedlinburg zu ermorden, und dem Herzoge die Krone aufzusetzen. Aber das Bubenstück ward noch vor dem Feste entdeckt. Der großherzige König beschloß, die Freude des Festes durch die Verhaftung der Verschwörer nicht stören zu lassen, sicherte sich durch treue Wachen, die ihn Tag und Nacht nicht verließen, und gab erst am Tage nachher seinen Vertrauten aus dem Volke der Franken, dem Herrmann, Udo und Konrad, Befehl, die Verbrecher fest zu nehmen oder zu tödten. Dies traf zuerst einen gewissen Erich, einen sehr tapfern Mann, der, als er den bewaffneten Haufen auf sich zuweilen sah, alsbald seine Waffen ergriff, aufs Pferd stieg und sich so lange vertheidigte, bis er von einer Lanze durchbohrt ward. Die übrigen wurden ergriffen, verurtheilt und enthauptet. Heinrich selbst entkam, von der Verachtung aller Rechtschaffnen begleitet, wurde aber einige Zeit

nachher von Ottos Leuten gefangen, und nach Ingelheim in Verwahrung gebracht. Der Erzbischof Friedrich von Mainz, der den allgemeinen Verdacht auf sich gezogen hatte, heimlicher Mitwissler dieser Verschwörung zu seyn, betheuerte in öffentlicher Versammlung seine Unschuld, und genoss zur Bekräftigung seiner Aussage das Abendmahl. Ueber seinen Bruder wollte der König eher nicht richten, als bis sein Zorn besänftigt und der Rath verständiger Freunde eingeholt wäre, aus Furcht, die Leidenschaft möchte ihn zu einem ungerechten Urtheil verleiten. Als nun Otto im Jahr 942 zu Frankfurt am Main das Weihnachtsfest feierte, warf sich ihm während der Messe plötzlich ein Mann zu Füßen. Es war Heinrich, welcher des Nachts aus seinem Gefängniß entronnen, und hieher geeilt war, seinen schwer beleidigten Bruder um Vergebung zu bitten. Diese Ueberraschung wirkte. Otto hob ihn auf, schloß ihn in seine Arme, und verzieh ihm zum dritten und letztenmale; denn bald darauf ward Otto in den Stand gesetzt, dem Ehrgeiz seines Bruders eine ehrenvollere Richtung zu geben.

Berthold, den König Otto zum Herzog von Baiern gesetzt hatte, war gestorben. Ohngeachtet er nun einen Sohn hinterließ, auch Pfalzgraf Arnulf, ein Enkel Luitpolds, noch lebte, übte Otto doch sein königliches Recht, und verlieh 947 das Herzogthum Baiern, auf Bitten seiner Mutter, seinem Bruder Heinrich, den er durch seine Vermählung mit Ida, der schönen und geistreichen Tochter des vorletzten Baiernherzogs Arnulf, dem Volke der Baiern angenehm glaubte. In dieser Würde hat Herzog

Heinrich dem Vertrauen des Königs entsprochen, treu an ihm gehangen, das Land geschirmt, und die ungarischen Schwärme, die noch je zuweilen plündernd sich nahten, über die Grenzen gejagt. Doch ist ihm zum Andenken an seine frühern Uebelthaten in der Geschichte der Beiname des *Zänkers* geblieben.

Also wurden die Herzogthümer Baiern und Lothringen von Verwandten des Königs besessen. Nun eröffnete sich auch Aussicht zur Erwerbung des Herzogthums Schwaben, welches damals noch *Allemannien* hieß. Herzog Herrmann, der keine Söhne hatte, bot nehmlich seine Tochter *Ida* dem Könige an, daß er sie seinem Sohne *Ludolf* zur Gemahlin gebe; nach seinem Tode möge er ihm dann auch das Herzogthum verleihen. *Otto* willigte ein. Die Vermählung ward 947 vollzogen, und zwei Jahre nachher, als *Herrmann* verstorben, kam das Land Schwaben an *Ludolf*, dem die deutschen Großen vorläufig schon die Thronfolge zugesichert hatten.

Es war aber Herzog *Ludolf* ein Sohn der Königin *Edith*, einer Tochter König *Eduards* des ältern von England, welche *K. Otto* noch bei Lebzeiten seines Vaters *Heinrich* geheirathet hatte, nachdem sie von ihrem Bruder König *Athelstan* nebst einer gleich schönen Schwester an den Hof des deutschen Königs gesandt worden war, damit dessen Sohn das Aussuchen habe. Diese vortrefliche Königin, die Mutter *Ludolfs* und *Luitgardens*, starb im Jahre 946. Von ihrem Charakter zeugt die rührende

Geschichte, die im Leben der Königin *Mathilde* aufbewahrt worden ist. Diese, die Mutter *K. Ottos*, verschenkte von ihrem Leibginge mehr an die Geistlichkeit, als ihren beiden Söhnen recht war. Darüber beschränkten diese ihre Einkünfte. *Edith* aber erfuhr den tiefen Schmerz, welchen diese Kränkung der Königin verursachte, ging zu ihrem Gemahl, und bewog ihn durch Bitten, daß er die Mutter schriftlich um Verzeihung bat. Darauf kam diese von mehreren Bischöfen und Großen begleitet selber nach *Grona*, wo der König Hof hielt. Als bald eilte *Otto*, von seiner Gemahlin *Edith* begleitet, ihr entgegen, sprang, sobald er sie erblickte, vom Pferde, flog auf sie zu und warf sich mitten auf dem Wege vor ihr auf ein Knie. „O, ehrwürdige Mutter, sprach er, lege mir eine Strafe auf, welche du willst, aber vergieb mir. Seitdem ich dich deiner Güter beraubt habe, ist Ruhe und Glück von mir gewichen!“ Die Mutter aber schloß weinend den Sohn in ihre Arme, küßte ihn zärtlich und sprach: „Beruhige dich, denn hätte ich dies nicht durch meine Sünden verdient, so wäre es mir nicht wiederfahren.“ Ein gleiches that bald nachher Herzog *Heinrich*, von dem als von ihrem Lieblingssohn die Beleidigung *Mathildens* noch schwerer als selbst von *Otto* gekränkt hatte, dem sie aber in noch zärtlichen Ausdrücken vergab. Beide Söhne lebten seitdem mit ihrer Mutter in ununterbrochener Eintracht; sie aber stiftete zwei große Klöster, ein Mannskloster zu *Palida* oder *Polda* im *Grubenhagenschen*, und ein Nonnenkloster zu *Nordhausen*, jedes zu dreitausend Personen. *)

*) Vita S. Mathildis apud Leibnitz I. Leibnitz bezweifelt die in beiden Angaben wiederholte Zahl.

In diesen Zeiten des Wackethums der Herrlichkeit Deutschlands war das westliche Frankreich zerstückelt und elend. König Ludwig IV. besaß von dem ganzen Lande, das seinen Vorfahren gehört hatte, eigenthümlich bloß noch die Städte Laon und Soissons nebst einigen unbedeutenden Bezirken. Alles übrige war in den Händen der Vasallen, unter denen Hugo Capet, Graf von Paris und Herzog von Franzien, der mächtigste war; aus seiner Familie hatte zur Zeit Kaiser Arnulfs Graf Eudes, und nach diesem Robert schon einmal die Krone getragen. Hugo hegte nicht geringere Entwürfe. Da suchte K. Ludwig den deutschen König, seinen Schwager und Bundesgenossen, um Hülfe, und dieser gewährte. Im Jahr 946 zog K. Otto mit hundert tausend Mann (dreißig Legionen) über den Rhein gen Cambrai, wo sich K. Ludwig mit ihm vereinigte. Herzog Hugo aber rühmte sich, ein größeres Heer zu haben, denn der König jemals gesehen, und spottete der Sachsen, von deren Geschossen er sieben in einem Trunke hinunter schlucken wolle. K. Otto aber ließ ihm antworten: „In meinem Heere sind allein mehr Strohhüte, als du und dein Vater in Eurem Leben gesehen.“ In der That trugen alle Deutschen Strohhüte, bis auf den Abt Bovo von Corbey nebst dreien seines Gefolges. Beide Könige rückten nun vor Rheims, zwangen den Erzbischof Hugo, des Herzogs Neffen, zur Uebergabe dieser Stadt, und verheerten dann das Land bis Paris. K. Otto zeigte Lust, diese Stadt zu belagern und zu erobern, wurde aber durch den Grafen Arnulf von Flandern überredet, sich gegen den Herzog von der Normandie, Hugos Bundesgenossen, zu

wenden, und Rouen zu belagern. Dieses Unternehmen aber mißglückte, und Otto zog über Amiens zurück in sein Reich; doch bewog er Hugo, daß er mit K. Ludwig einen Stillstand schloß. Zwei Jahre darauf (am 7ten Juni 948) ward zur gänzlichen Beilegung der innern Unruhen Frankreichs, zu Ingelheim bei Mainz eine Kirchenversammlung gehalten, bei welcher beide Könige, Otto und Ludwig, gegenwärtig waren, und der päpstliche Legat Martinus den Vorsitz führte. Damals stand K. Ludwig auf von der Seite K. Ottos, trug mit dessen Genehmigung den versammelten Bischöfen und Großen seine Beschwerden über Hugo vor, und erklärte sich bereitwillig, wenn Jemand ihm etwas unkönigliches vorwerfen sollte, sich dem Urtheil des Concils und des Königs von Deutschland zu unterwerfen, oder sogar seine Unschuld durch einen Zweikampf mit jedem seiner Ankläger darzuthun. Einstimmig erklärte die Versammlung sich für die Sache des Königs; aber Hugo ward weder durch geistliche Drohworte, noch durch Bannungen geschreckt. Da suchte der wehrlose König von Frankreich aufs Neue den König der Deutschen um Beistand, und dieser sandte ihm willfährig den Herzog Konrad mit der Mannschaft von Lothringen. Dadurch ward endlich ein Friede erzwungen, in welchem Hugo dem Könige von Frankreich von Neuem als seinem Oberlehensherrn huldigte, und ihm die Burg von Laon, der er sich vorher bemächtigt hatte, zurückgab.

Nicht minder als dem Westen ward K. Otto gewaltig in Norden, dessen kühne Söhne vor noch nicht gar langer Zeit ein Schrecken der Deutschen gewesen waren. Es hatte sein Vater

K. Heinrich gegen die von ihm besiegten Dänen die Mark Schleswig angelegt, und mit sächsischen Kolonisten bevölkert; der Markgraf empfing den Tribut, den die Dänen dem Reiche der Deutschen widerwillig zahlten. Als nun der kriegerische Harald Blatan (Blauzahn), den dänischen Thron bestieg, verweigerte er nicht nur des Tributs fernere Zahlung, sondern ließ sogar Ottos Gesandte, die ihn forderten, mit ihrem ganzen Gefolge niedermachen. Auf diese Beleidigung brach K. Otto verheerend über die Eider, und durchzog Jütland bis an den Meerbusen Limfiord; der Ort, wo er zum Andenken seiner Anwesenheit seine Lanze ins Meer warf, heißt Ottesund bis auf den heutigen Tag. Da er nun heimzog, wurde er auf der Lohheide im heutigen Amte Gottorf von dem Dänenkönige angegriffen. Eine harte Schlacht geschah, deren Ausgang nach den dänischen Geschichtschreibern Haralden günstig war. Der deutsche Adam von Bremen *) aber schreibt Otton den Sieg zu, und der Erfolg bestätigt diese Aussage: denn Harald unterwarf sich, nahm sein Königreich zur Lehen, und versprach, in seinen Staaten das Christenthum einzuführen; er selbst empfing die Taufe nebst seiner Gemahlin und seinem jungen Sohne, dem K. Otto als Taufzeuge den Namen Sven-Otto gab. Jütland wurde hierauf in drei Bisthümer getheilt, Schleswig, Ripen und Aarhus, alle drei aber der Aufsicht des Erzbischofs Adalgun von Hamburg unterworfen, und dessen Sprengel dadurch beträchtlich erweitert. Diese von

Karl dem Großen zuerst erprobte Maßregel, eine neue Herrschaft zu besessigen, ward damals auch im Slavenlande angewendet, und zu Havelberg (946), zu Brandenburg (948) von K. Otto Bisthümer gestiftet. Die Lage derselben mitten in einem heidnischen, keineswegs ganz bezwungenen Lande, war indeß sehr unsicher. Noch stand die Hauptstadt der Rhedarier, Rhetra am Tollentzer See im heutigen Mecklenburg-Strelitz, wo sich der Tempel des slavischen Hauptgottes Radegast befand, in welchem sich die Wendenvölker zu Berathschlagungen versammelten, und mit günstigen Vorbedeutungen zu ihren Kriegen versahen. Markgraf Gero drang indeß immer weiter gen Osten, schlug die Ukern in einem großen Treffen, und unterwarf (959) auch den polnischen Herzog Micislaus der Hoheit des deutschen Reichs. Seit der Mitte des neunten Jahrhunderts hatten die slavischen Stämme in dem Lande zwischen der Wartha, Weichsel und Oder, sich unter einer Fürstenfamilie vereinigt, als deren Stammvater die Sage den wunderbar gewählten Piaß nennt. Jener Micislaus oder Miseko, der erste, der unter dem Namen eines Herzogs der Polenier bei Dietmar vorkömmt, ward, wenigstens für sein Land im Westen der Warthe, deutscher Vasall, **) und nachmals durch den Einfluß seiner böhmischen Gemahlin Dombrowka zur Annahme des Christenthums bewogen.

In diesen Zeiten hat König Otto auch das Königreich Burgundien, dessen jungen König Konrad er an seinem Hofe erzog, in seinen

*) Adam. Brem. Hist. Eccl. II. c. 2.

**) Ditmar II. p. 333 und 337.

Schutz genommen und verwaltet. Sowohl Geschichtschreiber als Urkunden bezeugen, daß bei ihm die Gewalt über diese Länder bestanden, so viel von derselben die Großen den schwachen

Königen noch übrig gelassen hatten. Doch ist König Konrad von der deutschen Herrschaft wieder ledig, und Burgundien erst ein Jahrhundert später an Deutschland geknüpft worden.

Neuntes Kapitel.

König Otto I. erneuert die Verbindung mit Italien.

Unter allen europäischen Reichen war Deutschland das mächtigste. Der schwache Fürst an der Seine erwehrte sich hinter den Mauern von Laon nur mit deutscher Hülfe seiner stärkern Vasallen. Die beiden Königreiche Burgund hatten auch durch ihre Vereinigung keine Stärke erlangt. Spanien, so weit es nicht unter des Arabers Joche lag, war unter mehrere Könige getheilt, deren natürlicher Beruf im Kriege gegen die eingedrungenen Fremdlinge bestand. England war nach dem Tode seines Alfreds in Erbfolgesireitigkeiten und geistliche Händel verstrickt, und seitdem wieder ein Raub der Normänner, (hier Dänen genannt,) von denen es durch den Arm dieses großen Mannes für immer befreit zu seyn gewähnt hatte; nur Tribute fristeten dem ärmlichen Staate ein wankendes Daseyn. Ueber dem skandinavischen Norden, über den slavischen Reichen Rußland und Polen und dem von den Ungarn beherrschten Pannonien, lag die Nacht heidnischer Barbarei, die erst durch das Christenthum gelilgt werden sollte; doch bereiteten die Ungarn den Deutschen noch einen schweren Entscheidungskampf

vor. Bei diesem Gefühl der Macht war es natürlich, daß in der Brust Ottos die alte nie ganz verlorene Erinnerung des von Karl dem Großen und seinen Nachkommen an die deutsche Nation gebrachten Kaisertums wieder erwachte, welches dem Vorsteheramt über die Christenheit, das K. Otto bisher schon ausgeübt hatte, die Krone göttlicher Vollmacht aufsetzen sollte. Damals aber wurden die Blicke des deutschen Königs überdieß noch durch außerordentliche Begebenheiten auf Italien, die alte Heimath der Weltherrschaft, und das von Karl dem Großen, den Otto als seinen Vorfahren ansah, erworbene, von dessen Nachkommen widerrechtlich abgewendete Besizthum der Deutschen gezogen.

Nach dem Abzuge Kaiser Arnulfs (898), und der bald darauf erfolgten Vertreibung seiner Statthalter, theilten die drei Markgrafen Adalbert von Toßkana, der zum Kaiser gekrönte Lambert von Spoleto, Guidos Sohn, und Berengar von Friaul, der auch schon König geheissen, gleich den Triumvirn des alten Roms die Herrschaft Italiens. Unter diesen ward Adalbert, als er durch ein ehrsüchtiges Weib, Ad-

nig Lothars von Lothringen Tochter, gereist, Lombarden zu berauben auszog, von diesem gefangen und in Pavia verwahrt; darauf Lambert selbst von einem gewissen Hugo, dem er den Vater, Maginsfried, Kaiser Arnulfs Grafen in Mailand, getödtet, und den Bruder geblendet hatte, auf der Jagd erschlagen. Da nun nur Berengar einziger König war, entließ er den gefangenen Markgrafen von Toskana, und gelobte Engeltruden, Kaiser Guidos Wittwe, Freundschaft und Schutz für ihre Güter; er selbst gedachte, im Bewußtseyn geübter Großmuth und im Genuß ländlicher Freuden das Reich zu beherrschen. Da brach ein Unglück über Italien ein, dergleichen es seit den Zeiten Attilas nicht wieder erlebt hatte; die Ungarn fanden durch Kärnthen und Friaul den Weg über die Alpen, und durchzogen brennend und mordend das Land bis an den Ticino. Auf dem Rückwege ereilte sie K. Berengar an der Brenta. Die erschrockenen Ungarn schickten Boten, und flehten, man möchte sie in Frieden ziehen lassen, sie wollten alle Gefangenen herausgeben, die gemachte Beute zurück lassen, und sich verpflichten, nie wieder Italien zu betreten; aber K. Berengar hörte sie nicht. Darauf überfielen sie ihn des Nachts, und erschlugen sein ganzes Heer; nur wenige Trümmer rettete er in die festen Städte. Seitdem kamen die Verheerer von Jahr zu Jahr, das Land zwischen dem Ticino und dem Po ward fast eine Wüste; auf der andern Seite drängten die Kraber von Sizilien her über den Garigliano gegen Rom. Da verließen viele italienische Großen, auch Adalbert von Toskana, der erfahrenen Großmuth nicht achtend, die Sache Berengars,

und riefen den König Ludwig von der Provence, der schon einmal als Berengars Nebenbuhler in Italien aufgetreten, von diesem aber gefangen und auf einen Schwur, nimmer wieder zu kehren, in sein Königreich entlassen worden war. Ludwig vergaß seines Schwurs, und kam; Papp Benedikt IV., der in ihm einen Retter von Arabern und Ungarn erblickte, krönte ihn sogar in Rom zum Kaiser. Bald aber zerfiel dieser schwache Kaiser mit Adalbert, seinem Beschützer, ward, als er seinen Rückweg durch die Lombardei nahm, von Berengarn gefangen, und auf den wiederholten Schwur, daß er nicht zurückkehren wolle, abermals aus Italien entlassen. Zwei Jahre nachher, als er diesen Eid von Neuem gebrochen, und mit gewohntem Unglück zum drittenmal gefangen worden war, ließ Berengar ihn blenden, und nun erst kam er nicht wieder. Berengar aber, der 916 auch die Kaiserkrone empfing, herrschte nun von Pavia aus über Italien, und gewann endlich die Ungarn, die er nicht bezwingen konnte, durch Geschenke. Leichter jedoch konnte er die Barbaren, als den unruhigen Geist der Italiener bezähmen. Dieselben Feinde, denen er so oft vergeben, verblüdet mit andern, denen er Wohlthaten erwiesen hatte, riefen den König Rudolf II. von Burgund herbei, und setzten ihm die Krone der Longobarden auf. Indes behauptete sich Kaiser Berengar mit Hülfe der Ungarn, bis er von einem ungetreuen Diener Flambert, dem er viel Gutes gethan und einen früher entdeckten Verrath verziehen hatte, in einer Kirche zu Pavia ermordet ward (924). König Rudolf aber, seines Nebenbuhlers entledigt, fiel in die Schlingen eines listigen Wei-

bes, der Markgräfin Hermengard von Torea, welche ihrem Stiefbruder Hugo, Grafen von Arles, einem burgundischen Herrn, der kurz vorher dem Könige Ludwig im eiszuratischen Königreiche Burgund gefolgt war, die Krone Italiens zugebacht hatte. Durch thörichte Liebe zu dieser Hermengard verblindet, verschärzte K. Rudolf die Gelegenheit, seinen Thron fester zu gründen, und mußte endlich als Flüchtling über die Alpen nach Hause ziehen, während Hugo von dem Anhange seiner Schwester zu Pavia gekrönt ward. Dieser K. Hugo verstand es, über die Italiener zu herrschen; die Großen, die den gütigen Berengar verachtet und verrathen hatten, zitterten bald vor dem Zorn des Burgunders, und erklärten gehorsam seinen Sohn Lothar zu seinem Reichsgenossen und Nachfolger. K. Hugo aber fühlte sich durch die longobardische Krone nicht befriedigt, und strebte Rom zu gewinnen, indem er um die Hand einer Buhlerin, der berühmten Marozia warb.

Rom, wohin die entfernten Völker wie nach dem Mittelpunkte der Christenheit blickten, befand sich damals in einem, der Hoheit seines Namens und kirchlichen Ansehens sehr wenig angemessenen Verhältniß. Seit dem Aussterben der karolingischen Kaiser hatten die Häupter des römischen Adels sich der Herrschaft über die Stadt bemächtigt, und indem sie aus ihrer Mitte diejenigen zu Päpsten erhoben, denen sie das meiste Geschick in weltlichen Dingen, zuweilen sogar den meisten Kriegsmuth zutrauten, (denn noch saßen sogar Araber am Garigliano in der Nähe von Rom,) hatten sie den päpstlichen Stuhl ganz von sich abhängig gemacht. Bei dieser Verweltlichung desselben aber ward

die heilige Stadt, was man im Norden freilich nicht ahnte, der Schauplatz verderbter Sitten und einer wollüstigen Ausgelassenheit, die an die Zeiten der alten Kaiser erinnerte. An der Spitze der herrschenden Adelparthei stand damals Theodora, die Gemahlin Constantins, eines Senators, nebst ihren Töchtern Theodora und Marozia (eigentlich Maria). Diese drei vornehmen, durch Geist und Reichthum eben so sehr als durch zügellose Unkeuschheit ausgezeichneten Weiber haben den heiligen Stuhl beinahe fünfzig Jahre hindurch mit ihren Freunden, Liebhabern, Söhnen und Enkeln besetzt, daher der Cardinal Baronius die Herrschaft dieser weiblichen Triumvirn ein römisches Hurenreich genannt hat. Anfangs wurde dieselbe durch den Markgrafen Adalbert von Toskana, den Buhlen der Theodora, der die aus Hadrians Grabmahl zu einem festen Schlosse umgeformte Engelsburg inne hatte, dann durch Alberich, Markgrafen von Camerino und Consul in Rom, den Gemahl der Marozia, unterstützt. Unter diesem Einfluß ward (906) Sergius III. Papst, ein gewaltthätiger und ausschweifender Mann, der mit Marozien einen Sohn Namens Johannes, den nachmaligen Papst Johann XI., im Ehebruch zeugte; doch hatte Marozia auch von ihrem Gemahl einen Sohn, der wie sein Vater Alberich hieß. Als nun Sergius III. gestorben war, erhob Theodora einen ihrer Buhlen, Johann X., zum Papstthum. Dieser, der im Jahr 910 die am Garigliano angesiedelten Araber schlug, und dadurch Rom von dieser Furcht befreite, ward Marozien verdächtig, und auf ihren Befehl im Gefängniß mit Betten erstickt; denn dies kühne Weib, das nach Alberichs, des

ersten Gemahls Tode, dem Markgrafen Guido von Toskana die Hand gereicht, und mit dessen Hilfe der Engelsburg sich bemächtigt hatte, war nun völlig Herrin in Rom. Die nächsten Päpste konnten nur als Stellvertreter ihres Sohns, des Jünglings Johann XI. angesehen werden, bis sie im Stande war, ihn selbst auf den päpstlichen Stuhl zu setzen.

Damals geschah es, daß, da auch ihr zweiter Gemahl verstorben war, König Hugo ihr dritter Mann ward. So schien die Herrschaft über Italien wieder in Rom ihren Sitz nehmen zu wollen. Aber ein geringer Umstand durchkreuzte K. Hugos hochfahrende Entwürfe. Bei einem feierlichen Mahle mußte ihm Alberich, sein Stieffohn, nach constantinischer Hofsitte das Waschbecken reichen. Dieser, des Dienstes ungewohnt oder unwillig, schüttete das Wasser über den König, der ihm dafür im Grimm ins Gesicht schlug. Schweigend verließ Alberich das Gemach und die Engelsburg, und bald stand Adel und Volk, über die Mißhandlung eines Mitbürgers empört, bewaffnet vor derselben; denn immer wohnte ein gewaltiger Stolz in den Gemüthern der Römer, und eine augenblickliche Begeisterung machte sie oft vergessen, daß sie nicht mehr die Herren Italiens und Europas waren. K. Hugo mußte sich zur Nachtzeit an Stricken herablassen und entflo; Alberich, nun Consul und Patrizier von Rom, ließ seine ruchlose Mutter verhaften, und seinen Bruder, den Papst, der bald nachher starb, bewachen; die Päpste schienen wieder Bischöfe zu werden, die weltliche Macht war bei dem Patrizier, dem zuletzt K. Hugo, durch die Einsicht der Nothwendigkeit versöhnt, seine Tochter Uda zur Ge-

mahlin gab. Diese Fürstenherrschaft, welche durch die ansehnlichsten Güter in und um Rom verstärkt, auf der andern Seite durch die republikanischen Formen des Consulats, der Prätur und des Senats gemildert ward, vererbte Alberich im Jahr 954 an seinen sechzehnjährigen Sohn Detavian, dem drei Jahre nachher, als Papst Agapetus gestorben war, einsichtige Römer anriethen, die Fürstenwürde wieder mit dem Papstthum zu verbinden. Er that dies, indem er seinen weltlichen Namen mit einem mehr kirchlichen Namen (Johannes) vertauschte, das erste Beispiel eines päpstlichen Namenswechsels, welches die folgenden Päpste nachgeahmt haben; seine Sitten aber blieben die eines wilden, ausschweifenden Jünglings.

Unterdes lastete das Joch K. Hugos immer schwerer auf Oberitalien; sein Hof war ein Sitz vieler Gewaltthaten und Unzucht, die Güter und Aemter theilte er unter seine Bastarde und die Burgunder. Die Italiener wandten daher ihre Blicke auf den K. Heinrich I. von Deutschland, dessen Ruhm zu ihnen erschollen; als diesen der Tod abgerufen, auf den Herzog Arnulf von Baiern. Derselbe kam und gewann Verona, ward aber durch eine verlorene Feldschlacht zur Heimkehr genöthigt. Darauf luden sie den König Rudolf von Burgund, der vormals aus Italien fliehen mußten. K. Hugo aber gewann ihn durch Abtretung der Ueberreste seines cisjuranischen Königreichs, so daß aus den zwei burgundischen Reichen nunmehr eins ward, dann durch ein Eheverlöbniß, welches er zwischen seinem Sohn Lothar und Rudolfs Tochter Udelheid stiftete; doch achtete er die Gebote der Kirche so wenig, daß er selbst nach

Rudolfs Tode dessen Wittwe Bertha, Adelheids Mutter, heirathete, also, daß Vater und Sohn Mutter und Tochter zu Weibern hatten. Da nun K. Hugo den allgemeinen Haß des Volks gegen sich erkannte, fiel ihm ein, daß der Markgraf Berengar II. von Ivrea mütterlicher Seits ein Enkel Berengars sey, der einst Kaiser und König von Italien gewesen; daher versuchte er, ihn an seinen Hof zu locken, um ihm die Augen ausstechen zu lassen. Sein eigener Sohn Lothar aber verabscheute dieses Vorhaben, und warnte den Markgrafen, der nun mit seiner schwangern Gemahlin Willa zu Fuß über die Alpen zum Herzog Herrmann von Schwaben entfloh (940). Dieser führte ihn zum Könige Dtto. Als K. Hugo dies hörte, bot er große Geldsummen, wenn ihm der Flüchtling ausgeliefert würde; der König der Deutschen aber antwortete: „Gold und Silber könne er wohl entbehren, nicht aber seinen Schutz einem Bittenden verweigern. Lieber wolle er zu Berengars Ausöhnung selber Gold geben.“ *) Indeß erhielt doch Berengar bei K. Dtto's anderweiten Verwickelungen die gehoffte Unterstützung nicht. Da erbot sich einer seines Gefolges, Namens Amadeus, ein Mann schlauer den Ulysses, über die Alpen zu ziehen, und die Gemüther für ihn zu stimmen. Dies bewilligt durchstrich Amadeus bald hinkend, bald blind, bald als Bettler, bald als Pilgrim Italien, sprach zu vielen der Großen von Berengars naher Ankunft und K. Dtto's versprochener Hülfe, und trat selbst vor K. Hugo, der ihm Kleidungsstücke

reichen ließ, seine Blöße zu decken; als aber der König Verdacht gegen den sonderbaren Pilgrim schöpste, war derselbe schon entronnen. Nach dieser Vorbereitung brach Berengar aus Schwaben mit wenigen Begleitern nach Italien auf; Manasses, der zugleich Bischof von Trient, Mantua und Verona, und auch Markgraf von Trient war, öffnete ihm gegen das Versprechen des Erzbisthums Mailand die Straße nach Verona. Als diese Stadt, bald darauf das ganze Reich, wie einem Erretter dem Berengar zusiel, entwich K. Hugo mit seinen Schätzen nach Burgund; sein Sohn K. Lothar aber, im Bewußtseyn seiner Unschuld, ging nach Mailand, und trat unter die Reichsstände, als dieselben eben in der Kirche des h. Ambrosius über die Krone berathschlagten. Allda warf er sich nieder vor dem Kreuze und sprach: „Wenn ihr meines Vaters überdrüssig seyd, warum wollt ihr mir, dessen guten Willen gegen euch ihr so oft erprobt habt, die zugesagte Krone entreißen?“ Darauf bestätigte ihm die Versammlung das Königreich, dessen Titel auch Hugo fortführte, während Berengar, zum Schein sogar mit dem letztern versöhnt, von Ivrea und Mailand, und zugleich von der Vormundschaft über den guten aber schwachen K. Lothar Besitz nahm. Bald wurde er, der Erschnte (Desideratus), durch eine Kopfsteuer, die er ausschreiben mußte, um einen Einfall der Ungarn abzukaufen, dem Volke, und durch Wegnahme des Goldes und Silbers aus den Kirchen, der Geistlichkeit verhaßt. Da nun die Gemü-

*) Die erste Hälfte dieser Antwort nach Luitprand, die andere nach Albericus ad an. 940. *Se potius velle dare pecuniam ut fieret reconciliatio Berengarii.*

ther sich desto fester an K. Lothar hängten, starb derselbe plözlich (950). Darauf ließ sich Berengar, bei welchem alle Macht war, mit seinem Sohne Adalbert zum Könige wählen und krönen. Für den letztern warb er um die schöne Adelhaid von Burgund, K. Lothars zwanzigjährige Wittwe, die zugleich durch Morgengabe und Wittthum an Gütern sehr reich war; sie aber verschmähte den Sohn dessen, den sie als den Feind ihres Hauses, vielleicht gar als den Mörder ihres Gemahls ansah, und begab sich gen Como, mit dem Vorsatze, nach Deutschland zum K. Otto zu flüchten. K. Berengar ließ sie jedoch anhalten, und nach Pavia zurückbringen, wo seine Gemahlin Willa, deren Ausschweifungen Adelhaid's Tugend beschämte, sie mit Fäusten schlug und an den Haaren auf der Erde herumschleifte; nach diesen Mißhandlungen sandte er sie in das feste Schloß Garda, und ließ sie in einem finstern Kerker wie eine gemeine Gefangene verwahren. Dies harte Schicksal der jungen Königswittwe rührte einen Geislichen, Namens Martin, den man ihr gelassen, und es gelang ihm, sie und ihre Begleiterin durch eine unten im Thurm ausgehöhlte Oeffnung zu befreien; er reichte ihnen Mannskleider, führte sie auf einem Fischernäthen über den Comer-See, und versteckte sie erst in Kornfeldern, dann im nahegelegnen Walde. Mehrere

Tage hindurch nährten sie sich von Fischen, die ein Fischer ihnen als Almosen gab. *) In dieser Noth sandte die Königin den getreuen Martin an den Bischof Adelard von Reggio, der K. Lothars Freund gewesen, und bat ihn um eine Zuflucht. Er gewährte, und brachte sie auf das Bergschloß Canossa, das einem Vasallen seiner Kirche, Namens Uzzo, gehörte. Da aber hier für immer ihres Bleibens nicht seyn konnte, und Berengar sie einzuschließen eilte, sahe sie nach einem mächtigern Erretter sich um. An Niemanden war der Gedanke natürlicher als an K. Otto, den großmüthigen und mächtigen Beschützer aller Bedrängten, daher der getreue Martin nach Deutschland zog. Schon war das Gerücht von der schönen Adelhaid wunderbaren Schicksalen zu Otto gedrungen; aber die Absicht, ihn zu gewinnen, machte den Abgesandten so beredt über der Dulderin Schönheit und Tugend, daß in dem Könige, der seit vier Jahren von Edith verwittwet war, der Wunsch aufstieg, sich mit Adelhaid zu vermählen. Als bald rief er seinen Bruder Heinrich und alle Fürsten des Reichs, hieß sie zum Heereszuge sich rüsten, und rückte schon im Herbst des Jahrs 951 in Italien ein. Den Vortrab führte Ludolf, Herzog von Schwaben, des Königs Sohn. Heinrich von Baiern aber, des Königs Bruder, beneidete seinen Neffen darum, daß er

*) Roswitha beschreibt Adelhaid's Flucht in folgenden Versen:

Atque viae spatium noctis sub tempore tantum
Pertransit plantis quantum valet ergo tenellis.
Sed mox ut scissis cessit nox furva tenebris,
Atque polus radiis coepit pallescere solis,
Abscondens in secretis se cautius antris
Nunc vagat in sylvis, latitat nunc denique sulcis
Inter maturas Cereris crescentis aristas.

bereinst König werden sollte, und suchte ihn zu verkleinern. In dieser Absicht sandte er Botschaft an die italienischen Städte, dem Schwaben ihre Thore nicht zu öffnen. Wie er aber selbst mit dem Könige kam, ergaben sie sich ihm bald, denn alle Welt war der Tyrannei Berengars müde. Von Verona aus sandte er einen Getreuen mit einem Ringe und Briefe an die Königin gen Canossa; da derselbe alle Zugänge besetzt fand, band er Ring und Brief an einen Pfeil, und schoss ihn in die Burg. Groß war die Freude der Belagerten; denn wiewohl der Ort selbst unüberwindlich fest war, hatte doch die lange Einschließung die Gefahr der Uebergabe aus Mangel an Lebensmitteln gar nahe gebracht. Bald sahe man von den Zinnen herab, wie die Belagerungsschaar eifertig abzog; denn Berengar und Adalbert waren auf die Nachricht von Ottos Ankunft auf ihre Sicherheit bedacht, und warfen sich in feste Plätze. Otto aber zog nach Pavia, nahm daselbst den Titel eines Königs von Italien an, und sandte den Martin mit bewaffnetem Gefolge nach Canossa, förmlich um die Hand der Königin zu werben. Da stieg Adelheid von ihrer Bergfestung herunter, und folgte dem Manne, der sie gen Pavia führte. Herzog Heinrich kam ihr entgegen, und leitete sie nach der Stadt, vor deren Thoren ihr K. Otto selbst begegnete. Er führte sie in ihr Witthum, die Anstalten zur Hochzeit zu treffen, und unterwarf sich unterdeß den größten Theil des Königreichs; am Weihnachtsfeste hielt er mit der schönen Adelheid sein Beilager, Seinem landgierigen Bruder Heinrich, als dem, der vorzüglich zu solchem Glück beigetragen zu haben behauptete, gab er dankbar die Veroneser

Mark, also, daß das Herzogthum Baiern sich weit über die Alpen in Lombardien ausdehnte. Darüber, vielleicht auch über des Vaters zweite Vermählung, ward Ludolf von Schwaben so erbost, daß er das Heer verließ und heimzog.

K. Otto aber schickte, ehe er an die Heimkehr gedachte, Gesandte nach Rom an den Papst Agapetus, und begehrte die kaiserliche Krone. Der Papst aber, der von Alberich, dem damaligen Herrn Roms, rein auf geistliche Angelegenheiten beschränkt war, konnte nicht gewähren. Da nun auch Otto auf einen Krieg gegen die Römer sich nicht einlassen wollte, setzte er seinen Eidam, den tapfern Herzog Konrad von Franken, mit genugsamer Mannschaft nach Pavia, und führte seine Adelheid heim über die Alpen, nach seiner Königsstadt Magdeburg. Als bald bewarb sich Berengar um Konrads Freundschaft, und brachte ihn wirklich dahin, daß er sich für ihn zu verwenden versprach, und ihn und seinen Sohn Adalbert endlich selbst nach Deutschland zum Könige geleitete. Vor Magdeburg kamen ihnen die vornehmsten Reichs- und Hofbeamten eine Meile weit entgegen, und führten den König von Italien mit großen Ehrenbezeugungen in die ihm bereitete Wohnung; hier aber harrte er drei Tage, ehe er den König der Deutschen zu sehen gewürdigt ward: denn Otto hatte die seiner Adelheid angethane Schmach nicht vergessen. Als er endlich zu Gnaden aufgenommen ward, mußte er vorher geloben, sich im August desselben Jahrs (952) in Augsburg zu einem feierlichen Act der Unterwerfung einzufinden. Zu dieser Frist versammelten sich an dem angegebenen Orte die Fran-

fen, Sachsen, Baiern, Allemannen und Longobarden in großer Zahl, und vor ihnen allen huldigten Berengar und Adalbert dem Könige der Deutschen als ihrem Lehnsherrn, und empfangen als Lehnleute das Königreich Italien zurück, überließen aber dessen Marken Verona und Aquileja nach Ottos Verfügung an den Herzog von Baiern. Darauf zogen sie heim, nachdem sie noch den Zorn der Königin durch demüthige Bitten versöhnt hatten.

Zehntes Kapitel.

Wie Herzog Rudolf sich gegen seinen Vater K. Otto empört.

Desso bitterere Herzfränkung bereitete sich für König Otto aus diesen Geschichten, also, daß er bald nach einem Glücke, das er für das größte geachtet, dem gänzlichen Untergange nahe kam. Sein Sohn, Herzog Rudolf von Schwaben, der, wie wir gesehen, über des Baiernherzogs Vergrößerung und des Vaters Vermählung schielte, trat mit dem ränkevollen Erzbischof Friedrich von Mainz in Verbindung, und hielt am Weihnachtsfest des Jahrs 952 eine Versammlung seiner Anhänger zu Saalfeld in Thüringen. Diese, größtentheils junge Leute aus Franken, Sachsen und Baiern, welche bei diesem Unternehmen auf Ruhm und Beute hofften, beschloßen einen Aufstand gegen den König. Zu ihnen gesellte sich Herzog Konrad, Ottos Geadam, tief gekränkt, daß die Zusagen, die er als Statthalter in Pavia in des Königs Namen Berengarn geleistet hatte, nicht in ihrem ganzen Umfange erfüllt worden waren; auch er glaubte seine langjährige Treue über des Baiernherzogs neuer und unverdienter Gunst vergessen, und versöhnte sich darüber sogar mit sei-

nem ehemaligen Feinde, dem Erzbischofe von Mainz. Als Otto von diesen Umtrieben Kunde erhielt, begab er sich mit seinen treuesten Vasallen zuerst nach Ingelheim, dann, gegen einen Ueberfall gewarnt, gen Mainz. Lange ließ der unentschlossene Erzbischof vor den Thoren dieser Festung ihn warten, doch endlich öffnen: denn das Unternehmen war entweder noch nicht reif, oder Rudolf und Konrad wollten versuchen, ob sie gegen den Baiern Recht zu erhalten vermöchten. Daher traten sie beide vor den König, versicherten ihn ihres Gehorsams, erklärten aber, daß sie seinen Bruder gefangen nehmen würden, wenn er nach Ingelheim käme. Wahrscheinlich überzeugte sich K. Otto jetzt erst von des Erzbischofs Unzuverlässigkeit, und wie er sich aus dieser bedenklichen Lage nur durch kluge Nachgiebigkeit retten könne; daher willigte er in einen Vertrag, der unter des Erzbischofs Vermittelung abgeschlossen wurde, und den beiden Herzogen einige Vortheile, wie es scheint zu Ungunsten Herzog Heinrichs von Baiern, gewährte. Bald aber ward der König

anderes Sinns, da sich der Bischof von Metz und viele lothringische Vasallen zu Eßln um ihn versammelten, die aus Haß gegen ihren Herzog Konrad, dessen sie entledigt zu werden wünschten, ihm, dem Könige, unverbrüchliche Treue gelobten. Dadurch gestärkt, und noch mehr durch die Treue seiner Sachsen ermutigt, unter denen er den in Franken fast verlorenen König wiederfand, erklärte er auf den Rath seines Bruders Heinrich von Baiern, der jetzt alles bei ihm galt, den Mainzer Vertrag für erzwungen und ungültig, und rief eine allgemeine Volksversammlung nach Friklar, um über diese Sachen zu handeln. Der Baiern trat als Kläger wider den Erzbischof auf, und beschuldigte ihn und mehrere der Großen des Verraths; der König aber verdamnte unter Zustimmung der Versammlung einige der letztern zur Verbannung, unter ihnen die thüringischen Grafen Dadan und Wilhelm, einst seines Bruders treue Gehülfen. Unterdeß waren die Lothringer schon gegen ihren Herzog Konrad in Waffen; in einer blutigen Schlacht fiel sein Freund Konrad, Herzog Eberhards Sohn, ihn selbst aber vermochten sie nicht zu überwältigen. Da brach der König aus Sachsen mit großer Heeresmacht auf, und zog vor Mainz, den Sitz der Empörung, welchen Ludolf und Konrad vertheidigten, der Erzbischof aber verlassen hatte. Sechzig Tage lang bestürmte Otto die Stadt mit vergeblicher Anstrengung: alle Maschinen, womit er die Mauern zu durchbrechen suchte, wurden von den Belagerten entweder zertrümmert oder verbrannt. Die gegenseitige Noth brachte zuletzt beide Theile zu mildern Gesinnungen; der König sandte seinen Vetter, Ec-

bert, einen Grafen, als Geißel in die Stadt, damit jeder, der sich von dem Vorwurfe des Auftrahrs reinigen könne, unbesorgt zu ihm ins Lager komme, und der Sohn und der Eidam eilten hinaus, diese Zusage zu erproben, warfen sich dem Könige zu Füßen, und flehten um vollständige Sicherheit für ihre Anhänger. Da verzog sich Otto, obwohl er zur Vergebung gegen sie selbst und die schwächern Verführten bereit war, daß ihm die Begünstiger des Verraths (*fautores insidiarum*) ausgeliefert würden. Ludolf und Konrad aber, welche den Thron eidlich gelobt hatten, nur auf eine allgemeine und unbedingte Verzeihung abzuschließen, erklärten, daß sie wieder in die Stadt zurückkehren müßten; übrigens wären sie nicht gegen den König, ihren Herrn, sondern gegen den Herzog Heinrich in Waffen. Da entbrannte Heinrich, der alten eigenen Sünde vergessend, gegen den Jüngling und sprach: „Du behauptest, nichts wider den König, meinen Herrn, gethan zu haben, und doch kennst dich das ganze Heer als den, der nach dem Königreich strebt! Wenn ich dein Feind bin, warum erhebst du nicht gegen mich deine Fahnen, warum streitest du wider Gott, indem du deinen Vater bekämpfst? Aber komme nur mit all deinen Haufen, du sollst nicht so viel (hier hob er einen Span von der Erde auf) von meinem Lande abreißeln können!“ Auf dieses antwortete Herzog Ludolf kein Wort, sondern ritt mit seinen Begleitern zurück in die Stadt. Weitausehende Entwürfe müssen damals angelegt worden seyn, denn Graf Ebert, Ottos Abgesandter, ward für die Sache derer, die er gewinnen sollte, selber gewonnen, blieb zurück, und in der nächst-

folgenden Nacht verließen alle Baiern, von Anfang an unzufrieden über die ihnen aufgedrungene Herrschaft des Sachsen, das königliche Lager, und zogen zu Ludolf nach Mainz. So ward derselbe in den Stand gesetzt, die Vertheidigung dieser Festung dem Herzog Konrad zu überlassen, und selbst den Krieg in das Land seines feindseligen Oheims zu tragen. Hier sammelte sich alles Volk unter dem Panner der Pfalzgrafen Arnulf und Herrmann, der Ehne Arnulfs, des Sohnes Luitpolds, des eingeborenen Fürsten. Regensburg und alle festen Städte fielen, die gefundenen Schätze des Oheims theilte Ludolf unter sein Kriegsvolk; Gemahlin und Kinder desselben wies er aus dem Lande.

Als diese Nachrichten im Lager vor Mainz ankamen, entfiel der Muth, die Stadt zu gewinnen; die meisten Vasallen zogen heim, der König und sein Bruder mit wenigen Getreuen gen Baiern. Sie hofften auf die Ankunft frischen Volks, welches Herzog Herrmann von Sachsen zum Ersatz des Belagerungsheers gesammelt, und unter den Grafen Thiederich und Wichmann, seinen Neffen, abgeschickt hatte. Unglücklicher Weise wurden dieselben auf ihrem Marsche an der fränkischen Grenze von Ludolf und Konrad angegriffen, eingeschlossen, und zu dem Versprechen, nach Sachsen zurückzukehren, genöthigt. Hier zeigte es sich bald, daß Wichmann von Ludolf gewonnen war; wenigstens verlangte er von seinem Oheim, dem Herzoge Herrmann, die Rückgabe gewisser ihm entzogener Güter, und verhinderte, indem er zur Behauptung seiner Forderung die Waffen ergriff,

den Beistand, welchen Herrmann dem Könige hätte leisten mögen.

Unterdes hatten K. Otto und Herzog Heinrich trotz dieses Unfalls den Weg nach Baiern fortgesetzt, und durch dieses unverzagte Erscheinen die Aufrührer so erschreckt, daß sie im offenen Felde nicht Stand zu halten wagten, sondern sich in den Mauern der festen Städte verschlossen. Furchtbar verheerten beide Partheien das Land; der König, mit seinem Bruder und dem Markgrafen Gero, belagerte Regensburg zwölf Wochen lang, bis ihn der strenge Einbruch des Winters gegen Weihnachten 953 zum Abzuge nach Sachsen nöthigte. Als bald brachen die Pfalzgrafen Arnulf und Herrmann von Regensburg auf gegen Augsburg, dessen Bischof Udalrich dem Könige beigestanden hatte, und eroberten diese Stadt mit Sturm; der Bischof entwich auf die feste Burg Mandichinda am Lechfeld. Die Grafen ihm nach, die Festung zu umlagern. Da kamen des Bischofs Freunde, die Grafen von Dillingen und Martal, überraschten Arnulfs Volk, erschlugen viele, und nahmen den Pfalzgrafen Herrmann gefangen; Niemand weiß, was aus ihm geworden. Nach diesem Unglück riefen Ludolf und Arnulf in der Verzweiflung die Ungarn zu Hülfe; Herolf, Erzbischof von Salzburg, ward beschuldigt, aus Neid über den Bischof zu Passau Kirchenschätze an diese Heiden gespendet zu haben, damit sie kämen, Deutschland zu verwüsten. Auch kamen sie mit dem Frühling des Jahrs 954 in großen Schaaren, wandten sich aber von Baiern unter Führern, die ihnen Ludolf gegeben, und zogen durch Sachsenland bis

Worms, dann weiter nach Frankreich, von wo sie durch Italien heimkehrten.

K. Otto vergaß dieses Unheil über der Sorge um Baiern und Regensburg. Zum zweitenmal zog er hin, umlagerte die Stadt, und konnte sie nicht gewinnen. Darauf ward unterhandelt, und ein Tag festgesetzt zu Kloster Binna im Slavenlande, zwischen der Elbe und Havel im Gaue Plonim, unfern dem heutigen Jüterbock. Hier, am 14ten Juni des Jahrs 954, erschien König Otto mit seinem Bruder und allen ihm anhangenden Fürsten, auf der andern Seite die Herzoge Ludolf und Konrad, der Pfalzgraf Arnulf und der Erzbischof Friedrich von Mainz mit ihrem Anhang. Damals redete der König also: „Ich würde es ertragen, wenn die Unbill meines Sohns und seiner Genossen mich allein und nicht so viel unschuldiges Christenvolk trübe. Immerhin möchte meine Habe ausgeraubt werden, wenn sie sich nur nicht zugleich im Blute meiner Anverwandten und Freunde badeten. Ich unglücklicher, verwaiseter Vater, hier sitze ich ohne Söhne, denn der Sohn, den ich herzlich geliebt, und zu hoher Macht emporgehoben habe, dieser mein einziger Sohn ist mein bitterster Feind geworden! Aber auch das ist noch zu wenig! Auf seinen und der Seinigen Ruf haben die Feinde Gottes und der Menschen mein Reich verheert, mein Volk erwürgt, meine Städte zerstört und die Tempel Gottes verbrannt; die Schätze, mit denen ich das eigene Kind beschenkt hatte, sehe ich als Sündenlohn für diese Thaten in den Händen der Heiden.“ Hier schwieg der König, und Herzog Heinrich ergriff zu heftigen Ausfällen gegen seinen Neffen das Wort. „Wer dem von

meinem glorreichen Vater besiegten Feinde der Christenheit wiederum den Weg in unsere Länder gewiesen, mit dem ist keine Versöhnung gedenkbar.“ Da trat Herzog Ludolf hervor. „Ich bekenne, sprach er, daß ich den Ungarn Geld gegeben; aber ich habe es gethan, um meine Provinzen zu retten. Darum, daß ich mich unter die Gesetze der Nothwendigkeit gebeugt habe, kann ich mich nicht für einen Schuldigen halten!“ Darauf suchte sich der Erzbischof Friedrich zu rechtfertigen, wie er nie feindselig gegen den König gesinnt gewesen, sondern nur durch die Furcht, derselbe habe seinen Verläumdern Gehör gegeben, zum Abfall verleitet worden sey. Ein feierlicher Schwur solle ihn reinigen. Ich verlange keinen Schwur, rief der König, nur fördert künftig Eintracht und Frieden! Da trat auch Herzog Konrad heran, und erneuerte dem König das Gelübde der Treue, dann aber versuchten beide, den Sohn zu gleicher Unterwerfung zu bereben. Ludolf aber blieb hartnäckig, und zog in der folgenden Nacht mit den Seinen davon gen Regensburg. Der König ihm nach. Drei Tagereisen von Regensburg, an einem heut unbekanntem Orte Horsedal (Kosthal) holte er ihn ein, und lieferte ihm ein blutiges aber unentschiedenes Treffen, durch welches Ludolf nicht gehindert ward, die Stadt zu erreichen. Nun ward dieselbe zum drittenmale belagert, und nach sechs Wochen durch Hunger aufs Aeußerste gebracht. Ludolf zog hinaus zu seinem Vater, in der Hoffnung, einen ehrenvollen Frieden für sich und Arnulf zu suchen. Im demüthigsten Aufzuge trat er in des Königs Gezelt, aber Otto forderte, wie die Königspflicht gebot, unbedingte

Unterwerfung. Da kehrte Ludolf, verzweifelt, aber die Ehre nicht aufopfernd, zur Stadt.

Darauf stürmte Markgraf Gero das östliche Thor von der dritten bis in die neunte Stunde. Ihm entgegen tritt Pfalzgraf Arnulf, um das Land seiner Väter. Gero ward zurückgeschlagen und verfolgt; aber als die Belagerten des Nachts ruhmvoll heimkehrten, war Arnulf nicht unter ihnen; er lag, von Pfeilen durchbohrt, auf dem Wahlplatze, wo ihn zwei Tage nachher ein hungerndes Weib entdeckte, das aus der Stadt geschlichen war, Nahrung zu suchen. Dieser Tod hätte Ludolfs unglückliche Verwicklung lösen mögen, denn nur für Arnulf hatte er unbedingte Unterwerfung unter den Vater geschickt; doch zog er es vor, unter Vermittelung der Fürsten, mit seinen übrigen Gefährten abzuführen. Eine allgemeine Versammlung zu Friklar sollte das übrige des unglücklichen Handels entscheiden. So ward Regensburg, obwohl als Aschenhausen, Herzog Heinrich wiedergegeben, Ludolf aber zog mit den Seinigen nach Schwaben, und lagerte am Ilerfluß. Otto folgte ihm nach, und schon standen beide Heere gerüstet zur Schlacht, als die Bischöfe Udalrich von Augsburg und Hardpert von Chur als Vermittler zwischen Vater und Sohn traten. Dies geschah bei dem Dorfe Tüssen. Darauf ging der König, schwerer Sorgen entledigt, nach Sach-

sen. Als er nun bei Sunveldun, im slavischen Gaue Lufthi, auf der Jagd war, warf sich Ludolf, mit entblößten Füßen, einem Büssenden gleich, vor ihm nieder, und flehte um Vergebung; nicht bloß der Vater, auch alle Anwesenden weinten. K. Otto schloß ihn in seine Arme und vergab. Die feierliche Erklärung darüber erfolgte auf einem Tage zu Arnstadt in Thüringen im Jahre 954, wo K. Otto das durch Friedrichs Tod erledigte Erzstift Mainz seinem mit einer slavischen Fürstentochter erzeugten Sohne Wilhelm übertrug; doch erhielten weder Ludolf das Herzogthum Schwaben, noch Konrad der Franke das Herzogthum Lothringen wieder. Zenes ward an Burchard II., den Sohn des ersten Herzogs, der zu Konrads I. Zeiten gewesen war, dieses an Bruno, König Ottos jüngsten Bruder, der ein Jahr vorher Erzbischof von Eöln geworden war, übergeben. Da aber dieser geistliche Herzog nur die Oheraufsicht führen wollte, ward auf seinen Antrag das Land in zwei Herzogthümer, Oberlothringen an der Mosel, und Niederlothringen an der Maas, getheilt, und zwei besondern Herzogen Friedrich und Gottfried übergeben. Also zeigte König Otto, daß er als Vater vergeben konnte, die Ehre des Throns aber nicht ungestraft verlezen ließ; Erzbischof Bruno aber tröstete seinen Neffen mit der Aussicht auf künftige Größe.

Fünftes Kapitel.

A. Dttos großer Krieg mit den Ungarn. *)

Die Empörung war gedämpft, und Herzog Heinrich wieder zu Regensburg Herr; aber der böse Wille der Königsfeinde, des Erzbischofs zu Salzburg, des Bischofs zu Aquileja, und des Grafen Berthold, der, ein Sohn des gefallenen Pfalzgrafen Arnulf, nach Schwaben verwiesen auf seiner Feste Reifersburg saß, war nicht gebrochen; auch Herzog Rudolf, der Königssohn, konnte, obwohl dem Vater unterworfen, das voreilige Wort nicht wiederrufen, das er an die Ungarn hatte ergehen lassen. Unaufhaltsam brachen die Folgen der begangenen Frevel herein.

Mit dem Frühlingsausgange des Jahres 955 kamen die Ungarn in gewaltigen Schaa- ren über das Baierland, dessen Volk vor ihnen in die Städte und Burgen, in die wohlverwahrten Klöster und Kirchen, oder nach den Bergen und Wäldern entflo. Wo die Barbaren heilige Wohnungen erbrachen, wurden alte Mönche erschossen oder in die Flammen der Klöster gestürzt, die jüngern in Knechtschaft fortgeführt. Herzog Heinrich, der zu Regensburg krank lag, sandte Eilboten an den König, das Unglück zu verkündigen, und ihn von dem slavischen Feldzuge, den er vorhatte, herbei zu holen; er selbst versammelte seine Baiern bei Regensburg am linken Ufer der Donau, wohin die Ungarn nicht kamen, und übergab den Befehl dem tapfern Grafen Eberhard an der Sempt.

Unterdeß waren die Ungarn, den festen Städten vorbei, über den Lech bis vor Augsburg gedrungen, in dessen Mauern sich zahllose Flüchtlinge gesammelt hatten. Bischof Udalrich, von vielen edlen Herren unterstützt, vertheidigte die Stadt, deren eilige Wegnahme die Feinde auf Graf Bertholds rachsüchtige Annäherung versuchten. Aber in großen Tagereisen zog König Dtto heran; bei der Lechmündung zu Werdt, an den Grenzen der Lande Baiern und Schwaben, fand er das deutsche Heer seiner Ankunft harrend, und führte es am sechzehnten des Julius über die Donau. Da die Ungarn dies hörten, ließen sie von Augsburg, und zogen auf das rechte Ufer des Lechs.

Von Augsburg aufwärts breitet sich eine unübersehbare Ebene aus, zehn Stunden Wegs lang zwischen den Strömen Lech und Wertach; ohne Baum und Sträuch, nur mit kurzem Gras bewachsen; rings um ziehen sich Hügel, von Dörfern besetzt. Dies ist das Lechfeld, das vielleicht einst ein See war, und noch heut einer Wasserfläche gleicht. Die Ungarn fanden dasselbe für die Bewegung ihrer ungeheuren Massen bequem; aber auch der König der Deutschen verschmähte den Wahlplatz nicht, welcher der Tapferkeit so großen Raum gab, und richtete nach derselben sein Heer. Der Zug ging durch eine unwegsame, mit Wald oder Gesträuch bewachsene Gegend, war aber eben dadurch gegen

*) 955.

die Gefohse der Feinde gedeckt. Dieses aber war die Ordnung des Heers. Die drei ersten Schlachthausen bestanden aus Baiern, unter der Anführung des Grafen Eberhard, den der Herzog Heinrich statt seiner gesetzt hatte; den vierten bildeten die Franken, geführt von ihrem Herzoge Konrad, der das gegen den König begangene Unrecht durch tapfere Thaten gut zu machen brannte, und dessen Ankunft das ganze Heer für eine Gewährleistung des Sieges hielt. Dann folgten zum fünften die Sachsen, die zahlreichsten von allen, an ihrer Spitze der König, vom Kern des deutschen Adels umgeben; vor ihm her ward der Engel im Reichspanner getragen. Darauf führte Herzog Burchard zwei Schlachthausen der Schwaben; eine Schaar von tausend Böhmen, unter ihrem Herzoge Boleslaus, sollte Troß und Feldgeräth hüten. Zu diesem Heer stieß von Augsburg Graf Theobald, des Bischofs Bruder, und Bischof Udalrich selbst mit vielem Adel und Stadtvolk zu Fuß und zu Ross unter dem Panner der Stadt.

Am zehnten August, am Tage des heiligen Laurentius, geschah die Schlacht auf folgende Weise. Während das deutsche Heer über das Lechfeld sich ausbreitete, setzten die Ungarn auf das linke Ufer des Lechs, und stürzten jählings mit gräßlichem Geschrei auf die Böhmen; diese, gegen die Menge zu schwach, wichen, und ließen das ganze Gepäck den Siegern. Darauf warf sich der Ungarn gesammte Macht auf die Schwaben, und schlug sie in die Flucht. Als der König diesen ungünstigen Anfang vernahm, sandte er den Herzog Konrad von Franken den Schwaben zu Hülfe; dieser zerstreute alsbald die ungarischen Schaaren, machte die Gefange-

nen frei, rettete das verlorene Gepäck, und kehrte als Sieger auf seinen vorigen Platz. Unterdeß begann auch von vorne die Schlacht. Der König, nachdem er sein Gebet gethan und die Seinigen mit kurzen Worten vermahnt hatte, ergriff Schild und Schwerdt und die heilige Lanze, und drang, zugleich Krieger und Feldherr, mit seinen Sachsen in das Getümmel; die Baiern ihm nach. Da ward die Schlacht gegen die Ungarn sehr hart; viele deutsche Helden sanken; unter ihnen sind Theobald, Graf von Kyburg und Dillingen, Reginald sein Vetter, vor allen aber der edle Herzog Konrad von Franken genannt worden; als er, um im Kampfe des heißen Sommertags frische Luft zu schöpfen, die Bande des Panzerhemdes lösete, ward ihm ein Todespfeil in den Hals geschossen. Starchant, Bischof von Eichstädt, und Michael, Bischof von Regensburg, gingen mit starken Wunden aus dem Kampfe. Der letztere lag schon unter den Todten; aber ein blutender Ungar neben ihm, der ihn zu plündern suchte, weckte ihn aus der Betäubung, sich selber zum Tode. Zulezt neigte sich der Sieg für die Deutschen; ihre gewichtigen Schwerdter durchhieben den Speerwald der Ungarn, die gegen den Lech hin zusammengedrängt in furchtbarer Enge stritten. Als sie nun in wilder Flucht sich ergossen, ward ihre Niederlage sehr groß; viele der Fliehenden, die den Fluthen des Lechs entrannen, von dem Landvolk erschlagen. Drei ungarische Anführer wurden gefangen vor Herzog Heinrich nach Regensburg geführt, der sie dort, zur Strafe für die verübten Greuel, am Osthore aufhengen ließ; andere wurden verstümmelt, gekreuzigt, mit langsamer Qual getödtet, andere haufen-

weise in große Löcher gethan und lebendig begraben. Unter den Geschenkten war Bulogubes, ein Fürst der Ungarn, der zu Constantinopel die Taufe und die Würde eines Patricius erhalten hatte, bei der Rückkehr ins Vaterland aber treulos zum Heidenthum zurückgetreten war. *) Die große Beute von goldenen und silbernen Schmuckketten, Gefäßen und Münzen war unschätzbar; reich beschenkte damit der König den tapfern Bischof Udalrich, der davon zu Augsburg eine Schule und ein Frauenkloster erbaute für die Kinder und Wittwen der Erschlagenen. Ueber die Verräther aber sprach Herzog Heinrich auf einer Versammlung zu Regensburg den Tod; Herolf, Erzbischof von Salzburg, der es mit den Ungläubigen gehalten hatte, ward zu Mühlendorf ergriffen und geblendet, der Bischof von Aquileja entmannt. **) Doch genoß der Herzog die Freude, sich gerächt zu sehen, nicht lange; schon im Wintermonat nach der Ungarnschlacht starb er. Sein Sohn gleiches Namens empfing das Land von des Königs Händen zur Lehn.

König Otto aber befahl nach der Schlacht, die Leiche seines gefallenen Eidams Konrad von Franken nach Worms zu führen, und dort feierlich zu bestatten. Er selbst, von dem Heere als Vater des Vaterlands und als Kaiser begrüßt, zog unter dem freudigen Zujuchzen des Volks nach Sachsen, die Unruhen zu schlichten, welche daselbst Wichmann, Neffe des Herzogs Herrmann, in Verbindung mit seinem Bruder Gebert, aus Unzufriedenheit über seinen Oheim erregt hatte. Dem Herzoge unmächtig waren

die Auführer zu den Slaven entwichen, und hatten dieselben zu einer Empörung gereicht, bei welcher die sächsische Bürgerschaft der Stadt Coscarefcii, (so für das heutige Gorgast bei Küstrin gehalten wird,) auf eine treulose Weise von den Slaven niedergemacht ward. König Otto und Markgraf Gero rächten diesen Schimpf; der slavische Fürst Stoiness ward erschlagen, und sein abgehauener Kopf, mit den Köpfen von siebenzig andern Gefangenen, auf dem Schlachtfelde erhhht, sein Rathgeber aber, der den Aufbruch gut geheiß, der Augen und der Zunge beraubt unter den Leichen zurückgelassen. Doch entrannen Wichmann und Gebert, die eigentlichen Anstifter des Kriegs, dem über sie ausgesprochenen Todesurtheil durch Flucht nach Frankreich zum Herzoge Hugo dem Großen. Beide aber sind nachmals mit ihren Erbgütern begnadigt worden, ohne daß Wichmann seinem Eide, fernerhin Ruhe zu halten, treu geblieben wäre; er ward daher nachmals vertrieben, floh zu den Wenden, und fiel in einem Treffen gegen den Polenfürsten Miseco, den Lehnsman des Kaisers.

Der Ruf der Siege König Ottos erscholl zu fernem Königen und Völkern, und von Griechen und Sarazenen kamen Gesandte mit herrlichen Geschenken, mit goldenen, silbernen, ehernen Gefäßen, schön gemahlten Gläsern und elfenbeinernen Bechern, mit bunten Teppichen, Balsam und Gewürzen, auch mit Thieren, welche die Sachsen nie gesehen hatten, Löwen, Kameelen und Straußen, als Ehrengeschenken für den großen König der Deutschen.

*) Cedrenus p. 636. Zonaras tom. II. p. 194. **) Ditmar p. 539.

Zwölftes Kapitel.

Wie König Otto die römische Kaiserwürde wieder an die Deutschen gebracht hat.

Während König Otto durch die Empörung des Sohns und den Einbruch der Hunnen bedrängt ward, achtete K. Berengar von Italien das Band seiner Verpflichtung zerrissen, und suchte sich an denen zu rächen, welche jenen über die Alpen gerufen hatten, vor allen an Azzo, dem Herrn von Canossa, von dem die Königin Adelheid gerettet worden war. Abermals also erscholl aus Italien der Ruf um Hülfe nach Deutschland. Da sandte der König seinen Sohn Rudolf mit einem Heer, daß er sich um den Verlust des Herzogthums Schwaben durch Eroberung des Königreichs Italien tröste. (956.) Die Deutschen zogen ein in die Thore von Pavia und Mailand, und K. Berengar entfloh nach der Juliusinsel im Hortanischen See. Hier ward er von treulosen Kriegern, aus Hoffnung großen Lohns, festgenommen und dem Sieger überliefert. Rudolf aber sprach: „Das sey ferne, daß ich durch Verräther dein Herr werde! Gehe hin, und hüte dich vor denen, die solches an dir gethan haben!“ Im folgenden Jahre schlug Rudolf den König Adalbert, Berengars Sohn, in einem entscheidenden Treffen, und dachte nun, Herr von Italien zu seyn, als er zu Plumbia (dem heutigen Pombia bei Novara) eines frühen Todes verstarb, den einige auf die Rechnung der Königin Willa, Berengars Ge-

mahlin, geschrieben haben. Ein ungenannter Lebensbeschreiber der berühmten Markgräfin Mathilde läßt ihn in der Schlacht durch König Adalbert getödtet werden. *) Rudolf hinterließ einen einzigen Sohn, Namens Otto, welcher nachmals Herzog von Schwaben und Baiern geworden.

König Otto ward durch die Rhedarien, einen slavischen Stamm vom Volke der Wilzen, drei Jahre hindurch also beschäftigt, daß er an Italien nicht denken konnte. Berengar und Adalbert hatten daher Zeit, an ihren Segnern Rache zu nehmen. Der letztere wählte zu seinem Wohnsitz Ravenna, und machte königliche Rechte auf das päpstliche Gebiet des Erarchats und der Romagna geltend; Berengar aber verlangte von den Mailändern, sie sollten ihm den Pallast Kaiser Maximians wiederherstellen, weil er künftig in ihren Mauern herrschen wolle. Dies bewog im Jahre 960 den Papst Johann XII. zwei Gesandte, den Cardinal Johannes, und den Scrianiarius Azzo, nach Deutschland zu schicken, im eignen Namen aber gingen der Erzbischof Walpert von Mailand, den Berengar von seinem Stuhle verjagt hatte, der Bischof Walbo von Como, gleichfalls durch Berengars Tyrannei ein Flüchtling, und viele andere weltliche italienische Großen, und baten alle um

*) Vita Mathildis ducatricis apud Leibnitz I. 691.

Hülfe wider die Könige von Italien, von denen ihre Freiheit, das heißt ihre Eigenmacht, unterdrückt wurde. Da entschloß sich K. Otto, selbst nach Italien zu ziehen. Er rief im folgenden Jahre 961 die deutschen Großen zu einem Reichstage nach Worms, that ihnen seinen Willen kund, und schlug ihnen vor, seinen Sohn Otto zu seinem Nachfolger zu wählen, da die Gefahr der Unternehmung groß und die Rückkehr zweifelhaft sey. Die Versammlung willigte ein, und der siebenjährige Otto II. ward erwählt, und noch in demselben Jahre zu Aachen gekrönt. Nachdem der König ihm seinen Bruder, den Erzbischof Bruno von Köln, und seinen Sohn, den Erzbischof Wilhelm von Mainz, zu Vormündern bestellt hatte, brach er, von seiner Gemahlin Adelhaid begleitet, über Trident nach Italien auf.

König Adalbert hatte die Alpenpässe mit sechzig tausend Mann besetzt, und also die Deutschen wohl abwehren mögen. Aber nach wenigen Tagen traten die Anführer des Heers zu ihm, und verlangten, er solle seinen Vater Berengar bewegen, daß er ihm das Königreich ganz überlasse, dann wollten sie streiten. Adalbert zog nach Pavia, Berengar aber, durch Willa bestimmt, wies den Antrag zurück. Darauf zerstreute sich das longobardische Heer, und Otto rückte ungehindert in Italien ein. Berengar befahl, den Pallast in Pavia zu zerstören, und warf sich nach San Leone in Urbino, Adalbert nach Spoleto, Willa nach der Juliusinsel, Guido, ihr zweiter Sohn, nach der Insel Comacina im Comer See. K. Otto aber kam nach Pavia, und ließ den Reichspallast wieder herstellen. Unterdeß erklärte eine vom Erz-

bischof Walpert nach Mailand berufene Versammlung das Haus Berengars für entsetzt, und lud den K. Otto ein, die erledigte Krone anzunehmen. Er that es, zog nach Mailand, und ward daselbst in der Kirche des h. Ambrosius vom Erzbischof zum Könige der Longobarden gesalbt und gekrönt.

Mit dem Anfange des folgenden Jahrs 962 zog er nach Rom, wohin seit den Zeiten Kaiser Arnulfs kein König der Deutschen mehr gekommen war. Der Tag seiner Ankunft war der 2te Februar. Johann XII. erwartete ihn auf den Stufen der Peterskirche, führte ihn zum Altar, und setzte ihm unter dem Beistande des Erzbischofs Walpert die Kaiserkrone auf. Das Volk rief: Leben und Heil unserm Herrn, dem von Gott verordneten obersten Bischof und Papst Johann! Leben und Heil unserm Herrn, dem von Gott gekrönten großen und friedebringenden Kaiser! Darauf schwur der Kaiser der römischen Kirche Treue und Schutz, der Papst aber, auf den Abtyper des heiligen Petrus, daß er sich nie mit Berengar oder dessen Parthei gegen den Kaiser verbinden wolle. Alle von den Königen Hugo, Berengar und Adalbert der römischen Kirche entrißnen Güter und Landschaften wurden ihr wiedergegeben; aber eine, obwohl nach des Baronius Zeugniß noch in der Engelsburg befindliche, mit goldenen Buchstaben geschriebene Urkunde, welche die Schenkungen Pipins und Karls des Großen bestätiget, und daneben verordnet, daß hinführo die Papstwahl gesetzmäßig und kanonisch geschehen, und der Papst in Gegenwart der kaiserlichen Gesandten eingeweiht werden solle, thut sich schon durch die darin enthaltene Schenkung Roms an

den Papst, als ein untergeschobenes Nachwerk späterer Zeiten dar. Darauf verließ der Kaiser Rom, um die festen Schlösser, in welchen sich Berengar, Adalbert und Willa verbargen, zu erobern. Adalbert aber verließ das seinige, streifte in Italien herum, und suchte sich neuen Anhang zu machen. Die meiste Hoffnung gewährte ihm der Character des Papstes, nach welchem keine lange Dauer der freundschaftlichen Verhältnisse zwischen ihm und dem Kaiser vorauszu sehen war. In der That erkannte Johann XII. gar bald seine Uebereilung, den sitzstrenge und mächtigen König der Deutschen über die Alpen gerufen zu haben, und ließ sich mit Adalbert, der sich damals unter dem Schutze der Sarazenen zu Fraxinetum befand, in eine Verbindung ein, deren Zweck kein anderer war, als diesem die Kaiserkrone zu verschaffen. Kaiser Otto befand sich eben zu Pavia mit den Anstalten der Rückkehr nach Deutschland beschäftigt, als ihm die Nachricht von dem Abfall des Papstes hinterbracht wurde. Er maß derselben anfangs keinen Glauben bei, und sandte deshalb Boten nach Rom. Diese nun brachten ihm, nicht von einigen oder wenigen, sondern einstimmig von allen Römern, folgende Antwort: *) „Die Ursache, warum Papst Johannes den allerheiligsten Kaiser, seinen Befreier aus den Händen Adalberts, haßt, ist dieselbe, warum der Teufel seinem Schöpfer zuwider ist. Der Kaiser denkt, thut und liebt, was Gottes ist, schützt die geistlichen und weltlichen Dinge durch seine Waffen, ziert sie durch seine Sitten, bessert sie durch seine Gesetze: der Papst handelt

dem allen entgegen. Und was wir hier sagen, ist kein Geheimniß. Zeugin ist Rainera, die Wittwe eines seiner Kriegersleute, die er in blinder Liebeswuth vielen Städten vorgesezt, und mit hochheiligen goldnen Kreuzen und Kelchen St. Peters beschenkt hat. Zeugin ist die Buhlerin Stephana, die neulich bei der Fehlgeburt eines von ihm gezeugten Kindes ums Leben gekommen ist. Wenn aber alles Schwiege, so würde doch der Lateranische Pallast, einst Wohnsiß der Heiligen, nun ein Schlupfwinkel der Huren, nicht schweigen, daß die Schwester der Stephana seine Beischläferin ist. Zeugin ist ferner die Abwesenheit aller Weiber von andern Völkern außer den Römern, weil sie sich scheuen, die Schwellen der Apostel des Gebets wegen zu besuchen; denn sie haben gehört, daß er vor wenigen Tagen Ehefrauen, Wittwen und Jungfrauen genothzünftig hat. Zeugen sind die heiligen Kirchen der Apostel, deren Verfall so groß ist, daß der Regen nicht etwa tropfenweise, sondern ganz und ungehindert auf ihre Hochaltäre fällt. Ihr den Einsturz drohendes Gebälk schreckt uns zurück vom Gebet, und zwingt uns, in Todesfurcht von den heiligen Stätten zu fliehen. Zeugen sind nicht nur die schönen und schlanken, sondern auch die gewöhnlichen Weiber, da ihm die, welche mit bloßen Füßen das Pflaster treten, und die welche mit großen Rossen einher fahren, gleich viel gelten. Darum also Zwietracht zwischen ihm und dem Kaiser, wie zwischen Wölfen und Lämmern; um diese seine Neigungen ungestraft zu befriedigen, sucht er in Adalbert einen Beschützer und Helfer.“

*) Dies alles meist wörtlich nach Luitprand VI. c. 6.

Auf diesen Bericht sagte der Kaiser: „Der Papst ist ein junger Mensch (puer,) der sich wahrscheinlich durch das Beispiel rechtschaffner Männer wird ändern lassen. Ich baue auf die Wirkung eines anständigen Verweises und väterlichen Ermahnens; wenigstens wird, wenn nicht innrer Trieb, doch äußere Scheu ihn auf andern Weg leiten.“ Indes hielt Otto die gänzliche Bezwingung Berengars für das nöthigere Geschäft, und zog daher vor die Bergfesten, in welcher sich derselbe mit seiner Gemahlin Willa befand. Hier kamen zwei Abgesandte Johannes XII. zu ihm ins Lager. Der Papst, erklärte sie, gesteht, aus Jugendfeuer bisher in manchen Stücken gefehlt zu haben; aber schon nahet er reiferem Alter. Den Treubruch anbezüglich, hat er es übel empfunden, daß der Kaiser zwei seiner ungetreuen Geistlichen aufgenommen, und seinem Versprechen entgegen, die eroberten Plätze nicht dem Papst, sondern sich huldigen läßt. Otto erwiederte: „er danke für die Besserung, welche der Papst angelobe; das Gebiet, das er der Kirche übergeben wolle, müsse er vorher selbst in Besitz nehmen; die angeblich ungetreuen Geistlichen habe er weder gesehen noch aufgenommen, wisse aber wohl, daß zwei Geistliche, auf der Reise nach Constantino- pel, wohin sie der Papst in böser Absicht gegen ihn gesandt habe, zu Capua gefangen gefehlt worden; die bei ihnen gefundenen Briefe des Papstes hätten ihm das sonst nimmer Geglaubte bezeugt.“ Zwei Gesandte, die Bischöfe Landhard und Luitprand, (der letztere hat diese Begebenheiten beschrieben,) die er nach Rom schickte, sollten dies durch einen Eid darthun, oder dem Papst einen aus ihrem Gefolge zum Zweikampf

stellen, daß er einen der Seinigen gegen sie streiten lasse. Johann indes wollte von beiden Beweisarten nichts wissen, empfing die Gesandten kalt, und nahm den flüchtigen Adalbert, welcher um diese Zeit von Frarinetum nach Rom kam, ehrenvoll auf. Bald aber stand der Kaiser auf Einladung der meisten Römer vor den Thoren, der Papst und Adalbert entflohen, jener in völliger Rüstung mit Helm, Schild und Speer. Als nun die Römer gehuldigt, und dem Kaiser eidlich versprochen hatten, ohne seine und seines Sohns Einwilligung nie einen Papst zu wählen oder zu weihen, begehrte nach drei Tagen das Volk und die Bischöfe, daß eine Kirchenversammlung nach St. Peter berufen würde, um in der Sache des Papstes zu richten. Otto willfahrte, und viele italienische und deutsche Erzbischöfe und Bischöfe versammelten sich unter seinem Vorsitz, unter den letztern die Erzbischöfe Adalgus von Hamburg und Heinrich von Trier, die Bischöfe Landhard von Minden, und Otgar von Speier. Der Kaiser eröffnete die Sitzung, indem er die Frage zur Berathschlagung vorlegte, warum der Papst Johannes abwesend sey? Die Bischöfe erwiederten, daß es über einen Gegenstand, der kaum den Babyloniern, Ibern und Indiern unbekannt sey, keiner Untersuchung bedürfe, und daß der Papst so offenbar teuflische Dinge treibe, daß man ohne weitem Umschweif zur Anklage schreiten könne. Hierauf stand der Kardinal-Priester Petrus auf, und bezeugte: er habe ihn Messe lesen sehen, ohne dabei zu communiciren; der Bischof Johann von Rarni und der Kardinal-Diakonus Johannes: sie hätten gesehen, wie er einen Diakonus im Pferdestall einge-

weiht habe. Andere zeugten, wie er für Geld Bischöfe, und unter ihnen einen zehnjährigen Knaben geweiht habe; wie er mit seinen Verwandten Blutschande getrieben, und den heiligen Pallast zu einem Hurenhaufe gemacht habe; wie er öffentlich auf die Jagd gegangen sey; wie er seinen geistlichen Vater Benedikt durch Ausstechung der Augen, den Cardinal-Subdiakonus Johannes durch Entmannung ums Leben gebracht; wie er Feuer angelegt, und mit Schwerdt, Helm und Panzer sich bewaffnet habe. Einstimmig von Geistlichen und Weltlichen wurde versichert, er habe auf die Gesundheit des Teufels getrunken, und beim Würfelspiel oft den Beistand der Venus, Jupiters und anderer heidnischen Gottheiten angerufen; auch die kanonischen Horen nie gesungen, und nie von dem Zeichen des Kreuzes Gebrauch gemacht.

Der Kaiser, dessen sächsische Rede die Römer nicht verstehen konnten, trug hierauf dem Bischof Luitprand von Cremona auf, in seinem Namen weiter zu sprechen. Dieser stand also auf, und sprach: „Es geschieht oft und eine lange Erfahrung hat uns selber bewiesen, daß Männer in hohen Würden vom Neide begeistert werden, und daß wie der Böse den Guten, so auch oft der Gute den Bösen mißfällt. Darum muß ich über die Wahrheit der Anklagen, die hier gegen den Papst vorgebracht werden, mein Urtheil noch aufschieben, darum beschwöre ich euch bei dem allsehenden Gott, bei der unbefleckten Gebährerin Maria und bei dem theuren

Leichnam des Apostels, in dessen Kirche wir hier versammelt sind, enthaltet euch aller Schmähungen gegen den Papst über Dinge, die nicht von ihm begangen, nicht von zuverlässigen Männern gesehen worden sind.“ Da riefen die Bischöfe die Geistlichen und das ganze Volk gleichsam mit einer Stimme: „sie wollten vom Himmel ausgeschlossen, verflucht und verbannt seyn, wenn nicht der Papst dies alles und noch viel schändlichere Dinge begangen habe; der Kaiser möge, wenn er ihnen nicht glaube, doch seinen eignen Kriegsheuten glauben, welche den Papst vor fünf Tagen in voller Rüstung gesehen hätten, und nur durch die Tiber gehindert worden wären, ihn in diesem Aufzuge gefangen zu nehmen.“ Als der Kaiser selbst dies bekräftigen mußte, ward einmüthig beschlossen, an den Papst zu schreiben, und ihn zur persönlichen Verantwortung gegen seine Ankläger aufzufordern. Dies geschah mit bestimmter Angabe der Klagepunkte, ohne daß in den Formen die Achtung gegen die päpstliche Würde verletzt ward.^{*)} Der Papst schrieb darauf mit vier Zeilen an die Bischöfe, nicht an den Kaiser, zurück: „Wir haben gehört, daß ihr einen andern Papst machen wollt. Wenn ihr das thut, so verbanne ich euch vom allmächtigen Gott, so daß ihr keine Bischofsweihe vorzunehmen und keine Messe zu halten ferner im Stande seyn sollt.“ Auf diesen kurzen Bescheid ward eine abermalige sehr ernste, aber würdevolle Vorstellung an den Papst erlassen; allein die Bischöfe, welche ihm die

^{*)} Die Aufschrift lautete: Summo Pontifici et universali Papae domino Johanni, Otto divinae respectu clementiae Imperator Augustus, cum Archiepiscopis Liguria, Tusciae, Saxoniae, Franciae in Domino salutem. Die Titel, womit der Papst angeredet wird, sind: Magnitudo — paternitas vestra. Baronius nimmt es sehr übel, daß der Kaiser Sanctitas und Sanctissimus genannt wird.

selbe überbringen sollten, fanden ihn in seinem Lager nicht mehr. Dem Kaiser blieb daher nichts übrig, als der Synode das fernere Verfahren gegen den treubruchigen Johann, auf dessen Bitten er selbst nach Italien gekommen sey, zu überlassen. Diese erklärte, unheilbare Wunden bedürften des Brennens, und bat den Kaiser um die Erlaubniß, den Papst wegen seiner ungeheuren Frevelthaten absetzen, und einen bessern und rechtschaffnen Mann an seine Stelle wählen zu dürfen. Sobald dies Otto genehmigt hatte, ward der oberste Archivar der Kirche unter dem Namen Leo VIII. zum Papst ernannt, unter den gewöhnlichen Gebräuchen geweiht, und in den Lateranischen Pallast geführt.

Otto, der dies alles den Römern zu Dank gethan zu haben glaubte, schickte noch den größten Theil seines Kriegsheers aus der Stadt, theils um den Einwohnern weniger lästig zu werden, theils um die Belagerung von St. Leone fortzusetzen. Als bald erhielt er Gelegenheit, den Wankelmuth der Römer zu erproben. Papst Johann gewann sie durch heimlich abgeschickte Boten, welche die Schätze des h. Petrus und aller Kirchen als Preis der Ermordung des Kaisers ausboten, und bald waren mehrere Tausende bewaffnet, über denselben Fürsten, den sie noch so eben als ihren Befreier und Wohlthäter gepriesen hatten, aufrührerisch herzufallen. Aber sie fanden in Otto ihren Mann. Auf der Tiberbrücke, welche der Pöbel mit Frachtwagen verschanzt hatte, führte er seine abgehärteten, schlachtmuthigen Deutschen gegen die feigherzigen Römer, die wie ein großer Vögelhaufe vor einigen Habichten zerstoben, und in den schmutzigsten Schlupfwinkeln ihre Rettung suchten.

Eine große Anzahl wurde niedergehauen, die übrigen nur durch den strengen Befehl der Schonung, den Otto an seine gereizten Krieger ergehen ließ, erhalten. Die Gefangenen blieben als Geiseln, wurden indeß auf fußfälliges Bitten Papst Leos VIII. vom Kaiser frei gegeben.

Aber Otto hoffte umsonst durch diese Milde die stolzen, gegen des Ausländers Herrschaft erbitterten Römer zu fesseln. Kaum hatte er zur Auffuchung Adalberts den Rücken nach Spoleto gewandt, als der vertriebene Johann, vorzüglich durch Hilfe seiner Parthei unter den Weibern, in Rom wieder aufgenommen ward. Leo VIII. konnte sich glücklich preisen, seiner Wuth in das Lager des Kaisers entronnen zu seyn; denn Johann nahm grausame Rache an seinen Feinden, ließ dem Kardinal Johann die rechte Hand abhauen, den Protoscriniarius Uzzo der Zunge, zweier Finger und der Nase berauben, und den Bischof Otgar von Speier öffentlich auspeitschen. Darauf rief er eine Synode ihm ergebener Bischöfe zusammen, welche die vorher vom Kaiser gehaltene Synode für eine Hure, die sich mit Ehebrechern eingelassen habe, erklärten, und alle diejenigen, die von ihr geweiht oder zu höhern Stellen befördert worden waren, mit den Worten zurückzutreten zwangen: Mein Vater besaß nichts, und hat mir daher nichts geben können! Daß demnach auch Leos Wahl für ungültig erklärt ward, ist leicht zu erachten.

Auf diese Nachrichten beschloß Otto die Rückkehr nach Rom, um die an ihm begangene Untreue zu strafen. Aber gegen Johann kam seine Rache zu spät; derselbe ward bei einer Ehefrau, bei der er die Nacht zubrachte, wahr-

scheinlich von dem erzürnten Gatten, nach Vuitprand vom Teufel, tödtlich verwundet, daß er binnen acht Tagen starb. Seine Parthei indes ließ darum nicht nach, sondern setzte, des dem Kaiser gegebenen Versprechens uneingedenk, einen Kardinal-Diakonus unter dem Namen Benedikt V. auf den päpstlichen Stuhl. Dieser traf Anstalten, sich gegen den herannahenden Kaiser zu vertheidigen, bedrohte ihn und sein Heer mit dem Bann und zeigte sich selbst in sehr ungeistlichem Aufzuge auf den Mauern. Bald aber zwang die Römer Hunger und Wassergehalt zu Ergebung; am 21sten Julius 964 öffneten sie die Thore, lieferten ihren Papst Benedikt aus, und empfingen Leo VIII. im Gefolge des Siegers. Dieser rief die erste Synode von Neuem, und stellte den gefangenen Benedikt mit päpstlichen Kleidern angezogen vor dieselbe. Aus welcher Befugniß, redete der vorsetzende Kardinal ihn an, hast du Anmaßer es gewagt, gegen deinen Eid und deine Pflicht bei Lebzeiten dieses unsers Herrn des Papstes Leo den päpstlichen Schmuck dir anzulegen? Benedikt antwortete: Wenn ich gesündigt habe, so erbarmt Euch meiner! Da befahl der Kaiser, dem die Thränen aus den Augen stürzten, die Vertheidigung des Angeklagten anzuhören, oder wenn er nichts vorzubringen habe, dem Gericht Gottes nicht zuvor zu kommen. Sobald der Unglückliche, dem die Gestalten seiner verstümmelten und gemißhandelten Vorgänger vorschweben mochten, diese Stimmung Ottos gewahrte, fiel er ihm und dem Papst Leo zu Füßen, und bekannte laut sein Vergehen, indem er den Hir-

tenstab, den er in der Hand trug, seinem siegenden Gegner überreichte. Leo zerbrach ihn, zeigte die Stücke dem Volk, und befahl dem Verbrecher, sich auf die Erde nieder zu setzen. Dann hieß er ihm das geistliche Gewand ausziehen, und rief mit lauter Stimme: „Wir erklären diesen Räuber des heiligen Stuhls der päpstlichen und priesterlichen Würde verlustig, wollen aber wegen der Erbarmniß, die ihm unser Herr, der Kaiser Otto, durch den wir auf diesen unsern Stuhl wieder eingesetzt worden sind, bezeigt, als einen Diakonus dulden, doch nicht in Rom, sondern in der Verbannung.“ Benedikt ward der Aufsicht des Erzbischofs Abalgus von Hamburg übergeben, der ihn mit sich in seine Stadt nahm, wo er im folgenden Jahre starb. Da zu derselben Zeit die Festung San Leone sich ergeben hatte, wurden noch zwei andere vornehme Gefangene, König Berengar und seine Gemahlin Willa, nach Deutschland, und zwar auf das feste Schloß Bamberg geschickt. Berengar ist daselbst zwei Jahre nachher gestorben. Willa hat ihre letzten Tage im Kloster verlebt. Also endigte der letzte eingeborene König von Italien.

Nach diesen Geschichten trat Otto seinen Rückzug von Rom an, auf welchem eine Pest, die unter dem Heere einriß, einen großen Theil seiner Getreuen, unter andern den Erzbischof Heinrich von Trier, den Abt Gerrich von Würzburg, und den Herzog Gottfried von Lothringen, hinraffte. Erst mit dem Anfange des Jahrs 965 erreichte der Kaiser die Grenzen von Deutschland.

Dreizehntes Kapitel.

Die römische Kaiserwürde der deutschen Könige.

Mit der Krone der Longobarden erhielt der König der Deutschen ein zweites selbständiges Königreich, dessen Verfassung sich fast ganz so wie die deutsche gebildet hatte. Wie in Deutschland gab es in Italien Herzogthümer, Markgraffschaften und Graffschaften, deren Inhaber von dem Könige belehnt, oder in Straffällen entsetzt wurden; wie in Deutschland war das Volk in einer langen Kette von mittelbaren und unmittelbaren Abhängigkeiten verschlungen. Aber während auf der einen Seite die Macht der Reichsvasallen und ihr Streben nach Erblichkeit in dem verwirrten Jahrhundert, das Italien seit den letzten Karlingern erlebt hatte, viel weiter als in Deutschland gediehen war, ließ auf der andern die große Anzahl der Städte, verbunden mit den Ueberresten des römischen Municipalwesens und Bürgerthums, die Entwicklung und Emporbildung Italiens zu neuer Kraft und Freiheit leichter gedeihen. Die Einkünfte des Königs bestanden wie in Deutschland aus Kammergütern, (die schon von den Ottonen meist zu Schenkungen an die Geistlichkeit verwendet wurden,) aus Strafgeldern, und aus Natural-Lieferungen beim Durchzuge des Hofes oder des Heeres. Dessenliche Sachen wurden auf Reichstagen verhandelt. Ob die Krone, welche K. Otto, herbeigerufen durch die Großen des Landes, mit den Waffen seiner

Deutschen errungen hatte, als ein Geschenk der freien Wahl, oder als ein Erwerbniß der Eroberung anzusehen sey, war unentschieden.

Aber außer dieser lombardischen Königskrone hatte K. Otto auch die römische Kaiserkrone empfangen. Der Machtzuwachs, den er durch dieselbe gewann, bestand in der unmittelbaren Herrschaft über die Stadt und das Gebiet oder Dukat von Rom. Zwar ward diese an sich wenig bedeutende Herrschaft noch unaufhörlich durch die über Rom schaltenden Adelsparteien, und den Einfluß, welchen der römische Bischof bald als Haupt derselben, bald als Vertreter der Republik von Neuem zu erlangen strebte, gefährdet; dennoch behaupteten sich Otto und seine nächsten Nachfolger als unzweifelhafte Herren von Rom, dessen Volk ihnen Treue schwur; sie behandelten den römischen Bischof, wie hoch derselbe immerhin in den Vorstellungen des Zeitalters stehen, wie sehr sie selbst in der Folge durch neue oder erneuerte Schenkungen ihn begünstigen mochten, als ihren Unterthanen und Schützling, und behielten sich selbst bei Erneuerung der alten Schenkungen Pipins und Karls die kaiserliche Oberherrlichkeit vor; er selbst nannte, was seit Leo's IV. Zeiten unterblieben war, die Kaiser wiederum seine Herren,*) setzte ihre Namen auf seine Münzen, und bezeichnete seine Bullen mit ihren Regierungs-

*) Siehe die Unterschrift der Bulle über das Magdeburgische Pallium von 968, angeführt von Schmidt II. 152.

jahren. Die Papstwahl selbst ward durch Ottos Verfügung, nach Vorschrift der Kirchengesetze, der Geistlichkeit und dem Volke von Rom übertragen, dem Kaiser aber die Genehmigung derselben vorbehalten; wir haben gesehen, wie Otto die ihm entgegen vorgenommene Wahl Benedikts V. durch Absetzung und Verbannung zu strafen wußte.

Viel wichtiger aber als der schwankende Besitz der verfallenen Stadt Rom und ihrer verödeten Landschaft, war der Name eines römischen Kaisers, welchen dieser Besitz den deutschen Königen gab. Diese Fürsten übten daheim nur eine beschränkte Macht; selbst der gewaltige Otto hatte große Gefahren zu überstehen gehabt, um das eigenwillige Streben der großen Reichsbeamten, die an der Spitze der einzelnen Völkerschaften standen, zu zügeln. Darum wollte er, nach Karls des Großen Beispiel, mehr seyn, denn ein bloßer König der Deutschen, den die Fürsten, die ihn aus ihrer Mitte erhoben hatten, mehr wie einen ihres Gleichen, denn als ihren Herrn, mehr wie ein Geschöpf ihrer Gunst, denn als einen Höheren achteten; darum begehrte er einen Namen zu haben, der nun seit einem Jahrtausend zu den Deutschen erklingen war als Name der höchsten Macht, die es auf Erden gab, als Inbegriff einer weit höhern Gewaltfülle, denn die Deutschen ihren eigenen Königen zu verleihen pflegten. Nicht als ob es dem großen Otto in den Sinn gekommen wäre, wie ein Tiberius, Constantin oder Valentinian durch den Arm der Legionen gewaltthätig zu herrschen, und dem Volke der Deutschen, wie jene ihren römischen Knechten, ein Imperator zu werden; die Frevel der Kaisergeschichte, die

Schmach Roms und das Elend der Welt unter den bepurpurten Tyrannen waren vergessen, und gereinigt und entsündigt stand die Gestalt des ersten Augustus vor den Blicken der germanischen Menschheit, die seinen Namen meist nur aus dem Evangeliumsbuche als den Gewaltigen kannte, auf dessen Befehl alle Welt geschächt worden war. Wie von Gott selbst ward die Krone, die solche Weihe gab, auf das Haupt des Königs von demjenigen der Bischöfe gesetzt, den die Meinung der abendländischen Welt schon längst als den ersten aller Bischöfe, als das Haupt der Kirche anzusehen gewohnt war; doch dachte man noch nicht an die nachmals entwickelte Deutung, als ob der Papst, indem er der obersten Macht auf Erden die geistliche Weihe erteilte, selber der Inhaber und Spender dieser Macht sey.

Es war aber die Wirksamkeit der dunklen Vorstellung von einem über alle Königsgewalt weit erhabenen Kaiserthum Roms nicht bloß auf die innern Verhältnisse in Deutschland selber beschränkt; auch bei den übrigen Völkern des Abendlands trat, wie aus jugendlicher Erinnerung, der Glaube an die Hoheit der ewigen Stadt und ihres Reiches von Neuem hervor. Alle Könige der Christenheit achteten den, der die Kaiserkrone trug, wenn nicht als ihren Herrn, doch wie einen Höhern; ihm allein erkannten sie das Recht zu, gleichsam im Namen Gottes neue Kronen zu verleihen, wie einst der römische Senat die Fürsten Europas und Asiens, denen er hold war, mit dem Königstitel begrüßt hatte. Doch gehörte diese an Roms Namen hangende Majestät Rom nicht allein; auch als Kaiser waren die italienischen und burs-

gundischen Könige verachtete oder unbedeutende Fürsten gewesen. Erst als Deutschland, die Mutter aller germanischen nun über Europa herrschenden Völker, die höchste irdische Krone übernahm, strahlte dieselbe im erneuerten Glanze, als ein Zeichen der Vereinigung, die zwischen römischen und germanischen Dingen nunmehr bewerkstelligt sey. Und nicht bloß die Meinung, auch die Macht war bei dem Könige der Deutschen. Von der Weichsel bis an die Schelde, von der Nordsee bis an das Mittelmeer war alles Land unter seinem Scepter; Italien hatte sich ohne Widerstand gebeugt, die wilden Ungarn, das Schreckniß Europas, waren besiegt, der slavische Norden zahlte Tribut, der Fürst der Dänen war Lehnsman geworden, und der französische König saß auf seinem wankenden Thron, nur durch die Hand der Deutschen aufrecht gehalten. Darum, wie es sich ihnen ziemte, vor allen andern die höchsten Ehren zu tragen, waren auch sie allein im Stande, sie zu behaupten.

Dennoch ist die großartige Anlage zu einer europäischen Bundes-Republik unter dem Vorherrsche der Deutschen, als wofür Name und Bilder des römischen Reichs gehalten werden müssen, nicht ausgeführt worden, und Deutschland hat

das Mißlingen des erhabenen Berufs, der ihm vom Schicksal ergangen war, mit dem langsamem Untergange seines eignen Staatskörpers bezahlen müssen. Jenen Gehorsam der Großen, den die Kaiserwürde bewirken sollte, hätten die Kräfte, die auf ihre Erwerbung und Erhaltung verwandt wurden, viel sicherer erzwungen. Während die übrigen Völker durch Kämpfe hindurch gingen, die ihr politisches Leben in bestimmtere Formen zusammen drängten, waren die deutschen Könige mit Ideen beschäftigt, die über ihren Staat und ihr Volk weit hinausreichten, und verloren über der Gestaltung eines europäisch-christlichen Reiches, über dem Verhältniß, welches in demselben zwischen Staat und Kirche sich bilden sollte, ihren eignen Staat und ihr eignes Volk ganz aus den Augen. So hatten ihre Diener und Amtleute Gelegenheit, Fürsten und Herren zu werden, sie selbst aber standen zuletzt auf Luft, wo sie des festen Bodens bedurft hätten. Schon das war ein böses Vorzeichen, daß gleich anfangs der Name eines Königs von Deutschland gleichsam von der neuen Kaiserwürde verschlungen ward; ein Herrscher, der sich nur Imperator und Augustus, oder wie es vor der Kaiserkrönung geschah, König der Römer zu nennen gewohnt war, mußte aufhören, sich als Deutscher zu fühlen,*)

*) Karl der Große nannte sich vor der Kaiserwürde *Rex Francorum et Longobardorum*; nach derselben nur *Imperator Augustus qui et misericordia Dei Rex Francorum et Longobardorum*. Sein Sohn Ludwig hat nur den Kaisertitel geführt. Die deutschen Karolinger nennen sich einfach Könige, z. B. *Hludovicus divina favente clementia Rex*; bei der Unterschrift wird zuweilen hinzugesetzt: *Rex in orientali Francia*. König Konrad nennt sich (Urkunde in Schannati Tradit. Fuld. p. 229.) *Rex Romanorum et Francorum*. König Heinrich nennt sich *Rex et Advocatus Romanorum*. König Otto nannte sich nach Berengars erster Unterwerfung *Rex Francorum et Longobardorum*, nachmals bloß Kaiser.

In der Folge hat sich König Heinrich II. in einer vor seiner Kaiserkrönung ausgestellten Urkunde noch einmal *Rex Francorum et Longobardorum* genannt, (Gonring. Oper. I. 92.) Die Heinriche zählten sich

ein Volk, welches nicht mehr genannt ward, der Idee seiner selbst gleichsam absterben. Wir läugnen nicht, daß auch manch Gutes durch die Verbindung des Kaiserthums mit der deutschen Königswürde gefördert worden, manch wohlthätige Rückwirkung von unzuberechnenden Folgen auf den deutschen Geist daher ihren Ursprung genommen, können uns aber der Ueberzeugung nicht ent schlagen, daß diese Verbindung, einleuchtender Weise die nächste und unmittelbare Ursache der Zerrissenheit Deutschlands und seines staatsbürgerlichen Untergangs, menschlichen Ansichten nach von jedem Deutschen ein Unglück genannt werden müsse. Deutschland würde, auf sich selbst beschränkt, so wenig

als Frankreich oder England in Trägheit erstarrt seyn; es bedurfte, — dies bezeugen die Riesenschritte in der Cultur, die in der ersten Hälfte des neunten Jahrhunderts unter Heinrich und Otto gemacht worden waren — es bedurfte keiner Züge über die Alpen, um die Geister aus dem Schlafe zu rütteln. Doch wo wäre der Mensch, der das verborgene Ziel, welchem die Weltgeschichte zuschreitet, zu erspähen, den geheimnißvollen Rathschluß Gottes zu durchschauen vermöchte? Vielleicht, daß für Deutschland dann erst ein wahrhaftiges Staatsleben beginnt, wenn die Völker, die im Genuß desselben ihm vorgriffen, das ihrige bereits ausgelebt haben werden.

Vierzehntes Kapitel.

Kaiser Ottos letzte Jahre und Tod.

An der Grenze Deutschlands ward der Kaiser von seinen Söhnen Otto und Wilhelm empfangen; er eilte mit ihnen nach Ebla, wo seine Mutter Mathilde, die in der Erziehung ihrer beiden Enkel Otto und Heinrich, und in Vollendung der angefangenen Stiftungen den Trost ihres Alters fand, sein Bruder der Erzbischof Bruno, und seine Schwester, die Königin Ger-

berge von Frankreich, seiner warteten. Es waren dies Tage großer Freude und Herrlichkeit. Es fühlte aber die Königin im Kreise ihrer Kinder und Enkel, daß sie ihren Sohn nicht wiedersehen würde, daher band sie ihm und dem Jüngling Otto, seinem Nachfolger, das noch unvollendete Kloster zu Nordhausen auf die Seele, und begleitete ihn selber in diese Stadt, um

nicht nach der heut gewöhnlichen Art von Heinrich dem Vogler, sondern, weil dieser nur König gewesen, von Heinrich II. an, so daß Heinrich IV. sich Heinrich III. nennt. Kaiser Friedrich II. fügte dem Kaisertitel zuerst die Bezeichnung als König von Sizilien und Jerusalem bei; lange nachher nannte sich Karl IV. auch König von Böhmen, Kaiser Siegismond König von Ungarn und Böhmen, Kaiser Friedrich III. führte seine Herzogthümer und Grafschaften auf, Kaiser Maximilian I. endlich (der deutsche aller Kaiser,) nannte sich einen König von Germanien.

ihm die bereits getroffene Einrichtung zu zeigen. Als nun, nach sieben Tagen, die Zeit der Trennung gekommen war, standen sie des Morgens früh auf, und hörten gemeinschaftlich Messe; hierauf empfahl die Königin, den bittern Schmerz des Scheidens in ihrem Busen verschließend, ihrem Sohne nochmals die Stätte, wo sie zweimal die Gefahren der Geburt überstanden hatte. „Dieser letzte Anblick Eurer Mutter sey die immerwährende Schutzrede dieses Klosters!“ Tief bewegt versprach der Kaiser, alles was sie gewünscht habe, zu erfüllen. Darauf standen sie in langer Umarmung an dem Thore der Kirche, und weinten laut; desgleichen alle, welche zugegen waren. Endlich riß der Kaiser sich los, und eilte zu seinem Ross, die Königin aber, nachdem sie ihn mit den Augen begleitet hatte, kehrte in die Kirche zurück, und küßte unter vielen Thränen die Stätte, wo er die Messe gehört hatte. Dieses sah der Graf Wittig und einige andere, die noch da standen, und sagten es dem Kaiser. Als bald eilte derselbe in die Kirche zurück, und sank seiner betenden und weinenden Mutter mit den Worten zu Füßen: Wie soll ich Euch diese Thränen vergelten! So sprachen sie noch einiges in tiefer Betrübniß, bis die Königin sich faßte, und den geliebten Sohn mit den Worten entließ: „Was verzögern wir die unvermeidliche Trennung, und mehren durch dies Zaudern unsern Schmerz? Ziehe hin in Frieden, und wenn du mein Angesicht in diesem sterblichen Leibe nicht mehr siehst, so gedenke, meinem unsterblichen Geiste das Begehre seiner Sehnsucht zu erfüllen!“ Also

trennte sich Kaiser Otto von seiner Mutter Mathilde. *)

Es war aber aus Italien neue durch Adalbert erregte Unruhe herüber geschollen; daher sandte K. Otto zuerst den Herzog Burchard von Schwaben über die Alpen. Dieser schlug den Adalbert, und erlegte dessen Bruder Guido im Treffen. Zu derselben Zeit starb Papst Leo VIII. Die Römer, durch Benedikts Schicksal vor Willkühr gewarnt, sandten Boten nach Sachsen, damit ihnen von Kaisers wegen ein neuer Papst gesetzt würde, worauf Otto die Bischöfe von Speier und Cremona nach Rom schickte, die Wahl zu leiten; so gelangte Johann XIII., vorher Bischof von Narni, auf den päpstlichen Stuhl. Bald machte sich der neue Papst durch Versuche, die Macht des römischen Adels zu beschränken, verhaßt. Petrus, der Präfect von Rom, verbündet mit andern Großen, unter denen Rotfred, Graf von Capua, genannt wird, nahmen ihn gefangen, und trieben ihn, als er ihre Forderungen nicht bewilligte, in die Verbannung. Johann aber fand bei dem Herzog Pandolfo von Capua Zuflucht und Hülfe, so daß er, als Rotfred durch dessen Vorschub ermordet worden war, nach zehn Monaten wieder zurückkehren konnte.

Diese Geschichten kränkten den Kaiser. Er rief einen Reichstag nach Worms (966), und ein neuer Zug nach Italien wurde beschlossen. Noch in demselben Jahre saß Kaiser Otto in seinem Heereslager auf den Ebenen der Lombardei zu Gericht über die strafbaren Großen, die Adalberts Einfall begünstigt hatten, und strafte

*) Vita Mathildis Reginae ap. Leibn. I. p. 205.

mehrere derselben, Bischöfe wie Weltliche, mit Verbannung. Dann zog er weiter gen Rom, um über die, so an ihm und am Papste gefrevelt, zu richten. Er that dies noch strenger als über die Lombarden. Die Consuln wurden verbannt, dreizehn Tribunen gehenkt, der Stadtpräfect nackend, auf einem Esel sitzend, eiaen Schlauch auf dem Kopf, in der Stadt herumgeführt und gepeitscht, der Körper Notfreds ausgegraben und geviertheilt. Also glaubte Otto, nach den Gesetzen der alten Kaiser, Justinian, Valentinian und Theodosius, die Schmach rächen zu müssen, welche der römische Adel der Majestät des Oberherrn angethan hatte. Die Dstern, die er darauf zu Ravenna feierte, sind durch die Wiederherstellung des Papstes in das von den vorherigen italienischen Königen ihm entzogene Besizthum dieser Gegenden, doch mit Vorbehalt der kaiserlichen Oberherrlichkeit, berühmt geworden.

In solchem Glück gewährte Otto, daß zum Glanze der alten abendländischen Kaisermacht noch der Besiz Unteritaliens fehlte. Dieses schöne Land gehörte jezt theils den Arabern, theils den Griechen. Da gedachte er, die letztern auf friedlichem Wege zur Entfagung zu vermögen, und schickte Boten an den Kaiser Nicephorus, welcher damals, als Thron- und Bettelnachfolger des von seiner Gemahlin vergifteten Kaisers Romanus, das Reich von Constantino- pel besaß, und ließ ihm vorschlagen, die Prin-

zessin Theophania, des Romanus Tochter, seinem Sohne Otto zu vermählen, und ihr die Provinzen Apulien und Calabrien als Braut- schatz mitzugeben. Der Kaiser ließ in dieser Absicht seinen Sohn nach Italien kommen, und ihn (967) vom Papst Johann XIII. krönen. *) Die Griechen versprachen, sein Begehr zu erfüllen. Als aber die Deutschen an den Ort vor- gerückt waren, wo ihnen die Prinzessin überge- ben werden sollte, wurden sie von griechischem Kriegsvolk überfallen, und ihrer viele getödtet oder gefangen. Dies zu rächen sandte Kaiser Otto zwei Grafen, Günther und Siegfried, in das Gebiet der Griechen, welches sie verwüsten, und der Gefangenen einige mit abgeschnit- tenen Nasen nach Constantinopel schickten. **) Otto selbst, dem unterdeß die bisher von den Griechen abhängigen Herzoge von Benevent und Capua sich unterworfen hatten, belagerte die griechische Seestadt Bari, ward aber, da die Belagerung keinen Fortgang gewann, von sei- nem staatsklugen Bischof Luitprand überredet, noch einmal den Weg der Unterhandlung zu ver- suchen. Also hob er die Belagerung auf, Luit- prand aber zog nach Constantinopel, wo er schon einmal als Gesandter König Berengars gewesen war.

Diese zweite Gesandtschaft Luitprands ken- nen wir aus seiner an den Kaiser und die Kai- serin gerichteten Beschreibung, die uns in leben- digen Zügen den damaligen Zustand des griechi-

*) Wittekind (p. 661) theilt den Brief mit, den K. Otto aus seinem Lager bei Capua an die Herzoge Herr- mann und Thiederich über seine glücklichen Erfolge schrieb. Dieser Brief wurde in der Volksversammlung zu Werla öffentlich verlesen.

**) So erzählt Ditmar p. 334. Aber die Nachricht ist wenig wahrscheinlich, da Nicephorus gegen Luitprand dieser Beschimpfung gewiß Erwähnung gethan haben würde.

sehen Hofes, seinen Stolz und die Art, wie man daselbst über die im Abendlande aufgekommene Herrschaft der Deutschen dachte, schildert. „Wir kamen, erzählt er, am 4ten Juni (968) in Constantinopel an, und wurden daselbst zu Eurer Beschimpfung schändlich aufgenommen und schändlich behandelt. Man führte uns in einen zwar großen aber offenen Pallast, wo wir weder gegen Kälte noch gegen Hitze geschützt waren; ausgestellte Wachen wehrten sogleich allen meinen Begleitern den Ausgang, allen andern den Eintritt. Den Wein, den man uns vorsetzte, konnten wir, wegen seiner Vermengung mit Pech und Gipserde, nicht trinken; im Hause selbst war kein Wasser, und wir bekamen dessen auch nicht einmal für Geld, um unsern Durst zu löschen. Zu diesen Leiden gesellte sich ein Sizilianer, der uns unsere täglichen Bedürfnisse reichen sollte, ein grundschlechter Mensch, der uns alle hundert zwanzig Tage unsers Aufenthalts schrecklich verbittert hat. Und doch mußten wir bei unserer Ankunft in der Stadt noch bis zur eilften Stunde bei bedeutendem Regen auf freier Straße warten, ehe man uns nur in unser marmornes, durstiges und oben offen stehendes Gefängniß führte. Das erste Gehör erhielten wir bei dem Bruder des Kaisers, dem Europalaten und Logotheten Leo, der mit uns sogleich über Euren kaiserlichen Titel Handel anfang; denn da er Euch nicht Kaiser, in seiner Sprache *Basilicus*, sondern bloß *Rex* nannte, und ich ihm bemerkte, daß das letztere Wort eben so viel als das erstere bedeute, sagte er mir, wir wären nicht Friedens sondern Streits halber gekommen, stand zornig auf, und übernahm Euren Brief nicht selbst,

sondern durch den Dolmetscher. Einige Tage darauf, grade am heiligen Pfingsttage, wurde ich in den Stephanischen Pallast vor den Kaiser Nicephorus geführt. Dieser ist eine Art von Ungeheuer, ein Zwerg mit dickem Kopfe, ein paar Maulwurfsaugen, kurzem, dickem und halograuem Barte, schmalem Scheitel und lang herabhängenden Haaren, an Farbe einem Mohren ähnlich, so daß ich ihm um Mitternacht nicht begegnen möchte; dem Angesicht entspricht der dicke Bauch, der vertrocknete Hintere und die kurzen, dünnen Beine, wozu er ein von Alter ausgebleichtes Prunkkleid von Byssus, und sicyonische Schuhe trägt; dabei spricht er viel und schnell, ist schlau wie ein Fuchs, und in Lügen und Meineiden ein zweiter Ulysses. O meine gnädigen Herren Kaiser, ihr seid mir immer schön, tugendreich, mächtig und anmuthig vorgekommen, aber niemals mehr, als in jenem Augenblicke, wo ich Euer Bild mit der Gestalt dieses Griechen verglich! Ihm zur Linken, aber nicht in gleicher Linie, sondern weit zurück, saßen die zwei kleinen Kaiser, (die Söhne des Romanus,) einst seine Herren, nun seine Unterthanen. Er begann: Wir sollten, oder vielmehr wir wollten dich gütig und prächtig aufnehmen, aber die Frevel deines Herrn verfiessen dies nicht. Er hat durch feindlichen Einfall Rom sich zugeeignet, dem Berengar und Adalbert unrechtmäßiger Weise Leben und Freiheit geraubt, der Römer einige durch Schwerdt und Strang getödtet, andere geblendet, andere verjagt, und die Städte unsers Reichs mit Mord und Feuer heimgesucht. Und jetzt, da seine Anschläge keinen Fortgang haben, hat er dich, den Beförderer und Anführer dieser Bosheiten, in

geheucheltem Frieden als Kundschafter hieher geschickt! Ich erwiederte: Mein Herr hat die Stadt Rom nicht gewaltsam oder tyrannisch eingenommen, sondern von dem Joch eines, oder vielmehr mehrerer Tyrannen befreit. Herrschten nicht Weichlinge, oder, was noch schlimmer ist, Buhlerinnen über sie? Damals schief, wie ich glaube, deine oder deiner Vorgänger Macht, die nur dem Namen, aber nicht der That nach römische Kaiser genannt werden. Warum, wenn sie so mächtig, wenn sie römische Kaiser waren, warum ließen sie Rom in der Huren Gewalt? Sind nicht einige Päpste verbannt, andere von euch so bedrängt worden, daß sie nicht einmal den täglichen Unterhalt hatten? Hat nicht Adalbert an deine Vorgänger, die Kaiser Romanus und Constantin, beleidigende Briefe geschrieben, und die Kirchen der Apostel beraubt? Wer von Euch Kaisern hat sich darum gekümmert, diese That zu rächen, und die Kirche in ihr Eigenthum wiederherzustellen? Ihr habt es vernachlässigt, aber mein Herr ist Eurem Beispiel nicht gefolgt; von den Enden der Erde ist er herbei gekommen, hat Rom von den Gottlosen genommen, und den Stellvertretern der Apostel Macht und Ehre wiedergegeben; nachher hat er einige ruchlose und eidbrüchige Rebellen, die ihren apostolischen Gebieter beraubt und gemißhandelt hatten, nach den Gesetzen der alten Kaiser bestraft; er würde ein Tyrann seyn, wenn er dies nicht gethan hätte. Uebrigens ist es weltkundig, daß Berengar und Adalbert seine Lehnsleute geworden waren, das Königreich Italien mit einem goldenen Scepter aus seiner Hand empfangen, und ihm in Gegenwart deiner Knechte, deren noch hier in die-

ser Stadt leben müssen, Treue geschworen hatten. Weil sie die letztern durch Eingebung des Teufels gebrochen, hat er ihnen als Empörern das Königreich abgenommen, was du mit aufrührerischen Unterthanen eben so halten würdest. Aber, sagte er, Adalberts Leute geben das nicht zu. Ich erwiederte: So soll, wenn es dir beliebt, einer meiner Krieger morgen die Wahrheit durch einen Zweikampf darthun. Sey's, fuhr er fort, daß er darin recht gethan; aber erkläre mir doch, warum er meine Reichslande mit Krieg und Brand angegriffen hat? Wir waren Freunde, und eben im Begriff, vermittlest einer Vermählung ein unauslöslisches Bündniß zu schließen. Ich antwortete: Das Land, welches du dein Reichsland nennst, gehört, wie durch Einwohner und Sprache bezeugt wird, zum italienischen Königreich, ist durch die Longobarden besessen, und nachmals durch Kaiser Ludwig von den Sarazenen befreit worden; du scheinst es indeß der Ohnmacht, nicht der Gnade meines Herrn zuzuschreiben, daß er es, nach Italiens und Roms Erwerbung, dir so viele Jahre gelassen hat. Das Freundschaftsbündniß, welches, wie du sagst, durch Verwandtschaft geknüpft werden soll, ist vielleicht nicht redlich gemeint, und damit nur ein Stillstand gesucht worden, den wir nicht hätten bewilligen sollen. Indes hat mein Herr mich abgeschickt, um für seinen Sohn die Tochter des Kaisers Romanus zur Gemahlin zu begehren; er hat dir als Angeld der Freundschaft das schon eroberte Apulien wieder eingeräumt, und dies auf meinen Rath, während du meinen Eingebungen nur Böses zuschreibst; Zeugen deß sind alle Bewohner Apuliens. Der Kaiser brach

hier die Verhandlung durch die Bemerkung ab, daß es jetzt Zeit zur Prozeßion sey. Luitprand beschreibt diese Prozeßion, die zerlumpten Kleider der griechischen Hofleute, und das Lobgeschrei, das dabei zu Ehren des Kaisers erhoben wurde, mit sehr heißen Worten. An demselben Tage wurde er zur kaiserlichen Tafel geladen, die er als sehr erbärmlich schildert; er hatte dabei den Verdruß, auf dem funfzehnten Platz vom Kaiser zu sitzen, kein Teller Tuch zu haben, und keinen seiner Begleiter gleicher Ehre gewürdigt zu sehen. Nicephorus, fährt er fort, fragte vieles über eure Macht, Königreiche und Kriegszere. Als ich ihm die Wahrheit berichtete, rief er: Du lügst; das Kriegsvoll deines Herrn kann nicht reiten, und versteht eben so wenig den Fußdienst; die großen Schilde, schweren Panzer, langen Schwerdter und gewichtigen Helme lassen es auf keine von beiden Arten ordentlich kämpfen, und, fügte er lächelnd hinzu, auch die Bauchsucht läßt dies nicht; denn ihr Gott ist der Bauch, ihre Kühnheit Trunk, ihre Tapferkeit Rauch; Fasten ihr Untergang, Nüchternheit ihr Erschreckniß. Auch hat dein Herr keine Flotte. Ich allein dagegen besitze eine Seemacht, mit der ich seine Städte am Meer und an Flüssen zerstören kann. Aber auch zu Lande, wie will er mir mit seinen wenigen Leuten widerstehen? Sammt all seinen Sachsen, Schwaben, Baiern und Italienern, hat er doch das einzige Städtlein, das ihm widerstanden, nicht zu erobern vermocht; was wird erst geschehen, wenn ich mit meiner Macht gegen ihn ziehe, die an Menge den Sternen des Himmels, den Wellen des Meeres zu vergleichen ist. Da ich dieser Prahlerei etwas Derbes

entgegen setzen wollte, fügte er noch verächtlich hinzu: Uebrigens seid ihr keine Römer, sondern Longobarden! Hier vermochte ich mich nicht länger zu halten, und ohngeachtet er noch etwas sagen wollte, und mir mit der Hand winkte zu schweigen, rief ich doch ganz bewegt: Romulus, von dem die Römer benannt worden sind, ist der Geschichte zu Folge ein Brudermörder und Hurensohn gewesen; er hat ein Asyl angerichtet, und böse Schuldner, entlaufene Sklaven, Mörder und Todesverbrecher darin aufgenommen; aus diesem Adel sind eure Weltbeherrscher und Kaiser entstanden. Wir aber, die Longobarden, Sachsen, Franken, Lothringere, Baiern, Schwaben und Burgunder verachten diese dermaßen, daß wir im Zorn unsere Feinde mit keinem ärgern Schimpfnamen als: du Römer! zu nennen wissen; in diesem einzigen Worte Römer fassen wir alles Unedle, Feigherzige, Habfüchtige, Schwelgerische, Lügenhafte, kurz alle Laster zusammen. Was du aber sagst, daß wir unkriegerisch und des Reitens unkundig wären, das werden, wenn die Sünden der Christen es verschuldet haben, daß du in deiner Hartnäckigkeit verharrest, die nächsten Kriege, in denen wir uns messen, darthun. Da winkte mir Nicephorus höchst aufgebracht Stillschweigen zu, befahl den langen und sehr schmalen Tisch wegzunehmen, und mich in mein Gefängniß zurück zu führen. Hier kämpfte der gute Bischof wiederum mehrere Tage mit Durst und dem Mangel aller Bequemlichkeiten, bis er durch ein dringendes Schreiben eine Zusammenkunft mit den kaiserlichen Ministern erlangte. Als er diesen seine Brautwerbung mitgetheilt hatte, äußerten sie: Es ist unerhört, daß die

im Purpur gebohrne Tochter eines im Purpur gebohrnen Vaters unter die Ausländer geschickt würde. So Großes ihr indeß fordert, so soll doch euer Verlangen erfüllt werden, wenn ihr einen angemessnen Preis dafür erlegt, nemlich Ravenna und Rom mit allem Zubehör uns zurückgebt. Verlangt ihr aber bloß unsere Freundschaft ohne die Vermählung, nun so soll dein Herr Rom bloß frei, die Fürsten von Capua und Benevent aber unter unsern Gehorsam zurückkehren lassen. — Natürlich führte auch diese Unterhandlung zu keinem Ausgange. Am Fest der h. Apostel wurde der, von den Beschwerden seiner Wohnung unterdeß erkrankte Luitprand wiederum zur Tafel gezogen, erlebte aber die schwere Kränkung, daß der Botschafter der Bulgaren, noch dazu ein bloßer Katechumen, über ihn gesetzt wurde. „Da ich mich unwillig entfernen wollte, kamen mir der Europolit Leo und der Scheimschreiber Simeon nach, und erklärten mir, die Bulgaren hätten bei Vermählung der Tochter des Kaisers Christophorus mit ihrem Könige Petrus, durch schriftliche und eidliche Verträge ausbedungen erhalten, daß ihre Gesandten vor den Gesandten aller andern Völker geehrt werden sollten; überdieß sey der, den ich einen ungeschornen und ungewaschenen Bulgaren nenne, ein Patricius, und könne daher nicht unter einen Bischof, zumal einen Franken, gesetzt werden. Da ich aber die Sache so übel nähme, so solle ich in einem andern Zimmer mit des Kaisers Bedienten essen. Ich antwortete wegen entsehllichem Herzweh nichts, nahm es aber an, und entging so der Schmach, an einem Tische zu essen, wo ein Bulgar, ich will nicht sagen mir dem Bischof, sondern mir

Eurem Gesandten vorgezogen ward. Der geheiligte Kaiser tröstete mich indeß durch ein großes Geschenk, indem er mir von seiner köstlichen Mahlzeit fettes Bockfleisch, wovon er selbst gegessen hatte, mit Knoblauch, Zwiebeln und Lauch gefüllt und mit Salztunke reichlich übergossen, zuschickte. Ich hätte dies köstliche Gericht auf Eurem Tische gewünscht; denn da Ihr sonst die Köstlichkeiten des geheiligten Kaisers eben nicht hochachtet, würdet Ihr es an diesen gelernt haben. Nach acht Tagen, da die Bulgaren abgereist waren, lud mich der Kaiser, in der Meinung, daß ich mir aus seinem Tische viel mache, wiederum ein; diesmal waren der Patriarch und mehrere Bischöfe zugegen. Der Kaiser legte mir mehrere Fragen über die heilige Schrift vor, die ich unter Beistand des heiligen Geistes beantwortete, und fragte mich zulezt, um Euch zu verspotten, welche Kirchenversammlungen wir annähmen? Da ich die von Nicäa, Chalcedon, Ephesus, Antiochien, Karthago, Anticyra und Constantinopel nannte, rief er laut lachend: Ha ha, du hast die sächsische vergessen! Die steht freilich in unsern Büchern nicht, sie ist zu jung und ungeschlacht, und hat noch nicht zu uns kommen mögen. Ich antwortete: Ein Glied, welches krank ist, muß mit Feuer gebrannt werden. Alle Ketzereien sind von Euch ausgegangen, bei Euch erstarrt, von uns, den Abendländern aber, erwürgt und getödtet worden.“ Luitprand zählte hierauf die von den römischen Bischöfen des Irrthums überführten Patriarchen auf und fuhr fort: „Das Volk der Sachsen ist, seitdem es das heilige Bad und die Erkenntniß Gottes empfangen hat, von keiner Ketzerei besleckt worden, und hat also keiner

M m m m

Kirchenversammlungen zu seiner Besserung bedurft. Daß du aber den Glauben der Sachsen jung und ungeschlacht nennst, bestätige ich selber; denn da, wo Werke dem Glauben folgen, ist er immer jung und nicht alt; da aber, wo ihn keine Werke begleiten, wird er gleichsam wie ein abgetragener Rock angesehen. Doch weiß ich von einer Synode in Sachsen, auf der festgesetzt worden ist, daß es besser sey, mit Schwerdtern als mit Federn zu fechten, und lieber den Tod zu leiden als dem Feinde den Rücken zu kehren, welches (wie ich hinzu dachte) nächstens dein Heer erfahren soll. — Hierauf mußte ich wiederum drei Wochen in seinem Kerkerpallast zubringen. Der Kaiser, der sich diese Zeit in einem Badeorte außer der Stadt aufhielt, ließ mich dahin zu sich holen; trotz meines üblen Befindens, welches mir schon das Sitzen unerträglich machte, mußte ich mit bloßem Kopfe zum größten Schaden für meine Gesundheit vor ihm stehen, und folgendes anhören: Die vorjährigen Gesandten des Königs Otto, deines Herrn, haben mir eidlich versprochen, und ihre schriftlichen Eidesversicherungen sind hier, daß er unser Reich auf keine Weise benachtheiligen wolle. Kennst du aber eine ärgere Benachtheiligung, als daß er sich einen Kaiser nennt, und unsere Reichsprovinzen sich anmaßt? Beides ist unerträglich; aber wenn auch beides unerträglich ist, so ist das nicht einmal anzuhören, daß er sich einen Kaiser nennt. Wenn du nun das bestätigen willst, was jene ausgestellt haben, so will ich dich beschenkt und ehrenvoll ziehen lassen. Ich berief mich auf die Beschränkung meiner Vollmacht, die mir dies nicht erlaubte. Darauf kam er auf die Fürsten

von Capua und Benevent, die er seine Knechte nannte, und verlangte schlechterdings die Wiederherstellung derselben in das vorige Verhältniß. Sie verlangen dieß selber, sagte er, und es ist deinem Herrn anständiger, sie mir als Freund zu überlassen, als es gezwungen zu thun. Er ließ mich nicht antworten, sondern befahl mir, mit ihm zu Tische zu gehen. Sein Vater, der wie ein Greis von hundert und fünfzig Jahren ausah, saß neben ihm, und empfing dieselben Zurufungen um langes Leben wie der Kaiser selbst. Man konnte hier recht sehen, was für Narren und Schmeichler die Griechen sind, indem sie einem Greise das wünschten, was die Natur gar nicht verflattet, und indem der Greis sich freute, daß ihm das gewünscht wurde, was, wie er recht gut weiß, Gott nicht gewähren, oder wenn er es thäte, ihm zum Schaden gewähren würde. So freute sich auch Nicephorus, daß er Friedens- und Lichtbringer (Phosphorus) genannt wurde; aber einen Kraftlosen stark, einen Narren weise, einen Zwerg lang gewachsen, einen Mohren weiß und einen Sünder heilig zu nennen, ist wahrlich kein Lob, sondern Schmach. Bei dieser Mahlzeit wurde, was sonst nicht geschehen war, eine Homilie des h. Chrysostomus mit lauter Stimme vorgelesen. Am Schluß derselben bat ich um die Erlaubniß zur Heimreise, und der Kaiser nickte mir bejahend zu, schickte mich aber wieder in mein Gefängniß, wo ich bis zum 18ten August eingesperrt blieb. Am 17ten sahe ich von meiner Wohnung aus eine Transportflotte absegeln; es waren vier und zwanzig griechische Schelambien, zwei russische und zwei französische Schiffe. Grimizo, Adalberts Botschafter, der unterdeß

angekommen war, hatte diese Absendung durch die Versicherung bewirkt, sein Herr habe in Italien acht tausend Gepanzerte auf den Beinen, die im Verein mit einem griechischen Heere im Stande seyn würden, Euch zu vertreiben. Der Befehlshaber der letztern war übrigens, zur Ehre der griechischen Treue, beauftragt, den Adalbert in Bari so lange festzuhalten, bis der Sieg erfochten sey; fände er aber die 8000 Gepanzerten nicht vor, so solle er ihn sogleich binden und Euch überliefern, um auf diese Weise seinen Frieden zu machen. Den Tag nach der Abreise der Flotte ließ der Kaiser mich kommen, und hielt mir vor, daß er im vorigen Jahre durch die Friedensversicherungen Eures Gesandten von einem schon angetretenen Kriegszuge gegen Euch abgebracht worden sey. Gehe also, fuhr er fort, und sage deinem Herrn, er soll halten, was er versprochen. Meine Freude über diese Worte wurde so sichtbar, daß er lächelte, und mich wieder zu seiner von Knoblauch und Zwiebeln duftenden Tafel lud; auch nahm er an diesem Tage meine Geschenke, die er bishier immer ausgeschlagen hatte. (Indes wurde trotz dieser anscheinenden Güte dem Luitprand die Erlaubniß zur Heimreise fortwährend verzögert. Nicephorus, der sich zu einem Kriegszuge nach Assyrien rüstete, ließ ihn nochmals kommen, und wiederholte die schon gethane Forderung um Wiederherstellung der Fürsten von Benevent und Capua, die Luitprand nicht zusagen konnte. Zu Vergrößerung seines Unglücks kamen endlich noch päpstliche Gesandte mit einem Briefe Johannis XIII., worin derselbe den Kaiser der Griechen bat, daß er mit seinem (des Papstes) geliebten und geistlichen Sohne Otto, Kaiser

und Augustus der Römer, ein Verwandtschafts- und Freundschaftsbündniß schließen möge.) Ueber diese sündigen und verwegenen Ausdrücke und Titel brachen die Griechen in so heftigen Unwillen aus, daß meine sonst eben nicht unbededte Zunge mir dagegen ganz klanglos und fischstumm vorkam. Sie wunderten sich, daß so ruchlose Worte den Ueberbringer nicht unter Wegs getödtet hätten; sie schalten das Meer, daß es solche Gottlosigkeiten getragen, und das Schiff, welches sie hergeführt, nicht verschlungen habe. „Ein Barbar, ein armseeliger Römer scheut sich nicht, den allgemeinen Kaiser und Augustus der Römer, den großen und einzigen Nicephorus, einen Griechen zu nennen! O Himmel! o Erde! o Meer! Aber was sollen wir mit diesen Nichtswürdigen machen? Es sind elende Menschen, und wenn wir sie tödten, beflecken wir unsere Hände mit schlechtem Blute; es sind Bettler, Sklaven, Bauern; wenn wir sie geißeln, beschimpfen wir uns selber, nicht aber sie, die der vergoldeten römischen Peitsche und unsers Galgens nicht würdig sind. O möchte doch der eine ein Bischof, der andere ein Markgraf seyn; dann wollten wir sie tüchtig geißelt mit abgeschnittenem Haupt- und Barthaar in Säcke nähen und ins Meer werfen. So aber sollen sie, bis an den geheiligten Kaiser berichtet worden, in hartem Gefängniß abgequält werden!“ Dies geschah, und auch Luitprand mußte wieder bis zum 15ten September harren. An diesem Tage wurde er vor den Staatsrath dreier Minister geführt, unter denen der verschnittene Patricius Christophorus den Vorschlag führte. „Dein krankes Aussehen und lang herabhängender Bart, sprach er, bezeugen

den Kummer deines Herzens über deine verze-
gerte Heimreise; wir bitten dich aber, deshalb
weder dem geheiligten Kaiser noch uns die
Schuld beizumessen. Der römische Papst (wenn
der so zu nennen ist, der mit Alberichs abtrün-
nigem, ehebrecherischem und gotteslästerlichem
Sohne Gemeinschaft gehabt,) hat an unsern ge-
heiligten Kaiser einen höchst unwürdigen Brief
erlassen, worin er ihn nicht Kaiser der Römer,
sondern der Griechen nennt; daß dies unter dem
Einfluß deines Herrn geschehen, ist keine Frage.
Wir errathen, daß du sagen wirst, dieser Papst
ist der verrückteste aller Menschen; der alberne
Mensch weiß nicht, daß der geheiligte Constan-
tinus den kaiserlichen Scepter, den ganzen Sen-
nat und römischen Kriegesstaat, hieher verlegt,
und in Rom nichts als elendes Gefindel, Fi-
scher, Kuchenbäcker, Vogelhändler, Hurensohne,
Pöbel und Sklaven zurückgelassen hat. Doch
würde er dies gewiß nicht ohne Eingebung dei-
nes Herrn gethan haben, und eine nahe Zukunft
wird lehren, wie nachtheilig dies beiden gewe-
sen, wenn sie nicht noch vorher zur Besinnung
kommen. Ich erwiderte: Der Papst hat in
aller Einfalt dies nicht zur Beschimpfung, son-
dern zur Ehre Eures Herrn zu schreiben ge-
glaubt. Wir wissen freilich, daß der römische
Kaiser Constantin mit dem römischen Kriegs-
heer hieher gekommen ist, und diese Stadt nach
seinem Namen gegründet hat; da ihr aber
Sprache, Sitte und Tracht der Römer abge-
legt habt, so hat der geheiligte Papst geglaubt,
es mißfalle Euch auch ihr Name. Künftig hin-
sollt ihr auf seinen Briefen die Aufschrift le-
sen: Johannes, römischer Papst, an die gro-
ßen Kaiser und Auguste der Römer Nicephorus,

Constantin und Basilias. Ich nannte die bei-
den letztern Prinzen, in deren Namen Nicepho-
rus eigentlich herrscht, mit Absicht. Die Grie-
chen aber fanden in diesen Ausdrücken nichts Ar-
ges, und versicherten mich ihrer Zufriedenheit.
Ich sey der einzige aller Franken, den sie jetzt
lieben und schätzen; den übrigen solle, nach
Gutmachung des übel Gethanen, gleiche Ehre
wiederfahren, mir aber, wenn ich wieder nach
Constantinopel käme, sollten reichliche Geschenke
zu Theil werden. Ich dachte: Nicephorus kann
mir Krone und Scepter schenken, wenn ich noch
einmal hieher komme. Nun fragten sie: Will
dein Herr noch das beabsichtigte Freundschafts-
bündniß vermittlest der Vermählung schließen?
Meine Antwort war: Er wollte es, als ich hie-
her kam; da er aber seitdem wegen meiner en-
gen Gefangenschaft von mir keine Briefe erhal-
ten hat, ist er natürlich sehr ergrimmt, und
schnaubt Rache gegen Euch. Wenn er Italien
einnimmt, führen sie fort, so soll weder Ita-
lien, noch das Land, worin er gebohren ist, ihn
verbergen, wir meinen das armseelige und pel-
zige Sachsen. Vermittlest unsers Geldes wollen
wir alle Nationen über ihn senden, und ihn wie
thöneres Gefäß, welches nicht verbessert werden
kann, zermalmen. Da wir indeß vermuthen,
daß du zu seinem Schmuck einige Mäntel ge-
kauft hast, so befehlen wir dir, dieselben uns
vorzulegen, damit diejenigen, die für Euch ge-
hören, mit einer Bleikugel bezeichnet, die übrige
aber, die allen andern Völkern außer uns
Römern zu tragen verboten sind, gegen Erstat-
tung des Preises zurückgenommen werden. So
nahmen sie mir fünf kostbare Purpurkleider ab,
indem sie Euch und alle Italiener, Sachsen,

Franken, Baiern und Schwaben, ja alle Völker für unwürdig erklärten, dergleichen Kleider zu tragen. Wie schändlich, daß solche weibliche Weichlinge, solche langgeärmelte Mützen-träger, solche lügenhafte Verschnittene, in Purpur einhergehen, Helden aber, tapfere, kriegsfundige, mit Glauben, Treue, Liebe und allen Tugenden gezierte Männer dessen entbehren sollen? Wo ist, rief ich aus, das kaiserliche Wort, welches er mir bei seiner Abreise gab, daß ich zu Ehren der Kirche Mäntel jedes Preises kaufen könnte? Ich rufe darüber seinen Bruder, den Europalaten Leo, den Dolmetscher Eudisius, den Johannes und Romanus zu Zeugen, ich selber kann es bezeugen, da ich es auch ohne Dolmetscher verstanden habe. Aber, erwiederten sie, es sind einmal verbotene Sachen. Der Kaiser konnte nicht daran denken, daß dir dergleichen nur im Traume einfallen würde; denn wie an Reichthum und Weisheit, müssen wir vor den übrigen Völkern auch in der Kleidung Vorzüge haben; der Glanz unserer Tugenden wird durch die besondere Schönheit unserer Kleider bezeichnet. Und doch kann, erwiederte ich, diese Kleidung unmöglich so etwas besonderes seyn, da sich bei uns Tagelöhnerweiber und Stallleute *) derselben bedienen. Woher bekommt ihr sie? fragten sie. Von den Venezianern und Amalfitanern, die durch den Handel damit ihren Unterhalt gewinnen, antwortete ich. Das soll nicht mehr geschehen, erwiederten sie; künftig werden wir Acht haben, und allen denjenigen, bei denen dergleichen gefunden werden wird,

Ruthenstreiche geben und die Haare abschneiden lassen. Als ich, versetzte ich, zur Zeit Kaiser Constantins hieher kam, und noch nicht Bischof, sondern nur Diaconus, nicht Gesandter eines Kaisers sondern des Markgrafen Berengar war, habe ich viel mehrere und schönere Gewänder gekauft, die mir weder durchsucht noch mit Blei bezeichnet wurden; jetzt aber, da ich Bischof und Abgesandter der beiden Kaiser Otto, Vaters und Sohns, bin, jetzt ist es um so schimpflicher, daß mir diese zum Gebrauch meiner Kirche bestimmten Sachen, theils nach Art der Venezianer bezeichnet, theils weggenommen werden. Schämt Ihr Euch denn dieser Beleidigungen nicht, die ihr an mir meinen Gebieter anthut? Nicht genug, daß ich durch Hunger und Durst geplagt und so lange aufgehalten worden bin, nun werden mir auch noch meine Sachen weggenommen? Nehmt mir doch nur wenigstens das Erkaufte, und laßt mir das, was mir meine Freunde geschenkt haben! Die Antwort war: Kaiser Constantin sei ein friedliebender Fürst gewesen, der in seinem Pallast gefessen und durch solche Vergünstigungen die Freundschaft der Ausländer erkaufte; der Kriegsheld Nicephorus aber mache sich die Völker durch Schwerdt und Waffen gehorsam. Und damit du einsehst, wie hoch wir Eure Könige achten, so wisse, daß wir auf diesem Wege alle Gewänder dieser Farbe, die jemals durch Geschenk oder Kauf zu Euch gelangt sind, wieder bekommen werden. Hierauf gaben sie mir einen in Gold geschriebenen und besiegelten,

*) *Mulieres obolariae et mandrogeruntae.* Das letztere erklärt du Fresne durch *vetuli monachi*; Bossius hingegen *senes viles, obeuntis ministerium in stabuli rebus.*

aber mein Herz sagte es mir, Eurer nicht würdigen Brief; dann einen andern mit Silber gesiegelten Brief an den Papst. Euer Papst, sagten sie, verdient nicht, Kaiserliche Briefe zu erhalten; daher schickt ihm bloß der Bruder des Kaisers, der Europalat Leo, ein Schreiben wie es ihm gehört, nicht durch seine armseeligen Boten, sondern durch Euch; er soll übrigens wissen, daß sein Untergang vor der Thür ist, wenn er nicht klug wird. So wurde ich mit Küffen entlassen, die mir gar anmüthig und lieblich dünkten; doch versagten sie mir noch zuletzt Pferde, um mein Gepäck aufs Schiff zu bringen, daher ich meinem Führer funfzig Goldstücke bezahlen mußte.“ *)

Unterdeß hatte Kaiser Otto aus dem Ausbleiben aller Nachrichten von seinem Gesandten den Schluß gezogen, daß derselbe in Constantinopel kein Gehör gefunden; daher rückte er im Oktober über den Aternus in Apulien ein. Das

Land ward nach einigem Widerstand bezwungen. Während dieses Feldzugs ereignete sich am 22sten December (968) eine gänzliche Sonnenfinsterniß, bei welcher es, da der Tag noch hoch war, allmählig dergestalt Nacht ward, daß das Vieh von der Weide heimkehrte, und alle Vögel in ihre Nester flogen. Die Menschen aber erschrocken, und meinten, das Weltgericht breche herein; da sahe man Krieger, die noch kurz vorher in Schlachten und Belagerungen dem Tode getroßt hatten, in den schimpflichsten Schlupfwinkeln, hinter Weinfässern und Kisten sich verbergen. Nach Apulien ward auch Kalabrien unterworfen. Als nun der Kaiser im Frühjahr (969) zurück nach Rom und von da nach Oberitalien ging, übertrug er Pandolfen, Herzogen von Capua, der ihm treulich geholfen hatte, den Oberbefehl gegen die Griechen. Diese aber nahmen ihn, da er Bovinum belagerte, gefangen, und schickten ihn nach Constantinopel.

*) Um sich für all erlittene Unbill am Nicephorus zu rächen, machte sich Luitprand in lateinischen Versen Luft, die er an die Wand seiner verhaßten Wohnung und auf einen hölzernen Tisch schrieb, und die in wörtlicher Uebersetzung also lauten:

Griechische Treue ist falsch, drum bleibe fern, o Lateiner!
 Hüte dich, ihren Worten und ihren Eiden zu glauben!
 Denn der Grieche schwört bei allem was heilig, um Vorthheil!
 Dieses durstige Haus, nur dem Gefangenen gangbar,
 Offen der Kälte so wie dem heißen Strahle der Sonne,
 Hat mich, den Bischof Cremonas, den Italiener Luitprand,
 Der aus Liebe zum Frieden nach Constantinopel gereist war,
 Durch vier Monden des Sommers in seinen Mauern gehalten.
 Denn vor Bari war der Kaiser Otto gezogen,
 Um mit Feuer und Schwerdt sich dieses Orts zu bemätern.
 Auf mein Bitten wandte der Sieger nach Rom sich zurück;
 Denn es hatte ihm lügend der Grieche die Tochter versprochen.
 Wäre nie sie geboren, sie trauerte nicht meiner Ankunft,
 Und ich könnte, Nicephorus, nicht deine Bosheit ermessen!
 Aber es naht ein Tag, wo die schrecklichen Furien aufwärts
 Treiben werden den Mars, und der hohe Friede vom Erdball
 Weichen wird! Dein ist die Schuld, dein das Verbrechen, die Strafe!

Darauf belagerten sie Capua. Auf diese Nachrichten sandte der Kaiser deutsches und italienisches Kriegsvolk, vor dessen Ankunft die Griechen Capua verließen; sie wurden aber bei Asculum eingeholt und geschlagen. Bischof Luitprand äußert in einer Stelle seines Gesandtschaftsberichts, daß vor dreihundert fränkischen Kriegern die ganze griechische Heeresmacht davon laufen würde, und der Erfolg dieses Treffens scheint ihm nicht ganz Unrecht zu geben; nur Einer des fränkischen Heeres wurde verwundet, der Griechen aber funfzehn hundert getödtet. Im folgenden Jahre 970 zog der Kaiser selbst an der Spitze eines Heers nach Unteritalien. Auf dem Wege nach Neapel kam ihm die Gemahlin des gefangenen Herzogs Pandolfo mit ihrem Sohne entgegen, und suchte ihn an, sich für die Freiheit ihres Gatten zu verwenden. Otto versprach es; unerwartet aber erschien bald darauf Pandolfo selbst in Italien als Friedensvermittler zwischen ihm und den Griechen.

Kaiser Nicephorus war nicht mehr. Dasselbe ehebrecherische Weib, der er den Thron verdankte, bestellte ihren Buhlen Johann Zimisceus zu seinem Mörder, und der Kaiser des Orients ward in der Nacht vom 10ten zum 11ten December 969, auf seiner Bärenhaut schlafend, von dreißig Dolchstichen getödtet. Der neue Herr, der die blutig erworbene Krone nahm und die verbrecherische Gberin verstiess, fand es seiner Staatskunst angemessen, mit dem Abendlande in Frieden zu seyn. Daher ließ er alsbald dem gefangenen Herzoge von Capua die Ketten abnehmen, und sandte ihn nach Italien heim, um zwischen ihm und Otto Frieden zu stiften. Dieser kam auf die Hauptbedingung zu

Stande, daß die Prinzessin Theophania Othos II. Gemahlin würde; daß Kalabrien und Apulien ihr als Brautschatz gegeben worden, wird von spätern Schriftstellern ohne Wahrscheinlichkeit versichert, von ältern übergangen. Otto sandte zu ihrer Abholung den Erzbischof Gero von Eöln mit andern Bischöfen und weltlichen Großen nach Constantinopel; nebst der Kaisertochter brachten sie als das glänzendste der Geschenke den Leichnam des h. Pantaleon heim. Theophania betrat im Frühling des Jahrs 972 Italien, ward vom Bischof Theoderich von Metz nach Rom geleitet, und daselbst mit dem jungen Kaiser vermählt; Papsi Johann XIII. sprach über diese Verbindung den Segen. Also schienen Deutsche, Italiener und Griechen durch Staats- und Naturbände vereinigt. Damals ist der unglückliche Adalbert, Berengars Sohn, hoffnungslos entflohen, und von ihm nichts weiter gehört worden. In wiefern er an seines Vaters Uebelthaten mitschuldig oder unschuldig gewesen, können wir, bei Mangelhaftigkeit der Nachrichten, nicht entscheiden; aber unterlegen ist er erst nach mannhafter Vertheidigung, und, wenn an unglücklichen Früchten eine ungerechte Saat erkannt werden könnte, das Haus des Siegers ist durch die ihm geraubte Krone nicht beglückt worden.

Es merkte aber Kaiser Otto auf der Höhe seines Ruhms, daß seine Kraft sich zum Abend neige; die meisten der Helden, die am Morgen und Mittag neben ihm und wider ihn gestanden hatten, Eberhard und Gisbert, Konrad und Ludolf, waren nicht mehr; kurz vor dem letzten Reichstage zu Worms hatte der Tod den Erzbischof Bruno von Eöln, seinen Bruder, und den

Markgrafen Gero hinweggerafft (965), der, durch den Verlust eines geliebten Sohnes gebeugt, die letzten Jahre meist auf Wallfahrten, endlich in dem von ihm gestifteten Kloster Gerrenrode zugebracht hatte; und im zweiten Jahr seines Aufenthalts in Italien war ihm Botschaft gebracht worden, daß seine Mutter Mathilde, zu Quedlinburg, und kurz vor ihr auch sein Sohn, Erzbischof Wilhelm, der zu ihrem Sterbelager gekommen war, verstorben sey. (968.) Da gedachte er der Nähe des eigenen Todes, und wie es jetzt Zeit sey, ein Gelübde, das er in den Tagen großer Gefahr gethan, zu erfüllen. Es bestand dasselbe in nichts geringerm, als in der Aufrichtung eines erzbischöflichen Stuhls in seiner Lieblingsstadt Magdeburg. Der Ausführung dieses Plans hatte bisher sein Sohn Wilhelm als Erzbischof von Mainz, und der Bischof Bernhard von Halberstadt, in dessen Sprengel Magdeburg gehörte, aus Amtseifersucht entgegen gestrebt. Da nun beide todt waren, ließ der Kaiser den Abt Adalbert von Weissenburg, den er zum Erzbischof ausersehen hatte, nach Italien kommen, ihm durch den Papst Johann XIII. das Pallium erteilen, und von der Synode zu Ravenna (968) die Stiftung des neuen Erzbisthums bestätigen. Diesem Stuhl unterwarf er die drei meißnischen Bisthümer, Meissen, Merseburg und Zeitz, und die drei slavischen zu Havelberg, Brandenburg und Posen, die er zur Verbreitung und Erhaltung des Christenthums in diesen Gegenden gestiftet hatte; der Erzbischof von Magdeburg sollte gleich den drei rheinischen Erzbischöfen, Primas im diesseitigen Deutschland seyn. Den Benediktinermönchen zu St. Mauriz aber,

welche dem Domstift weichen mußten, ward ein Platz nahe an der Stadt zur Erbauung eines Klosters angewiesen, welches, zuletzt als Schule, unter dem Namen Kloster Bergen bis auf unsere Zeiten bestanden hat. Lange Zeit gingen die Mönche dieses Klosters jährlich, am Tage ihrer Auswanderung, paarweise mit bloßen Füßen aus ihrer neuen Wohnstätte in die nunmehrige Domkirche, und erneuerten durch eine feierliche Messe das Andenken ihres Unglücks, von dem Grabe ihrer Wohlthäterin Edith getrennt worden zu seyn.

Also sahe der alte Kaiser einen der eifrigsten Wünsche seines Herzens erfüllt, und kehrte im Sommer des Jahrs 972 über das helvetische Burgundien nach Deutschland zurück. Als er nun Ostern (973) zu Quedlinburg ein großes Hoflager hielt, starb der tapfere Herzog Hermann Billung von Sachsen. Von diesem Verluste des letzten Jugendfreundes gebeugt, wollte Otto nach Merseburg ziehen; aber auf dem Wege dahin, zu Memleben, einer thüringischen Pfalz und Benediktinerabtei, in der auch sein Vater, der große Heinrich, gestorben war, erlitt ihn der Tod; er entschlief am 7ten Mai in der Kirche, als er dem Abendgottesdienst beiwohnte, sanft in den Armen seiner Getreuen, die seine Leiche nach Magdeburg führten, und daselbst in der Mauritiuskirche neben seiner ersten Gemahlin Edith begruben. Der Inschrift, die sie auf sein marmornes Grabmahl setzten, hat die Nachwelt nicht widersprochen.

Tres luctus causae sunt hoc sub marmore clausae,
Rex, decus ecclesiae, summus honor patriae.
Drei Ursachen der Trauer sind unter dem Steine be-
graben.
König war er, und Stolz der Kirche, und Stolz unsers
Volkes,

Fünfzehntes Kapitel.

Kaiser Otto II. *)

Der junge Kaiser war schon bei Lebzeiten seines Vaters erwählt und gekrönt; dennoch lesen wir, daß ihm nicht bloß von seinen Getreuen Beistand gegen seine Widersacher gelobt, sondern auch seine Wahl wiederholt ward. **) Diese Vorsicht war nützlich; denn bald erhoben sich gegen den achtzehnjährigen, unbesonnenen und hochmüthigen Jüngling, den seine griechische den Sitten und Weisen der Deutschen abholde Gemahlin mit Rathschlägen byzantinischer Regierungskunst nährte, gefährliche Feinde. Zwar seine Mutter Adelheid, die anfangs das Reich verwaltet hatte, zog nur beleidigt nach Burgund zu ihrem Bruder König Konrad; sein Nefse aber, Herzog Heinrich II. von Baiern, der mit den Ländern auch den Ehrgeiz des zänkischen Heinrichs geerbt hatte, gedachte, es sei an der Zeit, die Krone zu fassen, die seinem Vater fehlgegangen war. Darum verband er sich mit Harald dem Dänen, mit Boleslav dem Böhmen, und mit Mijislav dem Polen, die alle widerwillig den vom großen Otto ihnen aufgelegten Gehorsam leisteten, zum Empdrungs-Kriege wider Otto II. Es unterstützte aber den aufrührerischen Herzog der, der sein Wächter

seyn sollte, Berthold, der kaiserliche Pfalzgraf in Baiern, und sein Vetter Heinrich der Kärnthner, beide aus dem unglücklichen Geschlechte Luitpold's, ferner der ihnen verwandte Bischof von Augsburg, und vor allen der staatskluge und gewandte Bischof Abraham von Freisingen, den das Volkgerücht sündlichen Umgangs mit der Mutter des Herzogs, der noch im Alter schönen Judith beschuldigte. ***) Aber die heimlich entworfenen Plane wurden verrathen, ohne daß es der Herzog erfuhr. Daher, als ihn der Kaiser auf eine Reicherversammlung berief, fand er sich ein; er ward aber verhaftet, überführt, und nach Ingelheim in Verwahrung gebracht. Umsonst brach ihm zur Hülfe der Dänenkönig Harald zwei Jahre nacheinander (975 und 76) verheerend in Sachsenland ein; der Kaiser, von Herzog Bernhard, Herrmann Billungs Sohn und Nachfolger begleitet, trieb ihn über das Danewid heim, und suchte sein Wiederkommen durch eine neu angelegte Burg zu zügeln. Inzwischen gelang es dem Herzoge Heinrich, aus seinem Gefängniß zu Ingelheim nach Böhmen zu seinem Freunde Boleslaus zu entinnen. Da sprach ihn der Kaiser des Herz-

*) 975 — 983.

**) Wittech. in fine.

***) Sie reinigte sich von dieser Beschuldigung auf dem Todtbette, indem sie bei Empfang des Abendmahls mit lauter Stimme schwor: Wenn ich die mit schuldgegebene Sünde begangen habe, so lasse mir der allmächtige Gott den Reib und das Blut seines Sohnes zur ewigen Verdammniß gereichen. Dittmar II. p. 340. Die Baierschen Schriftsteller lassen von dem Bischof am Altar, zum Volke gewendet, den Fluch über sie aussprechen, wenn die anklage wahr sey.

zogthums Baiern verlustig, und verlich dasselbe (976) dem Sohne Ludolfs, Otto von Schwaben, der nach dem Tode Herzog Burchards das Land seines Vaters wieder erhalten hatte; zugleich gebot er ihm, nach Böhmen zu ziehen, und die Hochverräther zu fordern, oder ihren Beschützer zu strafen. Herzog Otto aber, obwohl verständig und tapfer, war ohne Glück. Als eines Tages sein Kriegsvolk ohnweit Pilsen im Wasser der Misa und Nabbuse sich badete, ward er von den Böhmen überfallen und mit Verlust aus ihrem Lande getrieben. Der Kaiser selbst flüchtete nach Cham, die Empörer aber drangen hervor, und eroberten Passau, dessen Bischof, der fromme Pellegrin, es treu mit dem Kaiser gehalten hatte. So zog sich der Krieg bis ins dritte Jahr, in welchem K. Otto mit großer Heeresmacht kam, Passau bezwang, und den Herzog mit seinen Anhängern zur Unterwerfung nöthigte; sie wurden nach dem Ausspruch der zu Magdeburg versammelten Fürsten gen Utrecht in Haft geführt, doch nach einiger Zeit alle, bis auf den treulosen Oheim Heinrich, welcher gefangen blieb, begnadigt. Kärnthen gab der Kaiser seinem Vetter Otto, dem Sohn des tapfern Konrad von Franken, der in der Schlacht gegen die Hunnen gefallen war.

Diese Verwirrniss in Deutschland hielt König Lothar von Frankreich für günstig, das trotz aller feierlichen Abtretungen noch immer unvergeßne Lothringen wieder an seine Krone zu bringen. Dieses Land, welches zur Zeit Ottos des Großen Erzbischof Bruno von Eöln als Erzherzog über zwei Unterherzoge verwaltet hatte, ward nun fortdauernd in Oberlothrin-

gen oder das Herzogthum an der Mosel, und in Niederlothringen oder das Herzogthum an der Maas, das auch Brabant genannt ward, unterschieden. Es wurden aber, da nach Brunos Tode kein neuer Herzog gesetzt ward, die Erzbischöfe und Bischöfe am Rhein, an der Mosel und Maas, desgleichen die Grafen in den einzelnen Landschaften unabhängiger als in andern Theilen des Reichs, die unter Herzogen standen, und das Land zerfiel daher in die mancherlei Herrschaften, in denen die nachmalige Geschichte es findet. Einen dieser Grafen, Ragenar von Mons, hatte Erzbischof Bruno wegen gestifteter Unruhen seiner Güter beraubt und aus dem Lande gewiesen. Nun, da Bruno und Otto todt waren, kehrten seine Söhne, Ragenar und Lambert, die sich in Frankreich mit Fürstentöchtern vermählt hatten, zurück, und begehrten das väterliche Erbe; desgleichen meldete sich auch Karl, der Bruder des Königs von Frankreich, mit Ansprüchen auf Güter in Lothringen, weil seine Mutter, Gerberge, die Tochter König Heinrichs des Vogelstellers, in erster Ehe mit dem Herzog Gisibert von Lothringen vermählt gewesen war. Kaiser Otto II., der in diesen Gegenden Ruhe erhalten wollte, gewährte, und gab den beiden Grafen von Mons das Erbgut ihres Vaters, dem französischen Prinzen Karl aber ließ er das Herzogthum in Niederlothringen anbieten, wenn er es vom deutschen Reich zur Lehn nehmen wollte. Karl, der im schmachlichen Verfall seines Hauses in Frankreich wenig Einkünfte hatte, und überdies noch mit der Königin Emma, der Tochter der Kaiserin Adelsheid aus ihrer ersten Ehe mit K. Lothar von Italien, in Zwistigkeit lebte,

nahm dies Anerbieten bereitwillig an, und der Enkel Karls des Großen ward demnach Vasall eines Fürsten aus sächsischem Stamme. König Lothar von Frankreich aber wähnte, Kaiser Otto habe diese Verwilligungen aus Schwäche gethan, und fiel, um die Gelegenheit zu nutzen, (978) plötzlich in Oberlothringen ein. Er ward zu Metz von vielen der Großen empfangen, und zog weiter gen Aachen, der Hauptstadt Niederlothringens, um den Kaiser, der daselbst mit seiner Gemahlin Hof hielt, zu überfallen. Dieser aber, noch rechtzeitig gewarnt, entran nach Eöln. Darauf ließ K. Lothar, zum Zeichen seiner Herrschaft über Lothringen, Stadt und Gebiet von Aachen ausplündern, und den Adler auf dem Pallaste Karls des Großen, der nach Deutschland blickte, gen Frankreich zu umwenden. Nach drei Tagen aber, als er von des Kaisers Rüstungen gehört hatte, kehrte er eilfertig heim. Wirklich war mit Anfang des Weinmonats Kaiser Otto zur Rache gerüstet. Auf dem Wege, den einst Chlodowich in das Herz Galliens gefunden hatte, über Rheims, Soissons und Laon, drangen die Deutschen bis Paris, und vergaltten den erschrocknen Landesbewohnern die Frevel ihres Königs; eine Vorstadt von Paris ward erstürmt und verbrannt, und die Stadt selbst, von der Seine umflossen, nur durch ihre einem raschen Angriff zu feste Lage geschützt: denn der herannahende Winter und die große Beute mahnte den Kaiser zur Rückkehr. Französische Chronisten erzählen rühmend, wie die Deutschen auf diesem Rückzuge

verfolgt worden, und beim Uebergange über die Aisne vielen Verlust erlitten; dagegen Dietmar von Merseburg, der Kaiser sey im Triumphe heimgekehrt, weil er den Feinden ihre frühern Missethaten vergolten und ihnen solch Schrecken eingeblöst habe, daß sie künftig nie wieder dergleichen zu unternehmen gewagt; *) doch habe er viele der Seinen durch Krankheit verloren. Für den letztern zeugt der Erfolg; denn zwei Jahre nachher sind beide Könige am Flusse Eher zusammen gekommen, König Lothar mit großen Geschenken, und haben sich dahin verglichen, daß Lothringen bei Deutschland verblieben. Doch hat Wilhelm von Mangis sein Volk durch die Angabe getrübet, daß der Kaiser der Deutschen das streitige Land von dem Könige von Frankreich zu Lehn genommen. Dieses aber weiß kein Zeitgenosse, und der Erzähler selbst nimmt seinen Worten durch die Bemerkung Glauben, daß K. Lothar diesen Vergleich zum allgemeinen Mißfallen seines Volks geschlossen. Aber Frankreichs Geschichtschreiber wiederholen diese Angabe als Wahrheit.

Indeß besleckte Kaiser Otto den Ruhm seiner Kriegszüge durch eine Frevelthat, zu der er sich durch den Rath des Erzbischofs Adalbert von Magdeburg und des nordsächsischen Markgrafen Thiederich verleiten ließ. Gero, ein tapferer Graf, war von einem gewissen Waldo aus unbekannter Ursache angeklagt, und dem zu Folge auf Befehl des Kaisers zu Sömmering verhaftet worden. Auf einem Reichstage zu Magdeburg ward die Entscheidung dieser Streit-

*) Reversus inde Imperator triumphali gloria, tantum hostibus incussit terrorem, ut nunquam post alia incipere audent, recompensatumque est his, quod prius dedecoris nostris intulere.

sache auf einen Zweikampf gestellt, und derselbe, auf einer Insel der Elbe, in Gegenwart aller Fürsten gehalten. Obgleich Waldo gleich anfangs schwer im Nacken verwundet ward, drang er doch so heftig auf seinen Gegner ein, und streckte ihn mit einem gewaltigen Hiebe dergestalt zu Boden, daß derselbe auf die Frage, ob er den Kampf fortsetzen könne? — mit Nein antwortete, und ihn zum Sieger erklären mußte. Wenige Minuten nachher fiel Waldo, als er die Waffen abgelegt hatte, und sich mit Wasser erquickern wollte, todt zu Boden. Gero aber, der Besiegte, wurde nach dem Ausspruch der Richter und auf Befehl des Kaisers enthauptet. Dieser Kampf, sagt Dietmar, gefiel Niemanden als dem Erzbischof Adalbert und dem Markgrafen Thiederich; der Kaiser selbst wurde vom Herzog Otto von Baiern, der an demselben Tage ankam, und von dem Grafen Berthold gescholten, daß er einen so wackern Mann wegen so geringer Ursache zum Tode gebracht habe.

Dieser seltsame Akt der Gerechtigkeit war eine der letzten Regierungshandlungen, die Otto II. in Deutschland verrichtete. Ehrgeiz oder Eifer für die Pflichten, die er als römischer Kaiser erfüllen zu müssen glaubte, trieben ihn nach Italien, wo die Nachricht von seines Vaters Tode alle Bande des erzwungenen Gehorsams gelöst hatte. In allen Städten erhoben sich feste Thürme als Wohnsitze des Parteigeistes. Zu Rom waren schauerhafte Verbrechen begangen worden. Eine Faktion des herrschsüchtigen römischen Adels, an deren Spitze Crescencius oder Cencius stand, hatte den Paps Benedikt VI. als Werkzeug und Anhänger der kaiserlichen Macht ins Gefängniß geworfen, und

darin mit einem Stricke erwürgt, auf den heiligen Stuhl aber einen Kardinal Bonifazius gesetzt. Zwar entfloß dieser aus Furcht vor der kaiserlichen Parthei nach kurzer Zeit mit dem Schatz und dem Kirchengeräthe des Vatikan gen Constantinopel, und Benedikt VII. ward von der Gegenparthei erwählt und vom Kaiser beflätigt; aber dieser Paps, der viele der Unruhflüster hart züchtigen mußte, fühlte seine Lage so schwierig, daß er den Kaiser dringend bat, selbst nach Italien zu kommen. Diesen Lockte zugleich die Aussicht, die griechischen Provinzen Apulien und Kalabrien, die er als Heirathsgut seiner Gemahlin ansah, nach dem kurz vorher erfolgten Tode des tapfern Kaisers Johanns Zimisces, mit leichter Mühe erwerben zu können. Also zogen Otto II. und seine Gemahlin Theophania, die ihm kurz vorher einen Sohn geboren hatte, im Jahre 980 mit großer Heeresmacht über die Alpen. Zu Pavia traf er seine Mutter Adelhaid, um deren Verzweihung er sich durch eine ihr nach Burgund zugesandte Gesandtschaft beworben hatte; versöhnt begleitete sie ihn nach Rom. Hier, wo die Partheien vor dem Anblick seines waffenmächtigen Heers verstummt, traten die Herzoge von Benevent und Capua vor ihn, und klagten über die Bedrückungen, die sie von den Griechen, und auf deren Anreiz von den über Sicilien herrschenden Arabern, erleiden mußten. Gern hörte der Kaiser diese Klagen seiner Vasallen, denn sie gewährten ihm Vorwand; daher zog er, durch bairisches und schwäbisches Kriegsvolk, unter Anführung seines Oheims Otto, verstärkt, nach Apulien, und brachte die Städte Neapel und Salerno, im Frühling des Jahrs 982 auch das

vor Zeiten so berühmte Tarent in seine Gewalt. Die griechischen Kaiser, in einen Krieg mit den Bulgaren verwickelt, riefen, da ihre Friedensboten nichts ausrichteten, die Araber zu Hülfe. Diese, um ihr eigenes Besitztum in Italien bange, kamen mit großer Macht. Darauf tritten bei Bassantello in Kalabrien, am 13ten Juli 982, die mit den Italienern vereinigten Deutschen gegen die Araber und Griechen eine harte Schlacht. Anfangs siegten die gewichtigen Schwerdter der Deutschen; die Araber verschwanden hinter den Bergen, die das Schlachtfeld umgaben. Als aber der Kaiser am folgenden Tage am Meerstrande einige ihrer Haufen erblickte, und in Siegeszuversicht zu deren Ueberwältigung nur mit einem Theil seines Heers ausrückte, ward er plötzlich von unermesslichen Scharen angefallen, und nach und nach das ganze Heer in die Schlacht verwickelt. Lang und blutig war der Kampf, und unglücklich für die Deutschen; Ottos Arm ermattete unter dem rastlos geschwungenen Schwerdte, die Blüthe seines Heers, darunter Heinrich, Bischof von Augsburg, Wernher, Abt zu Fulda, Pandulf, Fürst von Benevent, mit vielen andern tapfern Bischöfen und Grafen lagen erschlagen, andere entrannen schwer verwundet, unter ihnen Herzog Otto von Baiern, eine große Zahl wurde gefangen. Der Kaiser selbst irrte vertassen am Meeresufer, ob sich ein Schiff zu seiner Rettung fände. Bald erblickte er ein griechisches Fahrzeug, und, um nicht in die Hände der Saracenen zu fallen, trieb er sein Roß eine Strecke in die Wellen. Jedoch der Schiffer verweigerte die Aufnahme, weil er den Kaiser, der seinen Schmutz klüglich abgelegt hatte, für einen ge-

meinen Flüchtling hielt. Ein zweiter Schiffer aber war mitleidiger oder klüger, und nahm den fliehenden Jüngling an Bord. Hier verrieth ein Slavonier seinen Stand, und er selbst sahe, als der Schiffer heftig in ihn drang, keinen klügeren Rath, als sich zu erkennen zu geben, und in verstellter Furchtlosigkeit dringend um Ueberschiffung nach Constantinopel zu seinem Bruder, dem dasigen Kaiser, zu bitten; nur von diesem hoffe er Hülfe. Also ward der Schiffer überredet, daß er einen Freund seines Herrn führe, gegen den es keiner Vorsicht bedürfe. Da sie nun in die Nähe von Rossano kamen, wo, wie Otto wußte, seine Gemahlin die Kaiserin war, verlangte er, einen Boten ans Land schicken zu dürfen, damit er Geld und Kostbarkeiten zur Auslösung und zu Geschenken erhalte. Gern verstattete dies der Schiffer, und bald sahe man eine große Menge ansehnlich beladener Lastthiere dem Ufer sich nähern, darauf mehrere kleine Fahrzeuge auf das griechische Schiff zurudern. Da erkannte der Kaiser den Bischof Theoderich von Metz mit mehreren als Schiffer gekleideten Getreuen, erwog seine Gefahr, wenn er nach Constantinopel in die Hände der rachsüchtigen, erbitterten Griechen gebracht würde, und sprang, seiner Schwimmkunde vertrauend, in die Fluthen, aus denen er alsbald von den Seinigen in eins der Fahrzeuge aufgenommen ward. Also erzählt Dietmar das Abenteuer, über dessen glücklichen Ausgang von andern noch andere Sagen aufgezeichnet sind.

Aber der Verlust der Schlacht hatte über ganz Italien Bestürzung verbreitet; nur die Kaiserin Theophania äußerte Freude, daß die abendländischen Barbaren von ihren Landeäu-

ten besiegt worden waren. Die deutschen Großen aber, als die Ottos Unfall erfuhren, brachen in großer Anzahl nach Italien auf. Der Kaiser rief eine allgemeine Versammlung der deutschen und italienischen Reichsstände nach Verona, wo sich auch Konrad, König von Burgund, des Kaisers mütterlicher Oheim, einfand. Auf diesem Reichstage, (im Juni 983,) wurde unter andern neuen Gesetzen, die den alten Longobardischen begefügt wurden, auch der Zweikampf in Rechtsstreitigkeiten verordnet; da der in der Schlacht bei Bassantello verwundete Herzog Otto von Schwaben und Baiern zu Lucca verstorben war, und die Herren in Baiern den kärnthischen Heinrich zum Herzog erwählt hatten, ward diese Wahl bestätigt; es wurde ferner der dreijährige Sohn des Kaisers, Otto III., zum Thronfolger ernannt, vor allen aber ein großer Kriegszug nicht bloß gegen Unteritalien, sondern auch gegen Sicilien, zur Befreiung dieser schönen Insel vom Joche der Saracenen, berathschlagt und beschlossen. Man faßte den riesenmäßigen Entwurf, nach dem Beispiel der Perser, eine Brücke über die Meerenge zu schlagen.

Während aber die Aufmerksamkeit der Deutschen nach Süden gerichtet war, brachen im Nordosten die Wendenvölker, längst schon durch die Tyrannei des nordsächsischen Markgrafen Thiederich schwer gereizt, das Joch des Reichs und der Kirche (983). Zum Ausbruch kam das im Stillen glimmende Feuer durch ein zur Unzeit gesprochenes Wort des Familienstolzes. Mistwoy, Fürst der Dbotriten, ein treuer Anhänger des Kaisers, bewarb sich im Vertrauen auf seine dem Reich geleisteten Dienste um ein

deutsches Fräulein, die dem Herzog Bernharb von Sachsen anverwandt war. Markgraf Thiederich aber sprach: „Wie kann sich ein wendischer Hund einfallen lassen, um eine deutsche Fürstentochter zu buhlen?“ Auf dieses Wort trat Mistwoy an die Spitze der unzufriedenen Völker, und ein Aufstand brach aus, der sich bald durch das ganze nördliche Wendenland zog, und an den auch die Böhmen sich anschlossen. Während Mistwoy selbst Hamburg verbrannte und Holstein verheerte, verwüsteten die Böhmen das Stift Zeitz nebst dem Sorbenlande; die Hesselveller und Lutizier überfielen die Besatzung zu Havelberg, tödteten sie nebst den christlichen Einwohnern, (denn noch waren Städte und Land voll Heiden,) und bemächtigten sich endlich in einer dunklen Nacht der Stadt Brandenburg, also, daß der Markgraf Thiederich und der Bischof Volkmar nur mit Mühe entrannten. Schrecklich rächte sich hin und wieder die Erbitterung der Slaven für den erlittenen Druck. In Oldenburg wurden sechzig Priester, denen man die Kopfhaut durch kreuzweise Schnitte abgezogen hatte, mit auf den Rücken gebundenen Händen durch die Straßen geschleift, bis sie starben. Wären die Slaven in einen Gesamtbund vereinigt gewesen, so möchte es mit der deutschen Herrschaft über diese östlichen Gegenden damals ein Ende genommen haben: so aber stritten diese zahlreichen Völker nur zu Zeiten, nie auf die Dauer vereinigt. Daher schlugen die Sachsen schon im folgenden Jahre unter Anführung des Markgrafen Thiederich die Wenden am Flusse Langer in einer großen Schlacht, und erlegten ihrer bei 30000 Mann; dennoch konnten sie das erbitterte Volk nicht bezwingen,

und erst unter der folgenden Regierung wurde dasselbe durch die staatskluge und milde Aebtissin von Quedlinburg, Mathilde, Ottos II. Schwester, die für ihren in Italien abwesenden Neffen Otto III. das Reich verwaltete, und durch Einsetzung eines andern Markgrafen in Nordachsen, Lothars von Walbeck, der sich mit dem polnischen Fürsten Mzislaus verbündete, beruhigt, so daß die deutschen Grenzfesten sich wieder aus ihrer Asche erhoben. Mistwoy selbst verfiel in der Folge in Wahnsinn, und starb, von dem Feuer des h. Laurentius, dessen Kirche zu Calve er angezündet hatte, in seiner Einbildung verfolgt. *)

Unterdeß war Kaiser Otto II., die Weissagung des h. Majulus, Abts von Clugny, die ihm ein frühes Grab in Rom verkündigte, nicht achtend, in diese Hauptstadt gezogen, nachdem

er, vielleicht im Vorgefühl seines Todes, seinen Sohn nach Deutschland geschickt hatte, um die Krone zu Aachen zu empfangen. Sei es nun, daß eine schlecht geheilte Wunde, oder die Gewalt eines bösen Fiebers, oder wie andere angeben, Verdruß über den erlittenen Unfall ihm tödtlich wurden, er starb zu Rom im 29sten Jahre seines Alters am 7ten December 983, und ward im Vorhofe der Peterskirche begraben, wo sein porphyrnes Grabmal viele Jahrhunderte zu sehen gewesen, bis es Papp Paul V. bei Gelegenheit des neuen Baues wegzuschaffen befohlen. Durch so frühzeitigen Tod bezahlte Otto II. die von seinem Vater erworbene Kaiserkrone. Die Griechen aber bemächtigten sich des verlorenen Unteritaliens wieder, und ihr Statthalter, jetzt Katapan (Ueber alles) genannt, nahm zu Bari seinen Sitz,

S e c h z e h n t e s K a p i t e l .

Kaiser Otto III. **)

Der dreijährige, auf dem Reichstage zu Verona von den deutschen und italienischen Großen anerkannte König, war eben zu Aachen von den Erzbischöfen Johann von Ravenna und Willigis von Mainz gesalbt und gekrönt worden, als die Nachricht von seines Vaters Tode nach Deutschland kam. Als bald wurden in dem zu Utrecht gefangenen gehaltenen Herzog Heinrich

von Baiern neue Hoffnungen wach. Mit dem Bischof Poppo von Utrecht und dem Markgrafen Ecbert zog er vor Cöln, und verlangte, daß ihm, als dem Großoheim und nächsten Stammvetter, der junge König übergeben würde. Zwar verbarg er unter dem Schein, daß er nur die Vormundschaft verlange, seine Absichten auf die Krone nur übel; aber die Kaiserin Theopha-

*) Annalista Saxo ap. Eckh. I. p. 337. **) 983 — 1002.

nia, welche Ansprüche auf die Reichsverwaltung machte, war als Griechin und Feindin des deutschen Wesens verhaßt, und der Erzbischof Warin furchtsam oder leichtgläubig genug, dem Herzoge zu willfahren. Also gerieth der königliche Knabe in die Hände seines Feindes, der bald genug den erst geheuchelten Vorwand fahren ließ, und auf einer Versammlung zu Quedlinburg am Ofterfeste (984) die Veranstellung traf, daß ihn seine Anhänger, unter denen sich alle Fürsten der mit Deutschland in Verbindung stehenden Slavenvölker befanden, als König begrüßten. Doch war ihre Zahl zu gering, als daß er Krönung und Salbung durchzusehen gewagt hätte; auch besudelte er trotz seiner Herrschgier die Ehre seines Hauses und seines Volks durch keinen Mord, und sein Mündel blieb unangetastet unter seiner Hut. Was möchte ihm zur Zeit der Merwinger, was in Constantinopel wiederfahren seyn?

In diesem Zwiespalt Deutschlands erneuerte Lothar, König von Frankreich, die so oft schon verunglückten, feierlich aufgegebenen und heimlich immer genährten Ansprüche auf Lothringen, das überrheinische Land, von dem die Franzosen mit unglaublicher Hartnäckigkeit nie anerkannt haben, daß die Natur selber es zu Deutschland gewiesen. Unter dem Vorwande, die Rechte des jungen Königs, seines Anverwandten, in Schutz zu nehmen, drang König Lothar in das Land, bemächtigte sich der Stadt Verdun, ließ den Grafen Gottfried, der dieselbe zu vertheidigen gesucht hatte, in Bande werfen, und mißhandelte die Bischöfe, die vom deutschen Könige Bestätigung nachgesucht hatten, als Verräther. Aber die eigne Schwäche

und die bald darauf erfolgte Beilegung der Händel in Deutschland waren Ursache, daß der König dieses Unternehmen nicht durchführen konnte, sondern froh war, ihm den Schein freundseltiger Absichten leihen zu dürfen.

Denn der dem königlichen Hause treu ergebene Erzbischof Willigis von Mainz rettete Otto III. die Krone, indem er, von den Herzogen Konrad von Schwaben und dem kärnthischen Heinrich von Baiern unterstützt, eine Versammlung der Großen nach Wiesenstadt am Rhein berief, und durch die Ueberzahl derer, die sich für ihn erklärten, und durch die Streitkräfte, die er in Bewegung setzte, den thronstüchtigen Oheim bewog, seiner Anmaßung zu entsagen, und den jungen König seiner Mutter und Großmutter auszuliefern. Dies geschah auf einer Versammlung zu Rara, muthmaßlich dem heutigen Rohrheim, im Jahre 984. Der Preis, um welchen Heinrich von Baiern dies that, kostete dem kärnthischen Heinrich, der doch treu für den König gewirkt hatte, das Herzogthum Baiern. Jener ward in den Besitz dieses Landes, das er unter dem vorigen Kaiser rechtskräftig verloren hatte, wieder eingesetzt, und dieser mußte zufrieden seyn, daß ihm die Markgrafschaft Kärnthen als ein eignes Herzogthum gelassen ward. Seitdem hat sich dieses Land, zu welchem nicht nur die Mark Verona, sondern auch Histerreich und die Mark an der Steier gerechnet ward, allmählig von dem Verbande mit Baiern abgelöst. Um diese Zeit ist auch das Land zwischen der Enß und der Raab, das Karl der Große den Avarn abgenommen und mit Deutschen bevölkert hatte, das aber seit den Zeiten Kaiser Arnulfs bis auf

Dtlos Sieg am Lech, der Schauplatz ungarischer Verheerungen gewesen war, als eine Markgrafschaft, die wegen ihrer östlichen Lage den Namen Oesterreich erhielt, einem Grafen Leopold aus dem Geschlecht der Babenberger übergeben worden.

Herzog Heinrich von Baiern, der nach so vielen Abentheuern sein Herzogthum wieder gewonnen, entsagte allen stolzen Entwürfen, lebte friedlich auf seiner großen Burg Abach, und war dem Kaiser im Krieg mit dem bojarischen Heerbann, im Frieden mit Rath, bei festlichen Gelegenheiten als Erztruchses, zu treuen Diensten. *) Noch auf dem Sterbette bereuete er seine einst begangene Untreue. In diesen Tagen ist Bischof Pellegrin von Passau, zugleich weiser Fürst, beherzter Streiter und frommer Gottesmann, berühmt gewesen, der auch die Gefänge der Alten geliebt und ihre Erhaltung befördert hat. Von ihm sind die durch die Ungarn verödeten Landschaften seines Sprengels in Pannonien wie in der Ostmark wieder angebaut, von ihm ist zu den Ungarn selbst das Christenthum getragen worden. Geisa, Arpads Krenkel, der König dieses Landes, ward durch das Zureden seines Weibes, der schönen Rossbändigerin Sarolta, die schon früh zu Constantinopel die Taufe empfangen hatte, für die Herbeiziehung deutscher Bekehrer gewonnen, durch deren Lehre die heidnische Barbarei des

Hunnenvolks endlich für immer gebrochen worden ist. Sein Sohn Waic, nach seiner Taufe Stephan genannt, empfing in der Folge von Kaiser Otto den Königsnamen, und eine Prinzessin des Kaiserhauses, des Herzogs Heinrich von Baiern Tochter Gisela, zur Gemahlin.

Unterdeß verwaltete des Kaisers Mutter, die Griechin Theophania, im Namen ihres Sohns, obwohl hin und wieder in Urkunden ihr eigener Name vorkommt und nach den Jahren ihrer Regierung gezählt wird, das Reich, meist nach den Rathschlägen des treu erfundenen Erzbischofs Willigis, dem sie den Sieg über Heinrich von Baiern verdankte. Auch die alte Kaiserin Adelheid und deren Tochter Mathilde, Abtissin von Quedlinburg, waren nicht ohne Einfluß. Unter diesen frommen Vormündern wurde die Kirche reicher an Gütern und Rechten, als Otto der Große wohl gebilligt haben möchte. Die Bisthümer zu Salzburg, Freisingen, Passau, Augsburg, Regensburg und Säben, erhielten ganze Graf- und Herrschaften, daneben noch viele Königrechte, als Münzstätten, Salz- und Bergwerke, Marktgerechtigkeiten und einträglichen Gewinn von Mauthen und Zöllen, also, daß die Königsmacht innerhalb der Herzogthümer gar sehr geschwächt ward. **) Der junge Kaiser selbst, dessen Eigenthum also verschenkt ward, war zur Erziehung einem Grafen Hoiko, nachmals einem sehr gelehrten Geistlichen Namens

*) Auf einer Versammlung zu Quedlinburg (Ditmar IV. p. 349.) war Heinrich von Baiern ad mensam, Konrad von Schwaben ad cameram, Heinrich von Kärnten ad cellarium, Bernhard von Sachsen equis praefuit. Auch Boteslaus von Böhmen und Miseko von Polen kamen mit Geschenken, letzterer mit einem Kameel. Er erklärte sich feierlich für einen Lehnsman des Kaisers. In illis diebus Miseco semet ipsum regi dedit.

**) Die Belege in Schöffer's Baierischen Geschichten I. p. 257.

Bernward übergeben, der in der Folge Bischof von Hildesheim geworden ist. Otto besaß Fähigkeiten für die Wissenschaften, und mit einer bei einem Fürsten leicht erklärlichen Freigebigkeit ward er ein Weltwunder (*Mirabilia mundi*) benannt; aber unter dem Einflusse seiner griechischen Mutter wurde sein Gemüth der Sitte und Sprache seines Vaterlands und Volkes entfremdet. Diese undeutsche Gesinnung hat er schon in früher Jugend in den Briefen zu Tage gelegt, die er an den Franzosen Gerbert, den größten Gelehrten jenes Zeitalters, den er an seinen Hof rief und nachmals auf den päpstlichen Stuhl beförderte, geschrieben; er bezeugt darin sein Verlangen nach mathematischem Unterricht, und hofft, (wie sieben Jahrhunderte nachher viele deutsche Fürsten,) daß Gerbert alle ihm anklebende Spuren sächsischer Rohheit auszulösen, und die Funken des griechischen Geistes, die er von der Mutter geerbt habe, zur hellen Flamme anblasen werde, worauf Gerbert, ganz im neuern Hoffstyle, antwortet, daß es ein schöner Gedanke sey, wenn ein Fürst, von Abkunft ein Grieche und von Herrschaft ein Römer, die Schätze der griechischen und römischen Weisheit sich öffnen zu lassen wünsche. *) Auch zu krie-

gerischen Uebungen hatte der junge Kaiser in den nie fehlenden wendischen Empörungen Gelegenheit; schon als sechsjähriger Knabe (986) nahm er an einem solchen Feldzuge Theil, und einige Jahre nachher (991) war er bei einem Heerzuge gegenwärtig, den die Sachsen, durch polnische Hülfsvölker unterstützt, zur Wiedereroberung der Stadt Brandenburg unternommen hatten. Im Ganzen aber ward Otto III. durch Schmeichler und durch seine Mutter, die aus Liebe oder Staatskunst ihm allen Willen ließ, verdorben, und würde, ohne die unerschrockne Redlichkeit seines Erziehers Bernward, vielleicht ein ganz unwürdiger Fürst geworden seyn. Thankmars bestimmtes Zeugniß hierüber **) wird durch Dietmars ablehnende Aeußerung unterstützt, daß er es nicht für nöthig achte, die Thaten seiner Jugend aufzuzählen, weil das, was er nachmals mit klügern Rathgebern gethan habe, ohnehin lang genug zu erzählen sey. Als der Kaiser Mann geworden war, that er, mit dem Apostel zu reden, das Kindische ab.

In dieser Zeit der Minderjährigkeit Ottos III. begab es sich, daß in Frankreich das Haus Karls des Großen mit dem Könige Ludwig V., beigenannt der Faule, (987) erlösch. Dieses

*) Wir erinnern bei diesem Briefwechsel Ottos mit Gerbert an die *Kronprinzliche Correspondance de Frédéric avec Voltaire*, die in der demüthigen Huldigung von Seiten des königlichen Schülers und der schmeichelnden Gegentrede des litterarischen Großmeisters ganz dem erstern entspricht. Doch athmet Ottos Styl nichts weniger als attische Einfalt: *Volumus vos* (schreibt er im CLIII Briefe) *Saxonicam rusticitatem abhorrere, et Graeciscam nostram subtilitatem ad id studii magis vos provocare; quoniam si est qui suscitaret illam, apud nos inveniretur Graecorum industriae aliqua scintilla, cujus rei gratia huic nostro igniculo vestrae scientiae flamma abundanter apposito humili prece deprecemur.* Darauf Gerberts Antwort: *Nescio quid divinum exprimitur, cum homo genere Graecus, imperio Romanus, quasi haereditario jure thesauros sibi Graecae et Romanae repetit sapientiae.*

**) *Tanckmar in Vit. S. Bernwardi c. II. p. 443.* *Ille solus tanta arte instituit, ut a non faciendis metu illum prohiberet, et tamen plenissimo affectu ejus animum sibi colligaret.*

Königreich, heut zu Tage durch seine Einheit der innerlich kräftigste europäische Staat, war damals, wie das heutige Deutschland, in eine Menge von Kleinstaaten unter den Namen von Herzogthümern und Graffschaften zerrissen, die dem eigentlichen Oberherrn und Besizer, dem Könige, fast keinerlei Recht und Herrschaft mehr übrig gelassen hatten: der letzte Karolinge war auf die Mauern des kleinen Laon beschränkt, während in Paris, in Bourgogne, in der Normandie, in Bretagne und anderwärts mächtige Herzoge und Grafen walteten, die sich fast scherzweise seine Lehnsträger nannten. Zum zweitenmal war ein Herzog von Frankreich mehr als der König geworden, und wie von Pipin der letzte Merwinger, so wurde der letzte Pipinide durch Hugo Kapet, den Stammvater der jetzigen Könige von Frankreich, verdrängt. Dieser große Vasall, der unter seinen Vorfahren schon die beiden Könige Odo und Robert zählte, besaß außer großen Gütern in der Piskardie und Champagne die Stadt und Grafschaft Paris, die Stadt und das Gebiet von Orleans, die Landschaften Chartrain und Perche, wie auch die Grafschaften Blois, Touraine, Anjou und Maine, die selbst wieder an Unterwasallen ausgethan waren, alles unter dem Namen des Herzogthums Frankreich. Sein Bruder Heinrich war Herzog von Burgund, der Herzog von der Normandie Gemahl seiner Schwester. Als nun König Ludwig V. starb, eilte Hugo, sich durch den Erzbischof Adalbert von Rheims die Krone aufsetzen zu lassen, die doch dem Bruder des Königs, dem Herzog Karl von Lothringen, gehört hätte. Dieser ward dem Volke verächtlich gemacht, weil er sich dem

Könige der Deutschen wegen Lothringen zum Lehnsmann gegeben. Als er sein Recht zu behaupten suchte, gerieth er in Hugos Hände, der ihn im Gefängniß zu Laon umkommen ließ. Also endigte das Haus Karls des Großen. Das zerrissne Frankreich aber ward unter den Kapetingern in langsamem Vorschritt stark und einig durch die Staatskunst der Könige, ihr Erbgut, an welchem sie unter den übrigen Landesherren die reichsten waren, so lange zu mehren, bis sich dasselbe über ganz Frankreich erstreckte. Dergestalt sind die schwachen Fürsten an der Seine allmählig zu großen Königen geworden, während die gewaltigen Könige der Deutschen, die nur mit der Weltherrschaft und dem Kaiserthum der Römer beschäftigt waren, nach und nach alle Macht und Habe aus den Händen gaben, bis sie als Schattenherrscher verspottet wurden. Durch nichts aber ist die Staatskunst der Kapetinger, ein einiges Reich und Volk herzustellen, mehr unterstützt worden, als durch den Volks- und Vaterlandsstolz der romanisirten Westfranken, der theils als nachgelassnes Erbstück des römischen Hochmuths angesehen werden kann, theils schon in der Vorrede zu den salischen Gesetzen als ächt fränkisches Eigenthum erscheint. Dieser Stolz bewirkte, daß die Franzosen nichts höher achteten, denn den Namen und den Ruhm ihres Volks und Reichs, und selbst zu den Zeiten ihrer Zerrissenheit in vielerlei Herrschaft, sich doch immer als ein Ganzes betrachteten. Grade dieser Volksstolz fehlte von jeher den Deutschen; der überzeugendste Beweis dieses Mangels ist wohl der, daß sie, einst im Besiz der Vormacht in Europa und des Kaiserthums Herren, doch das eigene Reich und den

eigenen Namen immer gering geachtet, und vor den Besiegten kaum auszusprechen gewagt, diese Besiegten auch höher als sich selbst gehalten haben. Doch trifft diese Schuld weit mehr die Fürsten denn das Volk. Jene aber, und zwar schon die Ottonen, sind durch falsche Ideen, meist die Folge ausländischer Mütter und Erzieher, irre geleitet und vom deutschen Wesen abgewendet worden, so daß zum Theil in Hof- und Erziehungsgrillen die Ursache des Unglücks des deutschen Volks und Reichs gesucht werden muß.

Unterdes war Rom, welches nur starke und gegenwärtige Gewalthaber scheute, ohne Gedanken an den königlichen Knaben, der in Deutschland zur Hoffnung des Kaiserthums heranwuchs. Papst Johann XIV., den noch Otto II. eingesetzt hatte, ward von dem aus Constantinopel zurückkehrenden Bonifaz verdrängt, und in einem Kerker der Engelsburg durch Hunger oder Gift getödtet; Bonifazius selbst, als er nach eilf Monaten eines natürlichen Todes verstorben war, von dem erbitterten Volke durch die Straßen geschleift und unbeerdigt hingeworfen. Darauf erwählten die Römer, ohne weitere Anfrage in Deutschland, einen ihrer Mitbürger, Johann XV., zum Papst: alle Macht aber war, wie vormals bei Alberich, so jezo bei dem Consul Crescentius, einem Nachkömmling jener berühmten Theodora, die einst mit ihren Buhlen Rom beherrscht und über den päpstlichen Stuhl verfügt hatte. Zwar besand sich die alte Kaiserin Adelheid, Otto's I. Gemahlin, zu Pavia; aber weniger, um die Stelle ihres Enkels zu vertreten, als um von ihrer Schwiegertochter Theophania, mit der sie in

entschiedene Mißhelligkeit gerathen war, entfernt zu seyn. Nicht viel mehr bedeutete das Ansehen der lehtern, der eigentlichen Regentin, selbst, als sie im Jahre 989 zur Wiederherstellung der kaiserlichen Macht nach Italien kam. Obwohl, nach dem allgemeinen Ausdruck des sächsischen Annalisten, das Land sich ihr unterwarf, behauptete doch Crescentius durch den Besitz der Engelsburg die Herrschaft in Rom. Darüber kehrte Theophania nach Deutschland zurück, wo sie bald nachher (991) zu Nimwegen starb. Die alte Kaiserin Adelheid begab sich auf diese Nachricht zu ihrem Sohne, in der Absicht, das Regiment bis zu seiner Volljährigkeit zu führen; dieser aber, durch die Rathschläge seiner jugendlichen Freunde geleitet, gewährte ihr nicht, also, daß sie traurig hinweg zog. Sie starb, mit Handlungen der Frömmigkeit und Wohlthätigkeit beschäftigt, am 16ten December 1000 im Kloster Selz am Rhein. Dst, so erzählt der sächsische Annalist, sahe man sie nach Weise der Bäuerinnen aufgeschürzt mit beiden Händen so lange Wohlthaten austheilen, bis ihr Körper, nicht ihre Freigebigkeit ermattete. Sie wurde zu Selz in der von ihr gestifteten Kirche St. Peters begraben.

Indes unternahm Otto III. im Jahre 996, im sechzehnten Jahre seines Alters, auf Bitten des Papstes Johann XV., der in ihm eine Stütze gegen die in Rom herrschenden Partheien zu finden hoffte, mit großer Kriegsmacht seinen Zug über die Alpen. Zu Mailand empfing er vom Erzbischof Landulf die Krone der Longobarden. Als er darauf bei Ravenna sein königliches Lager aufgeschlagen hatte, brachten ihm Boten der römischen Großen die Nachricht, daß Jo-

hann XV. gestorben sey, und Rom seine längst ersehnte Ankunft, wie die Ernennung eines neuen Papstes durch seinen Ausspruch gewärtige. Da warf Otto seine Augen auf einen talentvollen, obwohl erst 24 jährigen Geistlichen, Namens Bruno, einen Verwandten seines Hauses, den Enkel Konrads von Franken, der gegen die Ungarn gefallen war, und Luitgardens, der Tochter Ottos des Großen. Dieser ward auf Empfehlung des Königs, von den Großen zum Papst erwählt *) und durch den Erzbischof Willegis nach Rom geführt, wo er bereitwillig aufgenommen unter dem Namen Gregors V. den heiligen Stuhl bestieg. Als dieser Papst am Himmelfahrtstage Otto dem Dritten die Kaiserkrone aufsetzte, mochten viele der stolzen Römer es schmerzlich empfinden, wie nun nicht bloß die Ehre des Kaiserthums, sondern auch das Oberpriesterthum ihnen entwendet und an die überalpinischen Barbaren gebracht worden sey. Nie aber waren für die Befestigung des Reichs in den Händen der Deutschen die Verhältnisse günstiger gewesen, als da zwei deutsche blutsverwandte Jünglinge die weltliche und geistliche Herrschaft mit einander verwalteten, und die Römer, eingeschüchtert durch des Kaisers zahlreiches Kriegsheer, oder der beständigen Unruhen müde, den Machthaber Crescentius vor seinen Richterstuhl stellten. Otto III. sprach die Verbannung über ihn aus; aber der junge Papst, in der eiteln Hoffnung, ein verhärtetes Gemüth durch Milde zu bezwingen,

hintertrieb durch seine Fürbitte die Vollziehung. So blieb Crescentius in Rom. Auf der Versammlung, welche diese Begebenheiten sah, soll nach einer spätern, nachmals von Schriftstellern der römischen Kirche vertheidigten Sage, die aber aller Zeugnisse von Zeitgenossen entbehrt und durch die frühere und spätere Geschichte der deutschen Verfassung völlig widerlegt wird, das Recht, einen deutschen König und Kaiser zu wählen, sieben deutschen Fürsten, den nachmaligen Kurfürsten, aus päpstlicher Macht übertragen worden seyn. So wenig diese Sage heut zu Tage der Widerlegung, und die Unabhängigkeit des von den deutschen Fürsten gelübten Wahlrechts einer Vertheidigung bedarf, so unverkennbar ist es, das seit den Zeiten der Ottonen die deutsche Königswahl allein nicht mehr für genügend geachtet ward, einem deutschen Könige seine volle Hoheit zu geben, und das daher die Ansicht immer festern Boden gewann, wie derselbe zur Verbollständigung seiner Macht selbst in Deutschland, erst die römische Kaiserkrone erhalten haben müsse. Dadurch aber wurden die Verhältnisse mit Italien immer fester geschlungen, und die Könige der Deutschen immer abhängiger von denen, welche die verhängnißvolle Weihung zu verrichten hatten.

Indeß scheint Otto III. in der Befetzung des päpstlichen Stuhls durch deutsche Priester allerdings ein Mittel ergriffen zu haben, welches, wäre es mit Festigkeit durchgeführt worden, wahrscheinlich die Unabhängigkeit des Kai-

*) Hunc, quia Regi placuit, a Majoribus Electum, Moguntinus Archiepiscopus, Willegisus et eius Collega Adeibaldus Episcopus Romam duxerunt. Auctor Vitae S. Adalberti Pragensis. Publico consensu et electione fecit in sedem Apostolicam ordinari suum nepotem. *Annal. Hildesh.*

ferthronen erhalten haben würde. Die der deutschen Herrschaft so verderbliche Vereinigung des geistlichen und des römischen Stolzes wäre, wenn der Papst selbst ein Nicht-Römer, in den Augen der Römer ein Barbar, gewesen wäre, minder leicht von Statten gegangen. Die Partheien in Rom waren aber nicht gesonnen, sich mit geduldigem Nachgeben den Wünschen des kaiserlichen Hofes zu fügen, und setzten, nach des Kaisers Heimfahrt über die Alpen, alle Mittel in Bewegung, des deutschen Papstes entledigt zu werden. Bald ward derselbe durch Crescentius aus der Stadt getrieben, und an seine Stelle Johann XVI., Bischof von Plazenzia und Kaplan der verstorbenen Kaiserin Theophania, ein Grieche von Geburt, auf den heiligen Stuhl gesetzt. Dieser, der vom deutschen Kaiserhose erhaltenen Wohlthaten vergessend, ließ Ottos Abgeordnete in Verhaft nehmen, und soll mit dem Gedanken umgegangen seyn, die abendländische Krone wieder an die Griechen zu bringen. Der vertriebene Gregor V. aber rief ein Concil nach Pavia, und sprach über ihn und seinen Gönner Crescentius den Kirchenbann aus.

Auf diese Nachrichten rüstete sich Otto, der eben in Deutschland mit Bezwingung der aufrehrerischen Wendenvölker beschäftigt war, zu einem zweiten Zuge über die Alpen. Die Regierung in Deutschland übertrug er seiner Base Mathilde, Abtissin von Quedlinburg, einer Frau männlichen und scharfblickenden Geistes, durch deren kluges und gemäßigtes Verfahren

der Friede mit den Wenden hergestellt ward. *) Als der Kaiser nun im Frühling 998 mit großer Heeresmacht von Pavia mit dem vertriebenen Papste gen Rom zog, ergriff der Gegenpapst Johann XVI. eilfertige Flucht, während sich Crescentius, des Widerstands unmächtig, in die Engelsburg warf. Beider aber harrete ein unglückliches Schicksal. Papst Johannes ward eingeholt, und vor seinen Gegner Gregor V. gebracht, welcher, im bitteren Gefühl über die vormals fruchtlos geübte Milde, ihm die priesterlichen Kleider abreißen, ihn der Augen, Nase und Zunge berauben, und rückwärts auf einen Esel gesetzt in der Stadt herumführen ließ. Die Engelsburg wurde von dem Markgrafen Eckhardt von Meissen, einem der kühnsten Kriegshelden des Kaisers, mit Kriegsmaschinen belagert, und nach heftigem Widerstande bezwungen. Darauf ist Crescentius mit zwölf seiner Anhänger als Majestätsverbrecher enthauptet, ihre Leichen über die Mauern geworfen, und bei den Füßen an Galgen gehängt worden. Dergestalt erinnerte Otto III. die Römer an den ihrem Kaiser schuldigen Gehorsam.

In der Einbildung nun, daß er das Reich der alten Cäsaren besitze, verließ Kaiser Otto III. immer mehr die Sitten der Deutschen gegen die knechtischen Gebräuche und Formen des spätern kaiserlichen Roms. So speiste er, zur Unzufriedenheit seiner Getreuen, die an niederen Tischen umher saßen, ganz allein an einer halbrunden, auf einen erhöhten Platz gestellten

*) Eine sehr feurige Lobrede auf sie liefert der Chronographus Saxo ad an. 999, v. Leibnitz Access. hist. 1. p. 209.

Tafel. *) Und doch wurden ihm so viele überzeugende Proben gegeben, daß die Römer die fremde Herrschaft nie für etwas anderes als ein Joch halten, und stets nach der Abschüttelung desselben streben würden. Schon 999 starb der jugendlich kräftige Papst Gregor V., an beizubrachten Gifte, **) nachdem er das Beispiel, welches Papst Nikolaus gegen den König Lothar II. von Lothringen gegeben hatte, befolgt, und durch den über König Robert von Frankreich, wegen einer Ehe verbotenen Grades ausgesprochenen Bann, das Richteramt des heiligen Stuhls über die Könige ausgeübt hatte. Der Kaiser ließ hierauf seinen Freund und Lehrer Gerbert, dem er vorher schon das Erzbisthum Ravenna ertheilt hatte, unter dem Namen Sylvester II. zum Papst erwählen. Diesen gelehrten Mann, der als Erzbischof von Rheims gegen den römischen Stuhl heftig geschrieben hatte, machte sein großes Wissen in den Augen der Zeitgenossen als einen Zauberer verdächtig, in den Augen der Römer seine Freundschaft mit dem Kaiser verhaßt. Nach seinem Tode ward das Gerücht verbreitet, daß er sich durch Zauberkünste den Weg zum Papstthum gebahnt, und dem Teufel, zum Lohn für seinen Beistand, seine Seele versprochen habe; doch habe dieser sie nicht eher fordern sollen, als bis der Papst eine Messe zu Jerusalem lesen würde. Da sey denn der kluge Gerbert dadurch betrogen worden, daß er in einer Kirche in Rom, zum

h. Kreuze von Jerusalem benannt, Messe gelesen, worauf er alsbald die Nähe der zu seinem Tode gerüsteten Höllengeister gemerkt, seine Sünde bekannt, und zu deren Büssung verordnet habe, seinen Leib unbegraben aufs Feld zu werfen. Merkwürdig ist die kurze Regierung dieses Papstes, (denn er starb schon 1003) durch die zu seiner Zeit vollendete Begründung des Christenthums in Ungarn unter dem Könige Stephan, den er als christlichen König erkannte, ihn auch durch Zusendung einer Königskrone geehrt haben soll. Er war ferner der erste, der im abendländischen Europa die Idee zu den maligen Kreuzzügen anregte. In einem Schreiben an die katholische Kirche, welches er im Namen des verwüsteten Jerusalems aufsetzte, schilderte er die Drangsale dieser Mutterstadt des Christenthums, und forderte die Krieger Christi auf, ihr mit Waffen, oder mit Rath und Geld zu Hülfe zu kommen. ***)

Der Kaiser aber kehrte zu Anfang des Jahres 1000 nach Deutschland zurück. In diesem Jahre, wo nach der Zeitrechnung des Abts Dionysius des Kleinen zu Rom, die im sechsten Jahrhundert von der Geburt Christi an bestimmt, und im achten allmählig über ganz Europa angenommen worden war, das erste christliche Jahrtausend endigte, war die europäische Menschheit voll banger Erwartungen des bevorstehenden Untergangs der Dinge, der, wie viele verkündigten, nach der tausendjährigen Dauer

*) Imperator antiquam Romanorum consuetudinem jam ex parte deletam suis cupiens renovare temporibus multa faciebat, quae diversi diverse accipiebant. Solus ad mensam quasi semicirculum factam loco caeteris eminentiori sedebat. Dittm. IV. p. 357.

**) Auctor Vitae Meinwerol p. 520. apud Leibnitz.

***) Gerberti Epist. XXVIII. apud Murat. III. p. 400.

des Christenthums eintreten müsse, als ob nicht, auch bei ewiger Dauer des Weltalls, jeglichem sein Ziel gesetzt, und der Eintritt in eine höhere Welt nur um eine kurze Spanne Zeit entfernt sey. Dennoch zittern die Menschen, die doch durch alles an die Ewigkeit hingewiesen werden, vor dem Ende der Zeit, wie wenn sie mit ihr vergehen sollten. Diese Bangigkeit der Völker ward durch einen großen Kometen vermehrt, der drohend am Himmel emporstieg; dazu geschah es, daß in demselben Jahre durch ganz Europa ein furchtbares Erdbeben ging, und viele große und herrliche Gebäude in den Staub warf. *) In diesem Schreckensjahre entschloß sich Kaiser Otto III., das Haupt der christlichen Welt, eine Wallfahrt nach Gnesen zum Grabe des h. Adalberts zu machen, vielleicht in der Absicht, durch Gebet und fromme Uebung den Schritt des nahenden Gerichts zu hemmen.

Dieser Adalbert, der zu Gnesen begraben lag, war ein Böhme vornehmen Geschlechts, der in der Firmelung vom Erzbischof Adalbert von Magdeburg seinen deutschen Namen erhalten hatte. Im Jahr 980 ward er Bischof von Prag. Aber seine Strenge in Verwaltung des geistlichen Amts machte ihn den Böhmen, die noch immer an heidnischen Gebräuchen, an Vielweiberei und Ehen unter Blutsfreunden hingen, verhaßt, also, daß er im Verdruß nach Rom und Jerusalem wallfahrtete. Viel galt er bei Kaiser Otto III., den er längere Zeit in Italien begleitete. Darauf, als nach seiner Rückkehr die erbitterten Böhmen seine Brüder mit ihren

Angehörigen umbrachten, und ihn selbst nicht länger als ihren Bischof dulden wollten, zog er nach Polen zu dem Herzoge Boleslaus, um dessen Nachbarn, die Preußen (Pruzzi), zu befehlen. Dieses Volk, dessen Name groß geworden, lang nachdem es selber vergangen, wird bei dieser Gelegenheit zum erstenmal in der Geschichte genannt. **) Das Küstenland der Ostsee, in welchem es wohnte, war vor Zeiten Wohnsitz gothischer Wanderungsstämme gewesen; die Preußen selbst gehörten zu dem finnisch-lettischen Stamm, den schon Tacitus in diesen Gegenden kennt, und von dem wahrscheinlich die Aesther oder Ostyader ein Zweig waren. Ihre Sitten waren wild, ihr Heidenthum blutig und grausam, mit ihren Nachbarn, den Polen, beständiger Krieg. Adalbert fuhr auf einem Schiffe mit dreißig polnischen Kriegsleuten die Weichsel hinunter nach der Stadt Sibanie (Danzig), die das Gebiet des Herzogs von dem der Preußen schied, und unterrichtete und taufte daselbst viele der Heiden; darauf fuhr er um die Mehrung herum in das frische Haff, stieg mit seinem Bruder Gaudentius und dem Priester Benedikt ans Land, und schickte, um keinen bösen Verdacht zu erregen, seine bewaffneten Begleiter zurück. Die Preußen aber wollten von dem Gotte, durch dessen Verkündigung er sie zur Seeligkeit führen wollte, nichts wissen, spotteten über die neue Religion und Sitte, und trieben ihn mit Prügeln von dannen. Als nun Adalbert heim zog, ward er von einem Haufen des erbitterten Volks überfallen, nach einer

*) Chronicon Hirsaugiense ad an. M.

**) Vita St. Adalberti in Canisii lect. ant. Tom. III. p. I. p. 56.

Anhöhe geschleppt und daselbst mit sieben Lanzen durchbohrt. Darauf hat Herzog Boleslaus den Leichnam um eben so viel Gold, als derselbe schwer war, den Preußen abgekauft, und ihn zu Gnesen prachtvoll begraben lassen. Weit umher scholl der Ruf der von ihm gewirkten Wunder.

Zu diesem Grabe wallfahrtete Kaiser Otto III. Herzog Boleslaus Chrobri, das ist der Tapfere, der im Jahre 992 seinem Vater Miseko gefolgt war, und dessen dem deutschen Reiche gelobte Treupflicht noch beobachtete, empfing den Kaiser an den Grenzen der Milzener im Gau Diebesie, dem heutigen Priebus, und führte ihn mit großer Pracht und Begleitung nach Gnesen. Der Weg ging durch Schlessien, doch wird weder der Name des Landes genannt, noch dessen Gestalt beschrieben; Herzog Boleslaus hatte vor Kurzem dessen südliche Hälfte den Böhmen entrisen. Otto stieg, sobald er die Stadt von weitem erblickte, vom Pferde, und hielt betend, mit bloßen Füßen, vom Bischof Unger von Posen empfangen und geleitet, seinen Einzug in die Kirche, um mit vielen Thränen den heiligen Märtyrer um seine Fürsprache anzusehen. Auf Befehl des Kaisers ward für Adalberts Körper ein prächtiges Grabmahl errichtet. Bei dieser Anwesenheit zu Gnesen soll Kaiser Otto, der Angabe polnischer Geschichtschreiber zu Folge, die sich darüber vorzüglich auf des Herzogs Grabschrift in der Stiftskirche zu Posen stützen, *) dem Herzog Boleslaus die

Königskrone verliehen haben. Biewohl der gleichzeitige, dem Boleslaus gehässige Dietmarschweig, mag doch die Angabe in so fern auf Wahrheit beruhen, daß der Kaiser zum Dank für die Bewirthung, dem Herzoge persönlich einen Ehrennamen beilegte, der dessen Macht angemessen war; auch bewarb sich späterhin Boleslaus in Rom wirklich, obwohl vergeblich, um Anerkennung des Königstitels, **) zu dessen Geltendmachung daheim ihm die Macht nicht fehlte. Wichtiger ist die Nachricht, daß der Kaiser zu Gnesen einen erzbischöflichen Stuhl errichtete, und demselben die Bischöfe Reinbern von Colberg, Poppo von Cracau und Johann von Breslau (Wrotizla), nicht aber den von Posen, dessen älterer Stuhl durch diese Stiftung ohnehin beeinträchtigt wurde, unterwarf; ***) es ward ihm nachmals zum Vorwurf gemacht, die Genehmigung des Erzbischofs von Magdeburg, dessen Sprengel diese Gegenden umfaßten, einzuholen verabsäumt zu haben.

Bei Gelegenheit dieser Stiftung ist zum erstenmal in beglaubigter Geschichte der Name der Stadt Breslau genannt worden. Das Land, dessen Hauptstadt sie nachmals geworden, führte seinen heutigen Namen noch nicht, wofern nicht etwa die Siuzler-Slaven, die in den fränkischen Annalen mehreremal in Verbindung mit den Böhmen genannt werden, in diesen Gegenden gesucht werden müssen. Auf jeden Fall sind es Slaven, in deren Händen dieses Land, das nach den Angaben des Tacitus zur Römerzeit

*) Sie steht unter andern bei Hartknoch de Republica Polonica II. p. 39. 40.

**) Petrus Damiani in Vita S. Romualdi §. 48.

***) Ditmar p. 357. Chronogr. Saxo in Leibnitii Access. hist. p. 207.

von germanischen Stämmen besetzt war, nach achthundertjähriger Verschollenheit wiedergefunden wird. Doch halten einige, wie wir oben gemeldet haben, die als Germanen aufgeführten Lygier selber für Slaven; andere meinen, bei Einwanderung der Slaven seyen Ueberreste der germanischen Bevölkerung zurückgeblieben, und Schlesien sey demnach niemals ganz von deutschen Einwohnern entblößt worden. Bischof Dietmar, der älteste Zeuge des Mittelalters, der selber in Schlesien gewesen, nennt Nemehi (Nimptsch) eine Stadt, die vor Zeiten von Deutschen erbaut worden sey; wie schon im hohen Alterthum Germanen und Sarmaten, können daher auch später in den Gegenden, wo sich die Grenzen beider Völker berührten, Deutsche und Germanen neben einander gewohnt haben. Wenn nach Eginhards Versicherung Karl der Große alle Völkerschaften bis zur Weichsel bezwang, so muß auch Schlesien ihm zinsbar gewesen seyn; nachmals, zur Zeit Ludwigs des Germaniers und seiner Nachfolger, gehörte es wahrscheinlich zu dem Reiche der mährischen Fürsten Rastiz und Zwentibold, nach dessen Untergange es theils unter Polen, theils unter Böhmen gerieth; wenigstens tritten sich in den Jahren 989 und 990 die Herzoge Miseko und Boleslaus um den Besitz der Stadt Nimptsch. *)

In diesen Zeiten ist das Land zugleich mit Böhmen und Polen christlich geworden. Da beide Herzoge dem deutschen Reiche unterwürdig waren, so wurde auch Schlesien von Kaiser Otto dem Großen den von ihm errichteten Bisthümern Meissen und Prag zugetheilt, wobei die Namen der Gaue Diederse, Boberane, Blesane, Drebowane, aus denen das Land bestand, erhalten worden sind. Nunmehr, nachdem Herzog Boleslaus von Polen im Jahre 999 das ganze Land eingenommen hatte, erhielt dasselbe durch Kaiser Otto III. seinen eignen Bischof. **)

Von Gnesen zog der Kaiser in Begleitung des Herzogs Boleslaus zur Feier des Palmsonntags nach Magdeburg, von da nach Aachen. Dasselbst ließ er heimlich den Ort aufgraben, wo er die Gruft Karls des Großen vermuthete, fand sie, und nahm ein goldenes an Karls Halfe hangendes Kreuz nebst mehreren noch unverwesten Kleidungsstücken; alles übrige setzte er voller Ehrfurcht wieder in den vorigen Stand. Nichts ging dem jugendlichen Otto über den Gedanken des römischen Kaiserthums, in dessen Schmuck er des großen Vorfahrs Leichnam erblickt hatte; darum eilte er nach Rom, in der Absicht, dasselbe dort in seiner vollen Herrlichkeit zu erneuern. Die große Umwandlung,

*) Ditmar Libr. IV. 350.

**) Nach der gewöhnlichen, von dem polnischen Scribenten Dlugos herrührenden Geschichte des Breslauer Bisthums, beginnt dasselbe mit Einführung des Christenthums im Jahre 965, und erhält zuerst seinen Sitz auf einem Dorfe Smogra, dann zu Riczin, und erst im Jahre 1052 zu Breslau. Desgleichen findet sich in der Namenreihe des Dlugos im Jahre 1000 kein Bischof Johann. aus Dietmars Ausdruck, „der Bischof Johann von Breslau ward dem Erzbisthum Gnesen unterworfen,“ will Klose (in den Briefen über Breslau) auf ein früheres Daseyn des Bisthums schließen; doch mag dasselbe, wie die Sagen von Smogra und Riczin bezeugen, mehr in einer wandernden Missionsanstalt bestanden haben. Ueberhaupt ist der gleichzeitige Dietmar wohl ein besserer Zeuge, als der späte und unkritische Dlugos.

welche die Welt seit den Tagen Augustus erfah-
ren, ward durch den Glanz der Namen Imperator und Cäsar überstrahlt. Also zog Otto III. im Jahre 1001 wiederum nach Rom, von vielen Fürsten und Bischöfen begleitet. Immer deutlicher ward es, daß er alle Macht und Herrschaft auf Italien überzutragen dachte: er hielt Kirchenversammlungen über deutsche Angelegenheiten zu Rom. Doch konnte er durch Güte den Unwillen und Stolz der Italiener nicht brechen. Da versuchte er Strenge. Als die Parthei des Crescentius zu Tibur einen Aufstand erregte, und Otto die Stadt nach hartnäckigem Widerstand durch den Bischof Bernward von Hildesheim zur Unterwerfung gebracht hatte, mußten die vornehmsten Bürger nackend, nur ein Tuch um die Hüften, in der rechten Hand ein Schwerdt, in der linken eine Ruthe, vor seinen Pallast ziehen, und durch Darreichung beider Strafwerkzeuge sich des Todes, und, wenn des Kaisers Gnade ihnen diesen erlasse, der Geißelung würdig erklären. Indes gewährte er auf Fürbitten Sylvesters und Bernwards Verzeihung. Aber einige Zeit darauf, gegen Weihnachten, als der größte Theil des deutschen Heers nach Hause gezogen war, brach zu Rom selbst ein weit gefährlicherer Aufstand aus. Der Kaiser ward mit seinem Gefolge in seinem Pallaste eingeschlossen, und sahe sich dem Hungertode Preis gegeben; mehrere seiner Leute wurden auf den Straßen getödtet. In dieser Noth konnte nur ein entschloßener Ausfall ihn retten. Da ermunterte Bischof Bernward durch eine feierliche Messe und Darreichung der Hostie die Muthlosen zum Kampfe, bezeichnete sie mit dem Kreuze, und ergriff selbst, mehr ein Führer als

ein Ermahner, die heilige Lanze. Doch ward der Aufruhr nicht durch Waffen, sondern durch die gütigen Worte des Herzogs Heinrich von Baiern und des Markgrafen Hugo von Tuscien geschlichtet; die Römer legten die Waffen nieder, und kamen am zweiten Weihnachtstage auf das Schloß, dem Kaiser ihren Eid zu erneuern. Da stieg Otto auf einen Thurm, und sprach, nach Weise der alten Kaiser, also zu den Römern: „Hört die Worte Eures Vaters und nehmt sie zu Herzen! Seid Ihr nicht meine Römer? Wegen Euch habe ich mein Vaterland und meine Verwandten verlassen, aus Liebe zu Euch meine Sachsen und Deutschen, die meines Bluts sind, verstoßen, Euch in die entferntesten Theile meines Reichs, wohin Eure mächtigen Väter auf ihrer Bahn der Weltbezwungung nie einen Fuß gesetzt hatten, geführt, um Euren Namen und Euren Ruhm bis an die Grenzen der Erde zu erweitern! Ich habe Euch zu Söhnen angenommen, und Euretwegen den Haß der Welt auf mich geladen. Zum Danke dafür habt Ihr mich, Euren Vater, verschmäht, und meine Diener grausamen Todes getödtet! Doch könnt Ihr die Liebe zu Euch aus meinem Herzen nicht drängen! Ich kenne die Treue der meisten von Euch, ich kenne aber auch die Urheber des Aufstandes, ich sehe, daß die Blicke Euer aller auf ihnen ruhen, und wundre mich nur, daß sie sich nicht scheuen, die Gegenwart der Unschuldigen durch ihre verhaßte Anwesenheit zu beslecken!“ Auf diese Rede des Kaisers zerfloß die Versammlung in Thränen. Bald gestattete sich die Rührung des leicht beweglichen Volks zur Wuth; zwei der Häufelführer wurden ergriffen, gemißhandelt, und nackt an den Füßen

die Stufen des Pallastes heraufgeschleppt, um ihr Urtheil vom Kaiser zu empfangen.

Aber Otto traute dem unzuverlässigen Römervolke nicht mehr, und verließ in Begleitung des Papstes die Stadt, um in Ravenna die Ankunft eines deutschen Heers abzuwarten, das er eiligst zu seiner Unterstützung entboten hatte. Doch noch vor dessen Ankunft starb er am 21sten Januar 1002 zu Paterno, einem Schlosse in Romagna, im 22sten Jahre seines Alters, nach Dietmars Bericht an Geschwüren, welche die innern Theile seines Körpers ergriffen hatten und zuletzt auch äußerlich hervortraten. Nach nicht unglaubwürdigen Nachrichten *) ward dieser Tod durch die Rache eines Weibes veranlaßt. Stephanía nehmlich, des hingerichteten Crescencius Wittwe, gewann durch ihre Schönheit die Neigung des Kaisers, und gab, Schmerz und Zorn im Busen verschließend, sich seinen Umarmungen hin. **) Umsonst warnte Erzbischof Heribert von Cöln den unglücklichen Jüngling: dieser empfing, auf dem Lager der Wollust

schlummernd, durch Gift seinen Tod. Aber nach einer andern Erzählung ***) hat Stephanien zu solcher That nicht Rache um den hingerichteten Gatten, sondern der Verdruß bewogen, daß Otto die Dienerin seiner Lüste zur Gemahlin zu erheben sich weigerte, und sich um die Hand einer griechischen Fürstentochter bewarb. Mitten durch unaufhörliche Nachstellungen der Römer mußten die Deutschen mit der Leiche ihres Kaisers, welche dem ausdrücklichen Verlangen des Sterbenden gemäß, zu Aachen an der Seite Karls des Großen ihre Ruhestätte finden sollte, den Rückweg nach Verona erkämpfen. Von da ging der Trauerzug weiter nach Baiern. An der Grenze kam ihm der Herzog Heinrich mit seinen Getreuen entgegen, geleitete ihn gen Munneburg, und half auf seinen Schultern die Leiche hineintragen, von da weiter gen Augsburg, wo das Eingeweide in der Kirche St. Afra beigesezt ward.

Also haben des großen Ottos Sohn und Enkel beide die Herrschaft über Italien mit frühzeitigem Tode bezahlt.

*) Auctor Vitae Meinweri §. 10. p. 521. und Rupertus in Vita S. Heriberti.

**) Dies und nichts anders bezeichnet wohl der Ausdruck des Arnulf von Maitanb (Gestorum Mediol. I. c. 10.) Stephanía adulteranda traditur Teutonibus.

***) Sigebert Gemblac. ad an. 1002.

Siebzehntes Kapitel.

Thronbesteigung Heinrichs II.

Der letzte der Ottonen hinterließ Deutschland als einen Kriegstaat, in welchem von einem deutschen Volke kaum noch Spuren vorhanden waren. Alles Eigenthum lag in mannigfaltigen Abstufungen in Lehen und Asterlehen aufgelöst, alles Recht der Nation war auf die Staats- und Kriegsbeamten übergegangen, deren Würden, Güter und Rechte der König, als Haupt des Vasallenstaats, verleihen und zurücknehmen konnte. Er allein ward als wahrhaftiger Eigenthümer des Bodens, als Herr und Senior aller Leute, jeder andere Besitzer nur als bedingter Nutznießer des von seiner Gunst verliehenen Guts betrachtet. Darum schien es Widerspruch, daß ein Kaiser, dem Alles gehörte, besonderes Besizthum haben sollte, darum hatten die Ottonen ihre sächsischen Erblande in die Hand anderer Fürsten gegeben, um nicht Geringern gleich zu werden, und ihre kaiserliche Hoheit durch abhängige Habe zu erniedrigen. Sie glaubten der Königsrechte und Reichsgüter genug zu behalten, und alles Verliehene mit so leichter Mühe zurückziehen zu können, daß ihnen keine Verschwendung und Begnadigung eine Verminderung ihrer Macht schien.

Aber diese ihrer Grundlage nach ganz despotische, obwohl in der Wirklichkeit durch die, den alten Volksrechten nachgebildeten, Rechte der Großen schon etwas gemilderte Kriegsverfassung, bedurfte zu ihrer Erhaltung geistesübermächtiger Herrscher, weil bei dem natürlichen

Streben der Menschen nach Befestigung des Eigenthums und Sicherung des einmal Erworbenen alle Kräfte an ihrer Zerstörung arbeiteten; sie bedurfte, um diesen Widerstand zu entwasfen, des Glaubens an die Heiligkeit und göttliche Abkunft der königlichen Rechte. Darum hatten Karl und Otto die höhere Weihe des Kaiserthums für nützlich geachtet, und, um die Majestät des Throns vor der bedenklichen Frage über ihren Ursprung zu verwahren, durch weise getroffene Anordnungen die Wahl der Nation an ihre Nachkommen gefesselt. Nachdem nun unter der letzten Ottonen minderjähriger und nicht ganz beglückter Herrschaft, vieles Recht und Eigenthum des Reichs an geistliche und weltliche Herren zu freigebig ausgethan worden, begab sich, als Otto III. erblos und ohne Verfügung über seinen Nachfolger verstorben, daß der erledigte Thron ein Gegenstand stürmischer Bewerbungen ward, und eben dadurch einen großen Theil des geheimnißvollen Zaubers einbüßte, der ihn bisher umgeben hatte. Der Abstand zwischen denen, welche die Krone vergaben, und dem, der sie durch ihre Verwilligung trug, ward von nun an geringer, und das königliche Herrenrecht, wenn es geübt ward, als ein selbstaufgelegtes Joch mit größerm Unwillen ertragen.

Unter den Bewerbern aber, die sich zum Thron drängten, war der erste Herzog Heinrich von Baiern, Urenkel Heinrichs des Vogels

gelfellers, und Enkel jenes Heinrichs, der so lange mit seinem Bruder Otto dem Großen um die Krone gestritten, und endlich das Herzogthum in Baiern erhalten hatte. Ihn empfahl frommer Sinn, gutes in seinem Lande geführtes Regiment, und manch wädr' That, die er im Dienst des vorigen Kaisers als treuer Begleiter seiner Tüge mit Rath und Schwerdt gethan. Vor allen aber schien er seine Abkunft aus dem ruhmwürdigen Königs-hause der Sachsen und die Vorliebe geltend machen zu können, mit welcher die Deutschen von jeher an alten Geschlechtern gehangen hatten. Aber der bairische Zweig des sächsischen Stammes war seit dem Unfrieden, den dessen zwei Heinrichs (des jetzigen Herzogs Vater und Großvater) im Reiche gestiftet hatten, minder geliebt, und Herzog Heinrich selbst ward vieler leiblichen und geistlichen Schwachheiten bezüchtigt. Darum, obwohl derselbe schon bei der Todten-Einholung des Kaisers um die Gunst der begleitenden Fürsten durch gute Bewirthung gebuhlt, und dem Erzbischof Heribert von Cöln die Reichskleindien, die er nach Aachen führen sollte, entrisßen hatte, waren doch die Stimmen nicht für ihn. Nur seiner Baiern, und der Ostfranken war er gewiß; der erstern als ihr Landesherr, der letztern durch seinen Vetter Otto, den Sohn Konrads und Luitgardens, ihren Herzog, dem er selbst versuchsweise das Königreich angetragen, und der es ihm zu Gunsten abgelehnt hatte. *) Dagegen standen nicht einmal alle Sachsen auf Seite des aus ihrem Volke entsprossenen Fürsten der Baiern. Zwar ihr eigener Herzog

Bernhard der Billunge nährte keine Entwürfe des Ehrgeizes; aber er und viele der sächsischen Großen waren für den Markgrafen Eckhart von Meissen und Thüringen, einen gegen die Wendenvölker wie in Italien vielfach bewährten Helden, mit dem der Baiern sich nicht zu messen vermöchte. Doch war Eckhart nicht sein einziger Nebenbewerber; auch Herzog Herrmann von Schwaben und Elfaß, ein tüchtiger Kriegsfürst, fühlte sich stark genug zum Könige der Deutschen, und hatte von dem größten Theil der zu dem Leichenbegängniß Ottos III. in Aachen versammelten Fürsten schon die Zusage erhalten.

Es begann nun, wie in den Wahlreichen neuerer Zeit, ein Kampf der Partheien, doch mit dem Unterschiede, daß es keine auswärtige Macht gab, denselben zu ihrem Vortheil zu lenken. Statt die Entscheidung auf die allgemeine Versammlung der Reichsstände zu bringen, hielten die Fürsten Zusammenkünfte in den Provinzen. Also versammelten sich die sächsischen Bischöfe und Großen zu Frose, einer Pfalz im Lande Magdeburg. Die Mehrzahl ward für den tapfern Eckhart gewonnen; nur Graf Lothar von Bernburg war ihm, und dies nicht ohne Ursache, entgegen. Eckhart hatte nemlich früher seine Tochter Luitgarde Lothars Sohne Werner versprochen, nachmals aber in der Erwartung, daß die schöne Jungfrau wohl des Kaisers Gemahlin werden könne, sein Wort nicht gehalten, und das Glück der Verlobten gehindert. Da entführte, als der grausame Vater mit dem Kaiser in Italien war,

*) Ditmar p. 379.

ber von Jugend und Liebe glühende Werner die geliebte Luitgarde aus Quedlinburg, wo sie bei ihrer Base Mathilde sich aufhielt, und brachte sie nach seinem Schlosse Walbeck. Als bald bot die Regentin Mathilde die Fürsten und Kriegsleute auf, die Geraubte zurückzuholen; sie fanden aber die Feste verschlossen und den Inhaber zum Widerstande gerüstet; auch erklärte Luitgarde selbst, daß sie bei ihm bleiben wolle. Darauf rief die Regentin eine Versammlung nach Magdeburg, und Werner ward vorgeladen, vor derselben zu erscheinen, und Luitgarden auszuliefern, wenn er nicht in die harte Strafe des Jungfrauenraubes verfallen wolle. Der Jüngling, der die Unmöglichkeit des Widerstands gegen den Beschluß der Fürsten erwog, fügte sich, und übergab die Braut; doch mußte er mit seinen Helfern im demüthigsten Anzuge, barfuß, für sein Vergehen Verzeihung erflehen; auch ist ihm Luitgarde nicht eher als nach Eckharts Tode zu Theil geworden. Diese Härte kam jetzt dem Markgrafen heim, indem Lothar, um des Sohnes Unglück zu rächen, den zu Frose versammelten Fürsten vorschlug, die Wahl auf eine andere Zusammenkunft, zu Werla, zu verschieben. Da merkte Eckhardt, daß Lothar seine Absichten vereiteln wolle, und fragte ihn voll Verdruß: Warum bist du mir so entgegen? Dieser aber antwortete: Siehst du denn nicht, daß an deinem Wagen das vierte Rad fehlt? Doch verlor der Meißner die Hoffnung nicht, und kam selber nach Werla. Hier aber wurden durch den Einfluß Lothars und durch die Bemühungen Adelheids und Sophiens, der Schwestern des verstorbenen Kaisers, die Gemüther der Fürsten für den bairischen Hein-

rich gewonnen, und einstimmig rief die Menge, derselbe solle mit Hülfe Christi und nach Erb recht ihr König werden. Eckhart zog traurig von dannen, und nahm seinen Weg nach dem Rhein, um auf der Versammlung der Lothringer, die zu Duisburg gehalten werden sollte, für sich oder für Herrmann von Schwaben zu wirken, weil er voraus sah, daß Heinrich ihm ein gehässiger König werden würde. Da er indes zu Paderborn den Aufschub dieser Versammlung erfuhr, wandte er nach Thüringen um, in der Meinung, dort viele Freunde zu haben. Aber des unglücklichen Helden wartete heimtückischer Mord. Zwar ward er zu Nordheim auf dem Hofe eines Grafen Siegfried, wo er eingelehrt war, um wenige Stunden zu rasten, von der Hausfrau, Ethelinde, vor ihren Stiefföhnen Benno und Siegfried gewarnt, die sich mit ihren Brüdern Heinrich und Udo zu seinem Untergange verschworen hätten; daher möge er wenigstens diesen Tag nicht weiter reisen. Aber der Furchtlose erklärte, nicht weilen zu können, und zog weiter auf dem Wege nach Nordhausen bis Pöbde, einem kaiserlichen Hofe. Hier wurde er in seinem Schlafzimmer von seinen Feinden überfallen, und nachdem zwei seiner Begleiter gefallen waren, nach tapfrer Gegenwehr von dem jungen Grafen Siegfried mit einem durchs Fenster geworfenen Speere getödtet. Seinen abgehauenen Kopf trugen die Mörder im Triumphe davon. „Die eigentliche Ursache dieser Schandthat, sagt Dietmar, kann ich nicht angeben, ob es aus Rache dafür geschehen, weil auf Anreiß dieses Markgrafen der Graf Heinrich vom Kaiser einst mit Geißelhieben gestraft worden, oder weil, wie andere erzählen, sein

hochmüthiges Betragen zu Werla viele beleidigt hatte, *) das aber weiß ich, daß er eine Zierde des Reichs, ein Trost des Vaterlands, eine Hoffnung der Unterthanen, ein Schrecken der Feinde war, und in allen Stücken ein ganz vollkommener Mann gewesen wäre, wenn er nur in der Niedrigkeit hätte verharren wollen.“ Dennoch war Eckharts ehrgeiziges Streben nicht strafbar, da sein Gegner auf den Thron nur einen Anspruch, grade nicht ein Recht besaß.

Deutschland aber empfand bald, was es an diesem Manne verloren. Boleslaus der Pole, den der gewaltige Markgraf bisher in Furcht gehalten, brach auf die Nachricht von seinem Tode alsbald in die östliche Markgraffschaft ein, und bemächtigte sich der Städte Bauken, Strela und Meissen; von da drang er unter dem Vorgeben, die Sache des Herzogs Heinrich zu verfechten, und im Namen desselben zu handeln, bis an die Elster. Viele der deutschen Landherrscher traten, um das Ärgste zu vermeiden, in die Dienstbarkeit des Slaven, während Heinrich, des Beistandes der Baiern, Ostfranken und Sachsen versichert, nach Mainz zog, und

dieselbst am 6ten Junii vom Erzbischof Willigis die Salbung und Krönung empfing. Umsonst hatte Herzog Herrmann von Schwaben versucht, ihm den Weg dahin abzuschneiden; ebenso wenig gelang es aber auch dem neuen Könige, diesen mächtigen Gegner zum Gehorsam zu bringen. Also überließ König Heinrich das obere Deutschland seinem Schicksal und wandte sich nach Sachsen. Zu Merseburg hatten sich die sächsischen Großen versammelt, namentlich die Erzbischöfe Luizo von Bremen und Giseker von Magdeburg, die Bischöfe Rothar von Paderborn, Bernward von Hildesheim, Arnulf von Halberstadt, Ramward von Meissen, Bernhard von Verden, Hugo von Zeitz, die Herzoge Bernhard von Sachsen und Boleslaus von Polen, der letztere in der Hoffnung, daß der auf dem Thron noch unbefestigte Heinrich ihn im Besitz seiner Eroberungen bestätigen würde, ferner die Markgrafen Lothar und Gero, der Pfalzgraf Friedrich von Sachsen und viele andere, deren Zahl den Geschichtschreiber ermüdet hat. Ein feierlicher Huldigungsact ward gehalten.

*) Der gute Markgraf war bei all seinen Verdiensten wenig galant. Zu Werla kam er einst mit dem Herzoge Bernhard von Sachsen und dem Bischof Arnulf von Halberstadt in einen Saal, wo die Tafel für die Prinzessinnen Sophie und Adelheid, Ottos III. Schwestern, bereitet war. Als bald setzten sie sich hin, aßen alles auf, und gingen ihres Weges. Dies nahmen die Prinzessinnen so übel, daß man nachher glaubte, Eckharts Tod sei eine Rache für diese Ungezogenheit gewesen.

(Die Fortsetzung dieses Kapitels folgt im nächsten Heft.)

Thronbesteigung Heinrichs II.

(Fortsetzung des siebenzehnten Kapitels.)

Herzog Bernhard von Sachsen nahm statt der übrigen das Wort, eröffnete dem Könige den Willen, die Hoffnungen und die Gesetze des Volks, und fragte ihn im Namen desselben, was er ihnen mit milden Worten zu versprechen, und mit reblichen Thaten zu halten gedenke? Heinrich dankte für den guten ihm erwiesenen Willen, und versicherte bei seiner königlichen Ehre, daß er ihr Gesetz in alle Wege zu halten, auch alle ihre verständigen Forderungen zu achten bedacht seyn werde. Ein lauter Zuruf des umherstehenden Volkes erscholl. Darauf überreichte ihm der Herzog Bernhard die heilige Lanze, und alle Anwesende schwuren ihm als ihrem Könige Treue. Für diese Bereitwilligkeit erhielt Herzog Boleslaus von Polen einen Theil der eroberten östlichen Markgrafschaft, die heutige Niederlausitz nebst Bautzen, zur Lehn, mußte indeß Meissen, obwohl er viel Geld darum bot, zurückgeben; der König übertrug es dem Grafen Gunzelin, einem Bruder des ermordeten Eckhart. Die von ihm gelobte Treue war indes von kurzem Bestand. Beim Abzuge des Herzogs aus Merseburg, entstand zwischen den Polen und Deutschen ein heftiger Streit, den die erstern dadurch rächten, daß sie auf dem Heimwege die Stadt Strehla in Brand steckten, und viele Landesbewohner als Gefangene fortführten.

Statt diese Unbill zu rächen begab sich König Heinrich auf den Weg nach Lothringen, um

auch in diesem Lande als König anerkannt zu werden. Auf dieser Reise kam es zwischen den Baiern, die im Sachsenlande plündern wollten, und den Sachsen, die ihnen wehreten, zu blutigen Händeln. In Corbei fand der König seine Gemahlin, die fromme Kunigunde, und ließ ihr nebst seiner Muhme Sophie, zu Paderborn vom dasigen Bischof eine Krone aufsetzen. Die lothringischen Großen hatten sich zu Duisburg versammelt, und warteten auf den Erzbischof Heribert von Köln. Dieser aber, von Heinrich durch die gewaltsame Abnahme der Reichskleinodien schwer beleidigt, kam nicht; auch zürnte Heribert darüber, daß sich der König gegen alles Herkommen zu Mainz von dem dasigen Erzbischof krönen gelassen. Doch achteten die übrigen Bischöfe und Fürsten seines Ausbleibens nicht, erkannten Heinrich als König, und führten ihn nach Aachen, wo er feierlich auf den Thron Karls des Großen gesetzt ward. Also ist König Heinrich von den einzelnen Völkerschaften des Reichs, zu Mainz von den Baiern und Franken, zu Merseburg von den Sachsen und Slaven, und zu Duisburg und Aachen von den Lothringern zum König erhoben worden. Nach diesem hat sich auch Herzog Herrmann von Schwaben zu Bruchsal unterworfen, und die Bestätigung seiner Reichslehen erhalten, doch den Schaden zu ersetzen versprechen müssen, den er der Stadt Straßburg, die es nebst ihrem Bischof mit dem Könige gehalten, zugesügt hatte.

Diesen Sieg über seinen gefährlichen Nebenbuhler verdankte König Heinrich vornehmlich dem Markgrafen im Nordgau, Heinrich von Schweinfurt, Herren zu Kummerthal und Heersburg, einem tapfern und unerschrocknen Manne, der ihm auch die Gunst der Franken zu gewinnen behülfflich gewesen. Derselbe aber hatte solche Dienste in der Hoffnung geleistet, daß ihm der König das Herzogthum Baiern übertragen würde, wie der erste Otto dem Billung sein Sachsen gegeben; darum sandte er zu dreimalen Anfragen um das eröffnete Lehn. Der König aber antwortete aus seinem Feldlager am Bodensee: „Er könne den Baiern ihr Recht, sich selber einen Herzog zu wählen, nicht schmälern. Der Markgraf solle warten, bis er, der König, selbst in jene Gegenden käme, und sich mit den Fürsten des Landes gemeinsam über die neue Verleihung berathen habe.“ Dieses Wahlrecht der Baiern aber ward nur als Vorwand gebraucht, den Ungestümen hinzuhalten; schon hatte der König auf Andringen seiner Gemahlin Kunigunde, ihrem Bruder, dem Grafen Siegfried von Lützelburg, das Herzogthum Baiern zugebacht; nicht achtend der Verdienste des Markgrafen Heinrich, so wenig als der Wünsche seines eigenen Bruders Bruno, der, wenn irgend ein anderer, ein Recht auf das Land seines Vaters zu haben vermeinte.

Darüber traten beide gegen den König in ein Verbündniß, zu dem sich Ernst der Babenberger, aus dem Geschlechte der Markgrafen von Oesterreich, ein junger ruhmstüchtiger Kriegsmann, gesellte. Dazu sandte ihnen Boleslaus der Pole, der sich damals auch des Landes Böhmen bemächtigt hatte, heimlich polnisches und

böhmisches Volk. Mit diesen und ihren Leuten begannen sie Fehde in einer friedsamem Landschaft, durch welche der König reisete, und entfliehen ihm bei Heersburg einen großen Zug Wagen mit kostbarem Gut. Diesen Raub brachten sie auf des Markgrafen Schloß Kummerthal. König Heinrich zog vor dasselbe. Da nun Magan, der Hauptmann, seine Macht und Kriegsmaschinen sah, öffnete er die Thore, wobei die wendischen Kriegersleute leicht übervorthelt worden seyn mögen; denn nur sie wurden als Leibeigene vertheilt. Die Burg ward zerstört. Der König aber zog weiter vor Krusai, (das heutige Creußen im Baireuthschen,) wo der Markgraf seine Gemahlin und Kinder der Obhut seines Bruders Bucco vertraut hatte; er selbst war nebst dem Babenberger Ernst in den Wäldern versteckt, und brach oft schwärmend auf das königliche Heer, das die Feste umlagerte, zu großem Schaden desselben hervor. Da sandte der König vierhundert der Kühnsten aus, ihn zu fangen. Sie fanden, durch die Geschwindigkeit eines Landmanns unterrichtet, das Lager der Fehder, verschücheten sie aber durch ihr Feldgeschrei Kyrie Eleison zu früh; nur Ernst ward gefangen und vor den König geführt. Die Richter erkannten ihm den Tod zu, Erzbischof Willigis von Mainz aber rettete ihm durch seine Vorsprache das Leben, welches er nachmals nur zu Abentheuern verwendet hat.

Als Bucco diesen Unfall seines Bruders erfuhr, ward er mit Gerbergen, seiner Gebieterin, eins, und übergab dem Könige, gegen freien Abzug mit allen Personen und Gütern, die Feste. Heinrich befahl, sie zu zerstören; doch

jammerte es die, so es thun sollten, und sie ließen die Gebäude stehen.

Mitten in diesem glücklichen Fortgange erscholl von der Elbe her Nachricht, daß Boleslaus der Pole die geheuchelte Freundschaft gebrochen habe. Um den mit ihm verbündeten Empörern Luft zu machen, kam er mit großer Macht, beehrte von dem Markgrafen Gunzelin die Räumung der Stadt Meissen, und ging als dies abgeschlagen ward, über den Fluß. Schrecklich empfand das Land die Gegenwart der Barbaren; der besonders gut angebaute Gau Glomazi wurde an einem Tage verwüstet, und über 3000 Gefangene hinweggeschleppt. Der König aber ließ sich durch diesen Einfall in Besetzung des fränkischen Aufruhrs nicht stören. Bald sah sich Markgraf Heinrich genöthigt, in seine Burg Crona selber die Flamme zu werfen, und mit seinem Freunde Bruno und seinem übrigen Anhang zu Boleslaus nach Böhmen zu flüchten, wohin er seine Gemahlin und Kinder schon vorangeschickt hatte. Nur sein Stammschloß Schweinsfurt stand noch unversehrt; es war der Wohnsitz seiner Mutter Cila, die in ihm das Unglück ihres Hauses betrauerte. Da sandte der ergrimimte König den Bischof Heinrich von Würzburg und den Abt Erchanbold von Fulda mit ihren Bannern aus, auch diese Feste zu zerstören, daß dem Aufrührer im ganzen Reich keine frohe Stätte mehr sey. Cila, die edle Frau, trat ihnen grüßend entgegen. Sie ward ermähnt, die Heimath ihrer Ahnen zu verlassen, die in Staub und Asche verwandelt werden müsse. Sie aber weigerte sich mit stolzer Entschlossenheit, trat in die Kirche, und schwur, den Altar umfassend; sie wolle diese Stätte nicht

verlassen, und lieber in den Flammen über dem Staube ihrer Väter umkommen. Auf dieses pflögen die geistlichen Heerführer Rath, und gaben das Feueranlegen auf, ließen aber Ringmauern und Thürme abtragen, indem sie der edlen Frau unter vielen Trostworten versprachen, nach ihres Gatten Ausöhnung mit dem Könige, den Wiederaufbau aus eignen Mitteln zu fördern. Aber noch harrte der trotzig Heinrich auf die Hülfe des Polen. Erst als dieser im folgenden Winter vergeblich in Baiern eingefallen, und vor der überlegenen Macht des Königs in sein Land zurückgewichen war, bereute der Unglückliche sein vermessenenes Beginnen, eilte nach Merseburg, wo er den König suchte, und warf sich ihm demüthig am Tage der Lichtmess zu Füßen. Dieser aber befahl, ihn in das Schloß Witganstein (Siebichenstein bei Halle,) zu führen, und ihn dort streng zu bewachen. Ueber ein Jahr nachher kam dem Gefangenen unerwartete Hülfe. Als nohmlich König Heinrich im böhmischen Kriege gegen Boleslaus bis Prag vorgerückt war, und den vertriebenen Herzog Jaromir wieder in sein Land eingesetzt hatte, predigte Bischof Gottschalk von Freisingen vor ihm und der glänzenden Fürstenoersammlung von der Pflicht, glückliche Erfolge der Gnade Gottes, nicht aber dem eigenen Verdienst zuzuschreiben, und wandte sich dabei mit den Worten an den König: „Ich bitte dich, liebster Herr, bei dem Namen und der Liebe dessen, der seinem Schuldner zehntausend Pfunde, das ist, den Juden die Verschmähung seines Gesetzes erließ, du wollest auch die Bande des ehemaligen Markgrafen, und jetzt wie ich hoffe wahrhaft reuvollen Heinrichs, lö-

fen, und ihm Gnade verleihen, auf daß du heute mit freudigerem Herzen beten mögest: Vergieb uns unsre Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern!“ Diese Ermahnung rührte den König zu Thränen, und er gelobte alsbald, den Gefangenen zu entlassen. Zwölf Jahre nachher ist Heinrich von Schweinfurt auf seinem Stammschloße büßfertig gestorben, und außerhalb der Kirche neben der Thüre begraben worden. Auch des Königs Bruder Bruno, der nach Ungarn zu König Stephan, dem Gemahl seiner Schwester Gisela entflohen war, hat nachmals

Gnade, und, da er in geistlichen Stand trat, das Bisthum Augsburg erhalten.

Das Herzogthum Baiern aber empfing der Königin Bruder, Heinrich Graf von Lurenburg (Luzilinburg) und Ardenne, am 21sten März des Jahres 1004 auf offnem Landtage zu Regensburg, wo der König ihm feierlich das Speersfähnlein überreichte, zur Erinnerung, wie ein Herzog in Baiern seinem Könige treu im Heere folgen müsse. Doch hat er ihm geringe Treue erwiesen.

Achtzehntes Kapitel.

König Heinrichs II. italienische und polnische Züge.

Wie König Heinrich nur nach und nach von den einzelnen Völkerschaften der Deutschen anerkannt ward, also erhielt er auch erst nach langer Zögerung die lombardische und die römische Krone. Die italienischen Großen meinten, da sie nur Otto I. und seinen Nachkommen Treue geschworen, mit deren Ausgange ihrer Verpflichtung gegen das sächsische Fürstenhaus erledigt zu seyn, und erhoben, ehe noch Heinrichs Wahl in Deutschland beendet war, auf einem Reichstage zu Pavia einen aus ihrer Mitte, den Markgrafen Harduin von Ivrea, am 15ten Februar 1002 zum Könige von Italien. Dieser, ein tüchtiger Mann, gab sich anfangs Mühe, durch Güte und Nachgiebigkeit Gunst zu gewinnen; darauf, als Arnulf, Erzbischof von Mailand,

Parthei gegen ihn machte, und viele seiner ersten Anhänger abwendig wurden, übte er unziemliche Strenge, und schleifte unter andern den Bischof von Brescia bei den Haaren auf der Erde. Also schickten noch in demselben Jahre die Italiener nach Deutschland, und riefen den König Heinrich herbei. Dieser, im eignen Reiche noch unbefestigt, sandte den Herzog Otto von Kärnthen, mit geringer Mannschaft, weil er nach den Ausfagen der Gesandten den Sturz Harduins für leicht hielt. Harduin aber, der die Pässe von Verona besetzt hatte, und die untreuen Großen hinderte, zu den heranziehenden Deutschen zu stoßen, überfiel die letztern, als sie den Durchzug durch die Pässe begehrten, und schlug sie durch Doppelmacht, daß ihrer wenige

entkamen. Desto schwerer lastete nunmehr sein Joch auf dem Nacken der überwältigten Gegner. Darum bald eine neue Gesandtschaft nach Deutschland, und, nach Bezwingung Heinrichs von Schweinfurt, ein Zug König Heinrichs über die Alpen. Harduin, von seinem Heere verlassen, wich vor der überlegenen Macht des Königs der Deutschen. Dieser zog über Verona und Brescia nach Bergamo, hielt auf der Ebene daselbst einen großen Reichstag, und zog von da nach Pavia, wo er am 15ten Mai 1004 von den italienischen Großen zum Könige erwählt ward, und aus den Händen des Erzbischofs Arnulf von Mailand die eiserne Krone empfing. Das Land sahe voll Hoffnung dem neuen Regimente entgegen, aber grade die Einwohner von Pavia waren Harduins Freunde. Also kam es noch am Abend der Krönung, beim Trunk, zwischen ihnen und den deutschen Kriegsleuten zu blutigen Händeln. Ein Haufe wüthender Bürger zog nach dem Pallaste des Königs. Umsonst vermählte sie der Erzbischof Heribert von Eßln aus einem Fenster herab zur Ruhe; er ward durch Pfeile und Steinwürfe zurück getrieben. Der König floh in das Kloster des h. Peters, und die ganze Nacht hindurch schlugen sich Deutsche und Italiener in den Straßen, in welche am Morgen auch das vor der Stadt gelagerte Kriegsvolk herein drang. Da nun die Bürger von den Häusern Steine herab warfen, legten die Deutschen Feuer an, und verbrannten die Stadt sammt dem Pallaste. Dieser Auftritt hatte Heinrichen den Aufenthalt in Italien so

widrig gemacht, daß er noch in demselben Monate über Mailand nach Deutschland zurück zog. Darauf ward Harduin auf mehrere Jahre Herr des unglücklichen Landes.

Mit gleichgültigen Augen betrachtete der König des Deutschen Italiens Verlust und Zerrüttung, aber mit Bekümmerniß blickte er, als er nach Sachsen, in den blühenden Paradieseshof der Sicherheit und Fruchtbarkeit *) zurückgekehrt war, auf des Herzogs der Polen wachsende Macht, welche diesem Paradiese Zerstörung drohte. Dieser war damals, was späterhin im Westen der Franzose für Deutschland geworden, ein räuberischer Nachbar, der nach dem Lande und den Schätzen der Deutschen begierig, durch geschickte Benugung der Umstände ihrer Grenzen Meister zu werden suchte. In der durch Heinrichs Thronbesteigung herbeigeführten Verwirrung hatte er schon die Lausitz und das Land der Milziener bekommen, und nur mit Verdruß Meissen, seine schon erfasste Beute, fahren gelassen. Dafür erwarb er im Jahre 1003 das schöne Land Böhmen, mehr durch List als Gewalt, indem er den grausamen Herzog Boleslaus Rufus, den sein Volk vertrieben hatte, erst wieder einsetzte, und ihn dann, als die Böhmen den Tyrannen bei seinem eignen Beschützer verklagten, geblendet vom Thron stieß. Seitdem beherrschte Boleslaus der Pole, genannt Chrobri, das ist der Kühne, das gesammte Slavenland, das sich von der Elbe bis an die Grenzen der Litthauer und Russen, von der Ostsee bis an Ungarn, erstreckte, und weigerte sich im

*) Saxoniam, ut saepe professus est, securitatis ac totius ubertatis quasi florigeram paradisi aulam revisit. Ditmar p. 378.

Gefühl dieser Macht, dem Könige der Deutschen wegen Böhmen die Huldigung zu leisten.

Da entbot K. Heinrich in der Mitte des Augustmonats alle Christo und ihm Getreue nach Merseburg zu einem gewaltigen Kriegszug. Um den Feind zu täuschen, wurden auf der Elbe eine Menge Fahrzeuge herbei geschafft; plötzlich aber, nachdem große Regengüsse und Ueberschwemmungen den Abmarsch um mehrere Tage verzögert hatten, führte der König das Heer durch die Gebürgspässe nach Böhmen. Bei ihm war Jaromir, der Bruder des geblendeten Böhmenherzogs, der das Land als sein Erbe begehrte. Den Hauptweg im Walde Miriquidvi glaubte Boleslaus durch Befestigung eines Berges, der ihn beherrschte, unzugänglich gemacht zu haben; aber K. Heinrichs Geharnischte vertrieben die ungewappneten polnischen Bogenschützen leicht, und schon zogen die Deutschen durch die Pässe, als Boleslaus noch zu Prag an der Abendtafel seinem Kapellan Reginber, der Besorgnisse über ihre Ankunft äußerte, die scherzende Antwort gab: „Wenn sie auch wie die Frösche hüpfen, so könnten sie doch hieher nicht kommen!“ Aber sie kamen; denn auf Jaromirs Ansprache gingen alle böhmischen Kriegsvölker über, und die Einwohner vieler Städte erschlugen ihre polnischen Besatzungen, und öffneten den Deutschen die Thore. Also in Saaz, wo der fromme König selbst diejenigen Polen, die der Volkswuth entgangen waren, ihrer Sicherheit wegen in einer Kirche zu verschließen befohl. Während derselbe hier die Ankunft der Baiern erwartete, zog Jaromir voran nach Prag, um wo möglich den Polenfürsten selber zu fangen. Dieser aber, durch die in der Nacht

auf dem Wissegrad gezogenen Sturmglocken geweckt, entfloh mit seiner Schaar. Am Morgen ward Jaromir vom ganzen Volke feierlich am Thore empfangen, und mit großer Freude in die Stadt geführt; alle den Polen abgenommene Beute ward ihm übergeben. Darauf geleiteten sie ihn auf den Wissegrad, und riefen ihn zu ihrem Herzoge aus. Als solcher ging er mit all seinem Volke und Adel dem Könige der Deutschen entgegen, und begrüßte ihn als seinen Herrn und Befreier. K. Heinrich trat bei seinem Einzuge in die böhmische Hauptstadt in die Kirche des h. Georg, und ertheilte darauf dem neuen Herzoge von Böhmen in feierlicher Versammlung die Belehnung von Reichswegen. In dieser Herrlichkeit war es, wo er, wie oben gemeldet, dem gefangenen Markgrafen von Schweinfurt verzieh. Den Rückweg nahm er, in Begleitung Herzog Jaromirs, durch sehr beschwerliche Gebürgswege in das Land der Milziener, die heutige Oberlausitz, und lagerte sich vor Budissin. Die Besatzung leistete entschlossenen Widerstand, und an der Seite des Königs ward einer seiner Kriegsknechte durch einen Pfeilschuß von den Bollwerken erlegt; der tapfere Hamuza, als er die Belagerten mit Ausforderungen zum Zweikampf bis dicht an die Mauern verfolgte, von einem halben Mühlstein getödtet; Tommo, ein anderer Kriegsmann und gewaltiger Jäger, am Ufer der Spree durch Steinwürfe niedergeworfen, und sein Waffenträger, der ihn lange vertheidigte, über ihm mit dem Speere durchstossen. Endlich kamen Boten des polnischen Herzogs an den Befehlshaber, die Stadt gegen freien Abzug der Besatzung zu übergeben. Als dies geschehen war,

ließ der König die fast zerstörte Befestigung wieder herstellen, und entließ dann sein durch Schwerdt und Hunger sehr verringertes Heer.

Der Krieg aber war nicht zu Ende. Im August des folgenden Jahrs 1005 zog K. Heinrich mit den Herzogen Heinrich von Baiern und Jaromir von Böhmen über die Elbe, und nahm seine Richtung gegen die Oder in das eigentliche Polen; einen Tagemarsch von der Oder stießen von den heidnischen Lutiziern oder Wilzen von Rhetra, durch Geld gewonnene Hülfsvölker zu ihm; vor sich her hatten sie ihre Götter gesendet. Bei Crossen, am Einfluß des Bobers in die Oder, fand er den Herzog Boleslaus gelagert, ihm den Uebergang zu verwehren. Da befahl der König, Schiffe und Brücken zu fertigen; doch nach sieben Tagen fanden seine Kundschafter eine Fuhr, durch welche in der Abenddämmerung sechs Kriegshaufen ohne Verlust hinüber gingen. Auf diese Botschaft brach Boleslaus sein Lager ab, und zog sich tiefer in sein Land. K. Heinrich aber hielt mit allem Volk ein feierliches Dankgebet, und zog nun in Sicherheit über den Strom. Zwar wurden auf dem Weitermarsche die deutschen Vortruppen, als sie auf die zögernden Lutizier warteten, in ihren Zelten von den Polen überfallen und auf das Hauptheer zurück geworfen, der König ließ sich indeß nicht irre machen, und zog weiter gen Meseritz, einer Abtei, die er, obwohl die Mönche entflohen waren, gegen alle Belästigung von Seiten des Heers in Schutz nahm. Er feierte hier das Fest der Thebaischen Legion, und drang dann, ohne dem Feinde Zeit zum Uebernachten in einer seiner Städte zu lassen, bis auf zwei Meilen vor Posen vor. Hier aber ward er

durch die Vorstellungen seiner Großen zum Stillstehen genöthigt; das Heer mußte, um Lebensmittel zu finden, große Streifpartheien aussenden, und ward durch die Angriffe und Unfälle, welche dieselben erlitten, sehr geschwächt. Da kamen Boten von Boleslaus mit Vorschlägen zum Frieden, welche der König annahm, und zu dessen Unterhandlung und Abschluß er den Erzbischof Tagmo von Magdeburg in die Stadt sandte; gegenseitige Eide und Freundschaftsversicherungen wurden geleistet, die Bedingungen aber hat der Geschichtschreiber nicht angegeben. Die Unsrigen, sagt er, zogen fröhlich nach Hause, weil sie durch die Länge des Wegs wie durch Hunger und Kampf viel Uebles erlitten hatten. Darauf wurde Gericht über diejenigen gehalten, welche die Anschläge des Polensürsten zum Verderben der Deutschen begünstigt hatten, und Bruno, einer von der Besatzung zu Merseburg, von den Wenden aber Borisen und Nese muschen, zwei Vornehme mit mehrern ihrer Helfer, zu Wallerleben gehenkt. Arnaburg, ein zerstörter Platz, wurde wieder aufgerichtet, und unrechter Weise entzogenes Gut zurück genommen.

Drei Jahre darauf (1008), als K. Heinrich zu Regensburg das Osterfest feierte, kamen Boten von den Niederlausitzern, besonders von den Einwohnern der großen Stadt Lübben, und von dem Böhmenherzoge Jaromir zu ihm, und klagten, daß der Pole Boleslaus, der doch Günst und Frieden genossen, sie zum Abfall vom Reiche zu bewegen suche. Würdigst du ihn noch länger deiner Günst, fügten sie hinzu, so baue auf unsere Unterthänigkeit nicht länger! Darüber sandte der König den Grafen Herrmann, des

Markgrafen Eckharts Sohn, nach Polen, um dem Herzoge, dessen Tochter seine Gemahlin war, Vorstellungen zu machen. Diese Botschaft nahm der Herzog als Beleidigung auf, und brach alsbald über die Elbe in den Gau der Moresiner, das mit den Magdeburgern in Christo aufgerichtete Bündniß nicht achtend; von da trug er die Verwüstung weiter bis Zerbst, und führte viele Einwohner als Knechte davon. Zwar versammelten sich die Bischöfe und Fürsten dieser Gegend, unter ihnen der Erzbischof Tagmo von Magdeburg, zum Schutze des Landes, und zogen bis Jüterbock; da sie aber ihre geringe Macht erwogen, kehrten sie um, und Boleslaus konnte nun die Gaue Lusizi, Zara und Selpoli, also die ganze Niederlausitz, hinweg nehmen, und endlich auch das vor drei Jahren verlorene Budissin belagern. Umsonst kam Markgraf Herrmann, der diesen wichtigen Ort vertheidigen sollte, unter dem Schutze eines auf sieben Tage abgeschlossenen Stillstands nach Magdeburg, die daselbst befindlichen Großen zur Heranführung des Entsatzes zu bewegen; seine Bitten und Klagen verhallten, bis die zurückgelassne Besatzung die Stadt übergab, und traurig daheim zog. Seitdem blieb das ganze Land der Milziener viele Jahre lang in polnischen Händen. Boleslaus der Kühne aber ward nicht bloß durch Gebietsausdehnung, sondern auch durch kriegerische Einrichtungen mächtig, die ihm gegen die nur langsam versammelten deutschen Lehnsmannschaften große Ueberlegenheit gaben. Er hielt eine Art stehenden Heers, das auf den ersten Wink zu seinem Dienste bereit war; den Besatzungen seiner Grenzschlöffer wies er Landbe-

zirke zum Unterhalt an, nicht sie selber zu bauen, sondern von den Landleuten in Geld- und Natural-Lebensmitteln eine Abgabe, Strozza, das ist Wache, genannt, zu erheben; überdies mußten die Landleute selbst an den Grenzen Nachtwachen thun.

König Heinrich, damals in andre Kriegshändel verwickelt, mußte diese Gewaltthaten ruhig geschehen lassen. Aber Gunzelin, Markgraf von Meissen, hätte seinem Vetter Herrmann wohl zu helfen vermocht, wäre er nur nicht mit den Polen in geheimem Verständniß gewesen. Endlich kam es zwischen ihm und Herrmann zur offenen Befehdung. Der König lud beide Partheien nach Merseburg vor eine Fürstenversammlung, und Gunzelin ward der Begünstigung des Straßenraubs, des Verkaufs christlicher Sklaven an die Juden, vorzüglich aber der Freundschaft mit dem Landesfeinde schuldig befunden. Seine Strafe war Verlust der Markgrafschaft, und persönliche Haft beim Bischof Arnulf von Halberstadt. Darauf ward Meissen dem Grafen Herrmann durch einen königlichen Abgeordneten übergeben, nachdem es noch den Tag vorher, durch eine Schaar Polen, die im Einverständniß mit zwei Wenden der Vorstadt über die Elbe gegangen waren, beinahe überrumpelt worden wäre. Die entdeckten Verräther blühten mit dem Leben. Auf dieses beschloß König Heinrich einen neuen Kriegszug gegen den Herzog. Nach Ostern des Jahrs 1010 sammelte sich das Heer bei Belgern auf dem Landgute des Markgrafen Gero; die Böhmen unter Anführung Herzog Jaromirs stießen hinzu. Ich muß hier, sagt der Augenzeuge Dietmar, das klägliche Loos des Markgrafen

berühren. Wir alle, und ich kann keinen einzigen ausnehmen, betrogen uns nicht als Freunde, sondern als Feinde, nahmen, mit Ausnahme seiner Selbigenen, alles hinweg, und verdarben einiges durch Feuer. Der König konnte es weder verbieten noch bestrafen.“ Von Belgern ging der Zug in die Lausitz. In Jarina, an der Grenze dieser Provinz (dem heutigen Gehren bei Luckau), ergriff man zwei Slaven aus der Stadt Brandenburg, die in feindseliger Absicht gegen den König an Boleslaus geschickt worden waren, und hängte sie, die nichts bekennen wollten, auf einem Hügel. Bald darauf erkrankten König Heinrich und Erzbischof Tagmo, und gingen mit vielen Vasallen und Bischöfen zurück; das übrige Heer ward den Markgrafen Gero und Herrmann, dem Herzog Jaromir und den Bischöfen von Paderborn und Halberstadt übergeben, mit dem Auftrage, die Provinzen Silensi und Diederse zu verwüsten; jene, nach welcher nachmals ganz Schlesien genannt worden ist, begriff einen Theil dieses Landes, etwa die Fürstenthümer Breslau und Brieg, und hatte ihren Namen wahrscheinlich von dem kleinen Flusse Silenza, heut die kleine Lohse genannt, die ohnweit Breslau in die Oder fällt, erhalten; der Gau Diederse aber lag von Glogau aus nach dem Bober und Queis zu. Die Deutschen leisteten dem Auftrage Genüge, und kamen bis Glogau, wo Herzog Boleslaus selbst war. Als das Heer höhrend und ausfordernd an den Mauern vorüber zog, begehrten seine Krieger, er solle sie zum Kampfe herabführen. Er aber sprach: „Das Heer, welches ihr sehet, ist an Menge gering, an Tapferkeit groß. Ueber-

winden wir, so wird es dem Könige nicht schwer werden, ein neues aufzubringen; werden wir überwunden, so ist es um uns gethan. Darum wollen wir ihm auf minder gewagte Weise zu schaden suchen!“ Also verwüsteten die Deutschen ungehindert das ganze Land, und zogen dann über die Elbe nach Hause. Ein ähnlicher Zug unter Anführung des Erzbischofs Walthard von Magdeburg, (denn Tagmo war nun todt,) wurde im folgenden Jahre gegen Pabus unternommen, wobei diese Stadt erobert und verbrannt ward. Dieser unablässigen Kriegszüge ward endlich Boleslaus müde. Er sandte daher seinen Sohn Mizislaus mit Geschenken an den König nach Magdeburg, und erschien dann, der Verzeihung gewiß, selber zu Merseburg. Hier erhielt er die streitigen Länder zur Lehn, schwur den Eid der Treue, und verrichtete am Pfingsttage 1013, da der König im feierlichen Aufzuge zur Kirche ging, das Hofamt eines Waffenträgers.

Dieses gefährlichen Feindes im Osten erledigt, wagte es König Heinrich, den Bitten Papst Benedikts VIII. Gehör zu geben, und die in Italien eingerissne Gesetzlosigkeit durch seine Gegenwart zu zügeln. Am Ende des Jahrs 1013 zog er in Begleitung seiner Gemahlin Kunigunde über die Alpen. Harduin erbot sich, der Krone gegen eine Grafschaft zu entsagen, und ihm seine Söhne als Geiseln zu stellen, aber Heinrich wies ihn zurück. Als er nun von Pavia nach Rom hinab zog, schickte ihm der Papst, der von ihm Hülfe gegen den übermüthigen Adel erwartete, in dessen Händen die Macht über die Stadt war, einen mit vier Edelsteinen und einem Kreuze bezeichneten

goldenen Reichsapfel, wie die griechischen Kaiser ihn trugen, entgegen. Dieser Apfel bedeutete die Welt, und der Fürst des weltlichen Reichs sollte bei seinem Anblick daran denken, die Welt nicht anders zu beherrschen, als daß er des lebendig machenden Kreuzes würdig geachtet werde; die vier Edelsteine aber sollten bezeugen, daß die Herrschaft auf den vier Haupttugenden, wie auf einer Grundlage beruhe. *) Zwölf Senatoren, theils griechisch, theils longobardisch gekleidet, überbrachten ihm dieses Geschenk, und führten ihn in die Peterskirche, wo der Papst ihm und seiner Gemahlin Salbung und Krönung ertheilte. Dabei ward aber ein für allemal festgesetzt, daß kein Fürst sich jemals die kaiserliche Würde anmaßen sollte, wenn ihn nicht der Papst erst dazu tüchtig befunden und gekrönt hätte. Seine eigne königliche Krone hinterließ Heinrich als ein Geschenk auf dem Altar. Es war aber die Macht, welche er durch die Kaiserkrone empfing, nur für einen Namen zu rechnen. Johannes, Sohn des Crescentius, war schon unter Otto III. durch Unterstützung der Stephania kaiserlicher Stadtpräfekt, und nach Ottos Tode Patricius geworden. Als solcher hatte er selbst einen Stadtpräfekten ernannt, und stand allgewaltig an der Spitze des Adels. Lang hatte er die Ankunft des Königs der Deutschen zu hintertreiben gesucht, weil er wußte, daß der Papst, durch Heinrich, in dessen Namen er ihn in Abhängigkeit hielt, frei zu werden hoffte. Doch vermochte auch der gekrönte Kaiser nichts weiter, als einen öffentlichen Gerichtstag halten, und einige Streitfa-

chen nach römischen Rechten entscheiden. Bald nach diesem bezeigten die Römer ihren Verdruß über die Anwesenheit ihres Beherrschers, und ein an der Tiberbrücke entstandener Auflauf mußte mit Waffengewalt gebändigt werden. Der Kaiser ließ die Urheber gefangen nach Deutschland führen, wohin er selbst zurück ging, nachdem er zu Pavia und Verona einige Klosterstreitigkeiten entschieden hatte; denn überall streckte der Adel und die Fürsten raubgierige Hand aus nach geistlichem Gut. Das Jahr darauf (1015) legte Harduin, von Alter und Krankheit geschwächt, die bis dahin behauptete Krone Italiens nieder, und begab sich in das Kloster Fruttuaria, daselbst in Frieden zu sterben. Aber diese Abdankung änderte den Stand der italischen Angelegenheiten für den deutschen König nicht; was konnte ein unruhiges habfüchtigen Großen hingegebenes Land, ohne geregelte Staatsverwaltung und ohne stehendes Heer dem fremden und verhassten Oberherrn gelten, der es, von seinen Vasallen umgeben, im Fluge durchzog, in Rom eine Krone empfing, und, wenn seine Kriegskente ihre Verpflichtung gelöst und den Feldzug geendigt erklärten, von Aufruhr und Giftmischung bedroht wieder nach Hause eilte? Fast jede Krönungsfeierlichkeit war von einem Aufruhr begleitet; in Romanien und der Lombardei, klagt Dietmar, herrscht Nachstellung, und geringe Liebe erwartet den Fremdling. Was er verlangt, muß er bezahlen, und doch erhält er es mit Trug, und verliert oft vergiftet sein Leben. Ueberhaupt hatte das neue Jahrtausend gar

*) Glaber Rufus I. 5, bei Boucquet tom. X. p. 10.

trübseelig begonnen. Es war eine Zeit nicht bloß arm an großen Männern, sondern auch arm an Ideen, welche die Menschenbrust zu höherer Theilnahme zu rühren im Stande gewesen wären. Ueber alle germanischen Reiche ward kein anderes Streben gewahrt, als eine rastlose Erwerbslust des Adels und der Kirche nach liegendem Gut, und Hader zwischen beiden über die Beute; der Kaiser aber, auf dessen Kosten dieses Streben befriedigt ward, schien sich so wenig als die Welt zu begreifen. Gleichermassen war das Papstthum an Männern wie an Ideen verarmt. Wie es damals unter dem Joche des römischen Adels lag, und bittend die Arme nach der Hülfe des Königs von Deutschland ausstreckte, war nicht zu erwarten, daß von ihm noch in demselben Jahrhundert eine Umgestaltung der Welt ausgehen sollte.

Gleich nach Heinrichs Zurückkunft erhob sich neuer Krieg mit den Polen, weil Herzog Boleslaus seiner Lehnspflicht keine Genüge geleistet, und zum Römerzuge kein Kriegsvolk gestellt hatte. Der Krieg ward aber erst erklärt, als der Herzog auf die an ihn ergangene Vorladung, sich nach Merseburg zur Verantwortung zu stellen, nicht erschienen war. Die Verwüstungszüge der Deutschen trafen vorzüglich das heutige Schlesien, und sind nur wegen der Namen einiger Ortschaften merkwürdig, die bei Gelegenheit derselben von Dietmar genannt werden. So außer dem schon angeführten Glogau, der Hauptfestung des polnischen Herzogs, und Crossen, auch Worzislava, das jetzige Breslau, Busine, wahrscheinlich Beuthen, und Nemezi, Nimptsch, eine nach Dietmars Aussage vor Alters von den Deutschen (Nje-

mez) erbaute, und darum von den Slaven also benannte Stadt. Kaiser Heinrich belagerte auf dem Kriegszuge, den er im Jahr 1017 von Sachsen aus nach Schlesien unternahm, Nimptsch mit großer Heeresmacht und Kriegsmaschinen drei Wochen lang, konnte aber des Orts nicht Meister werden, und nahm, da bei einem Ausfall der Besatzung seine Maschinen verbrannt wurden, und überdieß eine Seuche im Heer einriß, seinen Abzug nach Böhmen. In einem dieser Feldzüge wurden die aus dem Gau Diefesie zurückziehenden Deutschen in den morastigen Wäldern dieser Provinz, in der Gegend von Primkenau, angegriffen, und bei zweihundert ihrer Ritter, unter ihnen der Markgraf Gero von der Dsmark, erschlagen. Nach dieser Niederlage gingen die Polen über die Elbe, und berannten Meissen. Die Stadt war mit geringer Besatzung versehen, und schon zweifelte Graf Herrmann an der Bertheidigung, als ihm die Weiber zu Hülfe eilten, die Männer mit Steinen versahen, das hereingeworfene Feuer in Ermangelung des Wassers mit Meth löschten, und so den Ungestüm der Feinde ermatteten. Eine Verbindung, welche damals Kaiser Heinrich mit dem russischen Fürsten Jaroslaus gegen ihren gemeinschaftlichen Feind anknüpfte, blieb ohne Folgen, indem Jaroslaus die versprochene Hülfe nicht leistete.

Endlich, nach vieljähriger gegenseitig verübter Unbill, ward am 30sten Januar 1018 zu Budissin Friede geschlossen, von Seiten der Deutschen mehr nach Noth als nach Ehre. Dhngeachtet die Friedensbedingungen von Dietmar nicht ausdrücklich angegeben sind, ersieht man

doch aus dem folgenden, daß Boleslaus im Besitz der beiden Laußen blieb. Ueberdies erhielt er die Tochter des Markgrafen Eckhardt, die schöne Oda, zur Gattin. Doch waren damit die langwierigen Händel der Deutschen mit den Polen noch nicht vorüber.

Neunzehntes Kapitel.

Die heilige Kunigunde.

Kunigunde, des Grafen Siegfried von Luzilinburg Tochter, war dem frommen Heinrich schon vor seiner Thronbesteigung, da er noch Herzog in Baiern war, vermählt worden. Nach einer alten, von den Chronikschreibern der nächsten Jahrhunderte bereitwillig aufgenommenen und von der Kirche sogar geheiligten Sage, hatten beide bei Schließung ihrer ehelichen Verbindung das Gelübde abgelegt, sich ehelicher Gemeinschaft zu enthalten, und ihre Jungfräulichkeit zur Ehre Gottes mit ins Grab zu nehmen; doch ist es dieser Sage nicht günstig, daß Kaiser Heinrich bei Dietmar den Verlust der Hoffnung, Nachkommenschaft zu erhalten, bedauernd erwähnt, *) und Bischof Arnold von Halberstadt in seinem Schreiben an den Bischof Heinrich von Würzburg Worte des Kaisers anführt, die gleichfalls Bekümmerniß über den Mangel oder den Verlust von Kindern ausdrücken. „Sollte Gott, spricht der Kaiser, mich der Frucht meines Leibes und irdischer Nachkommen berauben, so will ich ihn selbst, wenn

er es also für gut findet, zum Erben einsetzen.“ **) Indes hat sich neben dieser Erzählung von der Jungfräulichkeit der beiden Eheleute, die übrigens den Begriffen jenes Zeitalters von Frömmigkeit und Heiligkeit nicht widerspricht, noch eine andere erhalten, die von Neuern benutzt worden ist, auf die überspannte Tugend der enthaltsamen Kaiserin den Schein heimlicher Buhlerei zu werfen. Nie hatte K. Heinrich, erzählt ein altes Zeitbuch, ***) seine Gemahlin berührt, und sie selbst, die ihre Keuschheit ebenfalls bewahren wollte, gern diesen Entschluß ihres Verlobten genehmigt. Also führten beide ein eheloses Leben. Der Satan aber, welcher niemals geruht hat und vor dem Weltende nie ruhen wird, machte Kunigunden dem Kaiser verdächtig, als ob sie heimlich Ehebruch triebe; der listige Teufel legte die Gestalt eines wohlgestalteten Kriegsmannes an, und trat in derselben drei Tage hinter einander des Morgens früh aus dem Schlafzimmer der Kaiserin. Da sprach der fromme Heinrich

*) Ditmar VI. p. 383. In sobole acquirenda nulla spes remanet mihi.

**) Ludwig Scriptorum Bambergenses I. 117.

***) Mathus in Chronie. Germ. libr. XIV. in Gretseri Vita Cunigundae apud Ludwig I. p. 347.

zahl, der Fürbitten
über nicht achtend,
ging aus von Mainz
ers. Dieser aber,
Trier unterstützte,
in der Hand, und
wohl befestigten
gegen den Kaiser,
belagerte. End-
lich war, entkam
des bairischen
Verhandlungen für
den Kaiser zum
ber nachher seinen
und setzte den Wi-
ort. Zu diesem
er gewährten ihm
baiern und der Bi-
schöflichen Bei-
K. Heinrich zu so-
nem Reichstage zu
des Herzogthums
Dieser aber mit
Oberlothringen
weit Meh eine
he an dessen Ver-
Verwüstung ih-
reich an den Fol-
ihren Bruder
versorgen zu wol-
als Megingaud
für des Erzstifts
die Waffen nie-
tig den Bamber-
schof ernannte;
erfürst, empfing



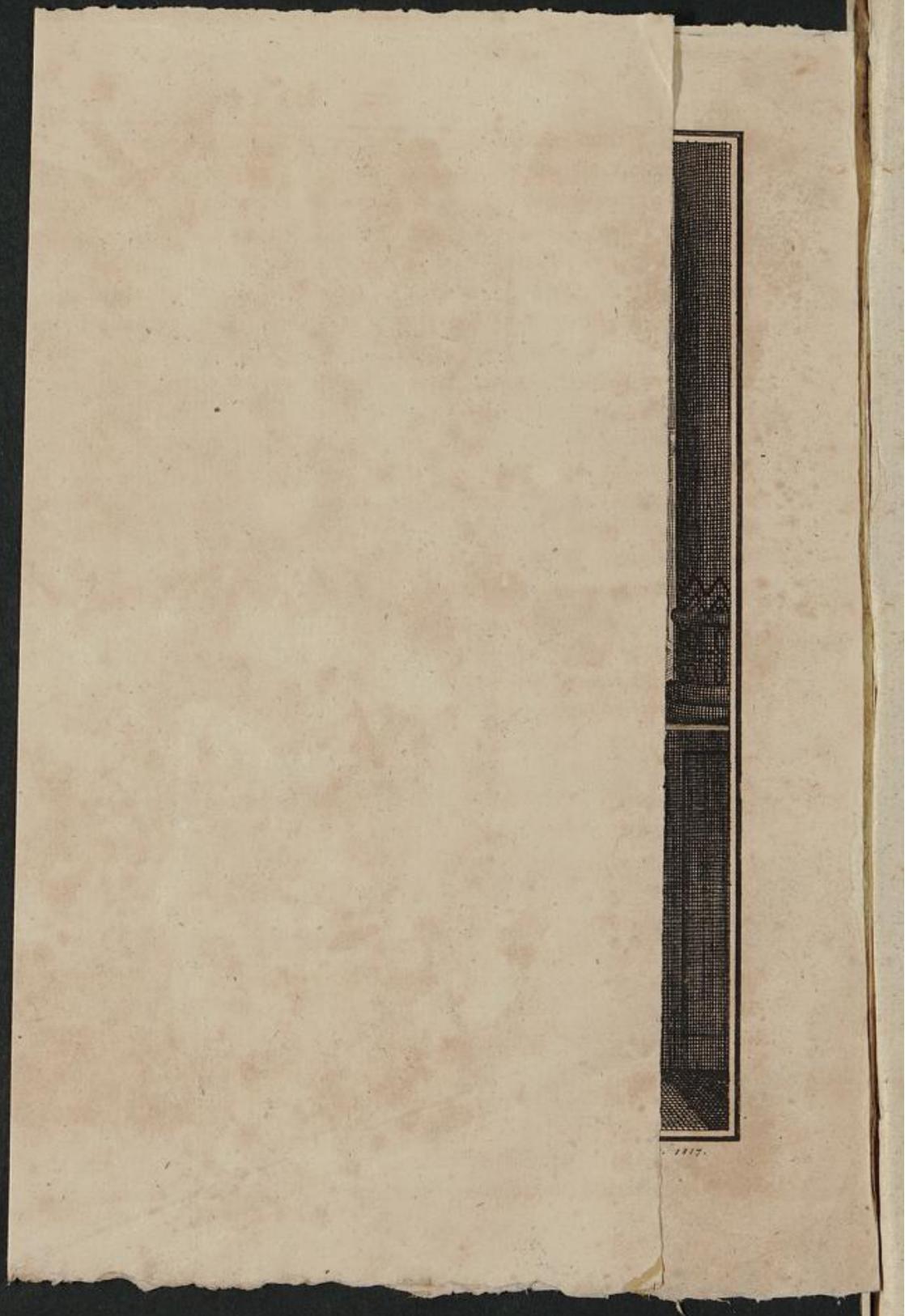




Geopisch del.

Gledtger fecit. 1817.

Die Kaiserin Kunigunde besteht die Feuerprobe ums Jahr 1012.



117.



zu ihr: „Warum heuchelst du Keuschheit vor den Menschen, und erschwerst dadurch dein Gericht? Der, welcher Herzen und Augen gemacht hat, siehet alles, und ihn wirfst du nicht täuschen.“ Die fromme Jungfrau aber entgegnete mit züchtigem und bescheidenem Blick: „Sie freue sich, daß sie an Gott selbst einen Zeugen ihrer Unschuld habe, mit dessen Zeugniß sie zufrieden seyn könne!“ Um indeß ihrem Gemahl allen Zweifel zu benehmen, übernahm sie die Feuerprobe. Nachdem sie also den Namen des Herrn angerufen, daß er seines Ruhms wegen die Unschuld seiner Magd darthun wolle, trat sie fröhlichen aber bescheidenen Angesichts mit bloßen Füßen so oft auf das eben aus dem Feuer gezogene und noch glühende Eisen, als es die Zeugen des Wunders verlangten, welches der Herr an seiner jungfräulichen Magd wirkte.

Soweit die durch keine gleichzeitigen Geschichtschreiber beglaubigte, aber der Aufbeahrung wohl würdige Sage. Auch kann neben derselben die ehrfurchtige auf den Glanz ihres Stammhauses gerichtete Eitelkeit wohl bestehen, mit deren Tügen in der bewahrheiteten Geschichte die heilige Frau ausgerüstet erscheint. Wir haben gehört, wie sie ihrem Bruder Heinrich von Luzilinburg das Herzogthum in Baiern verschaffte. Der Krieg mit Hezilo und Bruno, der dadurch angefaßt ward, war dem Reiche verderblich; aber noch nachtheiliger und für das Ansehen ihres Gemahls wahrhaft schimpflich ward eine andere That ihres Familieneifers. Sie verhalf nehmlich im Jahr 1008 ihrem Bruder Adalbero, der das erforderliche geistliche Alter nicht hatte, ohne den Willen des Kaisers zum erzbischöflichen Stuhle von Trier.

K. Heinrich verwarf diese Wahl, der Fürbitten Kunigundens und ihrer Brüder nicht achtend, und ernannte den Propst Megingaud von Mainz an die Stelle seines Schwagers. Dieser aber, durch die Einwohner von Trier unterstützt, trogte ihm mit den Waffen in der Hand, und vertheidigte sich aus seinem wohl besetzten Pallaste sechzehn Wochen lang gegen den Kaiser, der ihn mit starker Heeresmacht belagerte. Endlich, da er aufs äußerste gebracht war, entkam er mit Hülfe seines Bruders, des bairischen Heinrichs, der trügerische Unterhandlungen für ihn anknüpfte, und dadurch den Kaiser zum Rückzug vermochte, ward aber nachher seinen Versprechungen ungetreu, und setzte den Widerstand gegen Megingaud fort. Zu diesem Ungehorsam gegen den Kaiser gewährten ihm seine Brüder, Heinrich von Baiern und der Bischof Theoderich von Metz, verbrecherischen Beistand. Darüber entbrannte K. Heinrich zu so heftigem Zorn, daß er auf einem Reichstage zu Regensburg seinen Schwager des Herzogthums über Baiern verlustig sprach. Dieser aber mit Adalbero setzte den Krieg in Oberlothringen fort, brachte dem Kaiser ohnweit Metz eine Niederlage bei, und nahm Rache an dessen Verwandten und Anhängern durch Verwüstung ihrer Gebiete. Also litt das Reich an den Folgen des Ehrgeizes der Königin, ihren Bruder mit einem reichen Erzbisthum versorgen zu wollen. Erst viele Jahre nachher, als Megingaud gestorben war, ohne zum Besiz des Erzstifts gelangt zu seyn, legte Adalbero die Waffen nieder, und litt es, daß der König den Bamberger Propst Poppo zum Erzbischof ernannte; Heinrich aber, der entsetzte Baiersfürst, empfing

sein Herzogthum zurück. Seine Schwester, die Königin, feste ihn, nach Dietmars Ausdruck, auf den lange verlassnen Fürstenthron nieder.

Das geringe Glück, welches unter diesen Umständen der fromme Kaiser sowohl in seinem Hause als in den öffentlichen Angelegenheiten fand, stimmte seinen von Natur schwermüthigen Sinn immer düsterer. Darum, als er im Jahre 1019 nach Verdun kam, und in Begleitung des Bischofs Heimo und des frommen Abts Richard das neu gebaute Kloster St. Viti besah, wurde er von seiner Neigung zum stillen und beschaulichen Leben überwältigt, daß er in plötzlicher Begeisterung in die Worte des Psalmisten ausbrach: „Dies ist meine Ruhestätte auf immerdar, diese, die ich mir erwählt habe, will ich bewohnen!“ Der Bischof wurde darüber sehr betroffen, und sprach heimlich zum Abt: „Wenn ihr den Kaiser hier behaltet und seinem Wunsche gemäß zum Mönche macht, geht das ganze Reich zu Grunde.“ Richard, ein sehr gescheuter Mann, überlegte also, wie er das öffentliche Wohl wahrnehmen, und doch auch den Willen des Kaisers befriedigen möge, und kam auf folgenden Ausweg. Er rief eine Versammlung aller Brüder zusammen, und befragte darin den Kaiser mit Ernst, ob er bei seinem Entschlusse, ein Mönch zu werden, beharre? Heinrich bejahete es mit vielen Thränen. Der Abt fragte weiter, ob er auch nach Vorschrift der Regel und nach dem Beispiele des Herrn gehorsam seyn wolle bis an den Tod? Da der Kaiser auch dies bejaht hatte, sprach der Abt: „So nehme ich Euch denn zum Mönche

auf und an, unterziehe mich von dem heutigen Tage an der Sorge für Eure Seele, und will, daß Ihr alles, was ich Euch befehlen werde, in Gottesfurcht thut.“ Heinrich versicherte, daß er es an bereitwilligem Gehorsam nicht fehlen lassen werde. Da erhob der ehrwürdige Abt seine Stimme, und sprach: „Wir wollen und gebieten dennoch, daß Ihr zur Regierung des Euch von Gott übertragenen Reiches zurückkehrt, und mit Furcht und Zittern das Heil Eurer Unterthanen, Eurem Vermögen nach, schafft.“ Der Kaiser, eingedenk seines als Mönch abgelegten Gelübdes, gehorchte nun, obwohl sehr ungern, dem Befehl seines Abtes, und kehrte zur Regierung zurück.*)

Für diesen und andere verfehlte oder wieder aufgegebene Versuche, selbst in den Klosterstand zu treten, entschädigten sich die frommen Ehegatten durch viele und große Gunstbezeugungen und Stiftungen, welche von ihrer Freigebigkeit die Kirche empfing. Viele Kirchen schmückte Heinrich neu, andern verlich er weitläufige Güter. Kunigunde, die Königin, stiftete mit ihrem Gemahl das Kloster Neuburg an der Donau, und aus ihrem eignen Gut das große Kloster Kaufungen in Hessen, in welchem sie in der Folge, nach dem Tode ihres Gemahls, selbst den Nonnenschleier nahm. Zur ersten Abtin desselben ernannte sie ihrer Schwester Tochter Utta, deren üppiges Leben sie aber erst durch einen Schlag ins Gesicht, den sie ihr nach langen immer vergeblichen Ermahnungen gab, und dessen Spuren niemals hinweg gingen, zu besfern vermochte. Das Beispiel der Klosterbau-

*) Auctor Vitae B. Richardi.

ten, das der Kaiser und die Kaiserin gaben, regte andere Große zur Nachfolge an, und einige derselben verwandelten sogar ihre Stammschlösser in Klöster. Bald waren die Verwüstungen der Ungarn zwiefach ersetzt, und statt der niedergerissenen Mönster stiegen mit den Wiederaufgerichteten in allen Gegenden des Landes neue empor. In den Zellen dieser Klöster behauptete sich Zucht und Frömmigkeit weit besser, je ärmer sie waren; doch blieben auch die reichern Pflegerinnen der Wissenschaft und Kunst, Schulen des Adels und des besseren Landbaus. Auf ihren Dörfern und Höfen beschäftigte Stickerei in Gold und Seide viele weibliche Hände, da wurden kostbare Gewänder, Teppiche und Puz der Prachtroffe bereitet, da jene feinen Linnenzeuge gewebt, welche selbst das Ausland bewunderte. Als die Königin Kunigunde zu Kaufungen das Klostergeilübde ablegte, war der dunkle Schleier, den sie über ihr abgeschnittenes Haar zog, das Werk ihrer eigenen Hände. Während ihres funfzehnjährigen Nonnenstandes beschäftigte sie sich außer der Uebung kirchlicher und wohlthätiger Pflichten,

vorzüglich mit der Verfertigung schöner Kirchen-Gewänder und Teppiche, worin sie Meisterin war. Doch verschmähete sie für sich selbst den Schmuck ihrer Kunst. Als sie schon im Sterben begriffen gewahr ward, daß man mit prächtigen Anstalten zu ihrem Begräbniß beschäftigt war, und goldne gestickte Decken über ihre Bahre breiten wollte, raffte sie ihre letzten Kräfte zusammen und rief: „Dieser Schmuck ist nicht mein, nehmt ihn hinweg. Naht bin ich aus dem Schooß meiner Mutter gekommen, und eben so muß ich heimkehren! In dieses Tuch, indem sie auf ihr Nonnenkleid zeigte, hüllet meinen Leib, und setzet ihn dann neben den Sarg meines Bruders und Gebieters Heinrich, den ich schon sehe, wie er mich rufet!“ Sie starb nach der gewöhnlichen Annahme am 3ten März 1038, und ward ihrem Wunsche gemäß zu Bamberg begraben. Paps Innocenz III. hat sie im Jahre 1201 unter die Zahl der Heiligen versetzt. Ihr Kloster Kaufungen ist bei der Reformation auf Befehl des Landgrafen Philipp von Hessen eingezogen worden, und liegt nun lang schon in Trümmern.

Zwanzigstes Kapitel.

Stiftung des Bisthums Bamberg.

Wiewohl die großen Gestirte viel weniger als die kleinen durch Frömmigkeit und Sittenreinheit sich auszeichneten, und die Bischöfe häufig an Luß und Wandel den weltlichen Großen es

gleich thaten, wandte doch der fromme Heinrich seinen Sinn auf Gründung eines neuen Bisthums in einer Gegend, wo es dessen wenig bedurfte; seine Absicht dabei war keine andere,

als seinem Namen in der Christlichen Kirche ein großes Gedächtniß zu stiften. Dieses Gestift war das Bisthum zu Bamberg, und das dazu ausgelegte Gebiet dieselbe anmuthige Landschaft an der Rednitz und am Main, die vor Zeiten König Ludwig das Kind dem tapfern Markgrafen Adalbert von Babenberg, als derselbe in Erzbischof Hattos Fallstricke gefallen war, entrissen und zum Königsgute geschlagen hatte. Kaiser Otto II. verlieh dieselbe an den Herzog Heinrich von Baiern, und von diesem war Bamberg an unsern Heinrich gekommen, der noch als Herzog von Baiern diese Stätte als seine Lieblingsstelle betrachtete, und daselbst oft einsamer Andacht pflegte, auch denselben Ort, als das beste Stück seines Landes, seiner Gemahlin Kunigunde zum Leibgeding aussetzte. Nach wenigen Jahren aber, da er zum Reich gelangt war, und keine Aussicht hatte, Erben zu erhalten, beschloß er, diese Landschaft zur Gründung eines Bisthums zu verwenden, das sein Andenken in der Christenheit lebendig erhielt. In dieser Absicht erbaute er daselbst eine bischöfliche Kirche. Aber um dem neuen Bisthum einen Sprengel zu verschaffen, bedurfte es der Einwilligung der Bischöfe Heinrich von Würzburg und Megingoz von Eichstätt, deren Sprengel in der bambergischen Landschaft zusammen trafen, und welche daher einen Theil ihres Kirchengebiets abtreten sollten. In der That wurde der Bischof von Würzburg durch die Hoffnung gewonnen, seinen Stuhl zu einem erzbischöflichen erhoben und das Bisthum Bamberg demselben unterworfen zu sehen; als er aber merkte, daß diese Erhebung so leicht nicht zu bewerkstelligen sey, nahm er

seine Zusage zurück, und widersetzte sich weiter dem frommen Unternehmen des Königs. Da rief K. Heinrich im Jahre 1006 die Bischöfe des Reichs nach Frankfurt am Main, Heinrich von Würzburg aber erschien nicht. In dieser Versammlung stieg K. Heinrich von dem Thron, auf welchem Karl und Ditto der Große als Herrscher geboten hatten, und warf sich nieder auf die Knie, um von den Bischöfen mit Thränen die Erlaubniß, sein väterliches Gut der Kirche schenken zu dürfen, zu ersuchen; doch wurde er aus dieser demüthigen Stellung vom Erzbischof Willegis von Mainz empor gehoben. Als er geendigt hatte, erhob sich Bernigar, Kapellan des abwesenden Bischofs von Würzburg, entschuldigte die Abwesenheit seines Herrn mit der Furcht vor dem Könige, erklärte, daß derselbe den ihm anvertrauten Sprengel nicht benachtheiligen lassen könne, und beschwor alle Anwesende um der Liebe Christi willen, dieses Beispiel sich selber zum Schaden nicht zu gestatten. Darauf wurden die Freibriefe des Würzburger Bisthums mit lauter Stimme verlesen. So oft nun der König die Meinung der Richter schwanken sah, so oft warf er sich demüthig stehend zu Boden. Dies hatte denn auch die Wirkung, daß, als der den Vorsitz führende Erzbischof Willegis die Stimmen der Versammlung forderte, Tagmo von Magdeburg sich für den Willen des Königs erklärte, und die übrigen ihm beistimmten. Da der Papst Johann XVII. seinen Bestätigungsbrief schon ertheilt hatte, wurde derselbe unterzeichnet, und Eberhard, der Kanzler des Königs, alsbald von Willegis zum ersten Bischof von Bamberg geweiht. Das Hochstift kam unmittelbar unter den päpstlichen

Stuhl gegen eine jährliche Abgabe von hundert Mark Silber und einen weißen Felter im vollen Rüsfschmuck; ein Abkommen, welches nachmals Kaiser Heinrich III. durch Abtretung der Stadt Benevent getilgt hat.

Nach diesem schrieb Bischof Arnold von Halberstadt an den von Würzburg, und stellte ihm die dringende und durch den Apostel Paulus selbst eingeschärfte Verpflichtung vor, der Obrigkeit, die von Gott gesetzt sey, zu gehorchen. *) „Es scheint dir schimpflich, daß deine Kirche ihres Sprengels beraubt werde! Den heiligen Vätern, unsern Vorgängern, schien es nicht schimpflich, sondern gar rühmlich und nützlich, wenn in den ihnen anvertrauten Orten die Gemeine so gewachsen war, daß sie selbst sie nicht mehr besuchen und beobachten konnten, andere Priester zu bestellen und aus Einem Bisthum deren zwei oder drei zu machen, damit das, was Einer weniger vermöchte, von zweien oder dreien besser versehen würde. Aber nun ist alles voll Irthums geworden. Jene trieben ihr Werk, um Seelen zu gewinnen, wir gehen hauptsächlich darauf aus, unsere Leiber zu pflegen. Sie stritten für den Himmel, wir für die Erde. Und doch hätten wir es nicht nöthig: denn Land haben wir genug, und nur über den Himmel möchten wir zusehen, daß wir nicht zu kurz kommen!“ Durch diese Vorstellungen seines Freundes, und dabei durch verschiedene Grundstücke, welche der König an die Kirche zu Würzburg abtrat, wurde Bischof Heinrich bezwogen, von seinem Widerspruch abzustehen,

und den verlangten Theil seines Sprengels an Bamberg zu überlassen.

Nicht also Megingoz, sein Nachbar zu Eichstädt. Dieser war ein rauher, jähzorniger, den leiblichen Genüssen sehr ergebener Mann, der sich aus dem frommen Kaiser wenig machte. So gering war vor demselben seine Ehrfurcht, daß er bei Versammlung der Stände oft bis hart vor des Kaisers Gemach ritt, oder nicht gleich den übrigen Herrn und Fürsten vom Sitz aufstand, wenn der Oberherr aus der Versammlung ging. Wie der Kaiser eines Tags über Eichstädt gen Regensburg zu reisen gedachte, wo Mitterspiele gehalten werden sollten, schickte er seinen Bruder Bruno voraus, ihn dem Bischofe zu melden. Der Abgeordnete forderte auch Wein für das Gefolge. Da schrieb Megingoz voll Zorn: „Euer Herr muß vollkommen von Sinnen seyn. Wie soll ich ihn und seinen Troß bewirthen, da ich mich selber kaum erhalten kann? Ich bin freilich sein naher Verwandter, aber will er mich denn zum armen Pfarrer machen? Ich habe nur noch ein winziges Fäßlein, das mir mein Freund, der Bischof von Würzburg, zum Messelesen gegeben. Davon soll kein Tropfen in den Mund Eures Herrn rinnen!“ Dieser rauhe Mann blieb nun auch wegen Abtretungen für das neue Bisthum unerbittlich, so lange er lebte. Nach seinem Tode aber wählte der Kaiser ihm einen Nachfolger, der zuvor in Schmälerung seines Sprengels hatte willigen müssen. Also ward das Hochstift Bamberg aufgerichtet. Mehrere Jahre nachher, im Jahre 1019, bewog Kaiser Heinrich

*) Der schon oben angeführte äußerst lesenswerthe Brief Arnolds in Ludwigs Script. Bamb. I. 1117.

den Papp Benedikt VIII., selbst nach Bamberg zu kommen, und am Osterfeste die bischöfliche Hauptkirche St. Georg in Beiseyn vieler geistlichen und weltlichen Herrn und einer ungeheuren Volksmasse, welche durch die in diesen Ge-

genden ganz unerhörte Anwesenheit des Oberhirten der Christenheit herbei gezogen worden war, einzuweihen. Solch ein Tag galt einem Fürsten wie Heinrich für das lang ersehnte und endlich erreichte Ziel seines königlichen Lebens.

E i n u n d z w a n z i g s t e s K a p i t e l.

Kaiser Heinrichs II. letzte Jahre und Tod.

In so vielen geistlichen Geschäften vergaß Kaiser Heinrich die Erweiterung der Reichsgrenzen nicht, und was der Thatkraft seiner großen Vorfahren Arnulf und Otto mißlungen war, gewährte ihm das Glück. Die im Verfall der karolingischen Macht durch Boson und Rudolf von dem großen Frankenreiche abgerissenen burgundischen Lande zwischen den Rheinquellen und der Rhone, (die heutigen Länder Helvetien, Savoyen, Delphinat, Lyon und Provence,) wurden durch ihn an das Reich der Deutschen geknüpft. Seit 931, wo König Hugo von Arles, um Italien zu behaupten, die burgundische Krone aufgegeben hatte, waren diese schönen Länder unter Einem Könige, Rudolf II., vereinigt, nach dessen Tode aber dem deutschen Könige Otto unterwürfig worden, so lange er seinen Müdel, den jungen König Konrad, an seinem Hoflager zurück hielt. Nach diesem war Burgundien unabhängig viele Jahre, bis auf den Tod K. Konrads. Dessen Sohn, König Rudolf III., fand fast alle königliche und Stammgüter an die Kirche und die weltlichen Großen

vergeben, also, daß er von den Einkünften der Hochstifter leben mußte, welche sich die Könige bei ihren Schenkungen vorbehalten hatten. Graf Wilhelm, sagt Dietmar, war dem Namen nach des Königs Vasall, der That nach aber Herr seines Landes. Daher versuchte K. Rudolf die königliche Macht wieder herzustellen, und die Güter wieder zu nehmen. Weil er aber ein schwacher Herr war, zog er gegen den Widerstand seiner im Verfall des Königthums stark gewordenen Großen den Kürzern, und mußte froh seyn, durch Vermittelung seiner Muhme, der alten Kaiserin Adelheid, Ottos des Großen Wittwe, einen Frieden zu erhalten, der, wie immer nach mißglückten Versuchen um größere Macht, ihn noch mehr beschränkte. Alles eingezogene Eigenthum mußte er den Stiftern zurück geben. In diesem Kummer suchte er einen Schirmherrn, und fand ihn in dem Könige der Deutschen, Heinrich II., der nach dem Glauben der Zeit als Kaiser Übergewalt über alle Könige hatte. Da Rudolf kinderlos und Kaiser Heinrich der Sohn seiner ältesten Schwester

war, verstand er sich leicht, ihm gegen Gewährung des Schutzes die Erbfolge in Burgund zuzusagen; dazu ermunterte ihn Irmengard, seine Gemahlin, die für ihre Söhne erster Ehe vom Kaiser Versorgung mit Lehngütern hoffte. Also kam im Jahre 1016 König Rudolf III. von Burgundien mit seiner Gemahlin, ihren Söhnen und mehreren seiner Großen nach Straßburg, übergab auf den Fall seines Todes sein Königreich an den Kaiser, und verpflichtete sich, ohne dessen Zustimmung nichts Wichtiges zu unternehmen. Alle Beförderer dieses Vertrags empfingen von K. Heinrich große Summen. Natürlich wurden diejenigen der burgundischen Großen, welche die Herrschaft eines fremden und mächtigen Königs fürchteten, die Grafen Otto Wilhelm von Besançon und Wilhelm Poitiers, vorzüglich Odo, Graf von Champagne, der Sohn einer andern Schwester des Königs, sehr unwillig, weil er die Theilung der noch übrigen Stammgüter besorgte, und wohl selbst die Krone gehofft hatte. Die Unzufriedenen verbanden sich, dem deutschen Könige keinen Gehorsam zu leisten, weil er von ihnen nicht erwählt worden. Darauf versammelte K. Heinrich ein Heer zu Basel, wagte es aber nicht, da er von der großen Anzahl fester Orte vernahm, die seine Gegner inne hatten, in das Land einzubrechen. Zu derselben Zeit lenkten die Unternehmungen des Polenherzogs Boleslaus, der von der burgundischen Angelegenheit Vortheil ziehen wollte, seine Blicke nach Osten. Daher gab er für seine Person den burgundischen Krieg auf, und sandte ein Heer Schwaben unter dem Bischof Werner von Straßburg, mit dem dessen Bruder, Rabbod Graf von

Habsburg und Ritter Lanzelin, zogen; denn was in Helvezien und Burgundien deutsch war, hielt es mit dem Kaiser. Am Genfersee kam es zu einer Schlacht, worin die welschen Burgunder, angeführt vom Grafen von Poitiers, geschlagen wurden; sie unterwarfen sich darauf der deutschen Herrschaft. K. Rudolf erneuerte den Straßburger Vertrag auf einem Tage zu Mainz, wo er seinem Schirmherrn Krone und Scepter übergab. Dabei blieb freilich unentschieden, ob K. Heinrich für seine Person als nächster Erbe des burgundischen Hauses, oder als Kaiser und König der Deutschen aus altem Rechte des Reichs die burgundische Krone erwerbe. Der Kaiser setzte Berolden von Sachsen, den Stammvater des Hauses Savoyen, zum Statthalter seines Königreichs zu Arles, gab dem Sohne der Königin, Hugo, das Hochstift Lausanne, und erneuerte bei der Pfalz zu Basel am Rhein das große Münster dieses Hochstifts; seit dem Untergange der alten Augusta der Rauracher war in dieser Gegend keine Stadt so groß und blühend, wie von dem an Basel wurde. Doch erlebte Kaiser Heinrich den Tod König Rudolfs und den wirklichen Heimfall von Burgundien nicht, und erst sein Nachfolger, Kaiser Konrad II., erndtete die Frucht der mühevollen Unterhandlung. Es ist aber die scheinbar glänzende Erwerbung dieser Krone den deutschen Königen darum wenig vortheilhaft gewesen, weil das meiste Königsgut in Burgundien an die Großen vertheilt war, und die angemaste Unabhängigkeit, welche die letztern fortwährend auch gegen den fremden König behaupteten, für Deutschland ein sehr bedenkliches Beispiel aufstellte.

Wie Kaiser Heinrich II. die Vereinigung der alten burgundischen Krone mit Deutschland vorbereitete, so veranlaßte er in Italien die Stiftung des noch heut bestehenden Königreichs Neapel und Sicilien, welches auf die Schicksale Deutschlands den wesentlichsten Einfluß gehabt hat. Die Insel Sicilien, im Alterthum der Sitz mächtiger Staaten, die einzeln größere Heere und Flotten als heut ganze Monarchien aufzustellen vermochten, war als römische Provinz unter dem Druck der Statthalter verfallen, und seit sie nach dem Untergange der wandalischen und gothischen Macht unter das Joch der Römer von Constantinopel zurück gekehrt, kaum mehr ein Schatte ehemaliger Herrlichkeit geblieben, so daß die in Afrika und im Mittelmeer herrschenden Araber, zur Zeit Kaiser Ludwigs des Frommen (829), mit leichter Mühe sie den Griechen entreißen konnten. Auch über das feste Land Unteritaliens dehnten diese Araber ihre Eroberungen aus. Indes behaupteten sich hier die Griechen neben longobardischen Fürsten und arabischen Häuptlingen in einigen Landschaften und Städten der Küste, und da sie nachmals an den fränkischen und sächsischen Kaisern und Königen, welche ganz Italien unter ihrem Scepter zu vereinigen strebten, gefährliche Gegner fanden, versöhnten sie sich sogar mit ihren ältern Feinden, und bedienten sich vorzüglich sarazenischer Miethstruppen zur Bekämpfung der Deutschen. Nachdem sie dergestalt ihre Herrschaft über Apulien und Calabrien besetzt, schickten sie einen Oberstatthalter (Katapan) über diese Länder, der seinen Sitz in dem festen Bari nahm, und zugleich die kleinen Fürsten dieser Gegenden in Abhängigkeit hielt.

Kein Joch aber lastete schwerer auf den Völkern, als das byzantinischer Kaiser knechte. Als der Druck nicht mehr auszuhalten war, suchten zwei edle Bürger von Bari, Melo und Datus, ihre Landsleute zu befreien, und riefen das Volk in Apulien zu den Waffen. Auf dieser Irrfahrt traf Melo am Berge Gargano, wo eine berühmte Wallfahrt zu einem Gnadenorte des Erzengels Michael war, vierzig Pilger aus der Normandie, deren kriegerisches Ansehen seine Aufmerksamkeit rege machte. Die seit hundert Jahren (seit 911) in Frankreich angesiedelten und christlich gewordenen Normänner hatten den Trieb, fremde Länder zu sehen, mit dem alten Heidenthum nicht abgelegt, und, wie sonst auf Raubfahrten, zogen jetzt jährlich normännische Banden auf Wallfahrten nach Italien und dem Morgenland aus, wobei es in der allgemeinen Verwirrung und Unsicherheit der Länder an kriegerischen Abentheuern nicht fehlte. Melo gewann diese Fremdlinge, in welchen er, der Longobarde, halbe Landsleute erkannte, bewog sie, mehrere ihrer Landsleute herbei zu holen, gab ihnen Waffen, und stritt an ihrer Spitze in mehreren Gefechten siegreich gegen die Griechen. Dies begab sich seit dem Jahre 1016. Auf das Gerücht dieser Empörung sandte der griechische Kaiser einen neuen Statthalter, Basilus Argyrus, mit großer Kriegsmacht nach Italien, und von diesem wurde Melo mit seinen Normännern bei Cannä in Apulien, da wo einst die Römer dem Hannibal unterlegen hatten, im Jahre 1018 gänzlich geschlagen. Der Uebermante aber nicht Entmuthete wies die Ubriggebliebenen einstweilen an die Fürsten von Salerno und Capua, bis er mit neuer

Hülfe zurück käme, und zog, um dieselbe zu suchen, nach Deutschland an den Hof Kaiser Heinrichs II., dem viel daran gelegen seyn mußte, die Macht der Griechen in Italien nicht weiter wachsen zu lassen. Desgleichen ermahnte auch Papst Benedikt VIII., damals der Einweihung des Bisthums wegen in Bamberg, den Kaiser zum Zuge gegen die Griechen, vor denen ihm selber gar bange war; darum hatte er auch den aus Bari vertriebenen Datus, Melos Verbündeten und Schwager, aufgenommen, und zum Befehlshaber eines festen Thurms am Vulturturnus gesetzt. Ehe aber Kaiser Heinrich mit seinen Anstalten fertig werden konnte, starb Melo zu Bamberg, und Datus gerieth durch einen Ueberfall in die Hände des griechischen Katapans, der ihn nach Bari führte und daselbst in einem Sacke ins Meer stürzen ließ. Zugleich ward dem Kaiser angesagt, daß der Fürst Pandolf von Capua und der Abt von Cassino die Parthei der Griechen ergriffen hätten. Also beschleunigte er seinen Zug über die Alpen, und hielt noch zu Ende des Jahrs 1021 einen Reichstag zu Verona. Hier, wo er, wie gewöhnlich, abtrünnige Große Italiens zur Rechenhaft zog, nabete sich ihm auf sein wiederholtes Bitten der heilige Romuald, Wiederhersteller der alten einsiedlerischen Mönchszeit, die durch das Glück und den Reichthum der Klöster im Abendlande von der ursprünglichen Strenge sehr abgewichen war, und Stifter der Camaldulenser. Ohne ein Wort zu sprechen, so gebot es die von ihm selbst gegebene Regel, trat er an den Kaiser heran, der vor dem Kommenden aufstehend ausrief: O möchte doch meine Seele in diesem Körper wohnen! Doch

brach Romuald an diesem Tage sein Schweigen noch nicht. Am folgenden Tage, als er wiederum in den Pallast ging, umringten ihn viele andächtige Deutsche, neigten demüthig ihre stolzen Häupter und gaben sich Mühe, einige Boten seines aus Thierfellen gemachten Gewandes als Reliquien zu erhaschen, worüber der fromme Mann so beschämt ward, daß er ohne den Widerstand seiner Schüler nicht zum Kaiser gegangen seyn würde. Diesmal aber sprach er, und zwar kräftige Worte über Wiederherstellung der Kirchenrechte, und über Bestrafung der Mächtigen, die sich Gewaltthaten gegen die Armen erlaubten. Da er den Wunsch nach einem Kloster für seine zahlreichen Schüler äußerte, gewährte ihm der Kaiser deren zwei, um dieselben zu schweigenden Einsiedeleien einzurichten. Nach diesem frommen Geschäfte theilte K. Heinrich sein durch die italienischen Vasallen vermehrtes Heer, und sandte die eine Hälfte unter Anführung des Erzbischofs Pellegrin von Cöln voraus nach Rom, während er selbst an der Seeküste des Picenerlandes hinunter nach Apulien zog, und Erzbischof Poppo von Trier mit 11000 Mann den Weg durch das Marserland nahm. Zuerst bezwang Erzbischof Pellegrin Capua und führte den Fürsten Pandolf gefesselt in das Lager des Kaisers, das vor der jüngst von den Griechen, ohnweit Luceria, erbauten Feste Troja stand; der Spruch der Fürsten verurtheilte den Freund der Griechen zum Tode, der milde Heinrich aber schenkte ihm auf Pellegrins Fürbitte das Leben. Erschreckt floh der Abt von Cassino nach Otranto, und versank, als er von da weiter nach Constantinopel wollte, im Schiffbruch. Von Troja, welches im dritten Monat

der Belagerung fiel, wandte sich der Kaiser nach Salerno und Neapel, verlieh das Fürstenthum Capua einem andern Pandolf, Grafen von Teano, und gab dessen Grafschaft den Enkeln Melos, den Normännern aber Landstriche, die sie bauen, und, zum Schutz der longobardischen Fürsten bereit, gegen die Griechen vertheidigen sollten. Aus diesem geringen Anfange eines festen Lagers in Campaniens Sümpfen, ist die Macht der Normänner bis zur Herrschaft über ganz Unteritalien und Sicilien ausgebreitet worden. Sie verkauften ihre Dienste an denjenigen der benachbarten Fürsten, der sie am besten bezahlte, und erhielten dabei staatsklug genug unter diesen Nebenbuhlern das ihnen vortheilhafte Gleichgewicht aufrecht; nur mit den Griechen und Arabern schlossen sie keine Freundschaft. Die Verluste dieser kriegerischen Kolonie wurden theils durch Anführer aus der Normandie gedeckt, wohin das Gerücht von der Ansiedelung und dem Glück der ersten Auswanderer gedrungen war, theils durch italienische Abentheurer und Flüchtlinge, die wie die Stammväter Roms aus dem Schooße der Gesellschaft ausgestoßen worden waren. Endlich stieg ihre Anzahl so hoch, daß sie Muth bekamen, auf eine bessere Niederlassung zu denken. Rainulf, ihr durch Wahl erhobener Anführer, erbaute im Jahre 1029 Aversa, dessen Platz ihm der Herzog Sergius von Neapel aus Dankbarkeit für die ihm gegen den Fürsten von Capua geleistete Hülfe eingeräumt hatte, und ward von Kaiser Konrad II. auf Empfehlung des Fürsten von Salerno als Graf von Aversa anerkannt. Doch ist nicht von ihm, sondern von den Söhnen Rancreds von Hauteville, die zehn an der Zahl

nach und nach aus ihrem Vaterlande nach Italien kamen, die eigentliche Macht der Normannen ausgegangen.

Kaiser Heinrich war über Rom nach Deutschland heimgekehrt. Eine Kirchenversammlung zu Aachen und eine persönliche Zusammenkunft, die er zu Cur im Burenburgischen mit dem Könige Robert von Frankreich hielt, sind die letzten Begebenheiten seines Lebens, von denen die Geschichte berichtet. Der Kaiser zeigte sich hier (nach dem Zeugniß Siegferts von Gemblours,) den vielen französischen Großen, die mit ihrem Könige gekommen waren, im Glanze der Majestät, und beschenkte sie so reichlich, daß sie ihn mit dem Könige der Perser oder Araber verglichen. Der Gegenstand der Unterhandlung war vermuthlich die von Heinrich gemachte Erwerbung des burgundischen Königreichs, welche dem Könige von Frankreich unmdglich ganz gleichgültig seyn konnte, ohngeachtet er zu schwach war, sie zu hindern. Nach diesem ist Kaiser Heinrich II. am 13ten Juli 1024 auf seinem Landgute Grona bei Göttingen gestorben, 52 Jahr alt, und zu Bamberg begraben worden. Paps Eugén III. hat ihn, wie Innocenz III. Kunigunden, im Jahre 1146 auf Ansuchen des Bischofs Egilbert von Bamberg, unter die Heiligen versetzt.

Heinrichs Charakter wird falsch beurtheilt, wenn man in ihm nur einen mndchischen Frömmeler erblickt; die Thaten seiner fünf und zwanzig jährigen Regierung, die Behauptung seines Ansehens gegen in- und auswärtige Feinde, seine Kriegszüge und ununterbrochenen Reisen durch die Provinzen, zeugen hinlänglich, daß er andere Pflichten als die der Frömmigkeit kannte

und zu üben verstand. Die Lust, die ihn zu weiten zum Klosterstande anwandelte, trug er, da einmal ihre volle Befriedigung ihm nicht gewährt ward, mindestens nicht wie Ludwig der Fromme zur Hälfte ins Leben hinüber, und blieb, obwohl er viel betete, ein thätiger und kriegerischer Kaiser. Dabei finden sich manche Flüge, die seine sonst gepriesene blinde Ergebenheit gegen die Kirche etwas zweifelhaft machen. Einst bat ihn Bischof Meinwerk von Paderborn, einer seiner geistlichen Lieblinge, um das Reichsgut Erwitte im Herzogthum Westphalen. Der Kaiser weigerte sich lange, und gewährte endlich die Forderung nur mit der Aeußerung des Verdrusses: Dich müssen Gott und alle Heiligen strafen, daß du nicht aufhörst, zum Schaden des Reichs mir Güter zu rauben! *) Doch achtete der Bischof dies nicht, sondern hielt das Schenkungsinstrument mit den Worten in die Höhe: Wohl dir Heinrich, für diese That wird der Himmel dir offen stehen, und deine Seele sich ewig mit den Heiligen freuen! Seht, ihr Gläubigen, solche Opfer sind Gott angenehm! Strebt sie nachzuahmen, um statt des Zeitlichen das Ewige, statt des Vergänglichlichen das Unvergängliche zu erlangen!

Auch an lustiger Laune fehlte es dem gewöhnlich als ein finsterner Vetter geschilderten Kaiser nicht. Da er wußte, daß Bischof Meinwerk, durch weltliche Geschäfte zerstreut, aus Abwesenheit des Geistes oft im Sprechen und Lesen des Lateins grobe Fehler beging, verschaffte er sich das Gebetbuch, dessen sich der Bischof bei der Messe bediente, ließ in einem

darin befindlichen Gebete für Verstorbene durch seinen Kapellan von den Worten *Famulis et Famulabus* die Anfangslylben vertilgen, und freute sich nun sehr, als der Bischof in einer Todtenmesse, statt für die Seelen seiner Eltern, wozu er ihn aufgefordert hatte, für Maulesel und Mauleselinnen (*mulis et mulabus*) betete. Ein andermal erschreckte er den Bischof, indem er Zettel, worauf mit vergoldeten Buchstaben die Worte standen: Bischof Meinwerk, bestelle dein Haus, denn in fünf Tagen mußt du sterben! an mehrere Orte legen ließ, wo derselbe sie finden mußte. Meinwerk war in der That so einfältig, dies für einen Ruf des Himmels zu achten, ordnete seine Verlassenschaft und sein Begräbniß, und erwartete fastend und betend den Tod. Erst als derselbe am bestimmten Tage nicht kam, und dagegen der Kaiser sich mit scherzenden Glückwünschen über seine Auferstehung einfiel, merkte er den Zusammenhang, nahm aber die Sache so übel, daß er die Urheber des Spases feierlich vor der ganzen Gemeinde, der er die Geschichte mittheilte, ehe er die Messe anfang, in den Kirchenbann that. Heinrich entfernte sich sogleich voll Reue mit allen Theilnehmern aus dem Münster, und erschien darauf barfuß in der Kleidung eines Büßenden an der Pforte, die Lossprechung zu erlangen, die ihm denn auch nicht verweigert ward.

Außer dem Schauspiel des Kirchendienstes liebte K. Heinrich auch noch andere Ergötzlichkeiten, die mit dem Rufe seiner Heiligkeit nicht ganz übereinstimmen. Er ließ nehmlich einst vor dem Thor seines Pallastes einen nackten mit

*) *Vita Meinweri apud Leibnitz I. 554.*

Honig bestrichenen Mann mit Bären zusammen bringen, und erfreute sich höchlich an dem sich daraus entwickelnden Kampf. Dies sahe Poppo, ein frommer Propst zu St. Vedast in Artois, (nachmals Abt zu Stablo,) der zum Besuch beim Könige war, und hemmte das Spiel; denn durch seine Vorbitte befreite er den Mann von der Lebensgefahr, und brachte es durch Ermahnungen und Strafreden dahin, daß der König dies Spiel nie zu wiederholen versprach. *) Züge dieser Art zeigen zugleich die Bildungsstufe des Zeitalters an, und beweisen, daß Otto III. nicht ganz unrecht gehabt hatte, sich über die sächsische Roheit zu beschweren.

Ein heut zu Tage nicht mehr zu lösendes Räthsel bleibt es, warum Heinrich, dem entweder freier Entschluß oder das Glück eigne Nachkommenschaft versagt hatte, das Erlöschen seines Hauses dadurch veranlaßte, daß er seine Brüder Arnulf und Bruno in den geistlichen Stand treten ließ, und jenen zum Erzbischof von Ravenna, diesen zum Bischof von Augsburg beförderte. Doch erhielt sich eine von Bruno, Grafen von Welferode, dem jüngsten Sohn des bairischen Heinrich des Fänklers, herstammende Nebenlinie, die erst 1090 mit dem in der Mühle zu Eisenbüttel ermordeten Markgrafen Gebert II. ausgestorben ist. **)

Zwei und zwanzigstes Kapitel.

Zustand der Nation, ihre Bildung, Sprache und Sitte beim Ausgange der sächsischen Kaiser.

Der Untergang des altgermanischen Volks, seiner Freiheit und Heerbannsverfassung, den Karl der Große durch Verordnungen aufhalten wollte, während er ihn durch seine Kriegs- und Eroberungszüge beschleunigte, war am Ende dieses Zeitraums so gut als vollendet. Die Elemente des Lehnwesens, die in den Kriegsgefolgen der alten germanischen Herzoge schon von den römischen Schriftstellern geschildert wurden, nachmals in der merovingischen Periode gewaltsam

hervortraten, und das alte Frankenreich zu einem vollkommenen Kriegsstaat gestalteten, bis es den Pipiniden gelang, den Thron auf der Grundlage des Volkswillens wieder herzustellen und durch die Kirche zu heiligen, diese wilden Elemente hatten sich seit Karls Tode, als seine schwachen Nachfolger in alle Fehler der merovingischen Regierungsweise zurück fielen, zum zweitenmal Bahn gebrochen. Die Schaaren, welche so oft den unglücklichen Ludwig verließen, die

*) Mabillon. Acta Ord. Bened. IV. 235.

**) Koeleri Genealogia Domus Augustae Saxonicae.

Heere, mit denen dessen Ehre ihre Bruderskriege stritten, bestanden aus besoldeten Dienstmannschaften, wie die Heere der römischen Triumvirn, und jetzt die Heere der Könige; ihre Massen vergleicht ein Zeitgenosse mit schwellenden Saatsfeldern und schwärmenden Bienen. *) Im Wohlgefallen an den Kriegsspielen und der anfänglichen Leichtigkeit des wirklichen Kriegsführens, vergaßen daher die Könige gern die unwirksamen Befehle des großen Ahnherrn, welchem, durch den Uebergang aller Freien in Dienst und Hörigkeit beförderten Verfall des Heerbanns hatten Einhalt thun sollen, und freuten sich wohl gar dieses Uebergangs, der ihnen auf dem kürzesten Wege Soldaten zu ihren Fehden verschaffte; denn anstatt, wie sonst als Könige, die einzelnen Freien zum Heerbann aufzubieten, riefen sie als Kriegsfürsten ihre Gefolge ins Feld, die wie die neuern Heere dem Willen ihrer Herrn unbedingt zu gehorchen verpflichtet waren. Daher scheint, wie in den Ludwigschen Theilungen, so selbst in dem berühmten Vertrage zu Verdun, nicht so wohl das Reich als das Gefolge, unter drei Kriegsfürsten getheilt worden zu seyn; denn obwohl drei Kriegsheere entstanden, sollte das Volk in Frankreich, Lothringen und Deutschland, zur allgemeinen Vertheidigung gegen einen äußern Feind, doch ein einiges seyn, und

unter Einem Kaiser Einen Heerbann oder Eine Landwehr ausmachen. **) Allein über den Fehden der Herrscher, wurde die Einheit des Volks vergessen, und der wahre Begriff des Kaiserthums verdunkelt. Indes erhielt sich der Heerbann, wenigstens in Sachsen, selbst nach der großen Niederlage bei Epsdorf im Lüneburgschen, in welcher im Jahre 880 Herzog Bruno nebst den Bischöfen von Minden und Hildesheim und zwölf Grafen von den Normännern erschlagen wurde, und noch den Hunnen traten die Banner der Landesbewohner entgegen. ***) Aber die Kraft des Volks war gebrochen, sein Selbstvertrauen dahin; mehr und mehr wurde die größere Waffenkunde des regelmäßig geübten Kriegsheers bewundert, das denn auch in der That, unter Kaiser Arnulfs Anführung, den Uebermuth der Normänner strafte. Damals haben die Sachsen der uralten Kriegsweise entsagt, welche den römischen Legionen und den Heeren Karls des Großen widerstanden hatte, und sind nach dem Beispiele der übrigen Deutschen, statt dem Könige, ihrem Herzoge dienstbar geworden. Bald aber zeigten sich die verderblichen Folgen dieser Vertauschung der freien Volkswehr mit knechtischer Dienstmannschaft über das ganze Reich. Als nach des kräftigen Arnulfs Tode ein hülfloses Kind an der Spitze des Kriegstaats stand, der durch einen

*) Regino ad an. 859. Virtus et nobilitas totius regni tantae foecunditatis erat, ut in modum denarum segetum pullulans veluti quoddam examen apum imperil fines impleverit.

**) Es heißt in dem Verein der drei Brüder vom Jahre 847: Volumus ut cujuscunque nostrorum homo, in cujuscunque regno sit, cum seniore suo in hostem vel aliis suis utilitatibus pergat: nisi talis regni invasio, quam Landweri dicunt, quod absit, accideret, ut omnis populus illius regni ad eam repellendam communiter pergat. Baluze II. p. 42.

***) Regino ad an. 901.

gewaltigen Willen geschreckt und geleitet werden mußte, weigerten die Unteranföhret, von selbstflüchtigen Neigungen angetrieben, Gehorsam, und das Land ward darüber Beute der Ungarn. Selbst der tüchtige Konrad I. war außer Stande, mit der durch den Verfall des Volks gebrochenen Königsmacht, auf die er sich verließ, den Eigenwillen seiner Großen zu bezwingen. Dafür that es Heinrich I. mit den Kräften seines Herzogthums Sachsen, welches er klügllich beibehielt, und zu dessen Gunsten er sogar Krönung und Salbung verschmähet; denn gekrönt und gesalbt konnte er nicht ein Herzog, das heißt, ein Beamter des Reichs bleiben, dessen Haupt er war, und doch reichten die Mittel, welche die Krone gewährte, zur Vertheidigung derselben nicht hin. Darum erklärte er sich solcher Ehre für unwürdig. Die Einrichtungen aber, welche er traf, bezweckten eine neue von dem guten Willen der Großen unabhängigere Reichsvertheidigung, als der bisherige Lehn dienst gewesen. Wie Heinrich zur Befestigung der Städte eine Macht vom Lande erschuf, so bildete er zur Vertheidigung des Landes einen neuen Heerbann, der eben so wie der alte die freien Männer von ihren Wehrgütern unter selbstgewählten Obersten, so jetzt die Leute von ihren Lehngütern unter ihren Herren auf die königlichen Sammelplätze rief. Düngeachtet der Geist beider Einrichtungen ganz verschieden war, (denn die alte beruhte auf Freiheit aller, die neue auf Abhängigkeit der Mehrzahl unter einzelnen Häuptern, jene forderte freie Männer, diese verlangte von dem Gutsherrn, nach Maßgabe seines Bodens, die Stellung einer bestimmten Zahl höriger Leute,)

so wurden doch die äußern Formen und Grundsätze der Berechnung (die alten Matrikeln), beibehalten. Mit diesem neuen Heerbann schlug K. Heinrich die Ungarn; im Vertrauen auf ihn und sein eignes, seinem unmittelbaren Dienste verpflichtetes Kriegsheer, wagte es König Otto, nach großen Siegen über seine Feinde und von der Fülle des erneuerten Glanzes umstrahlt, der einst den Thron Karls des Großen umgeben hatte, zur Ehre der Krone dem Herzogthum in Sachsen zu entsagen, und diesem Beispiele folgte nachmals Heinrich II. mit Baiern. Aber dieser empfand schon den Unterschied zwischen seiner und Ottos Kraft, und wie sehr es zur Aufrechterhaltung des Königs der Macht des Herzogs bedurft hätte. Es zeigte sich nehmlich bald, daß der neue Heerbann nichts anders als eine vorübergehende Verbesserung des bisherigen Lehndienstes war, und wenn die Kraft des Oberherrn erschlappte, für den letztern die alte Gefahr zurückführen mußte, von seinen Vasallen abhängig zu werden; denn der wesentliche Charakter des Lehndienstes war nicht zu vertilgen, daß das ansäßige Kriegsheer nicht unmittelbar dem Könige, sondern dessen Lehnsträgern verpflichtet, erst durch die letztern mit jenem zusammenhing. Darum folgte der größte Theil der Nation nur dann den Fahnen des Königs, wenn die Großen, die das Volk in ihrem Dienst hielten, auf den Ruf ihres Gebieters zu erscheinen für gut fanden.

Durch diesen Untergang der alten Freiheit und des auf dieselbe begründeten Heerbanns war der innere Geist der deutschen Verfassung ein ganz anderer geworden, wenn auch die alten Namen und Formen zum Theil sich erhielten.

Der König der Deutschen war nicht mehr ein Vorsteher seines Volks, sondern ein Herr (Senior) seiner großen Vasallen, der keine Sendgrafen mehr auszuschieken brauchte, um den Heerbann zu beaufsichtigen, weil die Großen selbst für die gehörige Zahl ihrer Leute Sorge zu tragen verpflichtet waren. Herzoge, Grafen und Bischöfe, einst Beamte des Heerbanns, waren nun Herren ihrer Bezirke, weil sie Herren ihrer Dienstmanschaft waren, und hatten, wenn sie die gehörige Anzahl Leute stellten, vom Könige keine Einrede zu fürchten; das seiner Freiheit beraubte und in die Unterthänigkeit der Großen herabgesetzte Volk aber durfte, wenn einmal König und Fürsten über einen Zug sich vereinigt hatten, nicht weiter fragen, ob es zum Angriff oder zur Vertheidigung, zur Fehde oder zur Landwehr geführt ward. Die alten Capitularien der fränkischen Könige verloren nun von selbst ihre Kraft, weil sie größtentheils Gesetze enthielten, die sich auf die Heerbannsverfassung bezogen, und also den Zersörern der letztern nicht angenehm seyn konnten. Die alten Grafschaften aber wurden nun von den Königen, die bei ihrer Erhaltung keinen weitem Vortheil hatten, und die Macht der Herzogthümer durch kleinere Herren zu brechen beabsichtigten, ohne große Schwierigkeit an die Bischöfe verschenkt, denen an den Gerechtsamen derselben gelegen war, weil sie die von den Kaisern aufgebene Landeshoheit wieder aufrichten wollten.

Dennoch blieb auch bei so ganz veränderten Verhältnissen nicht nur der alte Name Volk, der einst die freien Männer bezeichnet hatte, sondern auch die an die ursprüngliche Würde desselben erinnernde Form, daß der gewählte und

gekrönte König der zum Zuschauen versammelten Menge dargestellt und ihr ein Zeichen des Beifalls abgefordert ward. Also berichtet Witschind von der Krönung Ottos des Großen zu Aachen. In der That würde man irren, wenn man die Dienfbarkeit oder Ministerialität des Volks für ganz gleichbedeutend mit Knechtschaft und Leibeigenschaft hielte: wiewohl es auch leibeigenes Hausgesinde gab, das zuweilen unter dem allgemeinen Namen der Ministerialität begriffen ward, so waren doch die eigentlichen Ministerialen oder Dienstleute, das heißt die ursprünglich frei gewesenen Besitzer größerer und kleinerer Höfe, die höhern und niedern Hof- und Gutsbeamten und die Kriegs- oder Scharmannen über den Stand der Leibeigenen erhoben, und gelangten, während die letztern ohne alles Eigenthum blieben, frühzeitig zu einem in der Natur ihrer Dienstleistungen begründeten Ansehen, so wie zur Erblichkeit ihrer Ämter und Güter. Dst genug mochte diese Erblichkeit Vorbehalt seyn, unter welchem sie überhaupt in die Ministerialität getreten waren, oft war sie Begnadigung, oder sie fand sich durch den Gang der Dinge von selbst ein, grade wie in dem größern Lehnstaate des Reichs, dem dieser niedere Dienststaat gewissermaßen nachgebildet war. Aber ohngeachtet des höhern Rangs und des größern Ansehens der Dienstmannen, waren sie doch immer im Zustande der Unfreiheit und Hörigkeit, und als Zubehör an die Güter der Herrschaft gebunden. Es kommen Beispiele vor, daß Dienstmannen von ihren Herren ausgeliefert, verkauft und verschenkt wurden; ihre Weiber waren zu Handarbeiten für die Herrschaft verpflichtet, ihre Ehebündnisse von

der Erlaubniß der letztern abhängig und auf Dienstleute derselben Herrschaft beschränkt, widerigenfalls die Kinder der Mutter folgten, und auf dem Grunde und Boden, wo der Vater gutshörig war, von allem Erbe ausgeschlossen wurden. Ueberhaupt verband die Dienstbarkeit zu einer strengern Unterwürfigkeit als die schon aus ihren ersten Schranken herausgetretene Lehnspflicht, von der sie an mehreren Stellen der Urkunden ausdrücklich unterschieden wird; sie setzte tiefer unter die Ebenbürtigkeit des Dienstherrn herab, als die Lehnspflicht unter den Lehnsherrn; sie gereichte den freien Geschlechtern und einzelnen Männern, die in sie traten, zum Vorwurf, und war gewissermaßen nur eine Leibeigenschaft im anständigen Kleide. *) Wie in der Folge die Härte derselben gemildert wurde, als Fürsten und Herren, von der Lust nach einträglichen Gütern und Aemtern gelockt, selbst in die Ministerialität, besonders in die der Bischöfe und Äbte traten, und wie aus dieser veredelten Hörigkeit und Dienstbarkeit ein Stand der Freiheit, der niedere Adel, sich entwickelte, das kann hier nur vorläufig bemerkt werden, da wir noch nicht bei dem Zeitpunkte angelangt sind, wo die spätern Formen der deutschen Verfassung, Landeshoheit der Großen und Landsäßigkeit ihrer Dienstleute, sich ausgebildet hatten.

In diesem Stande der Dinge, wo es außer den geistlichen und weltlichen Großen in Deutschland kein freies und selbstständiges Volk

gab, ist die unter den sächsischen Kaisern bewirkte Wiederherstellung des verdunkelten Nationalglanzes weniger für ein Zeichen der Volkskraft als für einen Beweis zu achten, daß der Kriegstaat der Deutschen dem der benachbarten Völker überlegen, und das Lehnverhältniß des Königs und der Großen viel fester als in den benachbarten Reichen Frankreich, Burgundien und Italien geschlossen war, daher auch diese Staaten entweder die Vormacht oder die Herrschaft des deutschen Königs anzuerkennen genöthigt wurden. Dennoch ist dieser Zeitraum in der Entwicklungsgeschichte der Nation wichtig, weil in ihm die Territorialherrschaft der Großen über die ihnen zur Verwaltung angewiesenen Amtsbezirke zwar nicht vollendet, aber begründet, und zwar so fest begründet worden ist, daß keine Zeit sie zu entwurzeln vermocht hat. Wie verderblich diese Territorialherrschaft der Großen der Einheit und äußern Macht des Reichs in der Folge geworden ist, so ist doch durch sie nicht die ursprüngliche Freiheit der alten Germanier, sondern die an deren Stelle getretene Dienstbarkeit des Volks verdrängt worden. Und noch früher hat sie auf die Cultur des Bodens und den Wohlstand der Bewohner günstig gewirkt, wie die ungeheuren Streitmassen, welche zu den auswärtigen Kriegszügen aufgestellt werden konnten, die wachsende Zahl der Namen von Gauen und Dörfern, und das allgemeine in zahllosen Urkunden ausgesprochene Streben nach Grundbesitz hinlänglich bezeugen.

*) Außer den zahlreichen Beweisstellen aus Urkunden, die man in dem oft angeführten Hüllmannschen Werke über die Stände in Deutschland leicht nachsehen kann, erinnern wir hier besonders an das Lied der Nibelungen, dessen Schicksalswende dadurch herbeigeführt wird, daß der Held Siegfried als Dienstmann des burgundischen Königs demselben unebenbürtig geworden ist.

Lange bevor aber, ehe die in den Banden der Dienfbarkeit befangenen Landbewohner zu diefer neuen Art Freiheit und Adel unter Landesfürften gelangten, war durch die nun auch im nördlichen Deutfchlande gemachte Anlage von Städten einem Theile des Volks der Weg geöffnet, aus der Befchränktbeit des knechtifchen Landlebens zu freierer Entwicklung über zu gehen. Wir haben gefehen, wie die urfprüngliche Bevölkerung der Städte theils aus freien Künftlern und Kaufleuten, die aus Stolz oder Noth, weil fie kein Grundftück erhalten konnten, außerhalb des Bandes der Ministerialität geblieben waren, theils aus dienftbaren Handwerkern der Grundherrfchaft, theils als Kriegeminifterialen vom Lande, die mit der Vertheidigung der Burg beauftragt wurden, zufammen gefloffen war. Indefß müßten diefe neuen Städte noch lange im Stande der Kindheit geblieben feyn, hätte nicht die unter Otto dem Großen gemachte Entdeckung der Harzbergwerke, deren anfängliche Ergiebigkeit größer als die der fpäteren Zeiten gewesen zu feyn fcheint, den fchlummernden Kunftanlagen der Nation das Materiale geliefert, in deffen Verarbeitung das deutfehe Handwerk einen goldenen Boden gewann. Dadurch, und durch die Bekanntschaft mit Italien, wo die Künfte und Lebensbequemlichkeiten des Alterthums nie ganz ausgeftorben waren, fo wie durch die Vermählung der Könige mit ausländifchen, fogar griechifchen Fürftentöchtern, gewann nach und nach das ganze Le-

ben in Deutfchland eine von der alten rohen und einfachen Weife fehr verfchiedene Geftalt. Bei unfern Vätern, fagt Dietmar von Otto I., waren die Fürften grade fo wie ihr Herr; fie ergöhten fich an keiner überflüßigen Verfchiedenheit der Speifen oder anderer Gegenftände, fondern beobachteten in allen Dingen die goldene Mittelmäßigkeit. Aber leider find alle Tugenden, die bei ihren Lebzeiten blühten, mit ihrem Abfterben verwelkt. — Schon zu Ottos I. Zeiten, deffen Heer bei einem Einfalle in Frankreich noch durchweg Strohhüte trug, und deffen Vaterland vom Kaifer Nicephorus, der es aus frühern Befchreibungen recht gut zu kennen fchien, das pelzige Sachfen genannt ward, war nach Luitprands freilich im Unwillen ausgesprochenem Zeugniß ein einziges Kleid der deutfehen Hofbeamten mehr werth, als hundert Kleider der Hofbeamten des griechifchen Kaisers. Bischof Bernward von Hildesheim führte Knaben und Jünglinge, bei denen er Talente bemerkt hatte, mit fich auf Reifen herum, um ihnen Gelegenheit zu verfchaffen, die Malerei fo wie die Schmiede- und Goldarbeiterkunft *) in höchfter Vollkommenheit zu erlernen; er ließ ferner Muftbarbeiten zum Schmuck der Decken und Fußböden verfertigen, und erfand fogar eine neue Art von Dachziegeln: denn nach Ablauf des Jahrtausends, an welchem man den Weltuntergang gefürchtet hatte, fing man an, mit großem Eifer die bisherigen hölzernen Gebäude, befonders die Kirchen, mit feineren

*) *Picturam vero et fabrilem atque elusoriam artem et quidquid elegantius in hujusmodi arte excogitari poterat. Tangmar. Das elusoriam erklärt eine alte niederdeutfehe Uebersetzung durch „de Kunst, de eddelen Steene in Gold edder Sülver tu stuten.“*

zu vertauschen. Daher konnte denn auch Kaiser Heinrich II. sein Sachsen als ein blumiges Paradies der Sicherheit und alles Ueberflusses preisen.

Auch die wissenschaftliche Bildung wurde über dem Fortschritt der Künste, die das Leben bequem und angenehm machen, nicht vernachlässigt. In den Dom- und Klosterschulen zu Fulda, St. Gallen, Reichenau, Hirschfeld, Hirsau, Mainz, Corvey, Prüm, Trier, Hildesheim, Osnabrück und Utrecht, erteilten gelehrte Benediktiner-Mönche, Scholastiker genannt, nicht nur in geistlichen, sondern auch in weltlichen Kenntnissen Unterricht. Wie diese Meister zuweilen aus fernen Gegenden herbeigerufen und den Schulen vorgesetzt wurden, was bei der Ordensverbindung und der Allgemeinheit der lateinischen Sprache eine leichte Sache war, so zogen auch oft Mönche des einen Klosters auf die Schule eines andern, die in größerem Rufe als die des andern stand. Die Lehrweise, deren man sich bediente, war die alte des Triviums und Quadriviums der sieben freien

Künste, der Grammatik, Rhetorik, Dialektik, Arithmetik, Geometrie, Musik und Astronomie; aber man las auch die Alten, und die Schüler, die den Priscian, Donat und Capella inne hatten, schritten zum Horaz, Virgil, Sallust und Statius vor. *) Terenz wurde sogar in Nonnenklöstern gelesen. Die griechische Sprache wurde schon nach Karls des Großen Verordnung in Osnabrück gelehrt; der Abt Bovo von Corvey übersetzte dem Könige Konrad griechische Briefe, und Erzbischof Bruno von Köln wird als wohlverfahren in dieser Sprache gerühmt; aber der Zweck, für welchen sie erlernt wurde, war wohl weniger ein wissenschaftlicher, als der diplomatische zum Behuf der Verhandlungen mit dem Hofe von Constantinopel, in welchem auch der berühmte Bischof Luitprand von Cremona seine Kunde des Griechischen anzubringen Gelegenheit fand. Man würde irren, wenn man sich alle diese Studien bloß auf Mönche und Geistlichen beschränkt dächte; auch Söhne der Großen besuchten die Schulen, König Heinrichs I. Sohn Bruno hatte zu Utrecht, Kaiser

*) Die Hauptstelle über das Innere der damaligen Klosterschulen, steht in der Lebensbeschreibung des Bischofs Meinwerk von Paderborn No. 52, (bei Leibniz I. 546.), und ist besonders in Beziehung auf Disciplin wichtig. *Sub Imado Episcopo in Patherbrunnensi ecclesia publica floruerunt studia, quando ibi Musici fuerunt et Dialectici, enituerunt Rhetorici clarique Grammatici, quando Magistri artium exercebant trivium, quibus omne studium erat circa quadrivium, ubi Mathematici claruerunt et Astronomici, habebantur Physici atque Geometrici. Viguit Horatius magnus et Virgilius, Crispus et Sallustius et urbanus Stadius, ludusque fuit omnibus insudare versibus, et dictaminibus jucundisque cantibus. Quorum in scriptura et pictura jugis instantia claret multipliciter hodierna experientia, dum studium nobilium clericorum usu perpenditur utilium librorum. Die Disciplin war so streng, daß Imadus während seiner Schutzzeit niemals Erlaubniß erhalten hatte, seinen Vater außerhalb des Klosters zu sprechen; denn der Bischof sagte, Knaben und Jünglinge müßten in Beschränkung (cum districtione) unterrichtet und nicht durch schädliche Ergötzlichkeiten verweichlicht werden, weil dergleichen Lockungen sie zu Wildheit und Frechheit verleiteten, (quoniam audaciae et ferociae nutrimenta eis ministrarent blandimenta). Dagegen nahm der Vorsteher der Schule zu Hildesheim, Tangmar, seinen Jüdling, den nachmaligen Bischof Bernward, oft mit auf Reisen zu Pferde.*

Otto II. zu Hildesheim studiert. Ueberhaupt besaß das sächsische Kaiserhaus große Vorliebe für wissenschaftliche Bildung. Der große Otto, obwohl in seiner Jugend so vernachlässigt, daß er noch von seiner zweiten Gemahlin, der schönen Adelheid, lesen lernen mußte, war ein Freund und Beförderer der Gelehrten, die er gern an seinem Hofe versammelt sah, und ließ das, was an ihm selbst versäumt worden war, durch die sorgfältige Erziehung seines jüngsten Bruders Bruno, nachmaligen Erzbischofs von Köln, ersetzen. „Dieser, erzählt sein Biograph Rotger, saß oft mitten unter den griechischen und lateinischen Gelehrten, und disputirte mit ihnen, in Gegenwart seines Bruders, des Königs, über philosophische und andere Gegenstände.“ Kaiser Ottos III. fast das Fürstenmaß überschreitende Gelehrsamkeit ist bekannt; eine Fürstentochter dieses Hauses, Gerberge, Wittibin von Ganderheim, hat an der Dichterin Roswitha, die dem von ihr empfangenen Unterricht ihre Kunde der lateinischen Sprache verdankte, eine berühmte Schülerin gezogen. Neben diesen fürstlichen Beförderern der deutschen Bildung, muß der fromme und gelehrte, als Beförderer des deutschen Kunstfleißes schon erwähnte Bischof Bernward von Hildesheim, der Erzieher Kaiser Ottos II., genannt werden, den wir als einen der wackersten Männer des Zeitalters aus einer Lebensbeschreibung kennen lernen, die sein Lehrer Tangmar, Vorsteher der Domschule von Hildesheim, der seinen Schüler, obwohl dieser dreißig Jahre Bischof war, noch überlebte, von ihm hinterlassen hat. Was darin von Bernward erzählt ist, kann zugleich im Allgemeinen als Darstellung der Lebensweise solcher

Bischöfe gelten, welche ihrem Berufe entsprachen. Tangmar erzählt, wie er die hervorragenden Gaben des Jünglings frühe bemerkt, und ihn daher oft mitgenommen habe, wenn er in Geschäften des Bischofs verschickt worden. „Dann brachten wir oft den ganzen Tag, obgleich zu Pferde, mit gelehrten Uebungen zu, lasen selbst im Reiten, machten Verse, disputirten, oder gaben uns Räthsel aus der Logik auf. Als er nun noch in jugendlichen Jahren zum Bischof erwählt worden, vereinigte er, ernst und geseht, die strengste Enthaltensamkeit mit der unermüdetsten Thätigkeit, und brachte oft die Stunden der Nacht mit Lesen oder andächtigen Betrachtungen zu. Nach Verrichtung der kirchlichen Geschäfte ging er zu Gericht, hörte die Klagen, und wußte durch gesunden Verstand alles kurz abzuthun. Hierauf kam sein Verwalter, durch den er den Armen, die sich oft bei hunderten einsanden, Almosen austheilen ließ. Wenn er diesen geholfen, ging er in den Werkstätten der Künstler herum bis Nachmittag, da er sich dann öffentlich zu Tische setzte. Es ist schwer, alles anzuführen, was er durch so viele Thätigkeit geleistet hat. Er schrieb selbst viel, sammelte eine zahlreiche Bibliothek, nicht nur theologischer, sondern auch philosophischer Schriften, und bildete Gemälde und andere Kunstwerke von Werth entweder selbst nach, oder ließ es durch andere thun.“

Unter diesen günstigen Umständen brachte denn auch das damalige Deutschland Männer hervor, deren Schriften den Ruf der Barbarei, in welchen das zehnte Jahrhundert, durch Unkenntniß der Quellen der Geschichte, gebracht worden ist, hinlänglich widerlegen. Den Itz-

tiener Luitprand überlassen wir billig seinem Vaterlande, obwohl er das bedeutendste seiner Werke, die in sieben Büchern abgefaßte europäische Geschichte, zu Frankfurt am Main, wohin er sich vor der Verfolgung König Berengars flüchten mußte, abgefaßt hat; dagegen gedenken wir hier des Lothringers Regino, Abts zu Prüm im Ardennenwald, Verfasser einer Chronik in zwei Büchern, deren zweites, wie es sich den Geschichten seiner Zeit nähert, viele eigenthümliche und schätzbare Nachrichten, auch Urkunden, besonders Schreiben der Päpste, liefert. Ein anderer Sachse, Witekind, ist glücklicher als sein Namensgenosse, der unglückliche Vertheidiger der Altsächsischen Freiheit, auf dem Felde der Geschichtschreibung unsterblich geworden. Dieser Mann, der zuerst in der vaterländischen Klosterschule zu Corvey an der Weser wissenschaftlichen Unterricht empfing, nachmals aber durch den gelehrten Ruf Meginrads nach Hirschau gezogen wurde, von wo er in der Folge nach Corvey zurück kehrte, um dort selbst Lehrer zu werden, ist für uns als Verfasser einer Geschichte der Sachsen wichtig, worin die Schicksale dieses Volks von seinem Ursprunge an, die fabelhafte nur von der ungewissen Sage erzählte Ankunft und Niederlassung der Sachsen im Lande Hadolau, (dem jetzigen Hadelers Lande,) ihr Uebergang nach Britannien, ihre Theilnahme an der Zerstörung des thüringischen Reichs, die fränkischen Kriege, die Thronbesteigung Heinrichs I. und die Thaten seines Sohns Otto des Großen, in einer guten lateinischen Schreibart und zusammenhangender Darstellung geschildert sind. Dieses in drei Büchern abgefaßte Werk, in welchem

ein lebendiger Vaterlandsstolz und eine Kenntniß der Begebenheiten sichtbar ist, die uns zeigt, was damalige Mönche waren, ist der Tochter Ottos des Großen, Mathilde, Abtissin von Quedlinburg, und eine Zeitlang Reichsverweserin, zugeeignet.

Ein anderer verdienstvoller und, ohngeachtet geringerer Sprachkenntniß und Anordnung, an schätzbaren Nachrichten noch reicherer Geschichtschreiber, ist der oft genannte Bischof Dietmar von Merseburg, der dieses Bisthum von Kaiser Heinrich II., bei dem er Hofkaplan gewesen, 1008 empfing, und zehn Jahre hindurch bis an seinen Tod 1018 verwaltete. Seine Chronik umfaßt die Geschichte der sächsischen Könige und Kaiser, und ist in Ansehung Heinrichs II., meist aus eigener Anschauung geschöpft. Aus seinen Erzählungen von Träumen, Vorbedeutungen und Geistererscheinungen, besonders der schauerhaften, wo die Todten des Nachts in der Kirche den Gottesdienst der Lebendigen nachäffen, und der Priester, der sich in ihre Mitte wagt, seine Kühnheit mit dem Leben bezahlt, läßt sich die Denkungsart seiner Zeit besser als aus kunstreichen Entwicklungen kennen lernen.

Auch ein schriftstellendes Frauenzimmer aus diesem Zeitraum hat Deutschland aufzuweisen. Roswitha, eine Nonne zu Gandersheim, die griechisch und lateinisch, Geschichte und Mathematik gelernt und die Bücher der Alten gelesen hatte, beschrieb ums Jahr 980 in gereimten Hexametern die Thaten Ottos des Großen, auf Befehl seines Sohns Otto II.; aus eigener Neigung aber setzte sie zum Ersatzmittel der Verenzischen Lustspiele, welche sie als den Sitten der Nonnen gefährlich zu verdrängen wünschte,

acht wohlgemeinte Schauspiele religiösen Inhalts auf, in welchen der Kampf der Liebe mit der Religion, die Bekehrung der Heiden, der Martyrertod frommer Christen, und andere Gegenstände, in für das Jahrhundert zierlicher Sprache dargestellt sind.

Alle diese und die sämtlichen Lebensbeschreiber der frühern und gleichzeitigen Heiligen bedienten sich der lateinischen Sprache; aber auf der von Otfried betretenen Bahn, die deutsche Sprache zur schriftlichen Darstellung zu gebrauchen und weiter zu bilden, schritten wenige fort. Unter ihnen war Notker Labeo, ein Mönch zu St. Gallen, (er starb 1022,) Verfasser einer deutschen Uebersetzung der Psalmen, die an Verständlichkeit und Feinheit der Sprache so hoch über Otfried, wie an Kraft des Ausdrucks über vielen spätern Psalmenübersetzungen steht, daß man fast den Schluß ziehen muß, Notker sey keineswegs der einzige deutsche Schriftsteller der sächsischen Periode gewesen, wenn er auch der einzige ist, der sich erhalten hat. *)

Außer diesen Schriftstellern besitzen wir ein für die Sittengeschichte des Zeitalters ungemein

reichhaltiges Buch an der Sammlung von Kirchengesetzen (Magnum Decretorum Volumen), welche der Bischof Burchard von Worms, der mit Heinrich II. in einem Jahre (1024) starb, in zwanzig Büchern veranstaltet hat. Die Gestalt, in welcher bei Burchard wie bei Dietmar der damalige Deutsche erscheint, macht es allerdings sehr bemerkbar, daß der kriegerischen Rohheit des Dienststandes die edle Schule des Ritterthums noch abging, und daß die Geistlichkeit den Weltlichen viel zu gleich stand, viel zu sehr selbst in Staats- und Dienstverhältnisse verstrickt war, als daß ihr Lehr- und Meißeramt von großer Wirkung hätte seyn können. Wie wenig die Höflichkeitsgesetze der nachmaligen Ritterschaft damals geübt wurden, läßt sich aus dem Benehmen schließen, welches Markgraf Eckhard von Meißen und Herzog Bernhard von Sachsen gegen die kaiserlichen Prinzessinnen zu Werla beobachteten; aus andern ebenfalls im Lauf der Erzählung vorgekommenen Begebenheiten ergiebt sich die fortdauernde Gewohnheit der Entführungen und der Gottesurtheile durch den Zweikampf. So wenig mild waren die Sitten, daß Bischof Burchard klagen konnte,

*) Zur Probe diene der erste Psalm nach der Notkerschen Uebersetzung.

Der man ist salig, der in dero argon rat ne gegiang,
noh an dero sundigon ueege nestuont,
noh an demo sublstuole ne saz.

Nube der ist salig, tes uuillo an Gotes eu (Gesetz) ist, unde der dara ana denchet tag unde naht.

Unde der gediehet also uuola so der boum, der bi demo rinnenten uuazzere gesezzet ist,

der zitigo sinen uuocher gibet, noh sin loub ne riset. (fällt.)

Unde fram diehent (gedeihen) alliu, diu der boum biret unde bringet.

So uuola ne gediehent aber die argen: so ne gediehent sie.

Nube sie zefarent also daz stuppe dero erdo, daz ter uuint feruuahet.

Pedin ne erstant arge ze dero urtheildo,

noh sundige ne sizzent danne in demo rate dero rehton.

Unanda Got uuez ten ueeg dero rehton.

Unde dero argon fart uuirt ferloren.

U u u u

Mordthaten um Nichts willen, im Mauth oder aus Uebermuth, wären allein in seinem Stift in einem einzigen Jahre an fünf und dreißig begangen worden, und die Thäter hätten, statt der Neue, noch groß damit gethan. Dennoch war die Strafe des Mords, die schon unter den letzten karolingischen Königen und auch in Burchards Fesseln vorkömmt, sehr hart: dem Verbrecher wurde durch einen an den Haaren befestigten Strick die ganze Kopfhaut heruntergezogen. Dieses hieß Strafe an Haut und Haar. Solche Grausamkeit und Erlegung des Wehrgeldes sollte die Todesstrafe ersetzen, welche in den fränkischen Gegenden für Privatverbrecher noch immer nicht üblich war, obwohl sie in Sachsen, in dessen alten Gesetzen sogar auf den Diebstahl der Tod gesetzt war, herkömmlich stattfand. So findet sich bei Dietmar ein Beispiel, daß ein Kirchendieb mit dem Rade hingerichtet ward. *)

Für keinen Theil der Sittengeschichte ist das Burchardische Werk reichhaltiger, als für den Volks- und Aberglauben der damaligen Deutschen. Unter dem Verzeichniß der Sünden, die vor der Beichte abgefragt werden sollten, nimmt nemlich der Artikel heidnischer Gebräuche und abergläubiger Vorstellungen einen bedeutenden Platz ein. Hast du, heißt es unter andern, auf den Neumond gewartet, um ein Haus zu bauen oder dich zu verheirathen? Hast du am Neujahrstage deinen Tisch mit Fackeln und Speisen bereitet, oder auf den Gassen und Straßen gesungen und getanzt, oder mit dem Schwerdte umgürtet dich auf das Dach oder auf

eine Ochsenhaut an einen Scheideweg gesetzt, um zu sehen, was dir in dem künftigen Jahre begegnen würde? Oder hast du in dieser Nacht Brodt backen lassen, um, wenn es in die Höhe ginge, dein Glück zu erkennen? Bist du, um zu beten, an einen andern Ort gegangen als in die Kirche, z. B. zu einem Brunnen, zu Steinen, Bäumen oder auf Scheidewege? Hast du ein Licht angezündet, Brodt oder sonst etwas als ein Opfer dahin gebracht, dort etwas gegessen oder etwas verlangt, das dir an Leib und Seele nützlich seyn soll? Hast du Bücher oder Psalter zum Wahrsagen nachgeschlagen? Hast du geglaubt, was einige vorgeben, sie könnten Ungewitter erregen, oder die Gemüther der Menschen verändern? Hast du geglaubt, was einige gottlose vom Teufel verblendete Weiber vorgeben, daß sie zur Nachtzeit mit der Göttin Diana und einer großen Menge von Weibern auf Thieren reiten, ihr als einer Frau gehorchen und zu ihrem Dienste in andern Nächten gerufen werden? Und wenn nur diese allein in ihrem Unglauben verdürben, und nicht auch andere mit in den Untergang zögen! Der Teufel bethört ihren Verstand durch Träume, in denen er ihnen bald angenehme bald traurige Dinge, bald diese bald jene Person zeigt, und so glauben sie, diese Dinge gingen außerhalb, nicht innerhalb ihrer Seele vor.

Einige Stücke dieses Aberglaubens der Deutschen scheinen römischen Ursprungs, andere haben sich durch die Klust der Jahrhunderte, wenigstens in der Erinnerung, wenn nicht mehr im Glauben des Volks erhalten.

*) Ditmar p. 361. *Fractis cruribus rotæ superpositus.*



